This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Geſchichte Oeſterreich's,

ſeiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung ſeines Staatenvereines,

von den

älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Fünfter Band.

Zweite Abtheilung.

DIE SCHLACHT BEI NÖRDLINGEN
DEN 6. SEPTEMBER 1634.

DIE SCHLACHT BEI NÖRDLINGEN,
DEN 5. SEPTEMBER 1880.

Geschichte

Oesterreich's,

[illegible]

Völker und Länder,

[illegible]

[illegible]wickelung seines Staatenvereines,

[illegible]

[illegible]

Von

Dr. Hermann Meynert.

Fünfter Band.

[illegible]

[illegible]

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1846.

TME

Geschichte Oesterreich's,

seiner

Völker und Länder,

und der

Entwickelung seines Staatenvereines,

von den

ältesten bis auf die neuesten Zeiten.

Von

Dr. Hermann Meynert.

Fünfter Band.

Zweite Abtheilung.

Mit einem Stahlstiche.

PESTH.

Verlag von Conrad Adolph Hartleben.

1846.

TMS

am Rhein, S. 55. — Verhältniſſe in Ungarn, S. 56. — Rákóczy von Siebenbürgen mit den Schweden verbündet, S. 57. — Krieg mit Rákóczy, S. 58. — Schlacht bei Jankau, S. 59. — Torſtenſon vor Wien, S. 61. — Friede mit Rákóczy, S. 63.

Zwölftes Buch.

Von dem ſiebenbürgiſchen Frieden bis zur Beendigung des dreißigjährigen Krieges durch die weſtphäliſchen Friedensſchlüſſe; von 1645 bis 1648.

Torſtenſon's Abzug von Wien. Seine vergeblichen Unternehmungen auf Brünn, S. 64. — Friede zwiſchen Schweden und Kurſachſen, S. 65. — Niederlage der Franzoſen bei Mergentheim, S. 67. — Abermaliges Vordringen der Franzoſen, S. 68. — Schlacht bei Allerheim, S. 70. — Baierns Abfall von der Sache des Kaiſers, S. 74. — Seine Rückkehr, S. 75. — Eger von den Schweden erobert, S. 76. — Gefecht bei Plan, S. 77. — Wrangel's Abzug aus Böhmen. Bedrängniß der Schweden, S. 78. — Trennung des kaiſerlichen und des baieriſchen Heeres, S. 79. — Neues Vordringen der Franzoſen und Schweden, S. 80. — Gefecht bei Zusmarshauſen. Holzapfel's Tod, S. 81. — Verwüſtung Baierns durch Franzoſen und Schweden, S. 82. — Neues kaiſerlich-baieriſches Heer, S. 83. — Abzug der Franzoſen und Schweden aus Baiern, S. 84. — Königsmark's Unternehmung auf Prag, S. 85. — Eroberung der Kleinſeite, S. 86. — Die Prager Burg in den Händen der Schweden, S. 87. — Vertheidigungsanſtalten der Prager, S. 88. — Beſchießung der Alt- und Neuſtadt, S. 91. — Abgeſchlagener Sturm, S. 92. — Buchaim's Niederlage. Verluſt von Tabor, S. 93. — Die Prager Compagnien, S. 94. — Mehre Plätze von den Schweden genommen, S. 95. — Verproviantirung Prags, S. 96. — Bewaffnung der Prager Geiſtlichkeit, S. 97. — Vergebliche Aufforderung, S. 98. — Stürme und Ausfälle, S. 99. — Abzug der Schweden, S. 106. — Entſchädigung und Belohnung der Prager, S. 107. — Der weſtphäliſche Friede, S. 106. — Ende des dreißigjährigen Krieges, S. 128.

Dreizehntes Buch.

Von dem weſtphäliſchen Frieden bis zu dem Tode des Kaiſers Ferdinand III.; von 1648 bis 1657.

Kriegeriſche Faſſung der jülich'ſchen Erbſache, S. 128. — Reichstag zu Preßburg, S. 130. — Ferdinand's IV. Krönung in Ungarn und Böhmen. Tod Georg Rákóczy's, S. 131. — Wahl und Krönung Ferdinand's IV. zum römiſchen König, S. 132. — Reichstag zu Regensburg, S 134. — Ohnmacht des deutſchen Reiches, S. 139. — Tod des römiſchen Königs Ferdinand IV. Erzherzog Leopold zum König von Ungarn und Böhmen gekrönt, S. 141. — Verhältniſſe zu Spanien, S. 142. — Schwediſche Gewaltthat auf deutſchem Boden, S. 143. — Schwediſch-polniſcher Krieg, S. 144. — Kaiſer Ferdinand's III. Tod, S. 148. — Kaiſer Ferdinand's III. Charakter, S. 149.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände von 1522 bis 1657.

Landesverwaltung in Oeſterreich. Hofrath, S. 150. — Raitkammer. Geheimer Rath, S. 151. — Reichsrath. Hofkriegsrath. Hofkammer, S. 152. — Einkünfte. Geiſtlicher Rath. Gewiſſensrath, S. 153. — Landgerichtsordnung. Steuern, S. 154. — Judenordnung. Dienſtbotenordnung, S. 155. — Vagabunden. Zigeuner. Weingartenordnung, S. 156. — Feuerordnung, S. 157. — Handwerkerordnung, S. 158. — Müller- und Bäckerordnung, S. 159. — Fleiſcherordnung, S. 160. — Zunftordnung, S. 161. — Bürgereid, S. 167 — Gewicht und Maß, S. 168. — Polizeiliche Vorſchriften, S. 169. — Verordnung gegen Trunkſucht, Völlerei und Laſter, S. 170. — Strafen der Gottesläſterung, S. 171. — Kleiderordnung, S. 175. — Verbot des übertriebenen Luxus bei Mahlzeiten, S. 180. — Wuchergeſetze, S. 182. — Verfügungen gegen Vagabunden, Bettler, Narren, S. 183. — Strafe der Pasquillanten, S. 184. — Sanitätsweſen. Spitalordnung, S. 185. — Aerztliche Taxe, S. 186. — Apothekerordnung, S. 187. — Hexenprozeſſe, S. 188. — Hofſtaat, Hofleben, Etiquette und Feſte, S. 194. — Wiſſenſchaften, S. 207. — Künſte, S. 211. — Erfindun-

gen, S. 213. — Postverbindung, S. 214. — Kriegswesen. Regimenter-Eintheilung, S. 215. — Fußvolk, S. 216. — Reiterei. Generalstab. Geniecorps. Feldmarschall, S. 218. — Hofkriegsräthe. Verpflegung des Heeres. Sold, S. 219. — Musterung. Bewaffnung, S. 220. — Artillerie, S. 223. — Geist des Heeres, S. 224. — Löhnung. Militärische Strafen, S. 225. — Kriegsfrevel, S. 226. — Taktik. Schanzen, S. 228. — Belagerungskunst, S. 229.

Vierzehntes Buch.

Von dem Regierungsantritte Leopold's I. bis zum Nimweger Frieden; von 1657 bis 1679.

Kaiserwahl Leopold's I., S. 232. — Rákóczy's Absetzung, S. 233. — Rákóczy's Widerstand, S. 234. — Sein Tod. Aelterer Rheinbund, S. 235. — Pyrenäischer Friede. Kemény Fürst von Siebenbürgen, S. 236. — Apaffy Gegenfürst. Kemény's Niederlage und Tod, S. 237. — Reichstag zu Preßburg, S 238. — Verhandlungen mit der Pforte, S. 239. — Wiederausbruch des Türkenkrieges. Niederlage bei Neuhäusel, S. 240. — Belagerung und Eroberung Neuhäusels durch die Türken, S. 241. — Fall anderer Plätze, S. 242. — Zrinyi's siegreicher Winterfeldzug, S. 243. — Weitere Kriegsvorfälle, S 244. — Die Türken erobern Serinvár, S. 245. — Fall anderer Plätze. Sieg bei St. Benedikt, S. 246. — Niederlage der Türken bei St. Gotthard, S. 247. — Eisenburger Friede mit den Türken, S. 250. — Aachener Friede. Permanenter Reichstag, S. 251. — Verhältnisse zu Ludwig XIV., S. 252. — Krieg gegen Frankreich, S. 253. — Friedenscongreß in Nimwegen. Friedensschlüsse, S. 255. — Verschwörung in Ungarn gegen Kaiser Leopold, S. 256. — Entdeckung und Unterdrückung des Aufstandes, S. 257. — Hinrichtung der Rebellenhäupter. Fortgang des Aufstandes, S. 259. — Innerer Krieg in Ungarn, S. 260. — Der Aufstand in Ungarn durch Tökölyi fortgesetzt, S. 263.

Fünfzehntes Buch.

Von dem Frieden von Nimwegen bis zu dem Tode Kaiser Leopold's I.; von 1679 bis 1705.

Landtag in Oedenburg, S. 263. — Tökölyi's Bündniß mit den Türken, S. 264. — Krieg der Pforte gegen den Kaiser, S. 265. — Der Türken Einbruch in Ungarn und Oesterreich, S. 266. — Ihr Marsch gegen Wien, S. 267. — Wiens zweite türkische Belagerung, S. 268. — Hoffnung des Entsatzes, S. 274. — Des christlichen Heeres Sieg und Wiens Befreiung, S. 275. — Die Beute, S. 276. — Freudenfeier der Entsatzes, S. 277. — Rückzug der Türken, S. 278. — Niederlage der Türken bei Parkany, S. 279. — Gran wiedererobert, S. 280. — Einnahme von Visségrád. Desgleichen von Waizen und Pesth, S. 281. — Peter Szápáry. Siege der Kaiserlichen, S. 282. — Fruchtlose Belagerung Ofens, S. 283. — Winterkrieg. Feldzug von 1685, S. 284. — Gran entsetzt. Neuhäusel erobert, S. 285. — Streifzüge in Kroatien. Kaschau's Uebergabe, S. 286. — Feldzug von 1686, S. 287. — Belagerung und Eroberung von Ofen, S. 288. — Einnahme anderer Plätze, S. 289 — Bestimmung der österreichischen Erbfolge in Ungarn. Sieg bei Mohács, S. 290. — Siebenbürgen wird kaiserliche Schutzprovinz, S. 291. — Belgrad erstürmt, S. 292. — Weitere Siege der Kaiserlichen. Usurpationen Ludwig's XIV., S. 293. — Waffenstillstand zwischen Deutschland und Frankreich, S. 295. — Augsburger Allianz. Ludwig's XIV. Kriegserklärung an den Kaiser, S. 296. — Krieg gegen Frankreich, S. 297. — Friede von Ryswick, S. 301. — Feldzug von 1689 gegen die Türken, S. 302. — Eroberung von Nissa, Widdin ꝛc. im Feldzug von 1690, S. 303. — Belgrad und andere Plätze verloren. Sieg bei Szalankemen, S. 304. — Eroberung Großwardein's. Veteranihöhle, S. 305. — Niederlage bei Lugós, S. 306. — Schlacht bei Olasch. Unruhen in Ungarn unterdrückt, S. 307. — Feldzug von 1697, S. 308. — Prinz Eugen's von Savoyen Sieg bei Zenta, S. 309. — Streifzug Eugen's in Bosnien, S. 310. — Friede von Karlovicz mit den Türken, S. 311. — Die spanische Erbfolge, S. 312 — Theilungsverträge über das künftige spanische Erbe, S. 313. — König Karl's II. von Spanien Testament zu Gunsten der Bourbons, S. 318. — Philipp von Frankreich erhält die spanische Krone, S. 319. — Des Kaisers Protestation, S. 320. — Große Allianz, S. 321. —

Spaniſcher Erbfolgekrieg, S. 322. — Franz Rákóczy's Empörung in Ungarn, S. 327. — Kaiſer Leopold's I. Tod, S. 331. — Sein Charakter und ſeine Perſönlichkeit, S. 332. — Seine Erwerbungen und ſeine Kinder, S. 333.

Sechzehntes Buch.

Die Regierungszeit Kaiſer Joſeph's I.; von 1705 bis 1711.

Kaiſer Joſeph I. Fortgang des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, S. 334. Vertreibung der Franzoſen aus Italien, S. 335. — Siege der Alliirten in den Niederlanden, S. 336. — König Karl von Spanien mit Mantua belehnt, S. 337. — Fortgang des Krieges, S. 338. — Ludwig XIV. ſucht Frieden, S. 339. — Fruchtloſe Friedensunterhandlungen in Gertruidenburg. S. 340. — Kriegeswechſel, S. 341. — Kaiſer Joſeph und die ungariſchen Mißvergnügten, S. 342. — Rákóczy als Oberhaupt der Conföderation, S. 343. — Siebenbürgen dem Kaiſer wieder unterworfen, S. 344 — Rákóczy erzwingt die Huldigung als Fürſt von Siebenbürgen. Decret von Onod, S. 345 — Ende der Herrſchaft Rákoczy's in Siebenbürgen, S. 346. — Verfall und Niederlagen der Conföderation, S. 347. — Friedensantrag des Kaiſers, S. 348. — Rákóczy's Entfernung, S. 349. — Unterwerfung der Conföderirten, S. 350. — Friedensvertrag mit Denſelben. Rákóczy's Tod, S. 351. — Kaiſer Joſeph's I. Tod. Sein Charakter, S. 352.

Siebzehntes Buch.

Vom Regierungsantritte Kaiſer Karl's VI., bis zu deſſen Tode und dem Erlöſchen des habsburgiſchen Mannsſtammes; von 1711 bis 1740.

Kaiſer Karl VI., S. 353. — Fortſetzung des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, S. 354. — Einſeitige Unterhandlungen Englands. Geringe Kriegsergebniſſe, S. 355. — Einzelne Verträge, S. 356. — Separatfriede von Utrecht, S. 357. — Kaiſer Karl ſetzt den Krieg fort. Kongreß zu Raſtadt, S. 358. — Friedensſchluß zu Baden. Eroberung der ſpaniſchen Niederlande, S. 359. — Bündniſſe. K Karl's Krönung in Ungarn, S 360. — Die pragmatiſche Sanction, S. 361. — Ausbruch des Türkenkrieges, S. 362. — Sieg bei Peterwardein, S. 363. — Eroberung von Temesvár. Die Walachei zinspflichtig. S 364. — Sieg und Eroberung von Belgrad, S. 365. — Friede von Paſſarovicz mit den Türken, S. 367. — Quadrupelallianz gegen Spanien, S. 378. — Waffenſtillſtand im Haag, S. 369. — Kaiſer Karl tauſcht Sicilien gegen Sardinien ein, S. 370. — Anerkennung der pragmatiſchen Sanction in Oeſterreich und Deutſchland, S. 371. — Ungariſche Landtage. Aufſtand der Rascier unterdrückt, S. 372. — Kongreß zu Cambray. Friede und Bündniß mit Spanien, S. 373. — Hannöverſche Gegenallianz, S. 374. — Schutzbündniſſe des Kaiſers, S. 375. — Kongreß zu Soiſſons. Spaniens Rücktritt von dem öſterreichiſchen Bündniſſe, S. 376. — Tractat von Sevilla, S 377. — Streitigkeiten über die Beſitzthümer in Italien, S. 378 — Die polniſche Krone, S. 379. — Krieg gegen Frankreich, Spanien und Sardinien, S. 380. — Feldzüge in Italien und am Rheine, S. 381. — Präliminarien und Definitivfriede, S. 383. — Toscana fällt an Herzog Franz von Lothringen. Oeſterreichiſch-ruſſiſcher Krieg gegen die Türken, S. 384. — Niſſa erobert und wieder verloren, S. 385. — Mehadia desgleichen, S. 386. — Schlacht bei Krozka. Die Türken vor Belgrad, S 387. — Belgrader Friede mit der Pforte, S. 388. — Kaiſer Karl's VI. Tod, S. 390. — Erlöſchen des habsburgiſchen Mannsſtammes, S. 391.

Innere Verhältniſſe und Culturzuſtände; von 1657 bis 1740.

Juſtiz und Polizei, S. 392. — Ungariſcher königlicher Statthaltereirath, S. 393. — Ungariſche Hofkanzlei. Verwaltung der Geſpanſchaften. Bezirkstafeln, S. 394. — Beſondere Behörden. Länderbeſtand, S. 395. — Kriegsweſen, S. 396. — Oberſte Kriegsbehörde in Ungarn, S. 397. — Handel und Induſtrie, S. 398. — Collegium für Commerz und Manufacturweſen, S. 399. — Seidenmanufactur, S. 401. — Ausfuhr und Handelswege, S. 402. — Bierbrauerei, S. 404. — Hofleben und Etiquette, S. 405. — Hoftracht, S. 407, — Kaiſerliche Tafel, S. 409. — Jagd. Scheibenſchießen, S. 410. — Hofmuſik, S. 411. — Damenorden, S. 412. — Vergnügen und Luxus, S. 413. — Aberglauben, S. 414. — Hexenprozeſſe, S. 415. — Judenverfolgung, S. 417. — Baukunſt. Gärten, S. 418. — Künſte und Wiſſenſchaften, S. 419.

Neuntes Buch.

Vom Tode des Herzogs von Friedland bis zum Prager Frieden; 1634 bis 1635.

Die Spaltungen im proteſtantiſchen Lager, das Mißvergnügen des vorſichtigen und beſonnenen Oxenſtierna mit dem ungeſtüm vorwärts drängenden Bernhard von Weimar, endlich die allgemeine Unzufriedenheit mit Schwedens ſteigender Anmaßung, gegenüber den anderen Bundesgenoſſen, hinderten auf dieſer Seite größere Erfolge, und betrogen die Gegner des Kaiſers um die von Waldſtein's Tode erwarteten Früchte. Aber auch auf kaiſerlich-baieriſcher Seite wurde nicht die nöthige Thätigkeit entwickelt, und die gelegentlichen Anſtrengungen zerſplitterten ſich im kleinen Kriege. Am meiſten war die Oberpfalz, in welcher Herzog Bernhard nach Eroberung des feſten Schloſſes Donauſtauf ſich gegen Böhmen hin ausbreitete, den verheerenden Streifereien beider Theile ausgeſetzt. Der Kurfürſt Maximilian, in ſeinem eigenen Lande ſchwer bedrängt, ſuchte durch einen entſcheidenden Schlag ſich Luft zu machen, rückte mit Altringer und Johann von Werth vor Straubing, und eroberte es (1. April 1634), während Bernhard, ſeine bisherigen Eroberungen zum Theile preisgebend, an die obere Donau ſich hinwarf, worüber er mit dem Feldmarſchall Horn in ernſthaftes Zerwürfniß gerieth.

Bei dem zunehmenden Erkalten und der theilweiſen Abneigung der Bundesgenoſſen, begann Oxenſtierna ſchon für den ferneren Beſtand des Heilbronner Bündniſſes zu fürchten, ging deshalb zu Anfang Februars 1634 nach Halberſtadt, wo er auf die Ladung Herzog Friedrich Ulrichs von Braunſchweig die welfiſchen Fürſten und die meiſten Stände des niederſächſiſchen Kreiſes verſammelt fand, und ſuchte hier eine Vereinigung der niederſächſiſchen Stände nach den nämlichen Grundſätzen, wie die Heilbronner für Oberdeutſchland, zu bewirken. Aber er ſtieß hierbei auf große Hinderniſſe; jene Stände wollten ſich nur nothgedrungen, und weil die Hauptplätze des Landes in Feindeshand waren, zur Fortſetzung des Krieges

verſtehen, und der den Schweden immer abgeneigtere Kurfürſt von Sachſen warnte in einem offenen Ausſchreiben vor einem neuen, mit den Geſetzen des Reiches unverträglichen Bündniſſe, das Heil des gemeinſamen Vaterlandes nur im einmüthigen Zuſammenhalten beider ſächſiſchen Kreiſe erblickend. So kam es, daß zum Verdruſſe des ſchwediſchen Reichskanzlers die Verſammlung ihn mit der Erklärung abfand: die Stände würden ſich nicht von einander trennen, eine Vereinigung mit dem oberſächſiſchen und weſtphäliſchen Kreiſe verſuchen, und über die Art und Weiſe der Bildung eines evangeliſchen Ganzen auf der Frankfurter Zuſammenkunft berathen helfen.

Oxenſtierna mußte ſich vorläufig damit begnügen, daß der Krieg im Frühjahre nach ſeinen leitenden Planen begonnen hatte, und in Niederſachſen Hildesheim durch den braunſchweigiſchen Generalmajor von Uslar und Kniphauſen mit Erfolg belagert wurde. Auch kamen aus dem öſtlichen Deutſchland günſtige Nachrichten vom Kriegsſchauplatze, indem die Schweden unter dem Schotten Leslie (4. April) die Stadt Landsberg an der Warte, und unter Banér (2. Juni) Frankfurt an der Oder einnahmen. Eben ſo nöthigte den Kurfürſten von Sachſen halb gegen ſeinen Willen der Drang der Selbſterhaltung zur Fortſetzung des Kampfes gegen den Kaiſer. Von Neuem ſeine Abſichten auf Schleſien richtend, verſammelte Derſelbe im März bei Torgau ſeine Armee, welche von hier aus mit Anfang Aprils ihren Marſch unter Arnim durch die Oberlauſitz nach Schleſien antreten ſollte. Schon am 21. April berannte der Herzog Friedrich Wilhelm II. von Sachſen-Altenburg mit vier Kavallerieregimentern Bautzen, deſſen kaiſerliche Beſatzung nach der Ankunft des Kurfürſten und Arnim's capituliren mußte. Auch das von Lobkowicz verlaſſene Görlitz nahm (26. April) ſächſiſche Beſatzung ein; ebenſo beſetzten die Sachſen kurz darauf Löbau, Reichenbach und Lauban. Während nun der Kurfürſt Johann Georg nach Dresden zurück kehrte, um von den im Lande zerſtreut liegenden Truppen noch ein neues Corps zuſammen zu ziehen, rückte Arnim weiter vorwärts, folgte dem in die Gegend von Liegnitz ſich zurück ziehenden kaiſerlichen General Colloredo, griff ihn (13. Mai) in ſeiner Verſchanzung an, und ſchlug ihn nach Anfangs ſchwankendem Siege zuletzt mit einem Verluſte von vier tauſend Todten, vierzehn hundert Gefangenen, vielen Fahnen, Standarten, neun Kanonen, zwei Mörſern und allem Gepäcke,

in die Flucht. Statt nach dieſem Siege Liegnitz zu belagern, rückte Arnim jetzt auf Breslau, und ſuchte dieſe Stadt durch das Vorgeben: Johann Georg beabſichtige Nichts, als Schleſien abermals in ſeinen Schutz zu nehmen und ſein Verſprechen von 1621 jetzt erſt recht in Erfüllung zu bringen, — in Sachſens Intereſſe zu ziehen. Wirklich ließ Breslau ſich bewegen, Arnim's Erbieten anzunehmen. Aber während dieſer Unterhandlungen brachen zwiſchen dem ſächſiſchen und dem ſchwediſchen Heerführer neue Zwiſtigkeiten aus, indem Banér nach Eroberung Frankfurts an der Oder jetzt ebenfalls ſeine Unternehmungen gegen Schleſien richtete, den Oberſten Stahlhanske vorausſchickte und ſchon Großglogau auffordern ließ, Arnim aber Banér's Abſicht dadurch vereitelte, daß er ihm zuvorkam und Großglogau von Weitem mit einigen Regimentern einſchließen ließ, ſo daß dieſer Platz ſich ihm ergab, ohne erſt die ſchwediſche Belagerung abzuwarten. Banér hielt nun Arnim's Zuvorkommen für einen unter Bundesgenoſſen nicht paſſenden Eingriff; doch beſchwichtigte ihn diesmal Arnim's Beredſamkeit, und man ſchien ſich zu verſtändigen.

In dem Lande zwiſchen der Weſer und dem Niederrhein wogte ein planloſes Kriegsgetümmel fort. Der Landgraf Wilhelm von Heſſen ſchloß ſich eng' an Frankreich an, und ward mit einem Gehalte von zwölf tauſend Thalern General über ein Heer in franzöſiſchem Solde. Auf ihn ſetzten daher der Rheingraf Otto, Oxenſtierna's Stellvertreter, und der Bundesrath zu Frankfurt ihre Hoffnung, als zu Ende Februars ein ſpaniſcher Heerhaufen unter dem Marquis de la Celada aus dem Luxemburgiſchen hervordrang und bei Andernach über den Rhein ging, bis die Kriegsbewegungen des Prinzen von Oranien im Rücken dieſer Spanier ihrem weiteren Vorrücken ein Ziel ſetzten. Wichtiger war die Rüſtung der katholiſchen Stände im Münſter'ſchen und im nördlichen Weſtphalen, indem im März Benninghauſen den heſſiſchen General Holzapfel in ſeinem Quartiere an der Lippe beunruhigte und ſich dann den Weg nach Osnabrück und Paderborn bahnte, um mit dem Grafen Geleen, dem Oberanführer aller aus Minden, aus Neuburg und dem Münſter'ſchen aufgebotenen und der bei Deutz neugemuſterten Völker, etwas Entſcheidenderes zur Rettung des bedrängten Hildesheims zu unternehmen. Herzog Georg von Lüneburg ſammelte, um den feindlichen Andrang abzuwehren, (7. April) ſeine mäßigen Streitkräfte bei Hannover, und erfuhr hier, daß Geleen nach der Ein-

nahme des Paderborner Landes an die Weser auf Höxter heran dringe. Zwar drängten Georg's vorausgesendete Reiter die ersten über die Weser gesetzten kaiserlichen Regimenter zurück, aber ohne Höxter zu retten. Die protestantischen Bürger dieser Stadt, welche seit dem 14. April berannt wurde, leisteten im Vertrauen darauf, daß Herzog Georg ihnen mit seinem Heere zu Hilfe kommen werde, verzweifelten Widerstand, und wiesen die leidlichen Bedingungen Geleens zurück, bis Dieser (20. April) den Platz mit stürmender Hand nahm, und seine erbitterten Soldaten durch ein schreckliches Blutbad den Trotz der Einwohner vergalten. Man nannte Höxter's Fall den zweiten Theil von Magdeburg; die ausgebliebene Hilfe Herzog Georg's ward zum Sprichwort, denn noch lange sagte man in Westphalen von vereitelten Hoffnungen: „Höxter trau Jürgen." Nach diesem Siege wandte Geleen sich von der Weser ab, brachte unterwegs dem hessischen General, welcher zu dem niedersächsischen Heere stoßen wollte, einen schweren Verlust bei, trennte ihn von aller Verbindung mit dem Herzoge Georg, und bezwang, während Letzterer Höxter wieder nahm, die hessischen Haltpunkte an der Lippe mit großen aufgehäuften Vorräthen und Reichthümern. Georg nahm nun den Krieg mit größerem Ernste wieder auf, vereinigte sich (11. Mai) bei Soest mit Holzapfel, trieb die Gegner an die Lippe, eroberte Lünen und Hamm zurück, und verfolgte die Fliehenden bis unter die Wälle von Münster. Dann setzte er den Streifkrieg mit großem Erfolge fort, doch ohne Etwas zum Schutze des Landgrafen von Hessen zu unternehmen, welcher sich darüber heftig erzürnte und dem schwedischen Kanzler drohte, die Neutralität zu ergreifen, wenn man ihn künftig eben so im Stiche lasse. Unterdessen vereitelte jedoch der braunschweigische General den letzten Versuch der kaiserlichen Obersten in Minden, Hildesheim zu entsetzen, und zwang (27. Juli) diese lange belagerte Festung zur Uebergabe, worauf der kaiserlichen Partei in Niedersachsen nur noch Wolfenbüttel und Nienburg übrig blieben, welche durch Minden die Verbindung mit Münster, dem Waffensitze und dem Prälatenasyle, und mit Köln und der spanischen Macht nothdürftig erhielten. Herzog Georg richtete daher, aus Westphalen zurück kommend, seine und des Kaisers Waffen auf Nienburg und Minden, der unmuthvolle Landgraf Wilhelm von Hessen aber lehnte sich an den Rhein. Auch die Bauern griffen zu den Waffen und durchstreiften das seufzende Land, angeführt von Obersten ihres Standes, welchen die son-

bernischen Armee, von Frankreich, Holland, Braunschweig. Durch diese Verbindungen wurden Schwedens Macht, Ansehen und Einfluß in Deutschland, der katholischen Partei und dem Papste furchtbar.

Der Kaiser wollte Ferdinand seinen Sohn mit dem Reichstage aussöhnen. Die katholischen Churfürsten zu Churtrier und Sandpaun waren, gleich ihm, auf das mißvergnügte Gerücht Oesterreichs Herrschaft nur wenig eifersüchtig, weder der Kaiser Ferdinand auf das Kriegsheer gestürzten Herzog Karl von Lothringen in seine Gnade aufnehmen, und ihm sein Land wieder gönnen, noch Ferdinand seinen Bruder den Cardinal Infant, wenn er in Deutschland ankommen würde, den Befehl über das Heer, welches Frankreich anwerben würde, abnehmen wollte. Der Kaiser hatte seinen Sohn, den König von Ungarn, zum Oberhaupte seines Heeres bestimmt. Dieses, welches bei Schweinfurt, überging 13 Meilen weiter Main an der Rheingrafen Otto Ludwig, Generalen des heilbronner Bundes. Dagegen überschritten der Graf von Salm die Mainz Hagenau, Hirschhorn und Lahneck, um sie nicht in die Hände des kaiserlichen Heeres fallen zu lassen, nach Vertrag vom 25. Januar dem Könige von Frankreich „als Schutzherrn des katholischen Glaubens.“ Der Rheingraf aber hatte inzwischen Saalz mit Ausnahme eingenommen, und übrig (12 Meilen) bei Weimar den Herzog Karl auf das Haupt, worauf Thür, Erfurt, Heiligenstadt und alle Städte des Landgrafen über Thüringen fielen. In Franken kam dem Feinde jenes, das diesen Orts vor seinen Augen bezwang, und so auch hier ohne Widerstand den Preis fremder Gebieten und Länder erwarb. Der Rheingraf schritt also zurück, und erschien auf seinem Rückwege (11. April) Freiburg im Breisgau.

Nach langwierigen Berathungen, welche die Wiederherstellung der durch Wallenstein's Fall zerrütteten Armee nöthig machte, entschloß sich der Kaiser, der gesammten Waffenmacht in seinem älteren Sohne, dem jungen Könige Ferdinand von Ungarn und Böhmen, das sehnlich verlangte Haupt zu geben. Nach Berathung mit Altringer und Gallas war der neue königliche Führer mit fürstlichem Gefolge nach Prag geeilt, hatte den Kurfürsten von Sachsen freundlich zu erneuerten Friedensverhandlungen nach Leitmeritz geladen, am 22. Mai um Pilsen das verstärkte Heer, zehn tausend Reiter und fünfzehn tausend Mann Fußvolk, gemustert, und war, mit hinlang-

lichem Kriegsbedarf versehen, am 26. Mai, ohne für den Augenblick auf das gefährdete Schlesien Bedacht zu nehmen, auf Nabburg in der Oberpfalz gerückt.

Aber auch Herzog Bernhard war (16. Mai) von Dünkelsbühl nach der Oberpfalz aufgebrochen, und so begegnete denn die Vorhut unter Taupadel am 26. Mai dem kaiserlichen Heere. Da bereits Altringer mit acht tausend Mann bei Werth, zwischen Straubing und Donaustauf, den Strom passirt hatte (24. Mai), und schon am 25. vor Regensburg erschien, kam Bernhard in's Klare, eilte von Dietfurt auf Kehlheim und ebenfalls an den Strom. Der Schwede Lars Kagg traf, als Befehlshaber der Festung, im Vereine mit den Bürgern der protestantischen Reichsstadt, die ernsthaftesten Anstalten zur Vertheidigung. Um die Vereinigung der Gegner zu verhindern, ging Bernhard am 30. Mai über den Strom, nöthigte den Johann von Werth, sich aus dem Kloster Prüfling zurück zu ziehen, und hieb drei hundert Reiter, welche derselbe zurück gelassen, nieder. Vor der Annäherung des gesammten kaiserlichen Heeres wich Bernhard jedoch am 3. Juni nach einem blutigen Gefechte bei Regenhausen, nachdem er Verstärkung in die Stadt geworfen, und zog, die Unmöglichkeit des Entsatzes für jetzt erkennend, über den Strom oberhalb Kehlheim (5. Juni) auf Forchheim. Während er diesen Ort berannte, und Stadt am Hof am anderen Ufer der Donau erstürmt wurde, durchstreifte Johann von Werth die Oberpfalz. Bernhard sendete dem Feldmarschall Gustav Horn dringende Aufforderung, sich zum Entsatze Regensburgs mit ihm zu vereinigen, beirrte ihn aber durch willkürliche Maßregeln selbst in diesem Plane, bis die Bedrängniß Regensburgs, trotz Lars Kagg's tapferer Gegenwehr, auf das Aeußerste stieg. Zu spät ließ Bernhard von der Belagerung Forchheim's ab, und bewerkstelligte bei Augsburg seine Vereinigung mit Horn, worauf Beide abermals Zeit mit der Belagerung von Landshut verloren. Nach Erschöpfung aller Vorräthe und nachdem er die Hoffnung auf Entsatz aufgegeben, übergab endlich (26. Juli) der tapfere Lars Kagg gegen ehrenvolle Bedingungen und freien Abzug die Stadt Regensburg, deren Belagerung den Kaiserlichen in sieben Stürmen acht tausend Mann gekostet hatte.

Unterdessen setzten die Schweden die Belagerung Landshuts fort, dessen Befehlshaber, durch Altringer's Nähe ermuthigt, die Uebergabe des Platzes standhaft versagte. Aber während Altringer einige Mannschaft in

die Stadt warf, dann selbst hineilte, und Johann von Werth jenseits der Isarbrücke blieb, drangen die Belagerer Abends (22. Juli) durch die Bresche in das Schloß und richteten eine grause Verheerung in dem eroberten Orte an. In dem angstvollen Getümmel der fliehenden Besatzung und der Einwohner wurde, zweifelhaft, ob von Feindes-, ob von Freundeshand, Altringer erschossen, ein Mann, der — aus niederem Stande — lediglich durch Geschick und Tapferkeit sich zu dem Range eines Feldherrn aufgeschwungen hatte. Er wurde im Kloster Bruel bei Regensburg bestattet.

Die Freude über die Eroberung Landshuts wurde dem Herzoge Bernhard durch die Nachricht von dem Verluste Regensburgs vergällt, welchen gleichzeitige Erfolge der schwedischen Waffen, z. B. die Eroberung Friedlands und Zittau's, das Vordringen Banér's und Arnim's in Böhmen, Hildesheims Fall ꝛc. nicht ganz aufwiegen konnten.

Nach der Eroberung des wichtigen Regensburgs bahnte sich König Ferdinand durch Wegnahme mehrer festen Plätze an der Donau, besonders Donauwörths, einen Weg nach der Reichsstadt Nördlingen, welche die Kaiserlichen am 18. August 1634 erreichten und sofort zu belagern anfingen. Horn und Bernhard vereinigten hierauf ihre Kräfte, fanden sich jedoch für den Augenblick zu schwach, um Etwas unternehmen zu können, trennten sich, um sich später auf's Neue zu vereinigen, und wendeten sich auf Nördlingen, welches dringend um Hilfe bat. In der Nähe desselben angekommen, lagerten sie sich auf dem Breitwang, einem hohen und breiten Bergrücken, der ihnen sowohl Gemeinschaft mit Nördlingen, als die Möglichkeit gewährte, Würtemberg zu decken. Die Kaiserlichen lagerten auf dem Galgen- und Staffelberge, und waren mit ihren Arbeiten bereits bis nahe an die Stadtmauer gerückt. Die Ansicht des Herzogs von Weimar war, sofort die Kaiserlichen anzugreifen; Horn aber fand es für angemessener, eine Verstärkuug nach der Stadt zu werfen, was Bernhard auch bald darauf (24. August) glücklich vollführte. Mit den dritthalb hundert Musketieren, welche er in die Stadt warf, ward dem entschlossenen Stadthauptmann Melsch und den Vertheidigern — Bürgern und Soldaten — zugleich innerhalb sechs Tagen Hilfe zugesagt.

Zehn Tage blieben die Schweden so auf dem Breitwang, sich ebenfowohl zur Schlacht rüstend, als mit steten Veränderungen in ihrer Au

ſtellung beſchäftigt, ohne jedoch zu einem beſtimmten Entſchluſſe kommen zu können. War man einmal zu einer Schlacht entſchieden — und dies ſchien, inſofern man Nördlingen befreien wollte, unvermeidlich, — ſo wäre dieſe Zeit dazu ſehr geeignet geweſen, denn noch waren die Truppen der Oeſterreicher nicht alle verſammelt — man erwartete noch die ſpaniſchen Truppen unter dem Kardinal-Infanten und die Baiern unter Johann von Werth. Da man jedoch auch im ſchwediſchen Lager der Ankunft des Rheingrafen und des Generals Kratz entgegen ſah, ſo glaubte Horn hierin einen Vorwand zu finden, ſich jedem Angriffe um ſo entſchiedener zu widerſetzen.

Unterdeſſen hatten ſich der Kardinal-Infant mit den Kaiſerlichen und Lars Kagg mit den Schweden vereinigt, zu welch' Letzteren auch einige Regimenter des Rheingrafen geſtoßen waren. Obwohl nun Horn ſich noch immer jedem Angriffe widerſetzte und durchaus die Ankunft des Rheingrafen ſelbſt abwarten wollte, ſo wußte doch Bernhard durch ſeinen eifrigen Ausſpruch: „wir müſſen ſchlagen; ich habe der bedrängten Stadt Hilfe verſprochen und muß mein fürſtliches Wort halten" — in den darüber gepflogenen Berathungen endlich die Stimmenmehrheit für ſich zu gewinnen, und die höheren, wie niederen Officiere für die Schlacht zu bewegen.

Die Kaiſerlichen hatten auf die Nachricht vom Anmarſche des Gegners ihre befeſtigte Stellung, welche ſie zur Belagerung Nördlingens ſelbſt bezogen, theilweiſe verlaſſen und dem Arnsberge gegenüber, ſüdweſtlich der Stadt, von woher die Feinde im Anmarſche waren, eine Aufſtellung angenommen. Dieſe bildete eine Hügelreihe, die ſich etwa eine Stunde von der Stadt erhebt, dann ſtellenweiſe ſcharf nach dem Goldbach (jetzt Regenbach) zu abfällt, und vom Ländle, auf welchem der rechte Flügel der Kaiſerlichen ſtand, bis zum Allbuch, welchen der linke inne hatte, vielleicht eine Stunde Ausdehnung haben konnte. Die Fronte deckte in der ganzen Länge der Goldbach, der, wenn auch geradehin kein bedeutendes Hinderniß, nichtsdeſtoweniger doch eine erhebliche Frontdeckung bildete, indem er durch Regenwaſſer damals angeſchwollen und ſtellenweiſe ausgetreten war. Die Stellung ſelbſt wurde durch drei ziemlich markirte Kuppen in faſt gleicher Entfernung von einander bezeichnet, deren rechte, wie ſchon erwähnt, der Ländle, die mittlere der Haſſelberg, und die linke der Allbuch genannt wird. Die Schlachtlinie der Kaiſerlichen war hierdurch gerade nicht getrennt, oder unterbrochen, die Gemeinſchaft der Truppen jedoch mannigfach gehemmt.

Die kaiſerlichen Truppen bildeten den rechten Flügel, der ſich, die Ulmerſtraße etwas überſpringend, bis zum Haſſelberge zog, mithin etwa die Hälfte der ganzen Schlachtlinie einnahm. Den äußerſten rechten Flügel bildete die Kavallerie in mehren großen Geſchwadern; dann folgte die Infanterie in zehn großen Terzias — eine eilfte ſtand abgeſondert nach dem Allbuch zu — vierzig große Geſchütze vertheidigten hier den Punkt, wo der linke Flügel, die Hilfstruppen unter dem Kardinal-Infanten, ſich an die Kaiſerlichen ſchloß, zu welchen der Zugang überdies weniger durch das Terrain erſchwert war. Der obſchon ganz iſolirte linke Flügel der Kaiſerlichen auf dem Allbuch war durch mehre Schanzen geſichert.

Die Schweden verließen in der Nacht vom 5. zum 6. September ihr Lager auf dem Breitwang, und wendeten ſich bei ihrem Anmarſche zuvörderſt gegen den Arnsberg, um dann von hier aus gegen den Haſſelberg und Allbuch vorzudringen, welche beiden ſie ſchwach beſetzt wußten. Sie erreichten den Arnsberg etwa um vier Uhr Nachmittags. Wie es heißt, gewahrte man im kaiſerlichen Lager dieſe Bewegung erſt ſehr ſpät, worauf dann die Spanier unter dem Befehle des Kardinal-Infanten den Allbuch beſetzten und ſich hier verſchanzten, während die Kaiſerlichen unter dem Könige Ferdinand und Gallas ſich in der Art ſtaffelförmig aufſtellten, daß ſie ihnen die rechte Flanke decken konnten; eine Bewegung, welche nicht ſehr raſch erfolgt zu ſeyn ſcheint. Wenigſtens wurden die Kaiſerlichen durch den Angriff der ſchwediſchen Vortruppen unter den Oberſten Kratz und Sattlern noch ſehr überraſcht. Der Herzog Bernhard, dies gewahrend, drang ſofort über die Ulmer Landſtraße durch das ziemlich enge Thal des Goldbach, drängte die öſterreichiſchen Küraſſiere, welche ihm hier entgegen traten, raſch zurück, ſo daß die Oeſterreicher in die Verſchanzungen, welche ſie früher inne gehabt, zurück zu weichen begannen. Der Verabredung zwiſchen Bernhard und Horn gemäß, hätte Erſterer ſich mit dieſen Vortheilen begnügen und auf den Arnsberg zurück kehren ſollen. Doch der Oeſterreicher mangelhafte Vorbereitung nach dieſer Seite hin bemerkend und dabei von einer großen Siegeszuverſicht getrieben, drang er bis über das im Thale liegende Dorf Eberheim vor. Hier aber ſtieß er an der nördlichen Seite des Haſſelberges auf eine Verſchanzung der Spanier, von woher die Schweden plötzlich heftig beſchoſſen wurden. Mehre Angriffe darauf, von der Brigade Vitzthum unternommen, ſcheiterten gänzlich. Der Herzog mußte alſo dabei

weil ſie von dem Berge herab die Flucht der Kavallerie ihres linken Flügels gewahrte, nicht recht ihre Schuldigkeit that; genug, ihre Anſtrengungen blieben diesmal ohne Erfolg, und alle von Horn mit Einſicht geleiteten Angriffe ſcheiterten an der guten Haltung der Spanier. Der Feldmarſchall forderte nun Unterſtützung vom Herzoge Bernhard, welche Letzterer ihm auch unter dem jungen Thurn zuſendete. Doch dieſe, aus zwei Regimentern beſtehend, mußte vom linken nach dem rechten Flügel marſchiren, wodurch natürlich Zeit verloren ging; ſie traf daher nicht zur rechten Zeit ein. Ueberdies verfehlte Thurn den richtigen Angriffspunkt. Unbekannt mit dem Terrain, zog er ſich zu weit links vom Albuch, und wurde ſo in ein heftiges Gefecht mit den Italienern verwickelt, welche unter Leslie's Anführung im Begriffe waren, ſich hier zwiſchen die beiden feindlichen Flügel zu werfen. Hierbei kam es zu einem wüthenden Gefechte, in welchem Thurn ſeine Truppen ſiebzehnmal gegen die Kaiſerlichen geführt haben ſoll. Die Kavallerie des ſchwediſchen rechten Flügels eilte ihm zu Hilfe und unternahm ſelbſt einige glückliche Angriffe, mußte aber zuletzt immer wieder der kaiſerlichen Uebermacht weichen und in ihre frühere Aufſtellung am Abhange des Berges zurück gehen. Endlich blieb Nichts übrig, als vor den Kaiſerlichen zu weichen. Hierdurch wurden beide ſchwediſche Flügel getrennt, und Horn zugleich von der Seite und von vorn angegriffen. Da die Oeſterreicher ihrer Ueberlegenheit wegen ihre Truppen entweder ablöſen oder doch immer mit friſcher Mannſchaft verſtärken, die Schweden dagegen nur Leute, welche bereits gefochten hatten und theilweiſe entmuthigt waren, in's Gefecht führen konnten, ſo ſtellte ſich der Kampf ſehr bald höchſt nachtheilig für Letztere heraus. Er hatte bereits ſieben bis acht Stunden gewährt; alle Truppen waren im Gefechte, nur die Verwundeten entfernten ſich, doch mit ihnen zugleich viele andere Leute aus der Schlacht, und ſo wurden die ſchwediſchen Linien immer dünner. Alle höheren Officiere, welche um den Feldmarſchall Horn waren, baten ihn jetzt, das Gefecht abzubrechen, bevor er noch von hinten angegriffen und gänzlich von dem linken Flügel getrennt werde; doch wollte er dies nicht ohne den Rath, oder vielmehr ohne die Beiſtimmung Herzog Bernhard's unternehmen. Des Letzteren Meinung ging dahin, ihre Stellungen den Kaiſerlichen gegenüber bis zum Abende zu behaupten und dann den Rückzug anzutreten. Da es jedoch erſt wenig über Mittag, ſo war dies eine höchſt ſchwierige, ja unter den geſtalteten Ver-

hältniſſen faſt unausführbare Aufgabe. Horn ließ daher den Herzog Bernhard durch ſeinen Generalquartiermeiſter Morshäuſern hierauf aufmerkſam machen, worauf man denn dahin übereinkam, daß Horn, während der linke Flügel fern halten wollte, unter deſſen Schutze ſich allmälig abziehen und eine neue Stellung nehmen ſollte. Gedeckt durch des Feldmarſchalls Geſchütze und Truppen, ſollte dann der linke Flügel ſich gleichfalls zurück ziehen.

Horn unternahm dieſen Rückzug unter den umſichtigſten Anordnungen. Durch einen lebhaften Angriff mit ſeiner Kavallerie drängte er die Kaiſerlichen ſo weit zurück, daß es ihm möglich wurde, mit ſeiner Artillerie und Infanterie, die er ſofort zurück nahm, einen bedeutenden Vorſprung zu gewinnen. Doch ungefähr zwei Musketenſchüſſe weit von dem Berge, um deſſen Beſitz mit ſolcher Erbitterung geſtritten worden, ereilte die Schweden ein Unglücksfall, welchem weder Horn's Einſicht, noch die Tapferkeit der Seinigen zu begegnen vermochte. Nämlich in der Nähe von Hirnheim angekommen und noch beſchäftigt, ſeine Truppen ſo aufzuſtellen, um den nachrückenden Kaiſerlichen den größtmöglichſten Widerſtand entgegen ſetzen zu können, wurde plötzlich ein Theil der Reiterei des linken Flügels auf Horn's Truppen geworfen, wodurch bald Alles in Unordnung gerieth und dann in die wildeſte Flucht überging. Vergebens eilte der Feldmarſchall ſelbſt zur Arrieregarde, um hier die nöthigen Anſtalten zu treffen. Ohne auf ſeine Stimme zu hören, floh die Reiterei; das Fußvolk ſtob aus einander und verbarg ſich in dem Gebüſche und in den Schluchten; die ſchrecklichſte Verwirrung erfolgte. Horn ſelbſt wurde bei dieſer Gelegenheit mit den meiſten Officieren ſeiner Umgebung gefangen.

Während die ſchwediſchen Waffen ſo unglücklich auf dem rechten Flügel fochten, hatte ſich auch auf dem linken, wo Herzog Bernhard von Weimar befehligte, das Glück gegen ſie entſchieden. Wie es ſcheint, begann hier die Schlacht mit einiger Unordnung, indem nämlich die Kavallerie des Generals Taupadel, welche den erſten Angriff unternahm, dabei auseinander kam. Die in den Reihen der Kaiſerlichen fechtenden Ungarn und Kroaten benutzten dieſen Fehler und warfen ſich mit ſolchem Ungeſtüm auf ſie, daß ſie bis zu dem Walde in der Höhe von Eberheim, welche die Infanterie und Artillerie des Herzogs beſetzt hatte, zurück geworfen wurde. Viele der Zeitgenoſſen ſchreiben jedoch dieſen Vorgang der Liſt des Grafen Gallas z

Durch die verstellte Flucht seiner Kavallerie soll er nämlich die schwedische Reiterei in den Bereich einiger maskirten Batterien gelockt haben, wodurch sie nicht nur in Unordnung gerathen seyn, sondern auch einen bedeutenden Verlust erlitten haben soll. Doch scheint am Rande des Waldes die Sache wieder in's Gleichgewicht gekommen zu seyn. Der kühne Bernhard drang sogar so weit wieder vor, daß seine Schaaren die kaiserliche Linie durchbrachen und auf der Nördlinger Straße bis eine Viertelstunde gegen jenen Ort vordrangen; er vermochte sogar bald nach diesem Momente die Brigade Thurn's dem rechten Flügel zu Hilfe zu schicken. Bis gegen Mittag wenigstens blieben hier die Kämpfenden in ziemlich gleichem Vortheile mit einander, sey es nun, daß die Kaiserlichen mit ernstlichen Angriffen zögerten, oder daß Bernhard ihnen mit mehr Glück, als Horn, widerstand. Um diese Zeit änderte sich jedoch plötzlich die Scene. Herzog Bernhard gab nämlich um Mittag den Befehl, sich des Hasselberges zu bemächtigen, um so die beiden Flügel in Verbindung zu bringen, und zugleich den Angriff Horn's zu erleichtern. Doch dieser Bewegung traten die Kaiserlichen unter Anführung des bekannten Johann von Werth mit so entschiedener Ueberlegenheit entgegen, daß die Schweden nach rühmlichem Widerstande diesen Theil des Schauplatzes verlassen mußten. Nun drangen die Kaiserlichen von allen Seiten sowohl gegen die beiden Flügel, als auch besonders gegen diese Lücke vor. Der Kampf entbrannte auf dem linken Flügel so heftig, daß Bernhard selbst die Standarte seines Leibregimentes ergriff, um die Seinigen vorzuführen. Doch die Unordnung war bereits so groß, daß auch dieses Beispiel heroischer Hingebung seine Wirkung verfehlte. Herzog Karl von Lothringen soll in dem hierbei entbrannten Handgemenge dem Herzoge Bernhard die Standarte aus der Hand gerissen haben. Endlich blieb Diesem nach den gewaltigsten Anstrengungen Nichts übrig, als der Kavallerie zu rathen, sich zu retten. Dieser Moment war es, wo die schwedische Kavallerie, durchbrochen und auseinander gesprengt, nach allen Seiten floh und sich in das Thal stürzte, wo ein Theil sich auf die Horn'sche Colonne warf und diese in Unordnung brachte. Der Verwirrung hier zu wehren, blieb von den höheren sowohl, als niederen Officieren Nichts unversucht, doch vergebens. Mehre der höchsten schwedischen Officiere wurden bei dieser Gelegenheit gefangen genommen; der Rest der Armee aber floh oder stäubte vielmehr nach allen Richtungen auseinander. Herzog Bernhard selbst, der,

leicht am Halſe verwundet, ſein Pferd verlor, wäre der Gefangenſchaft wahrſcheinlich ebenfalls nicht entgangen, wenn ihm nicht ein Hauptmann vom Taupadel'ſchen Regimente mit einem kleinen raſchen Klepper ausgeholfen hätte. Die Kaiſerlichen verfolgten ihre fliehenden Feinde mit ſo reißender Schnelligkeit, daß der Herzog Bernhard auf ſeiner Flucht durch Kannſtadt — eilf Meilen vom Schlachtfelde — kaum ein Ei verzehren konnte, um ſeinen Hunger zu ſtillen. Aber drei Meilen vom Schlachtfelde, bei Göppingen, wo der Rheingraf ſich befand und Anſtalten zur Aufnahme der Geſchlagenen traf, ließen die Kaiſerlichen von weiterer Verfolgung ab, nachdem ſie ſchrecklich in die Fliehenden eingehauen. In Neresheim fiel die geſammte Bagage des Herzogs Bernhard in die Hände der Kroaten; nur ſeine geheime Kanzlei behielt man Zeit zu verbrennen. Vier tauſend Wagen, drei hundert Cornete und Fähnlein nebſt zwölf hundert Pferden, ſo wie ferner ſechs tauſend Gefangene fielen in die Hände der Sieger, denen der Kampf nur zwölf hundert Mann gekoſtet haben ſoll. Gegen acht tauſend Leichen des ſchwediſch-deutſchen Heeres bedeckten das blutige Schlachtfeld. Unter den ſchwediſchen Gefangenen waren Horn und Kratz die beiden vornehmſten*).

Die Folgen der Nördlinger Schlacht, über deren Wichtigkeit Schweden ſich Anfangs einer beſchönigenden Selbſttäuſchung zu überlaſſen ſchien, änderten Vieles in den Verhältniſſen; aber ſie würden noch ungleich entſcheidender geweſen ſeyn, hätte der Kardinal-Infant nicht aus Beſorgniß für ſeine Niederlande ſich von dem kaiſerlichen Heere getrennt und dadurch deſſen furchtbare Einheit getheilt. Der Strom der Sieger ergoß ſich nun zunächſt über Würtemberg, wo Herzog Bernhard und der Rheingraf Otto Ludwig, die Unmöglichkeit, ſich in dem Lande zu halten, erkennend, ſich trennten, Erſterer nach dem ihm theuren Franken zog, Letzterer das entmuthigte Heer gegen den Main und den Rhein führte, um hier nöthigenfalls die Hand Frankreichs zu ergreifen. Zum Troſte Würtembergs, das von den voranbrauſenden Ungarn und Kroaten ſchrecklich mitgenommen wurde, traf (20. September) der junge König Ferdinand von Ungarn in Stuttgart ein, und brachte Schonung und Ordnung mit ſich. Im Hintergrunde aber ſtand ſchweigend das triumphirende Frankreich, welches Schwe-

*) Die Schilderung der Schlacht genau nach v Brandt a. a. O. S. 282 u. f.

dens übermächtigen Einfluß in Deutschland gebrochen sah und sich anschickte, in die verlassene Stellung nachzurücken. Franken wurde von den Kaiserlichen erobert und der Herrschaft des Herzogs Bernhard daselbst ein Ende gemacht; von den Gränzen Schwabens und dem Rheine aus streiften die Sieger bis nach Thüringen heran.

Der Heilbronner Bund lag in den letzten Zügen. In der Bestürzung, welche die Nachricht der Niederlage unter den Bundesgliedern verbreitete, zerstäubte ihre Versammlung aus Frankfurt. Sie erwarteten jetzt nur noch von Frankreich Rettung, und selbst Oxenstierna mußte in seiner Bedrängniß die alte Eifersucht bei Seite setzen und Frankreich dringend um Beistand angehen. Der Bund forderte von Frankreich die Absendung der längst zugesagten sechs tausend Mann, förmlichen Bruch mit Oesterreich und Spanien und Vertretung der Rechte der Bundesglieder bei einem künftigen Frieden. Dagegen sollten die Franzosen Breisach und alle von ihnen mit oder ohne Bundeshilfe zu erobernden Plätze im deutschen Reiche bis zum Frieden unangefochten behalten. Der sonst so karge Oxenstierna machte sogar noch größere Zugeständnisse, indem er, gegen Zahlung einer außerordentlichen Subsidie von mehren Tonnen Goldes, dem Könige von Frankreich außer Colmar und Schlettstadt noch das ganze Elsaß, so weit es die schwedischen Waffen erobert hatten, und nöthigenfalls auch Benfeld nebst dem Erzstifte Mainz anbot, unter der Bedingung, daß dieses Alles bei'm künftigen allgemeinen Friedensschlusse ohne weitere Entschädigung, als die der Krone Frankreichs gebührende Genugthuung, zurück gestellt werde. Frankreich bedurfte dieser Zugeständnisse nicht, denn es war bereits im Besitze alles dessen, was man ihm anbot; der Rheingraf hatte den Franzosen nicht nur Philippsburg, sondern auch, hoffend, jene Macht dadurch unausbleiblich in offenen Krieg mit dem Kaiser zu verwickeln, sämmtliche Städte des Oberelsasses überliefert. Bald darauf (16. October) starb der tapfere, verblendete Fürst in Worms. Frankreich aber konnte, seit es seine Erwerbungen schon in Sicherheit gebracht hatte, dem Bunde jetzt Bedingungen stellen, statt von ihm annehmen. Es kam also (10. November) zwischen Frankreich und dem Heilbronner Bunde folgende Uebereinkunft zu Stande: „Frankreich wird bei den Bundestruppen zwölf tausend Mann von deutscher oder einer anderen Nation unterhalten; den Befehl darüber führt ein dem Bunde angehöriger deutscher Fürst. Zur Verstärkung der Bundestruppen zahlt Frankreich ein- für alle Male eine halbe Million Livres, hält

am Rhein ein Heer bereit, um im Nothfalle gegen die gemeinschaftlichen Feinde handeln zu können (Letztere wurden nicht näher bezeichnet). Dafür erhält Frankreich Sitz und Stimme im Bundesrathe, und wenn das am rechten Rheinufer aufzustellende Heer mit dem Bundesheere sich vereinigt, hat der Anführer desselben in allen Kriegsangelegenheiten und Berathungen gleiche Stimme mit dem Reichsfürsten, welchen die Verbündeten zum Generalissimus ernennen werden. Ferner geben die Verbündeten alle festen Plätze auf dem rechten Rheinufer, von Breisach, welches noch zu erobern, bis Constanz, in den Schutz des Königs; auf dem linken Rheinufer aber überlassen sie ihm das ganze Elsaß und die darin gelegenen Festungen ohne Ausnahme, eben so den freien Gebrauch der Brücke bei Straßburg, bis der künftige Friede die Bedingungen der Rückgabe bestimmen wird. Sie verpflichten sich, in den eroberten Gebieten freie Ausübung der katholischen Religion in allen katholischen Kirchen zu gestatten und die Geistlichen im Genusse ihrer Güter zu lassen. Der König behält sich das Recht vor, alle Fürsten und Stände des Reichs in seinen Schutz zu nehmen, wenn sie denselben suchen; die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg aber, nebst den anderen Ständen des ober- und niedersächsischen Kreises sollen eben so, wie die Verbündeten selbst, nur in Uebereinstimmung mit dem Könige sich in Unterhandlungen mit dem Feinde einlassen." — Oxenstierna war sehr aufgebracht über diesen Vergleich, der ihm, im Verhältnisse zu den gemachten Zugeständnissen, zu wenige Vortheile darzubieten schien; aber alle seine Versuche, denselben zu verbessern, kamen zu spät. Auch würde Frankreich sich wohl noch länger Zeit zu wirklichem Kriege gegen den Kaiser gelassen haben, hätten nicht Umstände anderer Art unwillkürlich dazu gedrängt.

Den Anlaß hierzu gab der Kurfürst Maximilian von Baiern, welchen der ermordete Waldstein nicht mit Unrecht als Haupthinderniß des Friedens bezeichnet hatte. Mißtrauisch wegen der Waffenruhe des Königs Ferdinand, und in steter Besorgniß, daß der Kaiser durch Unterhandlungen mit England und Sachsen sich zu versöhnlichen Schritten gegen das kurpfälzische Haus bewegen lassen, und dadurch seine, des Kurfürsten, ängstlich festgehaltenen pfälzischen Erwerbungen bloßstellen werde, beschloß Maximilian, durch einen raschen Anfall auf Heidelberg die Lage der Dinge zu verwirren und geflissentlich Irrungen mit Frankreich herbei zu führen, wodurch die ihm unwillkommene Beseitigung des Streites scheitern müßte. Auf seinen Befehl fielen

die Generale Johann von Werth und Gronsfeld (15. November) in die Vorstädte von Heidelberg ein, sprengten, während die Reiterei am Neckar durch den Fluß setzte, das äußerste Thor und bedrohten das Schloß. Der schwedische Befehlshaber desselben, Abel Moda, wehrte sich tapfer, schlug den ersten Angriff ab, und suchte, nachdem die Baiern in die Stadt gedrungen waren, einen Vertrag zu schließen, welchen jedoch Johann von Werth ohne gleichzeitige Mitübergabe einzugehen sich weigerte. Zwar zeigte sich ein französisches Heer bei Oggersheim, wollte jedoch der Stadt nur in dem Falle zu Hilfe kommen, wenn die Verbündeten sich verpflichten würden, nicht ohne Frankreichs Genehmigung sich in die Unterhandlungen des Kurfürsten von Sachsen einzulassen. Dagegen wollte Herzog Bernhard, um die Franzosen zu einem Bruche mit Oesterreich zu treiben, Heidelberg nur unter der Bedingung einer französischen Beihilfe von sechs tausend Mann entsetzen. Die Baiern entfernten sich, kehrten aber (13. December) plötzlich zurück, besetzten Heidelberg von Neuem, und begannen, in Abwesenheit Abel Moda's, mit verstärkter Macht das Schloß heftig zu beschießen. Die wachsende Gefahr der Stadt bewog endlich die Franzosen, nachzugeben; aber Herzog Bernhard trat nun mit anderen, noch schwierigeren Forderungen hervor. Endlich gingen die ungeduldig gewordenen Franzosen (22. December) über den Rhein und unternahmen allein den Entsatz. Die in der Stadt lagernden Kaiserlichen sahen sich plötzlich von den Franzosen eingeschlossen, und es blieb ihnen Nichts übrig, als wegen freien Abzugs zu unterhandeln, welcher ihnen willig zugestanden wurde. Hiermit war der erste, offenbar feindselige Schritt Frankreichs gegen den Kaiser und das Reich geschehen, und weitere mußten, wie Schweden wohl berechnet, hieraus von selbst sich entwickeln.

Das Kriegsglück der Kaiserlichen wurde durch das vereitelte Unternehmen auf Heidelberg nicht aufgehalten. Das von den Franzosen schlecht bewachte Philippsburg wurde von Gallas, im Einvernehmen mit dem früheren kurtrier'schen Befehlshaber dieser Feste, Kaspar Bamberger, in der Winternacht zum 24. Januar 1635 erfolgreich überfallen. Zwar wurden seine Leute von dem glücklich erklommenen Hauptwall wieder vertrieben; aber sie drangen dafür auf einer anderen Seite, am rothen Thurme, ein und faßten festen Fuß. Die Franzosen mußten um freien Abzug unterhandeln, und so war Philippsburg, die gewaltige Vormauer Deutschlands, mit zahlreichem *guten* Geschütze, großen Vorräthen an Lebensmitteln und barem Gelde, wieder

in kaiſerlichen Händen. Kurz darauf eroberte (2. Februar) Johann von Werth durch einen Handſtreich Speyer, wendete ſich dann auf Landau und eroberte mehre feſte Plätze. Der Herzog von Lothringen breitete ſich unter Verwüſtungen im Elſaß aus, und erließ heftige Drohungen an den König von Frankreich ſelbſt. Augsburg ergab ſich nach langer Belagerung und langen Unterhandlungen am 13. März an Gallas, und die Heeresmacht der Kaiſerlichen drängte nun ſo unaufhaltſam gegen den Rhein hin, daß Bernhard und die Franzoſen in übler Verfaſſung über dieſen Strom abziehen mußten, und das rechte Rheinufer bis auf Mannheim verlaſſen ſtand. Die Wiedereroberung Speyers durch die Franzoſen (21. März) konnte ſie für die erlittenen Verluſte nicht entſchädigen.

Auch von ſpaniſcher Seite wurde der Krieg für die Sache des Kaiſers mit neuer Lebhaftigkeit aufgenommen. Am Morgen des 26. März erſchien eine Schaar Spanier vor Trier, bemächtigte ſich der Schanze bei St. Mathiä, näherte ſich mit Liſt dem äußeren Kranthore, welches durch eine Petarde geſprengt wurde, durchbrach dann das innere Thor und ergoß ſich in die überraſchte Stadt, welche in den Händen der Spanier blieb. Der Kurfürſt von Trier wurde gefangen genommen und, weil wegen ſeiner früheren Abtrünnigkeit vom Reiche die Acht auf ihm laſtete, in zehnjährige Haft abgeführt. Weil derſelbe ein Schützling Frankreichs war, ſo ließ König Ludwig bei dem Kardinal-Infanten um die Freiheit dieſes Kirchenfürſten gebieteriſch anhalten; doch vergebens. Hierauf erklärte Frankreich (19. Mai) an Spanien den Krieg, und ſo waren jetzt zwei neue große Mächte gegen einander in den allgemeinen Kampf verwickelt.

War auch durch die bewaffnete Einmiſchung Frankreichs die Zahl der fremden Mächte, welche wider den Kaiſer ſtanden, vermehrt, ſo begegnete er dafür in Deutſchland ſelbſt friedlicheren Geſinnungen, und ſeine Hoffnung, das Reich zu beruhigen, gewann neue Stütze. Der Kurfürſt Johann Georg von Sachſen, kein großer Charakter, doch der deutſchen Sache ehrlicher Freund, hatte mit ſteigendem Unmuthe den zunehmenden Einfluß der Fremden beobachtet, und, wie er, durch die Verhältniſſe gedrängt, bisher die Waffen gegen den Kaiſer ergriffen hatte, ſo erblickte er jetzt in der Wiederausſöhnung der Stände mit dem Kaiſer, Deutſchlands einzige Rettung. Seine Räthe, zumal ſein einflußreicher Oberhofprediger Dr. Mathias Hoe von Hoenegg, welchen die Gegenpartei dieſerhalb ſogar beſchuldigte, mit kaiſerlichem Golde beſtochen

worden zu ſeyn, waren ebenfalls dem Frieden geneigt. So kam es, daß ſchon ſeit dem Juni 1634 geheime Unterhandlungen zwiſchen Oeſterreich und Sachſen angeknüpft worden waren. Am 22. November unterzeichnete man die vorläufigen Bedingungen in der, unweit der böhmiſchen Gränze gelegenen kurſächſiſchen Stadt Pirna, und am 30. Mai 1635 den Definitivfrieden zu Prag. Der Hauptinhalt des Friedens war folgender: „Der Paſſauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede werden im Allgemeinen beſtätigt. Reichsunmittelbare Stifter, welche vor dem Paſſauer Vertrage, und alle Stifter und Orden, welche ſpäter, bis zum 12. November 1627, eingezogen wurden, behält Sachſen (gleichwie die dem Frieden beitretenden Lutheraner) auf vierzig Jahre im ruhigen Beſitze. Doch ſollen dieſelben nicht aufgelöſet und zu anderen Zwecken verwendet werden, und ihre Stimme auf dem Reichstage vierzig Jahre ruhen. Stifter und Güter, über welche im Wege Rechtens entſchieden iſt, gehören nicht hierher. Binnen jenen vierzig Jahren ſoll, wo möglich, eine letzte Einigung zu Stande gebracht werden. Gelingt dies nicht, ſo dauert der Beſitzſtand ohne Kriegserhebung fort. Fremde Völker (auch die Schweden) ſoll man mit vereinten Kräften vom Reichsboden wegſchaffen, und ihnen das in Beſitz Genommene wieder abnehmen. Die Ober- und Niederlauſitz wird als Mannlehen an Sachſen abgetreten, und Magdeburg dem ſächſiſchen Prinzen Auguſt auf Lebenszeit überlaſſen.

Zur Rechtfertigung dieſer und anderer Bedingungen wurde, während ſowohl katholiſche, als proteſtantiſche Eiferer viel an denſelben zu tadeln fanden, auf ſächſiſcher Seite angeführt: der Krieg hat Deutſchland ſchon ſo ſehr zu Grunde gerichtet, daß der Friede unbedingt nothwendig iſt. Gern hätten wir die Unterhandlungen auf Alle ausgedehnt, Alle daran Theil nehmen laſſen; aber Manche wünſchen aus Eigennutz die Fortſetzung der Fehden, Andere wagen noch nicht, ſich für das Rechte auszuſprechen. Eine Bewilligung des Beſitzſtandes auf vierzig Jahre gewährt große Sicherheit, und wenn die Katholiken keine weitere Bürgſchaft verlangen, ſo können ſich auch die Proteſtanten damit begnügen. Den Reformirten wird man übrigens den Zutritt nicht verweigern, ſondern befolgen, was Luther ſagt: weltlich wollen wir mit euch einig ſeyn, aber geiſtlich wollen wir euch meiden und haſſen.

Ungeachtet mancher Einreden, erließ der Kaiſer am 12. Juni allgemeine Aufforderungen an alle Stände, binnen zehn Tagen dem Prager Frieden *beizutreten*, an alle Deutſche, die Dienſte ſeiner Feinde bei Strafe ſogleich zu

verlaſſen. Die meiſten Stände gehorchten allmälig jener Weiſung, und eine große Anzahl deutſcher Söldner und Officiere forderte von den Schweden ihre Entlaſſung.

Zehntes Buch.

Vom Prager Frieden bis zum Tode Kaiſer Ferdinand's II.; von 1635 bis 1637.

Der Prager Friede befreite den Kaiſer von einem nahen feindlichen Nachbar. Schleſien, bisher von den Sachſen überſchwemmt, wurde jetzt von denſelben geräumt, und von den Kaiſerlichen wieder beſetzt. Das Land mußte ſich zwar dem Kaiſer unbedingt unterwerfen, erfuhr aber eine milde Behandlung. Der Kurfürſt Johann Georg, nun Bundesgenoſſe des Kaiſers, bethätigte in dieſer längſt von ihm erſehnten Stellung großen Eifer; beſonders gab er ſich alle erdenkliche Mühe, die anderen Stände nach und nach von dem ſchwediſchen Bündniſſe ab- und auf ſeine Seite hinüber zu ziehen, was ihm endlich auch in ſo weit glückte, daß die meiſten Stände der beiden ſächſiſchen Kreiſe dem Prager Frieden ſich anſchloſſen. Die Mehrzahl derſelben zeigte hierbei um ſo größere Bereitwilligkeit, da ſie bei ihren bereits zu ſehr ausgeſogenen Ländern weder im Stande waren, feindliche Armeen zu verſorgen, noch für befreundete Heere Sold und Unterhalt aufzubringen, und ſie ergriffen daher doppelt gern die Gelegenheit, ſich mit dem Kaiſer auszuſöhnen. Einer der mächtigſten Fürſten, welche dem Prager Frieden (27. Auguſt) beitraten, war der Kurfürſt von Brandenburg. Auch der unternehmende Herzog Georg von Lüneburg, welcher ſeit dem Nördlinger Tage auf die Unterſtützung der Schweden nicht mehr rechnen durfte, verließ deren Partei und ſchloß ſich dem Kaiſer an. Mit dem Landgrafen Wilhelm von Heſſen, welcher nur Zeit zu gewinnen ſuchte, zerſchlugen ſich die Verhandlungen; eben ſo mit dem Herzoge Eberhard von Würtemberg, welcher ſeine zweideutige Politik nicht aufzugeben vermochte. Den Herzog Bernhard riſſen Ehrgeiz und Ländergier auf Frankreichs Seite. Dagegen trat der Herzog Wilhelm von Sachſen und deſſen Brüder Albrecht und Ernſt, die Herzoge von Mecklenburg, der Erzbiſchof von Bremen, der Herzog von Pommern, und die Städte Hamburg, Lübeck, Bremen, Braunſchweig, Erfurt, Frankfurt a. M. ꝛc. dem Prager Frieden bei.

Schwedens Lage war sehr bedenklich. Oxenstierna, welcher dem deutschen Kriege niemals so geneigt gewesen, wie Gustav Adolf, fürchtete jetzt mehr, als je: Polen, Russen und Dänen würden sich den Feinden Schwedens zugesellen. So sehr drängte ihn die Noth, daß er (17. September) des Friedens wegen sich unmittelbar an den Kaiser wendete; aber er erhielt erst gar keine, und dann durch Sachsen nur die Antwort: man bewillige den, fast bis an die Ostsee zurück gedrängten Schweden freien Abzug in ihr Vaterland. Der Krieg nahm seinen Fortgang; aber die Idee, welche ihn entzündet, war vergessen, die erste Begeisterung, welche auf beiden Seiten ihn begonnen, der kalten Berechnung und Eroberungslust gewichen; Länder und Schätze waren jetzt das Ziel der Angreifenden, statt der geistigen Güter, um welche es Anfangs sich gehandelt; mit Einem Worte: die Poesie des großen Kampfes war dahin, und gerne eilen nun auch wir schneller über die weiteren Begebenheiten desselben hin.

Dem Kanzler Oxenstierna gelang es, sich wenigstens nach einer Seite hin Luft zu machen, indem er unter französischer Vermittelung (12. September 1635) in Stumsdorf einen sechs und zwanzigjährigen Waffenstillstand mit Polen zu Stande brachte, vermöge desselben die Schweden zwar Liefland behielten, aber ganz Preußen räumen mußten. Um dieselbe Zeit suchte der schwedische Kanzler nochmals ernstlich, obwohl vergebens, mit dem Kaiser Frieden zu schließen; ja, nachdem auch Sachsen (6. October) den Schweden Krieg erklärt hatte, schien ihr Untergang in Deutschland unvermeidlich. Hierdurch geschreckt und durch französische Anerbietungen gereizt, schloß Herzog Bernhard (26. October) einen Vertrag mit dem Könige Ludwig XIII., des Inhalts: der Herzog empfängt jährlich vier Millionen Livres, und unterhält dafür ein Heer von sechs tausend Reitern und zwölf tausend Fußgängern; zweimal hundert tausend Livres von jener Summe sind für ihn bestimmt, und nach dem Frieden verbleibt ihm ein Jahrgeld von anderthalb hundert tausend Livres. Als französischer Feldmarschall hat er den höchsten, unabhängigen Befehl gegen alle Feinde Frankreichs, wird jedoch wegen allgemeiner Plane und wichtiger Maßregeln anfragen und des Königs Befehle vollziehen. Nebenbedingungen handeln von Ersatz der Mannschaft, Werbungen, Lösung der Gefangenen u. s. w. Nach einer geheimen Zusicherung sollte Bernhard die Landgrafschaft Elsaß erhalten, und Frankreich versprach, sich dafür zu verwenden, daß ihm dieselbe, gleichwie die schwedischen Schenkungen,

im Frieden verbliebe. Seitdem dauerte in den rheiniſchen Gegenden der Krieg mit abwechſelndem Glücke der Parteien, aber immer zum Jammer der Einwohner fort, und während Einige Bernhard's Entſchluß und ſeine Anſtrengungen der deutſchen Freiheit zuträglich nannten, ſprachen Andere: er hat den Krieg dem Frieden, den König dem Kaiſer, die Fremden den eigenen Landsleuten vorgezogen, und dient dem Ehrgeize Frankreichs und Richelieu's als Mittel, während er glaubt, ſelbſtändig eigene Plane zu verfolgen.

Unterdeſſen ermannten ſich auch die Schweden; Oxenſtierna traf von Neuem die kräftigſten Anſtalten zur nachdrücklichen Führung des Krieges, und den Oberbefehl über die ſchwediſche Armee erhielt, nach Horn's Gefangennehmung, jetzt Johann Banér, ein Mann in der Kraft ſeiner Jahre, der ſein Feldherrngenie an den Thaten und dem Ruhme ſeines gefallenen Königs herangebildet hatte, unbeugſam, unermüdlich, in Anſtrengungen und Ausſchweifungen gleich ſehr ausdauernd, kurz ein Anführer, ganz ſo, wie ihn der verzweifelte Zuſtand der ſchwediſchen Angelegenheiten erforderte. Der Tod ſeines Königs hatte ihn, der damals an ſeinen bei Nürnberg erhaltenen Wunden darnieder lag, ſo ergriffen, daß er in einem Augenblicke Alles verlaſſen wollte. Nur Oxenſtierna's Bitten hielten ihn damals zurück, und bewogen ihn, den Befehl an der Elbe zu übernehmen. Er ſtand gerade vor Prag, als ihn die Nachricht der Niederlage von Nördlingen ereilte und ihm zugleich die traurige Pflicht auferlegte, mit der letzten ſchwediſchen Armee auf deutſchem Boden den Rückzug anzutreten. Er war mit ſeinem Corps in Magdeburg angekommen, als der Kanzler dort eintraf. Es mochte zwiſchen fünfzehn und ſechzehn tauſend Mann ſtark, aber wenig zum Schlagen bereit, auch dürften darunter kaum mehr, als zwei bis drei tauſend Schweden und Liefländer, geweſen ſeyn. Der große Reſt beſtand aus Deutſchen, in der Mehrzahl Flüchtlinge aus den öſterreichiſchen Erbländern. Welches der Zuſtand dieſer Armee war, geht am beſten daraus hervor, daß ſie ſich des Kanzlers verſichern wollte, um ihn den Sachſen zu überliefern!

Ein Sieg des ſchwediſchen Generallieutenants Ruthven bei Dömitz über den ſächſiſchen General Baudis (22. October), der den ſchwediſchen Dienſt mit dem ſächſiſchen vertauſcht hatte, ſo wie eine Verſtärkung unter Torſtenſon, der ihm zwei tauſend Reiter und ſechs Regimenter aus Preußen zugeführt, ſetzten Banér bald darauf in Stand, ſeine Operationen auf's Neue zu beginnen. Der Kurfürſt von Sachſen, Pommern bedrohend, wurde plötz-

lich durch Banér's Uebergang über die Elbe mitten im Winter in ſein Land zurück geſcheucht, das jetzt der Tummelplatz eines, von Parteiwuth und Rache gleich ſehr entflammten Heeres ward. Das Herbeirücken eines kaiſerlichen Hilfsheeres unter Hatzfeld, mit welchem ſich der Kurfürſt vereinigte, bewog Banér zum Rückzug nach Werben, worauf dann Magdeburg, Havelberg, Brandenburg, ja Werben ſelbſt nebſt mehren anderen kleineren Plätzen, den Schweden verloren gingen. Nach mannigfachen Hin- und Hermärſchen, ſo wie auch nach Vereinigung mit mehren Truppenabtheilungen, wodurch ſich die Schweden der öſterreichiſch-ſächſiſchen Armee einigermaßen gewachſen glaubten, ſuchte Banér eine Schlacht. Die Bewegung der Kaiſerlichen gegen die Mittelmark, wo ſie nicht unerhebliche Fortſchritte machten, ſo wie deren ſpätere Verſuche, ſich mit dem General Klitzing, der zur Belagerung von Brandenburg mit etwa vier tauſend Mann entſendet geweſen, und mit einigen anderen Truppen wieder zu vereinigen, führten endlich zu der Schlacht von Wittſtock, die Banér's Kriegsruhm zu begründen diente.

Banér hatte einen Angriff auf die Werbener Schanze gemacht, welche nach ſeinem Abzuge in die Hände der Verbündeten gerathen war. Die Kaiſerlichen erſchien bald darauf in Perleberg, um ſich von hier aus auf einem großen Umwege über Wittſtock und Zedenick mit dem General Klitzing und anderen Regimentern zu vereinigen. Auf die Nachricht, daß die Kaiſerlichen gegen Wittſtock ſich gewendet, hob Banér die Belagerung auf, und zog gegen Wuſterhauſen und Ruppin, um jene beabſichtigte Vereinigung zu hintertreiben. Die Verbündeten, in ihrem Plane dadurch beirrt, mochten ſich zu lange verweilen, wodurch es Banér möglich ward, ſich ſpäter auch noch gegen Wittſtock in Bewegung zu ſetzen. Als Jene nun erfuhren, daß die Schweden nur noch drei Meilen von dieſem Orte entfernt wären, zogen ſie vor, lieber eine Schlacht anzunehmen, als ihre beabſichtigte Bewegung fortzuſetzen. Sie wählten alſo in der Nähe von Wittſtock, auf dem Schreckenberge, eine Stellung, welche ſie auch ſofort ſorgfältig zu befeſtigen anfingen.

Ganz in der Nähe von Wittſtock, weſtlich von der Stadt, liegt der Schreckenberg, der ſich weſtlich nach dem ehemaligen Kloſter Heiligengrab, und öſtlich nach der Stadt zu verflacht. Oeſtlich iſt er durch eine nur ſchmale Einſenkung von einem anderen Berge geſchieden, der dem Laufe der Doſſe dann eine Zeit lang folgt. Zur Zeit der Schlacht trennte ein Weg die beiden Berge. Die Abhänge beider Höhen waren mit Holz bewachſen, welche gleich-

wohl der Berg beherrſchte, wodurch die Bewegungen der Truppen wohl erſchwert, doch nicht gehindert wurden. Auf dem Schreckenberge nun hatte ſich die verbündete Armee ſorgfältig verſchanzt. Sie hatte auf der rechten Flanke das Kloſter Heiligengrab; links ſicherte ſie der nicht unbedeutende Abhang des Schreckenberges ſelbſt, die Fronte deckten dreizehn geſchloſſene Redouten, mit Wagen verſchränkt, hinter denen die Armee, vierzehn tauſend Pferde und ſechzehn tauſend Mann Infanterie ſtark, mit zwei und dreißig Geſchützen aufmarſchirt war. Wie es ſcheint, waren die Kaiſerlichen in ihrer alten, tiefen Stellung, in großen Terzias, während die Sachſen wahrſcheinlich nach ſchwediſcher Art, alſo in nicht bedeutender Tiefe, ſtanden. Im Rücken, am Abhange des Berges, floß die Doſſe. In einiger Entfernung vor der Fronte mußte man zuerſt durch dieſe ſelbſt ſetzen, und zwar an einem Punkte, welchen die Kaiſerlichen beſetzt hatten. Nachdem die Schweden die Kaiſerlichen von hier zurück gedrängt, recognoscirte Banér der Letzteren Stellung, fand ſie aber ſo ſtark, daß er nicht wagte, ſie in der Fronte anzugreifen. Seine Armee zog ſich demnach rechts, und ſuchte den, dem linken Flügel der Verbündeten gegenüber liegenden Berg zu gewinnen. Torſtenſon, welcher den rechten Flügel befehligte, leitete die Bewegung mit der ihm eigenen Geſchicklichkeit. Sobald jedoch die Kaiſerlichen die Vorkehrungen dazu bemerkten, gaben ſie ihre erſte Fronte auf, ſchritten zur Abwehr gegen den rechten Flügel der ſchwediſchen Kavallerie, welcher ſich der Höhe bemächtigen wollte, und warfen ſich mit der ganzen Maſſe des Fußvolks und der Reiterei auf ihn. Hierbei entbrannte ſowohl am Fuße des Schreckenberges, als auf dem ihm zur Seite liegenden kleinen Berge, ein hitziges Gefecht, das jedoch keine volle Entſcheidung herbei führen wollte. Wahrſcheinlich erklärte hier das Glück ſich nur ſehr zweifelhaft für die Schweden; ſelbſt die vom Feldmarſchall Leslie zur Unterſtützung herbei geführte Brigade zu Fuß, vermochte den Sieg nicht unbedingt an der Schweden Fahnen zu feſſeln. Es waren Regimenter, welche zehnmal zum Einhauen gekommen; der ganze ſchwediſche rechte Flügel ſchien bei dieſem unausgeſetzten Gemetzel faſt vernichtet. Darüber war der Abend hereingebrochen. Wahrſcheinlich würde jedoch auf dieſem Flügel die Sache völlig zur Entſcheidung gekommen ſeyn, wenn den Befehlen Banér's von allen Officieren genügt worden wäre. Bei'm Beginne der Schlacht hatte er nämlich eine Abtheilung ſeines Heeres unter dem Generallieutenant King und dem Generalmajor Stalhandske zur Umgehung des kaiſerlichen rechten

Flügels entſendet, zugleich auch eine Reſerve unter dem General Vitzthum zurück gelaſſen, um ſowohl den Uebergang über die Doſſe zu verhüten, als für unvermuthete Zufälle in Bereitſchaft zu ſeyn. Dieſe Reſerve ſollte nun im entſcheidenden Augenblicke heranrücken. Aber aus unbekannten Urſachen kam Vitzthum nicht. Der Weg, den die erſte Abtheilung zurück zu legen hatte, verſpätete gleichfalls deren Ankunft. Sobald jedoch jene ihre Umgehung vollendet hatte, begann auch hier ein heftiges Gefecht. Wie es ſcheint, blieb jedoch auch hier der Erfolg zweifelhaft. Die Nacht brach gleichfalls herein, ohne daß ſich der Sieg für einen der beiden Theile unbezweifelt entſchied.

Auf jeden Fall wäre jedoch des anderen Tages die Schlacht von den Schweden fortgeſetzt worden, wenn die Kaiſerlichen und Sachſen nicht die Dunkelheit der Nacht benutzt und das Schlachtfeld verlaſſen hätten. Durch Gefangene nämlich hatten dieſe erfahren, daß die ſchwediſche Reſerve noch nicht im Feuer geweſen ſey. Wenn ſie gleichzeitig auch vernahmen, daß die im Feuer geweſenen feindlichen Mannſchaften bedeutend gelitten hatten, ſo wollten ſie es doch nicht auf eine neue Schlacht ankommen laſſen. Nachdem alſo Graf Hatzfeld eiligſt einen Kriegsrath zuſammen berufen und hier erfuhr, daß die Stückknechte mit beinahe allen Munitionspferden davon geritten und daher alle Artillerie im Felde ſtehen geblieben, auch mit Erfolg nicht mehr zu verwenden wäre; daß ferner die meiſten Brigaden von dem Fußvolke beträchtlichen Schaden erlitten hätten, wurde für gut befunden, das Schlachtfeld zu räumen und ſich gegen Werben zu wenden. Dies wurde ſofort in's Werk gerichtet. Die ſchwer mitgenommene Infanterie wurde auf breiten, flachen und niedrigen Fahrzeugen (Prahmen) über die Doſſe geſetzt; die Kavallerie aber benutzte eine Furt, um ſich der feindlichen Verfolgung zu entziehen. Zwar wurde Stalhandske ſogleich mit einigen tauſend Truppen entſendet, um die Abziehenden zu verfolgen; doch brachte dieſe Unternehmung geringe Ausbeute. Deſto erheblichere Beute machten die Schweden auf dem Schlachtfelde ſelbſt. Die Kanzleien des Kurfürſten von Sachſen ſowohl, als des Grafen Hatzfeld, die geſammte Bagage (darunter des Kurfürſten Silberwagen), die in einigen tauſend Wagen beſtehende Artillerie, zwei und dreißig Geſchütze, darunter fünf halbe Kanonen, ſechs Feldſchlangen, vier Feuermörſer, acht Petarden, hundert achtzig Munitionswagen, nebſt einer großen Menge Granaten und anderen Vorräthen fielen den Schweden*). Der Verluſt der Verbündeten

*) v.

in dieser, den 24. September 1636 geschlagenen, Schlacht und auf dem Rückzuge belief sich auf fünf tausend Todte, sechs tausend Verwundete, acht tausend Gefangene, hundert fünfzig Fahnen. Auf schwedischer Seite zählte man zwei tausend Todte und fünf tausend Verwundete.

Banér's Sieg bei Wittstock verwischte großentheils die entmuthigende Wirkung der Nördlinger Niederlage, und hob das gesunkene Ansehen Schwedens, während zugleich Frankreich dadurch wieder Luft bekam. Fast ganz Brandenburg, Sachsen, Thüringen und ein Theil Frankens fiel in die Botmäßigkeit des kühn vordringenden Banér, welcher, als Krieger hart und fühllos, mit Drohungen, Gewalt und Brand Gelder zusammen trieb und, um Sachsens Abfall zu bestrafen, seinen Söldnern die ärgsten Ausschweifungen jeder Art erlaubte. Dennoch wurden Sachsen und Brandenburg in ihrer Anhänglichkeit an den Kaiser nicht erschüttert.

Mitten unter den wechselnden Ereignissen des Krieges wurde dem alternden Kaiser am Abende seines Lebens noch eine Freude bereitet. Auf seine Veranlassung wurde von dem Kurfürsten Johann Kasimir von Mainz ein Kurfürstentag nach Regensburg ausgeschrieben, um wegen einer römischen Königswahl und der Beruhigung des deutschen Reichs zu unterhandeln; der Kaiser erschien daselbst in Person. Einigen Aufschub verursachte Kurhessen, da es verlangte, man sollte vor der Wahl die übrigen, zur Beruhigung des Reichs gehörigen Punkte, besonders jenen von der Amnestie, entledigen. Da aber die anderen Kurfürsten dahin stimmten, daß es genug sey, wenn nur noch auf diesem Convente Sorge dafür getragen würde, so ging die Wahlhandlung ganz ruhig vor sich. Fünf Kurfürsten, nämlich die zwei protestantischen: Brandenburg und Sachsen, die zwei geistlichen: Mainz und Köln, und Maximilian von Baiern wählten einstimmig des Kaisers erstgeborenen Sohn, Ferdinand, zum römischen Könige. Dem Einwurfe wegen des Kurfürsten von Trier, welcher noch immer gefangen gehalten und zur Wahl nicht berufen wurde, suchten die Kurfürsten dadurch zu begegnen, daß er sich so schwerer Verbrechen gegen einige seiner Mitkurfürsten, den Kaiser, das Reich, ja auch die goldene Bulle und den Kurfürstenverein schuldig gemacht, indem er mit seiner Stimme, die er bei dieser Wahl ausländischen Potentaten zu geben gemeint, sich unzeitig und außer der Collegialversammlung heraus gelassen, daß er wenigstens zu einer gerichtlichen Verantwortung verbunden sey, deren Ausgang abzuwarten die dringenden Umstände nicht gestatteten.

Abermalige, doch minder bedeutende und ſchneller vorübergehende Unruhen, als die früheren, entſpannen ſich in Oberöſterreich. Ein Schwärmer oder Betrüger, Martin Laimbauer, Unterthan der Herrſchaft Luftenberg, der ſich göttlicher Offenbarungen und des Umganges mit Engeln rühmte, begann namentlich ſeit dem Jahre 1635 die augsburgiſche Confeſſion unter dem Landvolke zu verkünden, und fand alsbald großen Anhang. Es ſammelten ſich bewaffnete Landleute um ihn, in deren Begleitung er von einem Dorfe zum anderen zog und theils durch ſeine Predigten, theils durch Drohungen, die Leute an ſich lockte. Der Bezirk ſeiner Wanderſchaft war die Gegend um Gallneukirchen. Der Landrichter verſuchte ihn zur Ruhe zu ermahnen, aber es kam bei dieſer Verhandlung zu blutiger Schlägerei, die mehren Leuten das Leben koſtete. Man verhing eine Unterſuchung und beſtrafte die Rädelsführer. Laimbauer entfloh, verſprach aber vorher ſeinen Anhängern, bei ſchicklicher Gelegenheit zurück zu kehren und ſein Werk fortzuſetzen. Er hielt Wort; denn im Jahre 1636 trat er im Machlande neuerdings auf. Seinen Zug ordnete er mit einer gewiſſen rohen Feierlichkeit an. Voran ging ein ſchwarzgekleideter Bauer mit einem Seitengewehre und einem Stocke in der Hand; dann kamen dreißig bis vierzig ſchlagfertige junge Leute mit Feuergewehren, Stöcken und Prügeln; hinter dieſen ein Trommelſchläger, ein Pfeifer und ein Mann mit einer weißen Leinwandfahne; endlich kam Laimbauer ſelbſt, grün gekleidet, mit einem weißen Feldzeichen, und weißem Hute mit weißen und rothen Federn; ihm folgten ſein vermeintes Weib, zwei Spielleute und der übrige Haufe. Sein Thun war zu predigen, zu ſingen und zu beten, die neu zur katholiſchen Religion Bekehrten zu verdammen, und die übrigen von der Beichte und Communion abzuhalten. Anfangs achtete man dieſes Treibens wenig, und begnügte ſich, die Bewaffnung der getreuen Unterthanen anzuordnen. Unterdeſſen vermehrte ſich Laimbauer's Haufe, und er blieb jetzt nicht mehr bei Singen und Beten ſtehen, ſondern nahm, unter Androhung des Brandes, in den Dörfern Weck, Lungwitz, Schergendorf, Ober- und Niederthal, ſowohl Leute als Pferde mit ſich. Als er im Dorfe Zettſtorf übernachtete, begaben ſich mehre, von Mauthhauſen entlaufene Schiffleute zu ihm, und erkannten ihn für ihren Anführer. Nachdem er jedoch vernommen, daß ſich in Gallneukirchen und Pregarten Unterthanen mehrer Herrſchaften wider ihn verſammelt hätten, hielt er es für rathſam, ſich in eine andere Gegend zu begeben, in w[illegible] Päſſ[illegible]n ſtänden und man vielleicht lieber

ſeine Partei ergreifen würde. Er wendete ſich nach Neumarkt und ſchien nach Freiſtadt gehen zu wollen, kehrte aber plötzlich wieder in ſeinen vorigen Bezirk zurück. Es wurden Leute gegen ihn geſendet, urſprünglich zu friedlicher Vermahnung, die jedoch bald in Thätlichkeiten überging und wobei die ſchlecht disciplinirten Truppen von Laimbauer's überlegenem Haufen zurück geſchlagen wurden. Man dachte nun auf ernſtere Maßregeln zur Wiederherſtellung der Ordnung; demgemäß erließen der Landeshauptmann und die Verordneten (9. Mai) ein Patent an die näheren Herrſchaften, daß ſie zu Dämpfung des Aufſtandes ſogleich eine beſtimmte Anzahl Leute ſtellen ſollten. Die Hauptſorge des Landeshauptmanns ging zunächſt dahin, dem Laimbauer alle Päſſe zu verſperren, daß er nicht etwa in das obere Mühlviertel vordringen, oder über die Donau ſetzen, oder, wie im verfloſſenen Jahre, entwiſchen könne. Der entſchloſſene Freiherr Kaſpar von Starhemberg hatte kaum den landeshauptmannſchaftlichen Befehl, daß alle Herrſchaften eine beſtimmte Anzahl Streiter gegen Laimbauer ſtellen ſollten, vernommen, als er nicht nur jenen Antrag ſchleunigſt vollzog, ſondern auch Waffen, Munition und Lebensmittel für die Getreuen lieferte, ſich ſelbſt ſammt ſeinem Secretär an die Spitze ſeiner Unterthanen ſtellte und gegen Frankenberg aufbrach, wohin die Rebellen ſich gewendet. Sein Beiſpiel belebte auch den Muth der übrigen Getreuen, die ſich um ihn ſchaarten. Sie hatten ihren Marſch gegen die Kirche auf dem Frankenberge, wo Laimbauer's Banden eine Stellung genommen, bereits angetreten und erwarteten nur noch das Zeichen zum Angriffe, als der Landeshauptmann noch einmal die Güte verſuchen wollte und an Laimbauer Abgeordnete ſendete, die ihn zu Niederlegung der Waffen ermahnen ſollten, weil er ſonſt unausbleiblich ſammt ſeinem Anhange in das äußerſte Verderben gerathen würde. Laimbauer gab kein Gehör, und die Feindſeligkeiten begannen. Muthvoll griffen die Getreuen an. Die Rebellen ſahen ſich bald genöthigt, die nahe an der Kirche ſtehenden Häuſer zu verlaſſen, und flüchteten ſich in die Kirche ſelbſt, die eine feſte Schutzwehr gegen die Flintenſchüſſe darbot. Dieſer Umſtand machte das Gefecht lange zweifelhaft; denn Starhemberg drang zwar mit ſeinen Leuten immer bis gegen die Kirche vor, aber hier wurden ſie von den Empörern jedesmal mit einem ſolchen Feuer empfangen, daß ſie gezwungen waren, ſich wieder hinter die Häuſer zurück zu ziehen, welche dann von den Rebellen ſogleich wieder beſetzt wurden. Da Starhemberg immer an der Spitze der Seinigen focht, und, wenn ſie zurück

wichen, ihren Rückzug deckte, so wurde er durch eine Flintenkugel und durch zwei Hellebardenstreiche, wiewohl nicht lebensgefährlich, verwundet, sein Secretär an seiner Seite erschossen. Schon begannen die Getreuen zu wanken, als der Landeshauptmann ihnen gebot, die Häuser um die Kirche herum anzuzünden, damit die Rebellen dadurch gehindert würden, ihnen von da aus Schaden zuzufügen; den Eigenthümern versprach er vollkommenen Schadenersatz. Kaum fingen die Häuser zu brennen an, so eilten die Rebellen, welche sich in denselben verborgen gehalten hatten, der Kirche zu, die aber ebenfalls von der Flamme ergriffen wurde. Nun strömten die Getreuen herbei, erneuerten das Gefecht an der Kirche, und eroberten dieselbe endlich nach verzweiflungsvoller Gegenwehr. Laimbauer wurde, nachdem er eine Wunde empfangen hatte, gefangen genommen, und sein Anhang fast gänzlich aufgerieben. Die Sieger schonten in ihrer Erbitterung sogar die Weiber nicht, weil diese sich in der Kirche gegen die heranstürmenden Getreuen ebenfalls mit Wuth vertheidigt hatten. Laimbauer, der sich zuletzt sehr kleinmüthig und reuevoll zeigte, auch zum katholischen Glauben zurück kehrte, wurde hingerichtet; sein Schicksal theilten noch acht Rädelsführer; andere Schuldige wurden theils zur Festungsstrafe, theils zur Zwangsarbeit verurtheilt. Der Leichnam eines im Gefechte getödteten Rebellenführers wurde zum Frankenberger Kirchthurme hinausgehenkt; einige mit ihm gefallene Schuldgenossen von Henkershand unehrlich begraben*). Eine neue strenge Ausscheidung lutherischer Beamten und Diener war die Folge dieses Schwärmeraufstandes.

Kaiser Ferdinand II. verschied am 15. Februar 1637 im neun und fünfzigsten Lebensjahre. Der Haß der Gegenpartei hat sich auf alle Weise bemüht, sein Bild zu entstellen, aber am besten und gerechtesten hat ihn wohl der venetianische Geschichtschreiber Nani beurtheilt, indem er von ihm sagt: seine Tugenden gehörten ihm zu, seine Fehler müßte man dem Zufalle und den Zeiten zuschreiben. Ferdinand — so schildert ihn Hormayr**) — war von ansehnlicher Person, mehr hager als fett, seine Züge spitzig, das Gesicht vielmehr spanisch als deutsch, die Farbe bräunlich, die Augen blau, die Haare blond, die Lippen etwas aufgeworfen. Seine Manieren waren

*) Vergl. F. Kurz: „Geschichte der Unruhen, welche Laimbauer 1636 im Machland erregt hat;" in den „Beiträgen zur Gesch. Oesterreichs ob der Enns," II. 393 u. f.

**) Oesterr. Plutarch, VIII. 110 u. f.

groß und gut, im Umgange herzlich, ſein Anſtand, wenn er in ſeiner Herrſcherpracht auftreten mußte, wahrhaft kaiſerlich. In ſeinem Privatleben war er überaus liebenswürdig, ſeinen beiden Gemalinnen mit ſchwärmeriſcher Liebe zugethan, alſo, daß er niemals allein mit einer anderen Frau ſprechen wollte; daß nie ein ernſtliches Mißverſtändniß ſie getrennt hat; daß ſein letzter Wunſch war, zu Gratz, neben der von ihm ſo oft beweinten Anna, der Mutter ſeiner Kinder, zu ſchlummern, nicht in der Kaiſergruft. Ein ungemein zärtlicher Vater, nahm er an dem wichtigen Werke der Erziehung ſeiner Kinder thätigen und verſtändigen Antheil. Seine Söhne übergab er bis zum achtzehnten Jahre der Aufſicht der von ihm über Alles verehrten Jeſuiten; dann zog er ſie zu allen Geſchäften des Krieges und des Friedens, führte ſie förmlich in ſeinen geheimen Rath ein, und ging mit ihnen um, wie mit Brüdern. Sein Haus war das ſchönſte Vorbild für alle ſeine Unterthanen. Niemand hat noch treue Diener ſo geſchätzt durch Würden und Lohn, und was der höchſte Lohn iſt, durch unbedingtes Vertrauen ſo ausgezeichnet wie er. Wenn er in den Fall kam, Etwas ſtreng zu ahnden, ſo beſtrebte er ſich ſichtbar, Diejenigen, welche ſein Unwille getroffen hatte, durch verdoppelte Freundlichkeit wieder zu tröſten. Er nahm innigen Antheil an ihren häuslichen Angelegenheiten, und pflegte nicht ſelten ſelbſt ihrer, wenn ſie erkrankten. Sein Herz war ſo mild, daß er die meiſten Verbrecher begnadigte und ſeine Gerichtsſtellen und Feldherren ihm dagegen die ernſtlichſten Vorſtellungen machen mußten. Er duldete nicht, daß man auch nur einen Bettler ungehört von ſeinem Angeſichte gewieſen hätte, ſelbſt nicht, wenn Derſelbe mit anſteckender Krankheit behaftet war. Er hatte, der Erſte, den ſchönen Gedanken, eigene Advokaten zu beſolden, welche die Angelegenheiten der Dürftigen vertreten ſollten. Etwas abzuſchlagen, hielt er für ſchimpflich; keiner ſeiner Vorfahren war ſo großmüthig und freigebig als er geweſen, und Niemand hat durch ſeine Wohlthaten ſo viel Undank gezogen, als er. Er wurde nicht müde, viele und viele Stunden ſeiner karg zugemeſſenen Zeit mit ungemeiner Geduld dem geringſten ſeiner Unterthanen Audienz zu ertheilen. Ein einziges Mal äußerte er ſich in einer vorübergehenden ungeduldigen Aufwallung gegen einen ſeiner Vertrauten: „Gern ſchenke ich Jedermann zu jeder Zeit Gehör; aber ich würde es noch viel lieber thun, wenn ich immer Dinge hörte, die zum Nutzen des Staates oder doch Einzelner gereichen können; es iſt wohl viel ſchwerer, unnütze Dinge zu hören,

als viele." Seine Arbeitsamkeit war eben so groß, als sein Gedächtniß. Tief in die Nacht, auf der Jagd, las, schrieb und dictirte er. „Bei drei Dingen (war sein Sprichwort) sey ihm die Zeit nie lang geworden: im Gebet, im Staatsrath und auf der Jagd; — zur Thätigkeit, nicht zum Müßiggange habe der Himmel ihn auf den Thron gesetzt; — ein Fürst, der immer nur das gemeine Beste im Auge habe, dürfe seiner Gesundheit nicht allzu sorgfältig schonen; besser, er leide, als sein Beruf." Geistliche Schauspiele, Musik, Ringelrennen, vor Allem aber die Jagd, waren die Vergnügungen, welche er bei seinen vielen Sorgen sich gleichwohl nur sparsam vergönnte. Die Letztere liebte er so sehr, daß er zwischen Wien und Preßburg gar oft in Gefahr kam, von Gabriel Bethlen's Streifparteien aufgehoben zu werden. Er führte sogar mit anderen jagdliebenden Fürsten einen fortgesetzten Briefwechsel über die Menge und die Eigenschaften der erlegten Thiere. Das Wild wurde unter ihm häufig gehegt, aber dem Landmanne auch der Schaden reichlich vergütet, den es seinen Feldern anrichtete. Ferdinand war übrigens fromm, von einer Ehrfurcht für alles Hohe und Heilige durchdrungen, die eben so streng gegen die eigenen, als nachsichtsvoll gegen fremde Fehler machte. Unduldsamer Religionseifer war seine einzige Leidenschaft; aber dieser bezeichnet jede seiner Handlungen von der Wiege bis zum Grabe. Nie jedoch lieh bei ihm die Tyrannei, der Ehrgeiz oder die Habsucht den Mantel der Religion. Die Glaubensfreiheit hob er auf, aber nirgends tastete er die politische Verfassung seiner Länder an; obgleich die Bestrafung ihrer Empörung der trefflichste Vorwand, und der Sieg das über jeden Widerstand erhabene Mittel dazu gewesen wäre. Habsucht der Generale, Zügellosigkeit der Truppen, Parteiwuth haben Vieles auf seine Rechnung gesetzt, was er nie gewollt, was ihm viele schlaflose Nächte und Thränen gekostet hat. In seinen letzteren Jahren klagte er öfter darüber, „daß die Protestanten ihn haßten, da er sie doch blos aus Liebe und um sie selig zu machen, verfolge." Aus einem anderen Munde hätte das Heuchelei oder Hohn scheinen können; bei Ferdinand war es der reine Ausdruck seiner tiefsten Empfindung. Wirklich konnten auch seine Feinde der unerschütterlichen Standhaftigkeit in beispiellosen Kränkungen, Widerwärtigkeiten und Gefahren, dieser heldenmüthigen Ruhe, wenn er nur über sich selbst und sein Gewissen ruhig war, die verdiente Bewunderung nicht versagen. In den vielen Tagen der schrecklichsten Gefahr, welche er

beſtand, thronte gleichwohl immerdar die Majeſtät unveränderlichen Gleichmuths in ſeinen Zügen. Alles hatte ihn verlaſſen; ſein Vertrauen auf Gott und auf ſein Herz war ihm geblieben, und mehr bedurfte er nicht. Wie oft hat er betheuert und durch die That bewährt: „er wolle lieber Land und Leute verlieren, als wiſſentlich die Gelegenheit verabſäumen, die Lehren ſeiner Kirche auszubreiten, lieber in's Elend wandern, und Nichts als den Bettelſtab und Weib und Kind an der Hand, ſein Brot von Thür zu Thür erbetteln, als die Gott und der Kirche in ſeinen Landen zugefügten Unbilden länger mit anſehen.“ Der religiöſen Begriffe ſeiner Zeit nicht zu gedenken, bleibt es allerdings unläugbar, daß in politiſcher Rückſicht, wo Parteiwuth und Erbitterung noch in ihrem vollen Aufſtreben waren, dem Regenten eine Partei nicht unbedenklich ſeyn konnte, welche — indem ſie ſich für befugt und ſogar für verpflichtet hielt, wider den Landesherrn, falls er ſie verfolgte, die Waffen zu ergreifen um des Glaubens willen (und was hatte nicht Bezug auf den Glauben in den Zeiten der Verfolgung!) — die Fortdauer der inneren Ruhe untergrub und ihn hinderte, in den auswärtigen Geſchäften ſich zu der ihm zukommenden Stufe der Macht und des Einfluſſes aufzuſchwingen.

Weniger bekannt mag es ſeyn, daß der von den Proteſtanten als fanatiſch verſchrieene Ferdinand ſie an Aufklärung, Mäßigung und Milde in einem Punkte übertraf, wo alle Parteien ſich durch gräuliches Vorurtheil und wüthende Grauſamkeit brandmarkten: in dem Punkte der, jenes Zeitalter ſchändenden Hexenprozeſſe. Zu mehren Malen ſchritt er nicht nur gegen die Torquirwuth, ſondern auch gegen die in ſolchen Fällen übliche, habſüchtige Confiscationsluſt geiſtlicher und weltlicher Richter ein, und ſtellte die unglücklichen Opfer, gegen die man ſo gern ohne alle Form verfuhr, unter den Schutz eines geordneten richterlichen Verfahrens. Dem Biſchofe von Bamberg beſtellte er ſogar einen Gerichtspräſidenten: „damit nit mehr dergleichen Denunciationen ſo bald a captura et tortura anfangen, ſondern die Inſtruenten zuvor über alle circumstantias loci et maleficii und daß ſie ſich in ipso facto wahr befinden, genugſame Nachricht einholen.“ Wie er ſonach das Anfangen ſolcher Hexenprozeſſe mit Captur und Folter, rügte, ſo verbot er jenem Biſchofe ganz beſonders die Güterconfiscation nachdrücklich: „was aber die höchſt ſchmutzige Confiscation in dieſem Crimine anbelangt, können wir dieſe Dero Andacht durchaus nicht und unter keinerlei Vor-

wand mehr geſtatten" *). Beweis genug, daß, wenn Ferdinand in Vielem die Fehler ſeines Zeitalters theilte, er an Erbarmen und Gerechtigkeit auch häufig über demſelben ſtand.

Eilftes Buch.

Vom Regierungsantritte Kaiſer Ferdinand's III. bis zum Frieden mit dem Fürſten Rákóczy von Siebenbürgen; von 1637 bis 1645.

Ferdinand III. zählte, als er ſeinem Vater auf dem deutſchen Throne und in der Regierung der öſterreichiſchen Staaten folgte, neun und zwanzig Jahre. Seit dem Siege von Nördlingen, der unter ſeiner Anführung erfochten worden, hatte er das Vertrauen des Heeres, die Hoffnung der Beſſeren für ſich; aber er entſagte weiterem kriegeriſchen Ruhme, wohl erwägend, daß einen verabſäumten Thron ſelbſt das Glück der Waffen nicht zu ſtützen vermöge. In religiöſer Beziehung beharrte er bei den Grundſätzen ſeines Vaters; aber er ſah in ihnen mehr das nothwendige Syſtem, auf welchem Oeſterreichs Einheit und Kraft ruhe, als daß die perſönliche Heftigkeit der Ueberzeugung ihn eigentlich beherrſcht hätte, und ſo war er in der Anwendung minder ſtarr und ſtreng, und Friede und Verſöhnung lagen ihm näher, als dem tiefen, unbeugſamen Ernſte ſeines Vorgängers.

Banér's Sieg bei Wittſtock hatte den Kurfürſten von Sachſen in ſeine Lande zurück geſcheucht, Jenem das Feld neuer Thaten geöffnet. Schnell von Stellung zu Stellung eilend, eroberte der kühne Schwede Erfurt, rückte durch Thüringen in's ſächſiſche Oſter- und Pleißnerland, ſchlug die Sachſen bei Eilenburg, drang in den Kurkreis, bemächtigte ſich Torgau's und beſetzte den Elbpaß. Erſt in der Gegend von Leipzig, welche Stadt er vergeblich belagerte, brach ſich ſein Glück. Gallas näherte ſich mit ſechzig tauſend Mann, und die Schweden geriethen in die dringendſte Gefahr, bei Torgau gänzlich eingeſchloſſen und aufgerieben zu werden. Aber in dieſer Bedrängniß entwickelte ſich Banér's großer Feldherrngeiſt ſelbſt zur Bewunderung ſeiner Feinde. Durch eine Kriegsliſt die kaiſerlichen Führer über die Richtung ſeines Marſches täuſchend, ging er raſch über die Elbe und die Oder, um ſich mit Wrangel zu verbinden, fand

*) Soldan: „G[illegible] 48, S. 267 und 384.

aber hier gegen alles Vermuthen den kaiſerlichen General Maracini, der ſich bald mit Gallas verband. Durch eine neue Liſt ſeine Gegner nach einer falſchen Seite hin ziehend, ging Banér nun plötzlich über die Oder und vereinigte ſich bei Schwedt mit Wrangel, ohne ein Geſchütz, eine Fahne verloren zu haben. Die Zeitgenoſſen erkannten dieſem Zuge die Meiſterſchaft zu; Richelieu ſtellte ihn den größten Ereigniſſen an die Seite, und der ſonſt über ſeine Thaten beſcheiden urtheilende Banér durfte ſich rühmen: die Feinde hätten ihn im Sacke gehabt, aber dieſen zuzumachen vergeſſen. Die Kaiſerlichen folgten ihm und eroberten einen guten Theil Pommerns; Hunger und Mangel nöthigten ſie jedoch zum Rückzuge, und der Kurfürſt von Brandenburg konnte ſeine Anſprüche auf das Land (Herzog Bogislaw XIV. war am 20. März 1637 geſtorben und das Herrſchergeſchlecht mit ihm erloſchen) nicht geltend machen. Kaum waren die Kaiſerlichen abgezogen, ſo brach der unermüdliche Banér plötzlich wieder hervor, drang von Neuem in Thüringen vorwärts, überzog das ſächſiſche Voigtland, wo er bei Reichenbach den kaiſerlichen General Salis gefangen nahm, beſetzte Zwickau, zog vor Freiberg, das er aufforderte, mußte aber, durch den Muth der von allen Seiten heranziehenden Bergleute beunruhigt, endlich die Belagerung dieſer Stadt aufgeben, und ſchlug, durch den General Torſtenſon von der Weſer her verſtärkt, bei Chemnitz (14. April 1639) die verbündeten Kaiſerlichen und Sachſen unter den Generalen Buchheim und Maracini auf das Haupt, wobei das ſächſiſche Heer faſt vernichtet, den Kaiſerlichen allein hundert ſechs und zwanzig Officiere gefangen genommen wurden, unter welchen ſich der commandirende General Buchheim ſelbſt befand. Hierauf eroberte Banér Pirna, ohne ſich jedoch den Beſitz des feſten Sonnenſteins ſichern zu können, und drang nun in Böhmen ein, wo er auf Anklang und Unterſtützung bei den dortigen Proteſtanten rechnete. Aber dieſe Hoffnung ſchlug fehl; denn die proteſtantiſchen Herren waren ausgewandert, das Landvolk aber haßte die Schweden wegen ihrer Plünderungs- und Zerſtörungswuth, welcher Banér vergeblich durch einen ſtrengen Armeebefehl zu ſteuern ſuchte. Umſonſt hatte er mit ſiegreichem Schwerte bis unter die Mauern von Prag ſich Bahn gebrochen; unvermögend, die Stadt zu erobern, führte er ſein Heer nach Sachſen zurück.

Unterdeſſen hatte Herzog Bernhard von Weimar mit aller Kraft die Belagerung der Feſtung Breiſach angeſtrebt, an deren Beſitz er, den Fran-

zosen zum Trotze, die Gründung eines selbständigen Herzogthums knüpfen zu können hoffte. Die Franzosen selbst wünschten diese Feste, als bisherigen Stützpunkt der kaiserlichen Operationen in dieser Gegend, von ihm erobert zu sehen, wenn auch nur, um sie nachmals seinen Händen wieder zu entwinden. Die Eroberung Rheinfeldens sollte dem Herzoge den Schlüssel zur Belagerung von Breisach bieten. In aller Stille brach Bernhard am 27. Januar 1638 aus den Thälern Delbergs und von Zwingen mit etwa sechs tausend Mann auf, zog bei strenger Kälte um Mitternacht durch neutrales Gebiet zwischen Basel und Münchenstein über die Birs und an Rheinfelden vorüber, überfiel das Zeininger- und Frickthal, und lagerte sich am Rheinflecken Stein, in dessen Nähe er seine Mannschaft in verschiedenen Abtheilungen über den Fluß führte. Das Städtchen Seckingen wurde von dem ersten übergesetzten Haufen, und zugleich ein dort angelandetes großes Fährschiff genommen, und auf demselben der Oberst Schönbeck mit mehren Völkern übergesetzt. Darauf zog Bernhard auf der Schweizer Seite gegen Lauffenburg, Schönbeck auf der deutschen eben dahin. Der Ort wurde durch Ueberrumpelung genommen, ein heranziehender Entsatz zersprengt. Am 1. Februar überfiel Bernhard das deutsche Ordenshaus Bücken (Beucken), dessen Verwalter nach Rheinfelden entfloh; an demselben Tage wurde Waldshut eingenommen, aber immer lag dem Herzoge der wichtigste Paß bei Rheinfelden zumeist am Herzen. Am 5. Februar schritt er zur Belagerung, und setzte sie mit äußerstem Ungestüme fort. Vier hundert Mann wurden durch Minen in die Luft gesprengt, die Thürme und Mauern durch unaufhörliches Beschießen erschüttert, und schon drangen die Belagerer bis zum innersten Thorthurme. In dieser Noth sendete der geängstigte Commandant Briefe nach Breisach um Hilfe, mußte aber Augenzeuge seyn, wie der aufgegriffene Bote aufgeknüpft wurde. Dennoch wehrte sich die wackere Mannschaft mit verzweifeltem Muthe; schon war (28. Februar) eine neue Mauerlücke geschossen, und Ueberwältigung der Feste durch stürmende Hand augenscheinlich, als endlich an demselben Tage die ersehnten Retter in Johann von Werth und dem Duca di Savelli erschienen.

Kaum vor Bücken angelangt, ließ Johann von Werth sogleich die Wege nach Lauffenburg besetzen, um dem Herzoge den Rückweg abzuschneiden und Verstärkung vom jenseitigen Rheinufer über die Brücke zu verhindern. Bernhard dagegen stellte sich mit zwölf hundert Reitern vor Bücken

auf der Höhe auf, den Angriff der Kaiſerlichen erwartend. Letztere, in ihrer Abſicht, gerade auf Rheinfelden loszugehen, durch Bernhard's wegelagernde Reiter gehindert, blieben vier Stunden unter leichten Gefechten ſtehen, um das zurück gebliebene Fußvolk zu erwarten. Unterdeſſen gewann der Herzog Zeit, ſechs hundert Musketiere, zwei Escadronen und ſechs Kanonen über eine Fähre an ſich zu ziehen; aber es zeigten ſich auch die kaiſerlichen Fußvölker vor dem Karſchauer Walde, und rückten durch das Thal auf Rheinfelden zu. Ihnen wendete Bernhard, in gefährlicher Stellung zwiſchen der belagerten Stadt und dem feindlichen Heere, die Stirn entgegen, und hielt eine Stunde lang durch den Oberſten Hatſtein das Dorf beſetzt, durch welches der Weg vom Walde nach der Feſte führte. Da auf dieſe Weiſe der Entſatz durch Ueberflügelung mißlungen, ſo beſchloß Johann von Werth, ihn in offener Feldſchlacht auszuführen, gegen die Anſicht des überhaupt mit ihm im Zwieſpalte lebenden Savelli, welcher die Ankunft des übrigen Fußvolkes und des Geſchützes erwarten wollte. Werth beharrte auf ſeinem Entſchluſſe.

Bernhard, die Anſtalten der Kaiſerlichen wahrnehmend, rief ſein Fußvolk aus dem Dorfe Karſchau und machte ſich zum Empfange bereit. Er ſelbſt befehligte auf dem linken Flügel, die Generale Taupadel und der Graf von Naſſau auf dem rechten. Die naſſauiſchen Regimenter griffen mit ſolchem Ungeſtüm an, daß Werth's, von einem viertägigen raſtloſen Marſche ermüdete Truppen zu weichen begannen; der baieriſche Generalcommiſſär, Oberſt von Lerchenfeld, warf ſich zuerſt in die Flucht; ihm hingen ſich Ausreißerhaufen an, eine weite Strecke bis an den Wald von Taupadel's Reiterei verfolgt. Glücklicher wendete ſich das Treffen auf dem rechten kaiſerlichen Flügel, welcher den linken Bernhard's überflügelte, bis an das Schloß Bücken trieb, und ihm mehre Kanonen und Fahnen abnahm. Die verfolgenden kaiſerlichen Reiter ſahen ſich jedoch durch ein heftiges Musketenfeuer hinter den Mauern der Burg aufgehalten, und während ſich ein Theil der Sieger zur Unzeit mit der Plünderung des Weimar'ſchen Lagers verweilte, gewann Bernhard Zeit, ſeine zerſtreuten Schaaren zu ſammeln und den vorgerückten Kaiſerlichen ihre Beute wieder zu entreißen. Auf ſchwediſcher Seite fiel bei dieſer Gelegenheit nach tapferer Vertheidigung der Rheingraf Johann Philipp. Taupadel und Naſſau, um dem Herzoge beizuſtehen, ihrerſeits von der Verfolgung ihres Vortheils zurück

gekehrt, hatten den Fliehenden dadurch gestattet, sich wieder zusammen zu ziehen, und auch dem Johann von Werth Zeit gelassen, das Fußvolk auf dem rechten Flügel wieder zum Angriffe zu ordnen. So erneuerte sich der Kampf; beide Heere wechselten ihre Standpunkte, bis die Fechtenden die Nacht ereilte, Bernhard die Belagerung von Rheinfelden aufhob, und die kaiserlichen Generale Abends um zehn Uhr mit ihren Gefangenen in die befreite Feste einritten.

Während der Nacht zog sich Bernhard auf Lauffenburg zurück. Die Kaiserlichen, obschon Sieger, überließen sich zu großer Sicherheit; sie zerstreuten sich bis nach Basel und Freiburg hin, und gaben dadurch dem lauernden Feinde Gelegenheit, sie mit besserem Erfolge anzugreifen. Von der Sorglosigkeit seiner Gegner unterrichtet, ermuthigte Bernhard seine Truppen, schickte (2. März) dieselben längs dem Gebirge aus, und marschirte selbst mit dem Fußvolke und dem Geschütze von Nachmittag an die Nacht hindurch, rastete einige Stunden zwischen Oberschwerstadt und Seckingen, und erschien in der Morgendämmerung, mit Taupadel vereinigt, plötzlich vor Bücken. Johann von Werth, welcher mit den anderen Obersten in der Stadt übernachtete, wurde am frühesten die Anrückenden gewahr, hielt sie für eine auf Kundschaft ausgeschickte Partei, und machte sich zu ihrem Empfange bereit. Als sich aber das ganze Heer seinen Blicken zeigte, raffte er, so schnell die Umstände es gestatteten, einiges Fußvolk zusammen und warf dasselbe in die Gebüsche längs dem Ufer nach Rheinfelden zu. So eilig die zerstreuten Regimenter aus den nächsten Dörfern zusammen gerufen wurden, gelang es doch nur, einen geringen Theil ungefähr zwei Musketenschüsse unterhalb Rheinfeldens zwischen der Brücke und dem Warmbacher Holze aufzustellen; alle Generale befanden sich im freien Felde, aus Besorgniß, in der Feste eingeschlossen zu werden. Groß war die Verwirrung des kaiserlichen Heeres; Fähnlein und Befehlshaber genug, aber die Knechte zerstreut, die Reihen dünn. So gut man vermochte, ordnete man sich zum Widerstande; das Wahl'sche Regiment zu Fuß wurde im Walde bei Rollingen aufgestellt; andere Compagnien füllten einen ziemlich tiefen Graben; der Rest des Fußvolkes stand hinter
Reiterei. An Geschützen fehlte
wegen von Villingen nicht
Schießbedarf war in der

gel; überhaupt das feindliche Heer an Zahl wie an Ausrüſtung weit überlegen. Ohne Säumen rückte Bernhard heran; ſeinen rechten Flügel befehligte mit der Reiterei Taupadel, den linken mit Fußvolk und allem Geſchütze leitete er ſelbſt. Das im Gebüſche verſteckte kaiſerliche Fußvolk wurde bald von einer überlegenen Schaar heraus getrieben; ſein Führer, der Oberſtlieutenant Keller, fiel; die Uebrigen flohen und ließen zwei vor drei Tagen eroberte Geſchütze dem Sieger. Unter dem Feldrufe: „Emanuel“ näherte ſich Bernhard's Flügel dem kaiſerlichen Fußvolke hinter dem Graben; die Kanonen vor der Schlachtordnung gaben drei Hauptſalven nach einander und rückten nach jedem Abfeuern näher, bis endlich auf die Weite eines Piſtolenſchuſſes. Dann drangen die Oberſten Hatſtein und Forbus vom Fußvolk, Bodindorf und Roſen von der Reiterei auf den Graben los, hielten, ohne zu wanken, den Kugelregen der kaiſerlichen Musketiere aus, ſtürzten in die Vertiefung hinein und brannten nicht eher ihre Röhre ab, als bis ſie die Mündung dem Gegner faſt auf den Leib ſetzen konnten. Das kaiſerliche Fußvolk, irregeführt durch dieſen beſonderen Waffengebrauch, hatte die Lunten und die abgeſchoſſenen Musketen in den Händen, ward vom Schrecken ergriffen und ſtürzte, die Gewehre wegwerfend, in wilde Flucht. Als die Reiter das Fußvolk weichen ſahen, jagten auch ſie unaufhaltſam davon. Vier hundert Knechte warfen ſich noch glücklich den Rhein aufwärts in die Stadt; die an der Brücke fechtenden Wolf'ſchen Dragoner wurden getrennt, niedergehauen oder gefangen; der zeitig entflohene Duca di Savelli wurde unfern Kranzach von den nachhauenden Feinden eingeholt und zum Gefangenen gemacht. Johann von Werth, von ſeinen Getreuen verlaſſen, vom durchbohrten Pferde geworfen, flüchtete, entſchloſſen, Leben und Freiheit theuer zu verkaufen, zu Fuße durch das Getümmel zu den letzten Streitern, zum Wahl'ſchen Regimente, welches ſich im Walde mannhaft wehrte. Schon war die Niederlage der Kaiſerlichen entſchieden, als er an der Spitze von fünf hundert Mann die Ehre der Waffen ſeines Kaiſers aufrecht erhielt. Aber ſeine Schaar ſchmolz, der Feinde Zahl wuchs; [illegible] ſah er ſich nach dem Rückzuge um. Bereits hatten einige feindliche Esca[illegible] unter dem Oberſtlieutenant Löwenſtein den Wald umgangen; von [illegible] umringt, war für Werth keine Rettung mehr; er wurde mit [illegible] des Wahl'ſchen Regimentes gefangen, und ſo der Sieg Bern[illegible]gt. Letzterer brach jetzt nach Rheinfelden auf, während

die entflohenen Reste des kaiserlichen und baierischen Heeres die Ankunft in Ulm und an der Donau meldeten*).

Hierauf wurde (6. März 1633) zwischen Frankreich und Schweden ein förmliches Bündniß in achtzehn Artikeln gestiftet, und vermög' desselben Fortsetzung des Krieges gegen den Kaiser, das Haus Oesterreich und dessen Anhänger bis zum künftigen Frieden beschlossen; der König von Frankreich solle durch Süddeutschland, die Königin von Schweden durch Brandenburg und Sachsen mit allen Kräften gegen die kaiserlichen Erbländer vorzudringen trachten; der Bund galt vom 15. März 1633 auf drei Jahre; der König zahlt sogleich für die verflossenen Kriegsjahre viermal hundert tausend Thaler, und für die drei folgenden in zwei Terminen jährlich eine gleiche Summe. Zum ehrenvollen Frieden, die Schweden ihrerseits durch die Vermittlung der Republik Venedig, bereit, gelobten beide Theile, ihre Sache als eine und dieselbe gemeinschaftlich zu betreiben, wenn möglich, an Einem Orte, wenn nicht, an zweien (Frankreich zu Köln, Schweden entweder zu Lübeck oder zu Hamburg), mit Zuziehung aller deutschen Bundesgenossen und Freunde, jedoch so, daß an beiden Orten die gegenseitigen Agenten zugegen wären, ohne deren Mitwissen Nichts unterhandelt werden dürfe. Die übrigen Bestimmungen betrafen die Sicherheit der Bevollmächtigten aller Betheiligten auf der Friedensversammlung; Falls der Kaiser den Geleitsbrief der gemeinschaftlichen Bundesgenossen verweigere, sollte Sicherheit wenigstens Denen schriftlich verbürgt werden, welche die gedachten Stände an beide Orte senden wollten.

Herzog Bernhard's Sieg hatte das erschütterte Waffenglück Frankreichs und Schwedens hergestellt, und er rückte nun vor Rheinfelden, das sich ihm ergab; am 25. März hielt er daselbst seinen Einzug. Drei Tage später fiel durch Sturm das Schloß Rötteln; am 30. ergab sich der Rheinpaß von Neuenburg mit ansehnlichen Vorräthen, und am 1. April erschien Bernhard vor Freiburg, wohin die Beamten des deutschen Ordens, der Adel und das Landvolk vom Schwarzwalde sich geflüchtet, während im nahen Breisach die Glieder der vorderösterreichischen Regierung Sicherheit suchten. Der Befehlshaber von Freiburg, Oberst Escher von Bühringen, wies die Aufforderung Bernhard's ab; aber Dieser erstürmte die Vorstadt,

*) Barthold a. a. O. II. S. 81 u. f.

schlug die Ausfälle zurück, und schoß Breschen; daher wurde Escher genöthigt, einen Vergleich anzubieten, welchen Bernhard genehmigte, aber trotz dessen, nach seinem Einzuge in die Stadt, dieselbe mit blutiger Strenge behandeln ließ. Unterdessen hatte Taupadel Hüningen erstiegen, Rosen die Reste der zerstreuten kaiserlichen Truppen aufgehoben, die nächsten Thäler des Schwarzwaldes und Breisgaus unterworfen und gebrandschatzt, und näherte sich bereits den Quellen der Donau und des Neckars. Die Last des Krieges wälzte sich von Neuem auf Schwaben; denn Rosen nahm Tuttlingen, Bahlingen und Hechingen; Taupadel Rotweil und Tübingen, und besetzte (9. April) selbst Stuttgart.

Nach Freiburgs Eroberung nahm Bernhard sein stolzes Ziel, die Eroberung Breisachs, des schützenden Bollwerks Deutschlands und Vorderösterreichs, mit erhöhter Zuversicht wieder auf. Der kaiserliche Befehlshaber daselbst, Hans Heinrich von Reinach, hatte den Platz mit reichlichen Vorräthen versehen; Franz Mercy warf, nach anstrengendem Marsche, Verstärkung in die Feste. Bernhard, durch die Besatzungen so vieler Städte geschwächt, rief Taupadel und Rosen aus Würtemberg auf Tuttlingen zurück, und versammelte gegen Ende Aprils seine Schaaren um Neuenburg, wohin französische Hilfsvölker unter Guébriant ihm zuzogen. Seine Plane durchkreuzte jedoch vor der Hand die Ankunft des kaiserlichen Feldmarschalls Götz, und nöthigte ihn zu rückgängiger Bewegung, bis neue, unter Turenne eintreffende französische Unterstützung ihm wieder angriffsweise zu verfahren gestattete. Um dem kaiserlichen Heere den Weg streitig zu machen, drang er (8. August) über Kenzingen, Malberg und Lahr in Schlachtordnung gegen Schuttern heran, und erzwang die Brücke bei Dinglingen und das von den Baiern nur schwach besetzte Dorf Friesenheim. Gefaßt auf diesen, wenn gleich plötzlichen Anfall, zog Götz sich unter stetem schweren Geschützfeuer vertheidigend auf die vortheilhafte Anhöhe rechts von Friesenheim, wo Bernhard ihm Nichts anhaben konnte, sondern Nachmittags sich in die Ebene, und Abends auf Lahr und Malberg nicht ohne Verlust zurück wendete, um den Feind herab zu locken. Doch Götz hielt die Nacht (zum 9. August) hindurch das kaiserliche Heer schlachtgerüstet in seinem Lager bei dem Kloster Schuttern, und in der Frühe des andern Tages brach der, der weimar'schen Kriegsgefangenschaft durch List entronnene Duca di Savelli mit der Vorhut, die Vorräthe mit sich führend, den geraden Weg gegen Breisach auf. Kaum war der Duca bis in die Nähe

von Wittenweier gerückt, als Bernhard, auf die Kunde von der Absicht des Gegners, ungehindert durch Wald und verwachsene Gräben mit seiner Vorhut sich heran arbeitete, und gleich nach Mittag um Kappel und Wittenweier vor dem Walde sich zeigte, während Guébriant und Turenne abgesondert eilends die Hinterhut herbei führten. Noch waren die besten baierischen Regimenter nicht zur Stelle, als Savelli durch den Grafen von Nassau, welcher den linken Flügel des rasch entwickelten weimar'schen Heeres befehligte, in die Flucht geworfen wurde, während Götz, ohne Einverständniß mit dem Duca, den General Taupadel, Führer des rechten Flügels, und Turenne auf ihr zweites Treffen zurück trieb. Da unterdeß Bernhard und Guébriant den Weichenden Verstärkung zugeschickt, und Götz dagegen, wiewohl von Savelli verlassen, doch seiner Hinterhut mächtig, den Nachdruck der gesammten Feinde mit seinen Baiern kraftvoll aufhielt, erneuerte sich die Schlacht mit steigender Erbitterung. Die Baiern eroberten das weimar'sche Geschütz, warfen Schmidtberg's und Guébriant's Fußvolk mit Verlust ihrer schwarzen und weißen Fahnen in die Flucht, und konnten schon an gelungenen Sieg glauben, als eine Kriegslist Guébriant's eine neue Wendung herbei führte. Er ließ nämlich Trommelläm und Trompetengeschmetter aus dem Walde hervordringen, lenkte die Aufmerksamkeit der Baiern von ihrem Siege dorthin, und so büßten sie ihr Geschütz ein, welches mit reichlichem Schießbedarf in die Gewalt der Feinde gerieth und, von Bernhard's abgesessenen Reitern geschickt bedient, ihnen großen Schaden brachte. Zweimal wechselten die Kämpfenden ihre Stellungen, bis sich die geordnete Schlacht in eine Reihe einzelner wüthender Gefechte aller Waffengattungen auflöste. Noch um die sechste Stunde stritt man im wildesten Gedränge nicht mehr mit Feuergewehr, sondern allein mit blanken Waffen, Hellebarden, Spießen, Faustkämmern und Flintenkolben. Bei Sonnenuntergang war noch Nichts entschieden, als die baierischen Reiter mit aufgelöseten Reihen über das eigene Gepäck plündernd herfielen. Schnell benutzte Bernhard die Unordnung; Taupadel's Reiter trieben die Plünderer in die Flucht, und mit einbrechender Dunkelheit wich auch das ermattete Fußvolk von der Wahlstatt in den Wald, bis auf vier tausend Mann altgedienter Baiern, welche unter Götz's Führung bis um zehn Abends ihren Posten an der Brücke behaupteten, und dann während der Nacht sich unverfolgt auf Offenburg zurück zogen. Bernhard, mit seinem Fußvolke und wenigen Reitern auf der Wahlstatt zurück geblieben, konnte nicht eilig folgen; Taupadel

dagegen, mit Roſen und Naſſau in wilder Unordnung hinterdrein, wurde von einem ſich wieder ſammelnden kaiſerlichen Haufen gefangen und nach Offenburg geführt. Das kaiſerlich-baieriſche Heer hatte drei tauſend Mann an Gefangenen und Todten nebſt einer großen Anzahl Fahnen, Bernhard tauſend Mann, mehre Geſchütze und zwei und zwanzig Fahnen verloren.

Nachdem Bernhard (12. Auguſt) die Feſte Kenzingen eingenommen, zog er wieder vor Breiſach. Die Umlagerung des Platzes wurde nach niederländiſcher Weiſe unternommen, indem man an Ueberwältigung durch Sturm oder Beſchießung zweifelte, oberhalb der Feſte den Rhein durch Ketten ſperrte und auf der deutſchen Seite alle Außenwerke im Halbkreiſe vom Rheine bis wieder zu dieſem Strome mit einer Reihe feſter Schanzen und Bollwerke, jede hinter doppelten Gräben, umſchloß. Das Material zu dieſen Werken lieferten niedergeriſſene Ortſchaften und die Feſte Kenzingen, deren Mauern ganz abgetragen wurden. Drei Schiffbrücken, welche zwei Inſeln im Strome verbanden, erleichterten am ſüdlichen Ende dieſer Umwallung den Uebergang nach dem linken Ufer; während feſte Schanzen hinter Gräben die Anfänge und Ausgänge der Brücken, ſo wie die Verbindung der Inſeln unter einander vertheidigten. Inzwiſchen wurden auf kaiſerlicher Seite erhebliche Anſtrengungen gemacht, Bernhard's Unternehmen zu vereiteln. Die Schwarzwalder Bauern erhoben ſich gegen die Feinde; neugeworbene Baiern zeigten ſich in ſtarken Haufen vor Duttlingen, und Götz drang über Villingen, Rotweil und Neuſtadt heran. Bernhard beſchwor Richelieu dringend um Hilfe; aber erſt am 14. October ſtießen nicht mehr als zwei tauſend, obendrein ſchlecht bewaffnete Franzoſen zu ihm. Hinter ihnen folgte, um Breiſach zu entſetzen, der Herzog Karl von Lothringen, welchem Bernhard (15. October) bei Thann das Treffen bot. Des Lothringers Reiter flohen nach dem erſten Widerſtande auf Thann, während ſein Fußvolk, obwohl durch das feindliche Geſchütz mitgenommen, den linken Flügel Bernhard's durchbrach und ſelbſt noch dem herbei eilenden Herzoge zwei Stunden hindurch den Sieg ſtreitig machte, bis er am Abende mit ſeinen getrennten Haufen ſich auf Thann zurück ziehen mußte. Bernhard mußte ſich nun beeilen, über Enſisheim nach dem Lager von Breiſach zurück zu kehren; denn nicht allein drohte Götz, mit Lamboy bereits vereinigt, ſondern auch Savelli, der unterhalb Straßburg den Rhein überſchritten, um ſich mit dem Lothringer zu vereinigen, blieb auf dem linken Ufer und erregte die Beſorgniß eines Angriffs auf die ſchwächere Seite der

Umſchließung. Kaum war (19. October) die Brückenſchanze, dem linken Ufer zunächſt, durch Schönbeck erſtürmt, und hatte Guébriant, durch einen Ueberläufer von der Wehrloſigkeit des nahen Forts unterrichtet, die Brücke über den zweiten Arm des Rheins durch Schmidtberg's und Schönbeck's Soldaten zum Theile zerſtört, als Götz und Lamboy, leider um vier Tage zu ſpät, über Freiburg her (19. October) vor dem Lager von Breiſach erſchienen, in deſſen Umfange der ſchwer erkrankte Herzog Bernhard nebſt den Franzoſen ſich befand. Vergebens ſuchte Götz, Alles an Breiſachs Befreiung ſetzend, die Belagerer in's Freie hinaus zu locken, und eröffnete nun (24. October) ein furchtbares Geſchützfeuer. Schon hatte er, in der Abſicht, die Umwallung zu durchbrechen, mittels der von Bernhard geſchlagenen Schiffbrücken über beide Arme des Rheins den Entſatz hinein zu werfen, und die Belagerer zum Abzuge zu zwingen, zwei Schanzen am ſüdlichen Ende der Linie durch zwei baieriſche und ein kaiſerliches Regiment, welche durch die Gräben wateten, beſetzt; die Schanze vor der mittleren Brücke dem Schotten Leslie abgerungen, und die Brücke, welche zu den Inſeln und den Vorräthen Bernhard's führte, die Vertheidiger überwältigend, erreicht; ſchon konnte, wenn auch nur zwei Schiffe aus den Ankern gehoben waren, das Heer der Belagerer auseinander geriſſen werden. Der kranke Bernhard, an der Eroberung Breiſachs faſt ſchon verzweifelnd, ſprengte, von Guébriant, Turenne und ſeinem Gefolge begleitet, auf die großen Inſeln, und ermuthigte durch ſeine Gegenwart die Weichenden. Nach hartnäckigſter Gegenwehr mußten die eingedrungenen Kaiſerlichen ihren Vortheil verlaſſen, verloren nach ſieben abgeſchlagenen Stürmen die Schanze an der mittleren Brücke, ungeachtet tauſend baieriſche Reiter durch eine ſeichte Stelle des Stromes, aber ohne den verwundeten Führer, Raum gewonnen. Hier war es, wo die Franzoſen unter Guébriant, zum dritten Theile aus Officieren beſtehend, ſich ebenfalls mannhaft erwieſen. Als alle Verſuche zur Ueberwältigung ſcheiterten, rief Götz die Stürmenden ab, und wendete ſich, fünfzehn hundert Todte zurück laſſend, auf Freiburg, dann nach Waldkirch.

Selbſt nach dieſem mißlungenen Entſatze, und genöthigt, einen Theil der äußeren Werke freiwillig aufzugeben, weigerte Reinach ſich ſtandhaft der Uebergabe des Platzes; auch kam ihm mittlerweile die Kunde eines neuen Verſuchs zur Rettung. Der Kaiſer ſelbſt beſchloß, alle Kräfte zur Behauptung Breiſachs aufzubieten; Götz erhielt die Weiſung, mit ſeinem Kopfe für

die Feſte zu haften; neue Schaaren eilten aus Böhmen in's Kintzinger Thal zum kaiſerlichen Heere, und Savelli, der noch am Mittelrheine ſtand, wurde beauftragt, über Philippsburg die Vereinigung mit dem Lothringer zu erzwingen. Aber das Schickſal vereitelte alle die Plane. Savelli fand auf dem Marſche nach Lothringen (7. November) unweit Blamont und Richecourt (Reichweiler) Widerſtand an dem Marquis de Feuquières; Blamont ging (8. November) verloren, und zehn Tage ſpäter büßte der Lothringer auch Lüneville ein. Götz, durch Fürſtenberg verſtärkt, verſuchte ſich fruchtlos an den Waldſtädten, um von Lauffenburg aus das linke Rheinufer zum Entſatze Breiſachs zu gewinnen, zog dann im oberen Breisgau umher, und ſprach umſonſt die Bürger von Baſel um ihre Brücke an. Er litt bitteren Mangel, ſah ſeine Truppen haufenweiſe entlaufen, und bezog endlich, den Heranzug der franzöſiſchen Heeresmacht befürchtend, ein feſtes Lager in der Nähe von Schaffhauſen. Sein Brief an Franz Mercy, welcher die Plane auf Neuenburg und Hüningen kund that, fiel leider den Feinden in die Hände. In nicht weniger banger Stimmung erwartete Bernhard, neuerdings vom Fieber befallen, Verſtärkung, eilte jedoch, noch nicht geneſen, auf Neuenburg, um Götz von der Schweizer Gränze zu vertreiben, während Erlach nebſt Guébriant und Turenne zur Unterſtützung Breiſachs zurück blieben und das Elend der Vertheidiger und Bewohner auf die äußerſte Höhe ſteigerten, ohne Reinach's Standhaftigkeit zu erſchüttern.

So zog unter den Mühſalen beider Heere das Geſchick Breiſachs ſich hin, als zwei Ereigniſſe eine raſchere Wendung herbei führten. Die proteſtantiſchen Schweizer, beunruhigt durch die Nähe der Kaiſerlichen, regten ſich und waren bereit, den Schaffhauſern zu helfen; Götz aber, vom Kurfürſten von Baiern des Einverſtändniſſes mit Bernhard beſchuldigt, wurde plötzlich abberufen und gefangen nach Baiern geführt. Doch auch der Graf Philipp von Mansfeld, welcher ihn ablöſete, getraute ſich ſo wenig, mit dem geſchwächten, unzufriedenen Heere Etwas auszurichten, daß er ſchon am 6. December ſeine Schaaren auf das Würtembergiſche zurück führte, und, dem Generalwachtmeiſter von der Golz den Befehl überlaſſend, nach München ſich begab. Karl von Lothringen hatte ſchon früher jede Hoffnung, Breiſach zu retten, aufgegeben; die baieriſchen Reiter und Kroaten, welche, um ſich mit ihm zu vereinigen, bei Druſenheim über den Rhein gegangen waren, zerſtreuten ſich aus Erbitterung über ausbleibenden Sold.

In Breisach war die Hungersnoth so herzzerreißend, daß Mütter ihre eigenen Säuglinge aufgezehrt haben sollen. Als nun die bis auf ein Drittel zusammen geschmolzenen Ersatzheere auf allen Seiten sich von Breisach entfernten, und die Verzweiflung in dem unglücklichen Orte immer schrecklicher wüthete, erbot sich der tapfere Reinach endlich zu Unterhandlungen, und unterzeichnete (17. December) mit Bernhard die Capitulation. Reinach erhielt, vermöge derselben, mit seiner Besatzung ehrenvollen Abzug, entweder stromabwärts bis Straßburg oder landwärts bis Offenburg, und verbürgte die Uebergabe des Schlosses Landskron im Sundgau. Bernhard, gerührt durch die Jammerscenen, welche sich ihm darboten, erquickte Reinach's hungernde Krieger mit Brot, welches sie so gierig verschlangen, daß mehre starben, und beförderte sie dann zu Schiffe nach Straßburg. Darauf in die verödete Stadt einziehend, nahm er die Bürger zu Gnaden auf, musterte die stattlichen Kriegsvorräthe, und entschädigte sich durch die Beute an baarem Gelde und Kostbarkeiten für den Aufwand der Belagerung, welche vier und zwanzig tausend Menschen das Leben und eine Million Thaler gekostet hatte.

Der tapfere Herzog Bernhard trug, als er mit jenem Siege dem Kaiser das Elsaß und den Hauptwaffenplatz entriß, bereits den Tod im Herzen, sey es in Folge einer ansteckenden Krankheit oder einer Vergiftung, welche französische Staatskunst, besorgt über seine geheimen Absichten, ihm bereitet; denn so groß war seine Tüchtigkeit, sein Ansehen und der daraus hervor gehende Erfolg, daß Frankreich ihn fürchtete, Schweden ihn beneidete, und er selbst kaum zweifelte, er werde bald als eine unabhängige entscheidende Macht in Deutschland auftreten können. Noch ermannte sich der kranke Held zu einem siegreichen Feldzuge in Hochburgund, dem Anscheine nach für Frankreich, doch mit dem stillen Bewußtseyn, die Frucht dereinst für sich selbst zu ernten. Da raffte ihn (18. Juli 1639) zu Neuenburg der Tod dahin in der Blüte seiner Jahre; er zählte deren erst fünf und dreißig. Laut seines Testamentes sollte das Eroberte bei'm deutschen Reiche bleiben und Demjenigen seiner Brüder gehören, der es übernehmen wollte. Aber Frankreich riß durch List und Bestechung die reiche Erbschaft an Land und Heer an sich. Guébriant und Erlach, ein Vertra[illegible] verstorbenen Herzogs, unterzogen sich dieser Angelegenheit. Jene [illegible]aler aus Paris; Dieser nahm dreißig tausen[illegible] Herzogs, lieh Geld in der Schweiz, und [illegible]er Vaterland,

Volksthümlichkeit, Religion ꝛc. bald alle Bedeutung verloren und das Heer sich und die Länder durch einen Vertrag vom 9. October an Ludwig XIII. verkaufte. Von Bewilligung für die Protestanten und einem, beiden Kronen und dem protestantischen Bunde zu leistenden Eide war Anfangs die Rede; zuletzt aber lautete dieser Eid nur auf Treue gegen den König von Frankreich, Bekämpfung aller seiner Feinde, Förderung der gemeinsamen Sache, Herstellung der unterdrückten deutschen Stände und Gründung eines sicheren und guten Friedens. Seitdem endlich der Herzog von Longueville den Befehl übernahm und Bernhard's Heer mit dem französischen vereinte, blieb kein Unterschied der Behandlung und der Zwecke.

Bernhard's Tod stachelte den gewaltigen Banér zu neuer Thätigkeit. Er machte einen abermaligen Versuch auf Prag, mußte aber auch diesmal wieder davon abstehen und ging nach Melnick zurück, während er durch seine Truppen, deren gesunkene Kraft er durch geflissentliche Verwilderung zu verjüngen suchte, das Land in jener Richtung, von woher er den Anmarsch der Kaiserlichen erwartete, zur Einöde verwüsten ließ. Der Kaiser übergab den obersten Heerbefehl seinem jüngeren Bruder, dem sechs und zwanzigjährigen Erzherzog Leopold Wilhelm, damaligen Hochmeister des deutschen Ordens, gefürsteten Abt zu Murbach und Hirschfeld, Titular-Erzbischof von Bremen Erzbischof zu Olmütz, Bischof von Straßburg, Halberstadt und Passau, und stellte ihm den, zu diesem Zwecke aus den Niederlanden herbei gerufenen, General Piccolomini berathend zur Seite. Der junge Erzherzog drängte die Schweden aus Böhmen in's Meißnische, und von da nach Thüringen. Zwar verstärkte sich Banér hier mit französischen und braunschweigischen Truppen, aber es gedieh zu keinem entscheidenden Unternehmen, und die Heere beider Theile mühten sich während des ganzen Sommers (1640) in Märschen und Gegenmärschen ab, bis die Ermatteten in die Winterquartiere geführt wurden. Banér ruhte nicht. Kaum hatte ihm Guébriant die Reste des ehemaligen weimar'schen Heeres zugeführt, als er mitten im Winter aus dem nördlichen Deutschland plötzlich wieder an der Donau erschien und auf dem linken Ufer Regensburg gegenüber stand, wo der Kaiser eben einen Reichstag zur Begründung des Friedens hielt. Nur ein schnelles Thauwetter, welches Banér über die Donau zurück zu ziehen zwang, rettete die bereits durch sein Geschütz geängstigte Stadt und den versammelten Reichstag. Von den Franzosen verlassen, mußten die Schweden jetzt auf schleunigsten Rückzug bedacht

ſeyn. Die erprobteſten kaiſerlichen und baieriſchen Generale verfolgten die fliehenden Schweden; eilf Tage lang wurde kein Pferd abgeſattelt, und nur durch die angeſtrengteſte Thätigkeit und Umſicht entging Banér's kleines Heer dem Verderben. Aber Banér ſelbſt erlag auf dieſem Zuge. Durch Ausſchweifungen erſchöpft, brach ſein Körper unter dieſen letzten Anſtrengungen zuſammen; er ſtarb zu Halberſtadt den 20. Mai 1641 im fünf und vierzigſten Jahre ſeines Alters, unübertroffen in der Kunſt, entmuthigte und ordnungsloſe Heere wieder zu Siegern zu machen, hart, erbarmungslos und grauſam, aber bewunderungswürdig als Krieger, groß als Feldherr.

Zwei Männer, die in die Geſchicke des langen Krieges mehr als Einmal entſcheidend eingegriffen, waren Banér'n einen Monat früher im Tode vorangegangen. Am 12. April 1641 ſtarb zu Hildesheim, im Schrecken über Banér's Flucht auf Meiſſen, der ſechzigjährige Herzog Georg von Lüneburg, ein Fürſt voll Ehrgeiz, Tapferkeit und Klugheit, aber „nur ſeinem Eigennutze und keiner anderen Sache treu, und doch ohne Bürgſchaft an die Fremden hingegeben, nach ſechsfachem Abfalle von einer Partei zu der anderen, vom Kaiſer zu den Dänen, von den Dänen zu dem Kaiſer, vom Kaiſer zu den Schweden, von den Schweden nach der Nördlinger Schlacht und dem Prager Frieden zum Kaiſer, und ſeit zwei Jahren vom Kaiſer wieder zu den Schweden.“ *) Wenige Tage ſpäter (18. April) verſchied, eben im Begriffe eine neue Armee zu errichten, und faſt im gleichen Alter mit Georg, zu Dresden der Generallieutenant Arnim, ein Mann von geſchmeidigem, doch zweideutigem Charakter, mit Feldherrntalent die Feinheit und lauernde Beſonnenheit des Staatsmannes paarend, eifriger Proteſtant aus Grundſatz oder Abſicht, voll großer Arbeitsausdauer, und, im auffallenden Widerſpiele zu ſeinem ſittenverderbten Zeitalter, ſo mäßig, daß die katholiſchen Krieger ihn nur den lutheriſchen Kapuziner nannten.

Während Zeit und Tod ungeſtüm die Früchte abſchüttelten, welche die blutige Sonne dieſes Krieges gereift hatte, trat, auf Oxenſtierna's Veranlaſſung, ein neues großes Feldherrntalent an die Spitze der Schweden, in der Perſon Leonhard Torſtenſon's. Von der Gicht gelähmt und an die Sänfte gefeſſelt, beſiegte er alle ſeine Gegner durch die Schnelligkeit ſeiner Bewegungen. Nachdem er den General Stalhandske an ſich gezogen, brach er im April 1642

*) Barthold II. 309.

durch Brandenburg plötzlich in Schleſien ein. Umſonſt verſuchten die Kaiſerlichen, eine Verſtärkung nach Glogau zu werfen; ſie wurde unterwegs überfallen und aufgerieben. Die Belagerung Glogau's begann mit den Anſtalten zu einem Generalſturme, der am 4. Mai, ehe noch Breſche geſchoſſen war, mit ſolcher Wuth erfolgte, daß zuerſt der Dom, nachher die Stadt überging, indem die Stürmenden von allen Seiten, ſogar mit Trommeln und Fahnen, über die Mauern ſtiegen. Die Beſatzung ſammt den Offizieren wurde niedergehauen, und nur Diejenigen, die ſich auf das Schloß geflüchtet hatten, fanden Schonung; die katholiſche Geiſtlichkeit und die kaiſerlichen Beamten erhielten gegen Ranzion freien Abzug. Die Pfarrkirche, in welche die Belagerten ihre beſten Sachen geflüchtet hatten, wurde ausgeplündert und gerieth durch einen Zufall in Brand, der zugleich einen großen Theil der Stadt verzehrte. Die Bürger ohne Unterſchied wurden geplündert, gehauen, geſchoſſen, gefangen, und theils im Lager, theils in der Stadt herum geſchleppt, bis ſie das verlangte Löſegeld ſchafften.

In Glogau mit ungeheuren Mund- und Kriegsvorräthen bereichert, richtete Torſtenſohn ſeinen Marſch gegen Schweidnitz, wo der Herzog von Lauenburg mit der kaiſerlichen Hauptarmee ſtand. Dieſer wurde zwiſchen Merzdorf und Stephanshain, ehe er noch die Beſatzung von Schweidnitz verſtärken konnte, angegriffen und geſchlagen. Vierzig Standarten, vier Kanonen, das Silbergeſchirr, die Kriegscaſſe, zwei tauſend Gefangene und achtzehn hundert Todte ließen die Kaiſerlichen zurück; der Herzog ſelbſt fiel tödtlich verwundet den Schweden in die Hände und ſtarb bald darauf. Gleich darauf wurde Schweidnitz, wie faſt das ganze, diesſeits der Oder gelegene Schleſien, bis auf Breslau, Liegnitz und Brieg erobert. Nun drang Torſtenſon in Mähren ein und eroberte (15. Juni) Olmütz, mußte aber vor der unter dem Erzherzoge Leopold und Piccolomini heranziehenden Truppenmacht Mähren wieder räumen. Auf dem Rückmarſche erſchien Torſtenſon vor Brieg, wo ſich eine kaiſerliche Beſatzung befand und auch die Bürger den entſchloſſenſten Widerſtand leiſteten. Die Annäherung der kaiſerlichen Hauptarmee unter dem Erzherzog Leopold zwang Torſtenſon endlich, am 25. Juli die Belagerung aufzuheben und ſich am rechten Ufer der Oder nach Niederſchleſien zu ziehen. Aber auch hier vermochte er ſich nicht zu halten, und wurde bis in's Kroßniſche und in die Neumark gedrängt. Der Erzherzog unterließ, ihn zu verfolgen, und fing (19. Auguſt) Glogau zu belagern an, welche Stadt Guſtav

Wrangel auf das Aeußerſte zu halten entſchloſſen war. Drei Hauptſtürme ſchlug Derſelbe ab, und unternahm, durch vier hundert Mann verſtärkt, ſogar einen erfolgreichen Ausfall. Als hierauf Torſtenſon mit verſtärkter Macht ſich näherte, ſah ſich der Erzherzog gezwungen, die Belagerung aufzuheben.

Torſtenſon faßte nun den Plan, durch die Lauſitz nach Böhmen einzufallen, was ihm jedoch nicht gelang. Zwar nahm er Zittau; aber die Kaiſerlichen — drei und dreißig tauſend Mann ſtark, von dem Erzherzoge und von Piccolomini angeführt — vermieden eine Schlacht und wußten Torſtenſon dergeſtalt hinzuhalten, daß ihn endlich der Mangel an Lebensmitteln zum Rückzug gegen die Elbe zwang. Er ging bei Torgau über dieſen Fluß, und begann am 17. October Leipzig zu belagern. Der Erzherzog und Piccolomini rückten über Dresden und Meißen zum Entſatze, und Torſtenſon zog ſich, die Belagerung (1. November) aufhebend, in die durch Guſtav Adolf's Waffenglück für Schweden zur Siegesſtätte geweihte Ebene von Breitenfeld zurück, nach ſeiner eigenen Angabe um die Gegner zu täuſchen und ſie glauben zu machen, er wolle eine Schlacht vermeiden. Die Dörfer Seehauſen und Breitenfeld lagen hinter den Flügeln der ſchwediſchen Stellung, Kleinwiederitzſch hinter der kaiſerlichen, welche mit der ſchwediſchen gleichlaufend war. Den ſchwediſchen rechten Flügel, zehn Reiterregimenter, befehligten die Generale Stalhandske und Wittenberg; die Mitte, zwölf Infanterieregimenter, General Axel Lilie; den linken Flügel, zwölf Reiterregimenter, die Generale Königsmark und Slangen. Der rechte Flügel der Kaiſerlichen, fünfzehn Reiterregimenter und ſechs Escadrons Kroaten, ſtand unter den Befehlen der Generale Hannibal Gonzaga und Graf Bruay; die Mitte, eilf Infanterieregimenter, unter dem General Suys; der linke Flügel, unter den Generalen Buchaim und Borneval, beſtand aus vierzehn Reiterregimentern und acht Escadrons Kroaten. General Soye befehligte fünf Reiterregimenter, welche hinter der Mitte als Reſerve ſtanden. Beide Heere bildeten, das Geſchütz vor der Fronte, zwei Treffen. Die Schlacht begann gegen Mittag durch einen Angriff der Reiterei des ſchwediſchen rechten Flügels auf die ihr gegenüber ſtehende kaiſerliche, als dieſe ihren Aufmarſch noch nicht ganz vollendet hatte; ſie wurde nach einigem Widerſtande gänzlich vom Schlachtfelde vertrieben. Während deſſen war das Gefecht auf dem anderen Flügel ſehr hartnäckig, und der Vortheil eine Zeitlang auf der Seite der Kaiſerlichen. Die ſchwediſchen Generale Slangen und Königsmark, welche ihn commandirten, wurden,

der Erstere getödtet, der Letztere verwundet. Aber nachdem der kaiserliche linke Flügel in die Flucht geschlagen war, führte der Pfalzgraf Karl Gustav, nachheriger König von Schweden, Verstärkung nach dem gedrängten schwedischen linken Flügel, welchem es nun auch gelang, die kaiserliche Reiterei zu überwältigen. Die tapfer sich vertheidigende kaiserliche Infanterie wurde hierauf von allen Seiten umringt; nach dreistündigem Gefechte, fast auf demselben Platze, wo in der ersten Breitenfelder Schlacht die Wallonen so tapfer kämpften, mußten sich fünf tausend noch Streitfähige ergeben. Eben so viele waren getödtet und verwundet, so daß diese Infanterie völlig vernichtet wurde. Außerdem verloren die Kaiserlichen sechs und vierzig Kanonen, hundert ein und zwanzig Fahnen, neun und sechzig Standarten und alles Gepäck. Ihre Reiterei floh in Unordnung nach Böhmen. Der Generalwachtmeister Soye war geblieben, Suys und Fernemont gefangen. Der Erzherzog Leopold hatte vergebens alles Mögliche gethan, um seine fliehende Reiterei aufzuhalten, und sich persönlich den größten Gefahren bloßgestellt; ein schwedischer Reiter drückte den Carabiner, welchen er dem Erzherzoge in die Seite gesetzt hatte, ab, und nur das Versagen des Gewehres rettete Denselben. Zu Rakonitz in Böhmen wurde dann über das Reiterregiment Mablo, welches zuerst geflohen, ein strenges Gericht gehalten, das Regiment aufgelöset, die Standarten zerbrochen, Offiziere und Soldaten für ehrlos erklärt, und mehre der ersten, von Letzteren der zehnte Mann nach dem Loose, hingerichtet. Die Schweden hatten in der Breitenfelder Schlacht gegen vier tausend Mann an Todten und Verwundeten verloren; die Generale Slangen, Goubben und Lilienhoek waren geblieben, fünf Generale verwundet. Torstenson nahm nach einer dreiwöchentlichen Belagerung Leipzig, und erlangte durch den Gewinn dieser Schlacht den Besitz Sachsens, mit Ausnahme weniger Plätze, wie z. B. Freibergs, wo die Einwohner und Bergleute mit solchem Erfolge widerstanden, daß der schwedische Feldherr nach sechswöchentlicher Berennung abziehen mußte. Der Erzherzog Leopold Wilhelm legte bald darauf das Commando nieder, um lediglich seinen geistlichen Obliegenheiten zu leben; Piccolomini ging in spanische Dienste; der wegen mangelhafter Erfolge im Felde entlassene Gallas, ein ungenügender Ersatzmann für den großen Friedländer, erhielt das Commando wieder.

Einige Ruhe gewannen die kaiserlichen Länder dadurch, daß des siegreichen Torstenson Thätigkeit auf ein entlegenes Feld hingelenkt wurde.

Die Schweden hielten es nämlich aus mehren Gründen für nothwendig, im December 1643 Krieg gegen Dänemark, dessen Gesinnungen ihnen verdächtig, zu erheben, welchen Torstenson mit großer Geschicklichkeit und reißendem Erfolge führte und den erst der Friede von Brömsebro am 18. August 1645 endigte.

Am Rheine hatten das kaiserlich-baierische Heer und die Franzosen durch das ganze Jahr ohne Entscheidung einander gegenüber gestanden. Nachdem der junge Condé bei Rocroy gesiegt hatte, und Thionville an die Franzosen übergegangen war, vereinte sich ein Theil dieses Heeres unter Marschall Rantzau mit den Truppen unter Marschall Guébriant, der bis jetzt die Reste der weimar'schen Armee in Deutschland befehligte. Dieser, im dem vorigen Feldzuge über den Rhein zurück gedrängt, brach sofort wieder nach Deutschland auf; ihm folgten die Kaiserlichen und die Baiern. Guébriant rückte mit seinen achtzehn tausend Mann vor den Schwarzwald, passirte das Kinzingerthal und belagerte Rothweil. Eine kurze, obwohl kräftige Vertheidigung ließ diesen Platz nach einer sechzehntägigen Gegenwehr übergehen. Der französische commandirende General, Marschall Guébriant, verlor bei dieser Belagerung den rechten Arm, und starb bald nachher, worauf Marschall Rantzau den Oberbefehl übernahm.

Dieser, um seine Armee besser ernähren zu können, breitete sich aus dem Spaiginger Thale, in welchem Rothweil liegt, bis über Donaueschingen nach Mühlen zu aus. Duttlingen (Tuttlingen), Möhringen, Geysingen, Mühlen und noch viele andere Orte wurden belegt, Duttlingen für den Fall eines Angriffes zum Sammelplatze bestimmt. Dem General Rosen, der sein Quartier in Mühlen und daher dem Gegner am nächsten, genommen, ward der Auftrag, die Cantonnirungen gegen die Kaiserlichen zu decken. Die vorgerückte Jahreszeit (November 1643) ließ die Franzosen glauben, es sey mit allen Operationen für diesmal vorüber. Die kaiserlichen und baierischen Offiziere jedoch, welche ihnen gegenüber standen, hatten es ganz anders im Sinne. Der Generalfeldmarschall Graf Hatzfeld, vereinigt mit dem Herzoge Karl von Lothringen, dem rastlosen Mercy, Lamboy und dem, gegen Gustav Horn ausgewechselten und nun wieder freien Johann von Werth, kamen nämlich überein, die französischen Quartiere zu überfallen. Die Vorbereitungen hierzu wurden mit einer musterhaften Umsicht getroffen. Den 28. November gingen die Kaiserlichen und Baiern, nachdem sie Alles, was den Marsch

hätte verzögern können, beſeitigt, bei Sigmaringen über die Donau. Der Verſpätung einiger Truppen wegen mußte jedoch die Armee vor dem Wald von Möskirchen eine Zeitlang verbleiben; ſie that dies völlig aufmarſchirt und zur Schlacht vorbereitet. Nachdem die ermatteten Truppen, das Detaſchement Hatzfeld's, gegen Morgen eingetroffen, ſetzte man ſich gegen Duttlingen in Marſch, wobei es, der ſchlechten Wege und Defileen wegen, eine große Menge Schwierigkeiten zu überwinden gab.

Der tapfere Johann von Werth führte die aus tauſend Pferden und ſechs hundert Mann Fußvolk beſtehende Vorhut. Die Sorgſamkeit des baieriſchen Generalquartiermeiſters, Oberſten von Holz, der mit dem ſehr coupirten Terrain vollkommen vertraut war, bewirkte, daß der Marſch, wenngleich langſam, doch ohne bedeutenden Aufenthalt, was hier vom entſchiedenſten Nachtheil geweſen ſeyn würde, vor ſich ging. Durch verſchiedene Gefangene erfuhr man, daß die franzöſiſchen Truppen durchaus keine Ahnung von dem Marſche ihrer Gegner hätten, und das Terrain, von woher ihnen das Verderben drohte, für durchaus unbenutzbar hielten. So groß war die Sicherheit derſelben, daß, als die kaiſerlich-baieriſche Armee bei Neuhauſen, eine Stunde von Duttlingen und eine halbe von Mühlen, wo Roſen lag, dem die Sicherheitsmaßregeln des Corps anvertraut waren, ankam, ſie noch nicht die mindeſte Nachricht vom Anmarſche des feindlichen Corps hatten. Ein dichter Nebel begünſtigte das Unternehmen. Faſt unglaublich erſcheint es, daß eine ganze Armee ſich beinahe einen halben Tag ſo in der Nähe der feindlichen Quartiere bewegen konnte, ohne daß hier das Mindeſte bemerkt wurde. Nichts deſto weniger war es ſchon drei Uhr Nachmittags, als man in der Nähe von Duttlingen ſelbſt anlangte, wo man aus dem coupirten Terrain hervor treten und ſich zum Angriff formiren mußte.

Das alte Schloß Homburg, welches die Umgegend der Stadt von dieſer Seite her beherrſchte, war durch ſeine Lage ziemlich feſt. Hinter demſelben in einem Grunde, auf einem Kirchhofe, jedoch unmittelbar an der Stadt, war die geſammte franzöſiſche Artillerie aufgefahren. Der mindeſte Verzug in dem Unternehmen der Kaiſerlichen hätte das trefflich ausgeſonnene Vorhaben ſcheitern machen können. Man wartete alſo auch nicht ab, bis ſich die geſammten Truppen aus dem Defilee heraus gewunden, ſondern ſchritt ſofort zum Angriffe. Der erſte Anlauf wurde gegen den Kirchhof gerichtet, den man nur ſchwach beſetzt wußte. Dreißig Kroaten zu Pferde, von Dragonern und

anderen Reitern unterſtützt, bemächtigten ſich desſelben im erſten Anlaufe, machten die Wachen nieder und wurden dadurch Meiſter der feindlichen Artillerie. Der Reſt der Vorhut nahm eine ſolche Stellung, daß das Schloß von der Stadt her keine Unterſtützung erhalten konnte, während man jenes ſelbſt umringen und durch ſechs hundert Musketiere angreifen ließ, welche, ohne einen Mann zu verlieren, ſich desſelben bemächtigten. Die ganze Sache ging ſo raſch, daß die bloße Vorhut dazu hinreichte. Die Dragoner wendeten ſogar die eroberten Stücke gegen die, von wilder Unordnung durchlärmte Stadt.

Unterdeſſen war die kaiſerliche Armee der Vorhut in größter Eile gefolgt, hatte Kavallerie über die Donau entſendet, um Duttlingen von jeder Hilfe abzuſchneiden, zugleich gegen Mühlen und Möhringen Front gemacht und dabei auch Duttlingen undurchdringlich eingeſchloſſen. Das den Franzoſen entriſſene Geſchütz diente dazu, dem Orte lebhaft zuzuſetzen und dadurch die Beſtürzung und Unordnung zu ſteigern. Die Quartiere der Franzoſen waren durch den Marſch der Kaiſerlichen durchaus getrennt. In Duttlingen ſelbſt befand ſich das Hauptquartier der Armee; in Möhringen lagen ſieben Regimenter Infanterie; Mühlheim (Mülen) war durch das Roſen'ſche Detaſchement belegt; viele Ortſchaften endlich waren mit Leuten angefüllt, welche Fourrage und Lebensmittel beitrieben. — Nachdem Duttlingen ſelbſt eine Zeitlang beſchoſſen worden war und der Tag ſich zu neigen begann, erſchien Roſen mit ſeiner Kavallerie, kehrte jedoch, da er die ganze baieriſche Armee vor ſich ſah, ſehr bald wieder um. General Mercy machte ſich ſogleich auf, ihn zu verfolgen, konnte ihn aber nicht mehr einholen; dagegen wurde die in Mülen gelegene Infanterie der Roſen'ſchen Vorhut größtentheils gefangen oder zerſtreut. Unterdeſſen war auch Johann von Werth mit zwei tauſend Pferden vor Möhringen ſelbſt erſchienen. Die franzöſiſche Kavallerie, welche Anfangs Anſtalt traf, ſich zu widerſetzen, ſuchte jedoch bald das Weite, und überließ die Infanterie im Orte ihrem Geſchicke. Das Regiment Mazarin ging über die Donau, um den Rückzug der Kavallerie zu decken, wurde aber bei dieſer Gelegenheit faſt ganz zuſammen gehauen.

Werth umgab unterdeſſen die Stadt und ſendete den General Spork der franzöſiſchen Reiterei nach. Vergebens, daß die Franzoſen, welche ſich das ganze Ereigniß noch immer nicht erklären konnten, zu entfliehen verſuchten; wohin ſie ſich [illegible] ſie einſtrengenden feindlichen [illegible] Gene-

ral Mercy mit Infanterie und Artillerie vor der Stadt. Alsbald wurden aus den eroberten Geſchützen einige Batterien erbaut und die Garniſon dadurch gezwungen, ſich noch denſelben Tag zu ergeben; ſieben Infanterieregimenter ſtreckten hier das Gewehr und ergaben ſich auf Gnade und Ungnade. Spork verfolgte unterdeſſen die fliehende feindliche Reiterei, brachte ſie zum Stehen, und vermochte ſo, nachdem er ſie geworfen, eine bedeutende Anzahl Trophäen zurück zu bringen.

Der Herzog von Lothringen war einſtweilen vor Duttlingen geblieben. Da die hier anweſende franzöſiſche Generalität daran verzweifelte, ſich durchſchlagen zu können, ſo capitulirte ſie denſelben Morgen (25. November). Die Garniſon bildeten zwei Infanterieregimenter, unter denen das der Königin und die geſammte Artillerie. Einzelne Regimenter und Escadrons des Siegers jagten den Flüchtigen auf allen Straßen und Wegen nach und brachten noch eine große Menge Gefangene ein. Das Roſen'ſche Corps allein entkam ohne Niederlage*). So endete dieſer gelungene und ſiegreiche Ueberfall auf Duttlingen.

Mit minderem Glücke focht im Holſtein'ſchen Gallas, welchen der Kaiſer den Dänen zu Hilfe geſendet hatte. Obgleich ſeit ſeiner Vereinigung mit den Dänen bedeutend ſtärker, als die Schweden, wich er doch jeder Schlacht aus, bis ſeine Verbündeten, durch Märſche und Gegenmärſche erſchöpft, ſich von ihm trennten. Hierauf wurde er von Torſtenſon bis Magdeburg zurück gedrängt und in ſeinem Lager eingeſchloſſen. Er entkam nur mit Aufopferung des größten Theils ſeiner Mannſchaft, und brachte von dem ſtattlichen Heere, mit welchem er ausgezogen, nicht über zwei tauſend Mann zurück. Richelieu's und Ludwig's XIII. Tod änderte in der dem Hauſe Habsburg feindlichen Politik nichts; vielmehr wurde dieſelbe durch die Regentin Anna und deren allvermögenden Miniſter, Kardinal Mazarin, ganz im früheren Sinne fortgeführt, der Krieg gegen Spanien und Oeſterreich fortgeſetzt, das Heer am Rheine verſtärkt, und dem an ſeinen Wunden geſtorbenen Guébriant der große Turenne zum Nachfolger gegeben. Dieſer und Enghien nöthigten Mercy, die Rheingegenden zu räumen, eroberten Mannheim, Germersheim, Speyer, Philippsburg, Worms, Oppenheim, Mainz und Landau, und hiermit fiel den Franzoſen Alles wieder zu, was die Schlacht bei Nördlingen ihnen entriſſen hatte.

*) Vgl. a. a. O. S. 336 u. f.

In Ungarn waren die Stürme der Zeit nicht ohne Nachwehen geblieben. Der erſte Reichstag, welchen Kaiſer Ferdinand III. in den letzten Monaten des Jahres 1637 zu Preßburg hielt, gab dem proteſtantiſchen Theile der Stände Gelegenheit, ihre Religionsbeſchwerden vorzubringen, auf freie Ausübung ihres Gottesdienſtes zu dringen, die Zurückſtellung der ihnen abgenommenen Kirchen zu fordern ꝛc. Durch ein am 2. Februar 1638 erlaſſenes Decret beſtätigte der Kaiſer jene die Religionsfreiheit betreffenden Artikel des Wiener Vertrages vom Jahre 1608, und befahl, die Anſprüche der Proteſtanten auf verſchiedene Kirchen durch eine eigene Commiſſion zu unterſuchen. Am 26. März wurde dieſer Reichstag geſchloſſen. Unter den Artikeln desſelben betraf einer auch die Erhaltung einiger Reitercorps in Oberungarn, welche den häufigen Streifereien der türkiſchen Beſatzung von Erlau Einhalt thun ſollten. Dieſe ungeachtet des beſtehenden Friedens von beiden Seiten fortgeſetzten Feindſeligkeiten nahmen mit jedem Jahre zu und führten zu blutigen Scharmützeln. Selbſt der Ban von Kroatien, Johann Draskovics, that 1639 dieſen Neckereien Vorſchub, indem er einen türkiſchen Geldtransport durch die Beſatzung von Onod plündern ließ, worauf die Türken Onod und Gyarmathi abbrannten. Dennoch waren die Geſinnungen der Pforte im Allgemeinen friedlich. Nachdem daher der Kaiſer dem neuen Sultan Ibrahim zu ſeiner Thronbeſteigung hatte Glück wünſchen laſſen, und einige Verhandlungen voraus gegangen waren, wurde (19. März 1642) der Friede zwiſchen Oeſterreich und der Türkei zu Szön erneuert.

Aber bald darauf ſtellten andere Ereigniſſe dieſen Frieden wieder in Zweifel. Schon 1639, als Banér durch Mähren bis Böhmen eindrang, war der Fürſt Georg Rákóczy von Siebenbürgen von den verbündeten Mächten aufgefordert worden, gegen den Kaiſer die Waffen zu ergreifen; doch ließ er ſich damals zu keiner feindlichen Handlung bewegen. Auch als Torſtenſon 1642 Olmütz eroberte, verhielt ſich Rákóczy ruhig; nur daß er dieſe Umſtände, unter welchen er keinen nachdrücklichen Widerſpruch von dem Kaiſer zu befürchten hatte, dazu benutzte, ſeinen älteſten Sohn Georg (16. Februar 1642) zum Nachfolger in der Fürſtenwürde wählen zu laſſen. Da der Sultan hierzu ſeine Einwilligung gegeben, ſo hoffte Rákóczy, auf dieſe [illegible] Erblichkeit [illegible] ſiebenbürgiſchen Herrſchaft in ſeiner Familie zu [illegible] [illegible]uar 1643 Torſtenſon im

Namen der Königin von Schweden Bevollmächtigte an den Fürsten, und auch französische Gesandte trafen in Siebenbürgen ein; Diese zogen dem Fürsten ein Angriffsbündniß wider den Kaiser an. Rákóczy erklärte Denselben (26. April) die Bedingungen, unter welchen er den Krieg beginnen würde. Vor Allem müsse ihm der Sultan eine förmliche Erlaubniß zum Kriege gegen Ungarn ertheilen, und ihm und dem Lande Siebenbürgen für den Fall eines unglücklichen Ausganges seinen kräftigsten Schutz zusichern; desgleichen müßten auch Frankreich und Schweden ihm den Besitz Siebenbürgens, oder im übelsten Falle eine hinreichende Entschädigung gewährleisten. Die Erlangung der Religionsfreiheit der Protestanten und Reformirten müsse als die Grundursache und Hauptzweck des Krieges angegeben werden. Frankreich und Schweden sollten dem Fürsten im ersten Jahre zweimal hundert tausend, in den folgenden anderthalb hundert tausend Gulden Subsidien zahlen, und bei dem siebenbürgischen Heere ein drei tausend Mann starkes Corps ausländischer Infanterie unterhalten. Beide Mächte sollten Rákóczy in den künftigen Frieden mit dem Kaiser einschließen. Wirklich kam hierauf (16. September 1643) zwischen Rákóczy und Torstenson ein Bündniß in sieben Artikeln wider den Kaiser zu Stande, und zugleich wurde vom Ersteren gemeinschaftlich mit den schwedischen und französischen Gesandten die Erlaubniß der Pforte zum Kriege wider Ferdinand angesucht. Nachdem Rákóczy dafür ein Geschenk von fünf und zwanzig tausend Thalern, und für die Gespanschaften, welche er in Oberungarn gewinnen würde, einen verhältnißmäßigen Tribut versprochen hatte, erfolgte diese Erlaubniß; überdies wollte die Pforte durch die Tataren Polen angreifen lassen und so den König Wladislaw hindern, Rákóczy in seiner rechten Flanke zu beunruhigen, oder dem Kaiser sonst eine Hilfe zu leisten.

Während der Kaiser noch 1643 einen Gesandten nach Konstantinopel abgehen ließ, um den Divan durch reiche Geschenke zu gewinnen, erschien Rákóczy schon im December zu Patak, und zog alle Mißvergnügten Oberungarns an sich. Aber Torstenson wurde durch den mit Dänemark ausbrechenden Krieg nach Norddeutschland abgerufen, und daher blieb für das nächste Jahr jede Aussicht zu einer Vereinigung mit den Schweden für Rákóczy verschwunden. Der kaiserliche General Buchaim näherte sich mit einem starken Corps, um die Untreue des Fürsten und seiner Anhänger zu strafen. Rákóczy erließ (17. Februar 1644) sein Kriegsmanifest aus

Kallo; die Freiheit des protestantischen Glaubens herzustellen, war die ausgesprochene Absicht; der wahre, dem Volke weislich verschwiegene, aber durch die Unterhandlungen mit den Türken festgesetzte Zweck war, wo möglich ganz Oberungarn dem Hause Oesterreich zu entreißen und mit Siebenbürgen unter Rákóczy's Herrschaft zu vereinigen. Das kaiserliche Manifest vom 23. Februar enthüllte die geheimen Absichten des Fürsten, seine verrätherischen Verbindungen mit den Türken, Schweden und Franzosen zur Zerstückelung des ungarischen Reiches ꝛc. Rákóczy ersuchte nunmehr die Pforte um Hilfstruppen. Doch wurde diese seine Hoffnung durch den kaiserlichen Gesandten vereitelt, und der Divan bedeutete dem Fürsten: nicht dreizehn Comitate Oberungarns gestatte ihm die Pforte, sondern nur sieben, wie sie einst schon Bethlen besessen. Neue Manifeste, vom Kaiser am 16., von Rákóczy am 29. März erlassen, kündeten den Beginn der Feindseligkeiten an.

Rákóczy rückte mit seiner Hauptmacht nach Kaschau. Dieser Platz fiel; eben so Szathmár, Huszt und Szendrö. Tausend Walachen und eben so viele Moldauer trafen zur Hilfe ein, und die siebenbürgischen Schaaren drangen nun über die Bergstädte und Liptau vor. Da aber Buchaim über den Gran gegen Siebenbürgen vorrückte, so zog Rákóczy seine Hauptmacht bei Patak zusammen, und ging dem kaiserlichen Heere über Filek entgegen, dennoch entschlossen, keine Schlacht zu wagen, sondern die Kaiserlichen durch Neckereien zu ermüden. Desto mehr strebte Buchaim, den Fürsten zu einem Treffen zu zwingen, indem er mit Ungestüm vorwärts drang. Rákóczy's Heer wich über Szendrö nach Patak. Buchaim und Götz nahmen Szendrö und Szerents und belagerten Kaschau und Sáros. Wiederholte Vermittlungsanträge des Palatins blieben von beiden Theilen unbeachtet.

Inzwischen war der siebenbürgische General Johann Kéményi in Flanke und Rücken der Kaiserlichen sehr thätig. Er nahm Szerents wieder, entsetzte Kaschau, verproviantirte Sáros, schnitt den Kaiserlichen die Zufuhren ab und nöthigte sie Ende Juli, sich über Leutschau und Bajmocs zurück zu ziehen. Homonay hatte das erste Corps polnischer Truppen über die Karpathen gebracht, welches von Kéményi nach mehren Gefechten größtentheils aufgerieben wurde. Damals war jedoch ein bedeutendes polnisches Corps unter Ladislaw Barkoczy im Anmarsche. Kéményi wendete sich daher über den Gran nach Vath, zog an der Bövna mehre siebenbürgische Trup-

pen an ſich, und erwartete nur noch das Corps der Haiduken unter Michael Ibrányi, um dann wieder angriffsweiſe zu verfahren. Unterdeſſen hatten ſich Ladislaw Barkoczy mit den Polen, Niklas Zrinyi mit den Kroaten und Franz Beſelényi mit einem aus den Gränzfeſtungen gezogenen ungariſchen Corps dem Heere des Generals Buchaim angeſchloſſen. Dieſer ſchlug bei Onod die Haiduken unter Ibrányi; aber er griff die bei Liszka aufgeſtellte Hauptmacht Kéményi's nicht an, ſondern wendete ſich links in die Bergſtädte und an die Waag. Die ſiebenbürgiſchen Truppen bezogen dann die Winterquartiere in den beſetzten ungariſchen Comitaten.

Rákóczy unterhandelte unterdeſſen an der Pforte um Oberungarns Beſitz, wofür er außer dem jährlichen Tribute von zehn tauſend Ducaten für Siebenbürgen, jährliche zwanzig tauſend, und an alle ſieben Weſire jährliche Geſchenke zu entrichten verſprach. Das Schreiben des Großweſirs verhieß ihm die Ausfertigung der ſultaniſchen Vertragsurkunde auf dieſe Bedingniſſe, ſobald er die erſten zwanzig tauſend Ducaten abgeführt haben würde; wirklich wurde zu Konſtantinopel ſchon der Bann des Aufrufes der Beſitzer von Reiterlehen, ſich an die ungariſche Gränze zu verfügen, kundgemacht. Am 15. October verſammelten ſich in Tyrnau die Machtboten des Kaiſers und des Fürſten zu Friedensunterhandlungen; zugleich ließ der Kaiſer den General Buchaim nach Konſtantinopel abgehen, um die Pforte gegen Rákóczy zu ſtimmen und es dahin zu bringen, daß der Fürſt durch einen Befehl des Sultans angewieſen würde, den Frieden zu halten. Die Unterhandlungen zu Tyrnau wurden indeß den ganzen Winter hindurch fortgeſetzt.

Zu Anfang des Jahres 1645 verrieth Torſtenſon die Abſicht, nach Böhmen einzudringen. Sofort ging der Kaiſer mit ſeinem Bruder, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, nach Prag, um die Aufſtellung eines neuen Heeres zu betreiben. Hatzfeld erhielt den Auftrag, Böhmen mit jenem Heere zu ſchützen, welches ſich aus den Trümmern der Gallas'ſchen Armee, aus dem Hatzfeld'ſchen Corps und aus dem bisher in Ungarn geſtandenen Corps des Generals Götz gebildet hatte. Zu demſelben ſtießen noch über drei tauſend Baiern unter Johann von Werth, welcher auch eine Schaar ſelbſt geworbener Krieger unter dem Namen der „Freireiter" mit ſich führte. Torſtenſon ſendete den General Königsmark nach Niederſachſen, und Dieſer eroberte im März die Länder Bremen und Verden. Er ſelbſt ging durch

Böhmen gegen Mähren. Nachdem er den Saazer und Pilsener Kreis durchzogen, und die Moldau (2. März) überschritten, erfuhr er, daß die kaiserliche Macht zum Angriffe nahe, und nahm (5. März) eine Stellung bei Jankau, drei Meilen von Tabor. Hatzfeld warf sich den Schweden muthig entgegen; aber Fehlgriffe in der Ausführung des angegebenen Planes, Irrungen, herbei geführt durch das selbständige Walten dreier Generale (Hatzfeld, Götz und Werth) und durch das frühzeitige Plündern des feindlichen Gepäckes, brachten das kaiserliche Heer bei Jankau am 6. März in's Verderben. Zuerst wagte sich Götz mit dem rechten Flügel in eine nicht genau übersehene Gegend zwischen Teichen und Waldhöhen, welche ihn hinderte, seine Truppen zum Gefechte gehörig zu entwickeln; er bezahlte seinen Irrthum mit seinem Leben und dem Verluste seiner Leute, und von jenem Tage hat sich noch heute in Böhmen die sprichwörtliche Rede erhalten: „So viel als Götz bei Jankau ausrichten." Johann von Werth, welchem nicht lange Frist gegönnt war, weil er binnen drei Tagen in die Oberpfalz zurück kehren wollte, drang auf die Entscheidung; seiner stürmischen Kühnheit maß Hatzfeld nachmals die zweite Niederlage bei und beschuldigte ihn, daß er aus Irrthum oder eigenmächtig eine andere Höhe mit Reitern, Fußvolk und Geschütz besetzt habe, als in den Planen des Oberfeldherrn gelegen. Zwar stritten die Baiern auf dem linken Flügel wacker, und ein Theil von ihnen umging den rechten der Schweden; aber unzeitige Plünderungssucht verführte sie, über das Gepäck der schwedischen Generale herzufallen, ohne in dem wichtigen Augenblicke die Feinde im Rücken zu fassen. Hier gerieth Torstenson's Gemalin in die Hände der Werth'schen Reiter, und hier schwankte die Entscheidung. Aber die Beute wurde durch umkehrendes schwedisches Fußvolk wieder abgenommen, und die Niederlage des kaiserlichen Heeres allgemein. Zu ihrem eigenen Verderben war die Losung: „kein Quartier" gegeben. Einen glänzenderen Sieg hatten die Schweden, oder vielmehr die Deutschen unter schwedischer Anführung, noch nicht erfochten. Sieben tausend Knechte lagen todt zwischen den Hügeln und Wäldern zerstreut; Götz war ritterlich gefallen; mit Hatzfeld geriethen viele Officiere und Gemeine und einige siebzig Fahnen in die Gewalt des Feindes. Umsonst gedachte Johann von Werth bei Tabor seine fliehenden Schaaren zu sammeln, und durch einen erneuerten Angriff auf die siegberauschten Schweden die Ehre des Tages zu [illegible] mit sich fort.

Der Kaiſer, deſſen Erblande jetzt der Feindesgewalt offen ſtanden, verließ eilends Prag, die Vertheidigung dieſer Hauptſtadt dem Grafen Schlick übertragend, und ging über Regensburg nach Wien, während ſeine Familie und die Schatzkammer nach Graz geflüchtet wurden. Gallas erhielt das Commando wieder, mit dem Auftrage, aus den Trümmern des geſchlagenen Heeres und den zahlreich ausgehobenen Recruten eine neue Streitmacht zu bilden. Die Vertheidigung Wiens übernahm der Erzherzog Leopold Wilhelm. Torſtenſon, den erſten Schrecken benutzend, drang mit Siegeseile vorwärts, vollendete die Eroberung Mährens, bis auf Brünn, welches berannt wurde, und ſtrebte nun mit Macht auf Wien los, von dem ſtolzen Gedanken trunken, in dem Kaiſerſitze ſelbſt die letzte Entſcheidung der Dinge herbei zu führen. Durch das nördliche Unteröſterreich rollte er ſein Heer unaufhaltſam an die Donau. Am 16. März nahm er Stein mit Sturm, drei Tage ſpäter Krems durch Capitulation, während Rákóczy mit zwei und zwanzig tauſend Mann in Preßburg ſtand. Die Schweden ſprengten Dürrenſtein, beſetzten Kreuzenſtein und eroberten (29. März) Korneuburg mit reicher Beute. Dann wurde die Wolfsbrückenſchanze auf dem linken Donauufer bei Wien durch das heftigſte Feuer und durch förmliche Approchen, gleich einem feſten Platze, belagert und genommen, worauf Torſtenſon ſein Hauptquartier nach Miſtelbach verlegte, und vor Allem die Verbindung mit Rákóczy zu erzielen, ſo wie den Palatin Ungarns zu eigenmächtiger Neutralität zu bewegen ſuchte.

In dieſer dringenden Gefahr und mit geringer Mannſchaft verſehen, betrieb der Erzherzog Leopold Wilhelm mit Nachdruck die Vertheidigung der ihm anvertrauten Hauptſtadt. Jedes Haus mußte zur Bewachung des Stromes einen Mann ſtellen. Die Stände verwilligten den fünfzehnten Mann, die Artillerie und die gerüſteten Giltpferde; der gelehrte und lebenserfahrene Abt von Lilienfeld, Cornelius Strauch, war überall mit Rath und That zur Hand, während viele Edle in der allgemeinen Bedrängniß feig aus der Heimat flohen. Muth und rühmliche Ausdauer bewährten die Bürgerſchaft und die Studenten, und ſo wurden mehre Verſuche der Schweden, bei Schwechat und bei Hainburg die Donau zu überſetzen, glücklich vereitelt. Erzherzog Leopold Wilhelm war beſtändig im Lager, in der Wolfsau am alten Tabor, wo damals die Brücke ſtand. Als er am Brigittentage ſein Morgengebet verrichtete, drang eine ſchwediſche Kanonenkugel

in ſein Zelt und fiel, ohne Schaden zu thun, zu ſeinen Füßen nieder. Zur frommen Erinnerung daran ließ der Erzherzog an derſelben Stelle und nach der Form ſeines Zeltes, der heiligen Brigitta eine Kapelle erbauen, und ſeit dieſer Zeit wird die Wolfsau Brigittenau genannt *).

Torſtenſon ſendete einen Trompeter nach Wien, um ſchnelle Ranzionirung der zahlreichen gefangenen Generale und höheren Officiere zu beantragen, weil er außerdem dieſelben nach Schweden führen laſſen würde. Der kaiſerliche Generalauditor Groſſen brachte dieſes Geſchäft zu Stande, und zur Erwiederung der von Torſtenſon hierbei an den Tag gelegten Großmuth und Zuvorkommenheit erlaubte der Kaiſer, daß Letzterer ſeine Kammerdiener nach Wien ſchicken durfte, um Geſchmeide für ſeine Gemalin und ſchönes Reitzeug einzukaufen.

Rákóczy hatte im Februar die Beſchwerden der von ihm beſetzten Comitate an den Kaiſer befördert, und die Unterhandlungen zu Tyrnau wurden bis Ende März fortgeſetzt. Nach dem Eintreffen der Kunde von der den Kaiſerlichen unglücklichen Jankauer Schlacht aber löſ'te ſich der Congreß auf, und Rákóczy ſchloß (22. April) zu Munkács ein Bündniß mit Frankreich, ähnlichen Inhalts mit jenem, welches er im vorigen Jahre mit den Schweden eingegangen. Doch nachdem die kaiſerliche Beſtätigung des Szönner Friedens in Konſtantinopel eingetroffen war, brachte die öſterreichiſche Geſandtſchaft, von dem in's Intereſſe gezogenen moldauiſchen Fürſten Lupul unterſtützt, es dahin, daß die Pforte an die ungariſchen Paſchen Abmahnungsſchreiben wegen fernerer Unterſtützung Rákóczy's erließ und Letzterem ſelbſt die Schließung des Friedens mit dem Kaiſer anbefahl, ihn bedeutend, ſich mit ſieben ungariſchen Comitaten zu begnügen. Gleichwohl brach Rákóczy nach Rima-Szombath auf, wo er das zweite, dann über Filek nach Kis-Tapolcſan, wo er das dritte ſultaniſche Abmahnungsſchreiben erhielt. Der ſiebenbürgiſche Vortrab unter General Bakos vereinigte ſich in Mähren mit der vom General Duglas befehligten ſchwediſchen Vorhut. Zu Ende des Maimonats beſetzten die Siebenbürger Tyrnau; Rákóczy bedrohte Preßburg. Ein anderes Corps führten des Fürſten Sohn Sigmund und Kémény zu Torſtenſon's Heer bei Brünn, und ſetzten dann mit demſelben den Marſch gegen Wien fort. Inzwiſchen erhielt Rákóczy einen vierten Abmah-

*) Hormayr: Geſchichte Wiens, Bd. IV., 3. Hft., S. 101.

nungsbrief der Pforte, mit der Drohung, daß ein türkisches Heer nach Siebenbürgen einfalle, wenn er nicht sofort die Feindseligkeiten gegen den Kaiser einstelle. Zugleich unternahmen der Erzherzog Leopold Wilhelm und General Buchaim Bewegungen im Rücken des siebenbürgischen Heeres, Szendrö zu entsetzen und sich auf Siebenbürgen zu werfen.

Dies wirkte. Rákóczy mußte eilen, einen möglichst vortheilhaften Frieden zu schließen, bevor er dazu genöthigt würde. Am 8. August 1645 unterzeichnete der Kaiser zu Wien den Vertrag, kraft dessen der Fürst sich verbindlich machte, dem schwedisch-französischen Bündnisse zu entsagen, sein Kriegsvolk aus dem königlichen Gebiete wegzuführen, das von ihm erbeutete und verderbte Geschütz zu bezahlen, die eroberten und eingezogenen Ländereien mit den dazu gehörigen Urkunden dem Könige oder den sonstigen Eigenthümern zurück zu stellen, und an Ungarns Angelegenheiten nicht als Fürst, sondern nur als Reichsstasse und Landstand Theil zu nehmen. Dagegen verlieh der König ihm, seinen Söhnen erblich, die Gespanschaften Szathmár und Szabolcs; die Burg und den Marktflecken Szathmár auch ihren Nachkommen, in so fern diese den Fürstenstuhl besitzen würden; erblich auch ihm, seinen Söhnen und dessen männlichen Leibeserben die Burg und Herrschaft Tokay mit dem Marktflecken Tarczal und mit den „Hétszölös" genannten Weinbergen; ferner die Burgen und Herrschaften Munkács, Regecz, Ecsed, Nagybanya und Felsöbanya; endlich für des Fürsten Lebenszeit die fünf Gespanschaften Abaujvár, Zemplén, Beregh, Borsód und Ugocs, mit denselben Rechten und Einkünften, wie sie Gabriel Bethlen besessen. Am 16. September wurde zu Linz auch die kaiserliche Urkunde ausgefertigt, welche den Ungarn die Religionsfreiheit gewährte. Es wurden darin die uneingeschränkte Ausübung des protestantischen Gottesdienstes für alle Stände und Volksclassen, die Zurückgabe der den Protestanten weggenommenen Kirchen, Pfarrhäuser und geistlichen Einkünfte, die Wiedereinsetzung der vertriebenen Prediger ꝛc. zugestanden, und eine allgemeine Amnestie für jene Ungarn, welche gegen den Kaiser die Waffen ergriffen, so wie die Freigebung der von beiden Parteien confiscirten Güter ausgesprochen. Außerdem belohnte die Pforte Rákóczy's Gehorsam, indem sie seine Bitte, die Herabsetzung des jährlichen Tributes von den erhöhten fünfzehn tausend Ducaten auf die ehemaligen zehn tausend bewilligte. — Oesterreich trat durch diesen Frieden glücklich aus einer großen Gefahr heraus.

Zwölftes Buch.

Von dem ſiebenbürgiſchen Frieden bis zur Beendigung des dreißigjährigen Krieges durch die weſtphäliſchen Friedensſchlüſſe; von 1645 bis 1648.

Die Unthätigkeit Rákóczy's, welcher, bevor er entſcheidend mitwirkte, vorerſt Ungarn durch die Schweden hatte erobert wiſſen wollen, dann ſeine Friedensunterhandlungen und ſein endlicher Rücktritt, durchkreuzten ſtörend Torſtenſon's Berechnungen und nöthigten ihn, ſeine nächſten ſtolzen Entwürfe aufzugeben. Sobald die Siebenbürger nach Hauſe gingen, und der General Buchaim, die ſchwediſchen Verbindungen im Rücken bedrohend, der March nahte, brach Torſtenſon plötzlich von Wien auf, und beſchloß, zuerſt den in ſeinem Rücken gelaſſenen wichtigen Waffenplatz Brünn zu nehmen, um dann an die Donau zurück zu kehren. Am 4. Mai ſtand er ſchon mit ganzer Heeresmacht bei den Klöſtern Obrovitz und Karthaus, und begann zwei Tage darauf die Beſchießung der Stadt und des Spielberges. Am 29. Mai ließ der Erzherzog Leopold Wilhelm die Wolfsbrückenſchanze ſtürmen, deren Beſatzung gefangen nach Wien geführt wurde.

Brünn vertheidigte Louis Rattuit de Souches, ein aus Rochelle entflohener, aus ſchwediſchen in kaiſerliche Dienſte übergegangener franzöſiſcher Hugenot. Seinem, ſo wie dem aufopfernden Muthe der Bürger und der Studenten, gelang es, alle wüthenden Angriffe der Schweden abzuſchlagen und die Belagerung zu vereiteln. Noch jetzt feiern die Brünner den Maria-Himmelfahrtstag*), an welchem Torſtenſon mit ungeheurem Verluſte nach mehren vergeblichen Stürmen, in denen er beſonders Rákóczy's Walachen am Petersberge hingeopfert hatte, die Belagerung aufhob, und um die erlittene Niederlage nicht einzugeſtehen, wieder ſein altes Hauptquartier Miſtelbach bezog, den General Wittenberg aber mit drei tauſend Pferden bis an Wiens Donaubrücken vorſchiebend, die ganze Heerfahrt darauf beſchränkt hatte, Kreuzenſtein zu ſprengen, das Schloß Ort rein auszuplündern, dann aber ſich hinter Olmü[illegible]hen. Auch hier nicht ſicher, ging er nach Böhmen zurück, w[illegible] Wilhelm ihm folgte und die Schweden aus e[illegible]rdrängte. Indeß

*) Ueber die viertägige Fe
(am 14. bis 17. Auguſt 184

blieben dieselben doch den Winter hindurch in den westlichen Bezirken stehen. Die noch von den Schweden in Oesterreich besetzten Ortschaften: Krems, Korneuburg ꝛc., wurden 1645 und 1646 durch Buchaim, so wie durch de Souches in Mähren: Lundenburg, Maidenberg und Nikolsburg erobert. Torstenson hatte seinen kühnen Planen vergebens seine Krieger und einen Theil seines Ruhmes aufgeopfert.

Unterdessen hatte sich die volle Wucht der schwedischen Waffen auf das, dem Kaiser verbündete Kursachsen geworfen. Wie sehr auch Johann Georg nach Torstenson's Entfernung nach Holstein und Jütland sich bemüht hatte, die schwedischen Besatzungen aus seinem Lande zu vertreiben, so gelang ihm dies doch nur zum kleinsten Theile, indem Leipzig fortwährend in den Händen Königsmark's blieb. Hierzu kam noch, daß Torstenson, nachdem er zuvor die von Johann Georg dem Grafen Gallas zur Verstärkung geschickten sächsischen Truppen fast gänzlich aufgerieben hatte, selbst nach Sachsen zurück kehrte, im December 1644 Pegau, das ihm Widerstand leistete, in einen Schutthaufen verwandelte, und, während er sein Hauptquartier in Zeitz aufschlug, sein ansehnlich verstärktes Heer im Meißnischen und Thüringischen in die Winterquartiere legte. Bei den dadurch abermals über Sachsen gekommenen Leiden und Drangsalen suchten endlich die Söhne des Kurfürsten selbst ihren Vater zu einem Waffenstillstande mit den Schweden geneigt zu machen. Ungern ließ sich Johann Georg dazu bewegen; auch der kaiserliche Hof, durch den sächsischen Geheimrath von Sebottendorf von diesen Verhandlungen unterrichtet, bemühte sich, ihn davon abzuhalten. Nachdem aber Torstenson seinen böhmischen Feldzug begonnen, und dem in Sachsen zurück gelassenen General Leslie die härteste Contribution und Verheerung der beiden Elbeufer anbefohlen; nachdem ferner General Königsmark sich des größten Theiles der Stadt und des Gebietes von Meissen, so wie des dortigen Elbpasses bemeistert hatte, und bereits die Friedensunterhandlungen zu Osnabrück eröffnet worden waren, entschloß sich endlich Johann Georg, den Bitten seiner Söhne nachzugeben. Die ersten Unterhandlungen zwischen Schweden und Sachsen wurden im August 1645 in dem Dorfe [illegible], unweit Dresden, eröffnet, und zwar stehend unter freiem Himmel, in einem Garten. Viele [illegible] Landleute hatten auf den nächsten Höhen sich versammelt, um die [illegible] welcher auch [illegible], von fern mit anzu-

ſehen. Als hier durch die Annäherung kaiſerlicher Truppen die Verhandlungen geſtört wurden, ſetzte man ſie in dem Marktflecken Kötzſchenbroda zwiſchen Dresden und Meißen fort, und hier wurde (6. September 1645) ein Waffenſtillſtand geſchloſſen, welcher den Kurfürſten von Sachſen verpflichtete, dem Kaiſer für die Folge Nichts weiter an Truppen zu ſtellen, als was das Reichscontingent beſagte; außerdem ſollte er den Kaiſerlichen fortan keine Werbung in ſeinem Lande, den Schweden dagegen jeden freundſchaftlichen Durchzug durch Sachſen geſtatten, doch mit der Bedingung, daß die Schweden immer drei Meilen von der Reſidenz ihre Straße wählen ſollten; ferner ſollte er den Schweden monatlich eine Summe von eilf tauſend Thalern zahlen und ihnen ein Beſtimmtes an Proviant und Fourage liefern. Dagegen machten ſich die Schweden verbindlich, alle von ihnen beſetzten Städte und Ortſchaften, mit Ausnahme Leipzigs und der unter ſächſiſchem Schutze ſtehenden Herrſchaft Querfurt, ingleichen der gräflichen Lehenſchaften, Abteien und Städte, an die Sachſen zurück zu geben; zu Torgau ſollte eine ſchwediſche und ſächſiſche Schutzwache bleiben und dabei beiden Theilen der Elbepaß offen ſtehen. Dieſer urſprünglich nur auf ſechs Monate geſchloſſene Stillſtand wurde in den nächſten Jahren bis zum allgemeinen weſtphäliſchen Friedensſchluſſe immer wieder verlängert, und bei dieſer Verlängerung die monatliche Leiſtung von eilf tauſend Thalern auf acht tauſend herabgeſetzt. — Sachſen trat hiermit aus einem Kampfe, in welchem es, erſt mit den Schweden, dann mit den Kaiſerlichen verbündet, die gräßlichſten Verheerungen erlitten, mehr denn zwei Millionen Menſchen und über ſechs und ſechzig Millionen Thaler verloren hatte.

Für Oeſterreich war dieſer Vertrag, welcher Niederdeutſchland bis Böhmen entwaffnete, den Schweden den Rückzug ſicherte und ihre Kriegsmittel ohne Anſtrengung verſtärkte, von erheblichem Nachtheile. Ueberdies war den Schweden durch den am 13. Auguſt 1645 zu Brömſebro abgeſchloſſenen Frieden mit Dänemark, welcher ihnen mehre Provinzen und Inſeln, ihren Schiffen die Zollfreiheit im Sunde einbrachte, die Hand auch nach jener Seite hin wieder frei gegeben.

Die Baiern hatten während des Frühjahres und Sommers 1645 blutige Kämpfe gegen die Franzoſen zu beſtehen. Nach Johann von Werth's Abzuge wurde [illegible] tieren häufig durch franzöſiſche [illegible] ohne Werth-

ſche Regiment eine von dem Befehlshaber in Mainz, Comte de Conrval, ausgeſendete franzöſiſche Abtheilung mit ſolchem Ungeſtüm zurück, daß ſie ſich mit dem Verluſte von zwei Kanonen und vier hundert Mann eilig auf das Hauptquartier zog. Eben ſo ſchlug Mercy einen Anfall Roſen's auf Würtemberg im Februar ab; als aber die Kunde von der Jankauer Niederlage ſich verbreitete, ſah man mit Beſorgniß einem ſtärkeren Angriffe Turenne's entgegen, welcher neuen Zuzug unter Enghien erwartete. Deshalb rüſtete ſich Kurfürſt Maximilian aus allen Kräften, und warb neue Regimenter; Johann von Werth ſtieß im Anfang Aprils bei Schwäbiſch-Hall wieder zu ſeinen alten Streitgenoſſen. Turenne war am 26. März mit acht tauſend Mann, größtentheils Deutſchen, bei Speyer über den Rhein und auf Schwaben losgegangen, während Erlach die feſten Städte im Markgrafthum Baden in ſeine Gewalt brachte. Die Franzoſen breiteten ſich hierauf bei Mergentheim und Rotenburg an der Tauber aus, während Mercy bei Ellwangen des Angriffes gewartet hatte, worauf Letzterer, weil er nach Maximilian's Befehle es zu einem Treffen kommen laſſen ſollte, mit Johann von Werth auf Feuchtwangen marſchirte, und (25. April) unter ſchrecklicher Verheerung der Umgegend ſich auf dem verſchanzten Bretzenberge lagerte. Da er vernahm, daß die franzöſiſchen Regimenter zerſtreut um das Hauptquartier Mergentheim lägen, gedachte er ſie, wie bei Duttlingen, in ihrer Sicherheit zu überfallen. Eine abſichtliche Seitenbewegung auf Kulmbach machte die Franzoſen irr'; in der Nacht brachen Mercy und Werth in größter Stille von Feuchtwangen auf, und erſchienen mit Anbruch des 5. Mai vor dem Dorfe Herbſthauſen, eine Meile vom Hauptquartier Turenne's, fanden aber vor dem Dorfe das franzöſiſche Heer, welches auf die Kunde der Feindesnähe ſich eilig bis auf einige Regimenter zuſammen gezogen, auf Hügeln aufgeſtellt. Roſen befehligte den an einen Wald gelehnten und durch Gräben und Hohlwege geſchützten rechten Flügel, Turenne den linken. Mit dem Loſungsworte: „sancta Maria!“ ging der Feldzeugmeiſter Rauſchenberg mit dem Fußvolke des linken Flügels, welchen Johann von Werth commandirte, ungeſtümen Muthes auf die Franzoſen los, und warf ſie, ungeachtet ſie durch ein Wäldchen gedeckt waren; ein Verſuch der Letzteren, ſich in dem Dorfe Herbſthauſen zu ſetzen, ſcheiterte an dem Nachdrucke der verfolgenden Baiern, und was dem Tode entging, wurde gefan-

Mit geringem Erfolge focht Anfangs der baieriſche rechte Flügel, wel-

chen Turenne mit der Stärke der weimarischen Reiter zum Weichen zwang; aber im rechten Augenblicke eilte jenem die Reiterei des siegreichen linken unter Johann von Werth zu Hilfe, und schlug nach einem kurzen, aber hartnäckigen Kampfe auch den Marschall Turenne in die Flucht. In kaum einer Stunde war der vollständigste Sieg über die Franzosen errungen. Unter den gefangenen vier Generalen befand sich auch der Generalmajor Reinhold von Rosen, der älteste der übrig gebliebenen Obersten Herzog Bernhard's; mit ihm geriethen Schmidtberg, die Vicomtes Lameth und Vassoge, nebst der französischen Artillerie, neun und fünfzig Fahnen und Standarten, zwei tausend sechs hundert Officiere und Gemeine in die Hände des Siegers. Eben so Viele lagen todt auf der Wahlstatt; die ohne Zusammenhang nach allen Seiten an den Rhein und Main flüchtenden Ueberreste stießen auf einzelne kaiserliche und baierische Regimenter, und ihrer wurden noch viele gefangen. Der zum ersten Male besiegte Turenne flüchtete mit zwei Regimentern, welche an der Schlacht keinen Theil genommen, das Silberzeug seiner Tafel und sein Gepäck zurück lassend, nach Mergentheim, von wo er nebst Roßwurm's und Wittgenstein's geretteten Regimentern unweit Hamelburg sich über den Rhein rettete, und über Fulda weit in's Land hinein flüchtete.

Um den erlittenen Schimpf zu rächen, sendete die französische Regierung unter dem durch seinen Sieg bei Rocroy bereits berühmten Herzoge von Enghien (nachmaligem Prinzen von Condó) eine neue Armee nach Deutschland. Die beiden Corps unter Turenne und Enghien vereinigten sich im Juli bei Speyer und zählten etwa drei und zwanzig tausend Mann. Der schwedische General Königsmark und der hessische General Geiß, welche Beide mit ihren Truppen zu den Franzosen gestoßen waren, als diese den Rhein überschritten, gaben der Armee eine Zahl höherer Führer, was natürlich eine Menge von Reibungen veranlaßte, welche nicht ohne Einfluß auf den Gang der Begebenheiten blieben. Dem allgemeinen Plane nach wollte man in Schwaben, das durch den Krieg weniger gelitten, eindringen, sich Heilbronn's, als des Schlüssels von Schwaben, Baiern und Franken, bemächtigen, und sich dann auf München oder auch auf Wien — so weit gingen die Plane der kühnen Führer — werfen. Als sie jedoch weiter vorrückten, gewahrte[n] [sie] [mit] nicht geringem Erstaunen den baierischen General Mercy, in [Stellung] [am] [Neckar], hinter dem Neckar,

ſo verſchanzt, daß eine vorläufige Recognoscirung die Unmöglichkeit irgend eines Angriffs darthat. Enghien ſelbſt rieth von jedem Angriffe ab und ſchlug im Kriegsrathe vor, den baieriſchen General aus ſeiner Stellung heraus zu manövriren und ſo eine Gelegenheit herbei zu führen, ſich unter günſtigeren Verhältniſſen mit ihm zu ſchlagen. Königsmark und Geiß zeigten ſich jedoch dieſem Anſinnen dergeſtalt abgeneigt, daß ſie abzuziehen drohten, wenn man Braunſchweig und Heſſen auf ſolche Weiſe gleichſam öffnen wolle. In einer neuen Berathung wurde beſchloſſen, jenen erſten Plan aufzugeben und ſich für jetzt nach Franken, und von da muthmaßlich nach der Donau oder auch gegen Heilbronn zu wenden, wenn Mercy ihnen etwa folgen und ſein Lager verlaſſen ſollte.

Die verbündeten Feldherren bemächtigten ſich hierauf Wimpfens, gingen über den Neckar und nahmen Rothenburg an der Tauber mit beträchtlichen Magazinen. Trotz dieſer glücklichen Fortſchritte verließ Königsmark dennoch mit ſeinen vier tauſend Schweden die Armee, und Geiß war im Begriffe dieſem Beiſpiele zu folgen, als ihm die gemeſſenſten Befehle der Herzogin dies unterſagten.

Während nun die Enghien'ſche Armee in Franken lag, war Mercy nach Feuchtwangen marſchirt, wo er ſich ſofort ſtark verſchanzte. Der Wunſch Enghien's, mit ſeinem Gegner zu ſchlagen, ließ die vereinten Führer daher den Beſchluß faſſen, ſich nach der Donau zu wenden, wo man auch auf der Stelle Dinkelsbühl angriff. Mercy eilte jedoch zur Rettung dieſes Ortes herbei und wählte ſein Lager ſo geſchickt, daß er den Feind zwang, von ſeinem Unternehmen abzuſtehen, ohne ſelbſt zur Schlacht gezwungen werden zu können. Das franzöſiſche Heer entſagte daher ſeinem Plane auf Dinkelsbühl und wendete ſich gegen Nördlingen. Mercy ging dieſem Marſche gleichſam zur Seite und zog nach Donauwerth. Dieſe Bewegung, welche ihn von Heilbronn entfernte, ließ die feindlichen Heerführer glauben, daß nun der Moment gekommen, zu dem erſten Plane zurück zu kehren. Da aber ging plötzlich die Nachricht ein, daß Mercy die Wernitz überſchritten und, anderthalb Stunden von ihnen, zur Schlacht bereit bei dem Dorfe Allerheim ſtehe. Sofort wurde der Aufbruch des franzöſiſchen Heeres angeordnet, die Bagage in den nächſten Dörfern zurück gelaſſen, und in voller Schlachtordnung den Baiern entgegen gerückt. Enghien, von den Marſchällen Grammont und Turenne und dem General Geiß begleitet, recognoscirte die baieriſche Stellung.

Dieſe war mit ſeltener Einſicht gewählt. Der rechte Flügel der baieriſchen Armee lehnte ſich an einen Hügel, den ſteilen Weinberg, der linke an eine Höhe, welche das feſte Schloß Allerheim krönte. Die Abdachungen beider Höhen verlaufen ſich gegen einander und bilden zwiſchen ſich eine Mulde, in welcher das Dorf Allerheim, etwa drei hundert Schritte vor den beiden Höhenkuppen, liegt. Die Strecke von dem Dorfe nach dem Schloſſe zu war wegen eines Grabens, der ſich bis in die Höhe der Kuppe zog, für geſchloſſene Trupps durchaus ungangbar; vom Dorfe aber nach dem Weinberge machte der ſteilere Abfall der Böſchung Bewegungen von franzöſiſcher Seite ſchwierig. Ueberdies deckte das Dorf die Angriffe nach beiden Richtungen, während dieſes durch ſeine Bauart jeden Angriff auf dasſelbe zweifelhaft machte. Die natürliche Stärke dieſer Stellung war noch durch Befeſtigungen erhöht worden. Der Weinberg war ſowohl nach vorne, als auch nach der inneren Seite hin mit Verſchanzungen umgeben; hinter dem Dorfe befanden ſich eine Menge Werke, deren vorſpringende Winkel mit Ausfällen verſehen waren. Die linke Flanke ſicherte ſowohl der erhöhte innere Grabenrand, als das befeſtige Schloß ſelbſt. Allerheim endlich war mit Schanzen umringt; der Kirchhof war zur Rückenſchanze, ja der Thurm ſelbſt, ſo wie einige andere Gebäude in der Umgebung der Kirche, zur Vertheidigung eingerichtet. Sechzehn tauſend Mann, in achtzehn Bataillons und neun und dreißig Escadrons, mit acht und zwanzig Geſchützen, vertheidigten dieſe Stellung. Die Vertheilung der Truppen darin war folgende. General Gleen war mit Vertheidigung des rechten Flügels beauftragt; eilf Escadrons bildeten das erſte Treffen, ſechs das zweite; ſieben Geſchütze waren zweckmäßig aufgeſtellt. Der Weinberg war mit zwei Bataillons und fünf Geſchützen beſetzt. Das Centrum unter Mercy's Befehl beſtand aus ſieben Bataillons, welche in den Verſchanzungen hinter dem Dorfe ſtanden, ferner aus ſechs Escadrons, welche eine Reſerve bildeten, und aus drei Geſchützen. Den linken Flügel befehligte Johann von Werth. Ihn bildeten acht Escadrons im erſten, eben ſo viele im zweiten Treffen. Vier Geſchütze waren zweckmäßig dicht hinter dem erhöhten Grabenrande aufgeſtellt. Schloß Allerheim ſelbſt war mit zwei Bataillons und drei Geſchützen beſetzt. Der Reſt der Infanterie war in und hinter Allerheim aufgeſtellt, auf jeder Seite desſelben noch drei Geſchütze hinter Schanzen.

Die franzöſiſche Armee zählte ſiebzehn tauſend Mann, nämlich fünf tauſend Weimaraner, ſechs tauſend Heſſen und eben ſo viele Franzoſen. Sie

formirte zwanzig Bataillons, ein und vierzig Escadrons, und führte sieben und zwanzig Geschütze. Die Angriffsordnung derselben war folgende. Die gesammte Armee bildete zwei Treffen mit angemessenen Reserven dahinter. Der rechte Flügel, in erster Linie sechs Escadrons, in zweiter vier, mit vier Geschützen, und von einer Reserve von vier Bataillons und eben so vielen Escadrons unterstützt, wurde vom Marschall Grammont geführt. Das Centrum unter dem Marquis de Maffin zählte sieben Bataillons in erster, drei in zweiter Linie, und vierzehn Geschütze; es hatte eine Reserve von fünf Escadrons. Der linke Flügel unter Turenne hatte im ersten Treffen sechs Escadrons, im zweiten vier (Weimaraner), und neun Geschütze. Zwölf Escadrons, sechs Bataillons (Hessen) bildeten unter dem General Geiß und dem Obersten Oheim die Reserve. Enghien selbst übernahm kein eigenes Commando, sondern behielt sich die obere Leitung der Schlacht vor; zum Gehilfen hierbei wählte er sich den Feldmarschall de Mouffaie. So war die Stärke und die Stellung beider Theile.

Ein Angriff auf das Dorf Allerheim eröffnete die Schlacht. Von der Infanterie des französischen Centrums und sieben Geschützen kraftvoll begonnen, gerieth er gleichwohl sehr bald in's Stocken; denn das Feuer der Infanterie sowohl als der Artillerie von baierischer Seite raffte ganze Glieder dahin. Die Artillerie erlitt ebenfalls bedeutende Verluste. Dem zufolge erhielt der Marquis de Maffin von Enghien den Befehl, mit drei Bataillons zur Unterstützung vorzurücken. Diese Verstärkung gab dem Kampfe eine andere Wendung. Die Franzosen überwältigten die Schanze und drangen in das Dorf, sahen sich aber aus diesem wieder herausgeworfen und würden wahrscheinlich auch bis über die Verschanzungen hinaus getrieben worden seyn, wenn nicht Mouffaie mit einer neuen Verstärkung herangerückt wäre. Sie drangen auf's Neue vor und gelangten bis in die Mitte des Dorfes, kamen jedoch hier an die von den Baiern vorbereiteten Rückenschanzen. Hierdurch gerieth natürlich der Kampf von Neuem in's Stocken, und wurde endlich vollends zum Nachtheile der Franzosen entschieden, als auch die Baiern nun Verstärkung erhielten. Die Franzosen wurden mit Verlust zum Dorfe hinaus getrieben. Jetzt erschien Enghien selbst an der Spitze des Restes der vorher im Centrum aufgestellten Infanterie, wodurch also die Hälfte der überhaupt vorhandenen Infanterie des Feindes an dieser Stelle in's Gefecht verwickelt wurde. Der Angriff der Franzosen wiederholte sich unter Enghien's persönlicher

Leitung mit erneuertem Muthe. Indeſſen wurde Enghien ſelbſt verwundet; alle ſeine Adjutanten fielen an ſeiner Seite; doch in demſelben Augenblicke fiel auch auf baieriſcher Seite Mercy, tödtlich von einer Kugel getroffen. Der Zufall brachte dieſe Nachricht nur zu bald zu den Franzoſen, welche dadurch zu neuen Hoffnungen belebt wurden. Sie wiederholten ihre Angriffe nochmals mit Ungeſtüm; aber was ſie auch unternehmen und vollbringen mochten, ſie gelangten nie weiter, als bis zu den Rückenſchanzen der Baiern im Dorfe; ſelbſt das Anzünden der ihnen zunächſt liegenden Gebäude bewegte die tapferen Vertheidiger nicht, ihre Stellung aufzugeben. Die Verhältniſſe blieben hier in dieſem Zuſtande bis zum Ende der Schlacht. General Bellenave, welcher allein ohne Wunden geblieben, erhielt den Befehl, die zerſtreuten Truppen zu ſammeln und die Angriffe fortzuſetzen, während Enghien nach dem rechten Flügel eilte, um dort Johann von Werth zu bekämpfen. Doch der tiefe Graben, welcher die beiden gegenüber ſtehenden Flügel ſchied, verhinderte ein Aneinanderkommen; daher zog Enghien es vor, ſich gegen den linken Flügel zu wenden und dort ſein Glück zu verſuchen.

Johann von Werth, der es nicht erwarten konnte, angegriffen zu werden, verließ jetzt plötzlich ſeine Stellung, überſchritt den Graben und warf ſich mit ſolcher Heftigkeit auf den ihm gegenüberſtehenden Feind, daß ſich dieſer ſofort zur Flucht wendete. Zwei Bataillons Infanterie, bei denen ſich der Marſchall Grammont in Perſon befand, und die ihr Feuer auf fünfzehn Schritte gaben, mäßigten zwar einigermaßen den Eifer der Baiern, verhinderten aber weder ihre Zerſprengung, noch des Marſchalls Gefangennehmung. General Chabot, der ſich ihnen mit der Reſerve entgegen ſtemmte, um der Reiterei Zeit zu geben, ſich wieder zu ſammeln, wurde ebenfalls geworfen. Die Kavallerie glaubte darauf ihr Heil nur in einer ſchleunigen Flucht finden zu können. Leider verſtand Johann von Werth, in deſſen Händen jetzt die Entſcheidung der Schlacht lag, nicht, die Früchte ſeiner Tapferkeit zu ernten. Statt ſich raſch auf das Centrum zu werfen oder nach dem rechten Flügel zu eilen, wo der Sieg noch ſchwankte, verfolgte er mit ſtürmiſcher Eile den fliehenden Feind. Erſt um acht Uhr kehrte er von dieſer Verfolgung zurück, aber es war zu ſpät; denn die Schlacht war mittlerweile bereits von den Franzoſen gewonnen.

Auf dem linken Flügel war nämlich der Kampf entſchieden worden Als Enghien hier anlangte, war Turenne ſchon zwiſchen Allerheim und dem

Weinberge zum Angriff vorgegangen. Doch erklärte sich das Schlachtenglück Anfangs auch hier gegen die Franzosen. Turenne, welcher bekanntlich nur zehn Escadrons und neun Geschütze zu seiner Disposition hatte, gerieth hier in das Feuer von vierzehn Geschützen und der im Dorfe postirten Infanterie. Zwar durchbrach er, den Widerstand nicht achtend, glücklich das erste Treffen des ihm gegenüberstehenden Generals Geleen, wurde aber von den sechs Escadrons des zweiten Treffens geworfen und dabei selbst verwundet. Die aus der Hauptreserve herbei eilenden zwölf Escadrons unter Geiß und Oheim nahmen ihn jedoch auf und brangten größeren Nachtheilen vor. Enghien, welchem hiermit seine letzte Hoffnung verschwand, mit den bereits auf der Linie beschäftigten Truppen, die nach seiner Meinung den Kern seiner Armee bildeten, den Sieg zu erfechten, sah sich jetzt genöthigt, die Zuflucht zu dem Reste seiner, nur aus Deutschen, den Hessen und Weimaranern, bestehenden Reserve zu nehmen; er selbst führte sie gegen den Punkt, wo Turenne gescheitert. Die Deutschen leisteten, was die Franzosen nicht vermocht. Mit unwiderstehlicher Gewalt durchbrachen sie die baierischen Reihen, wendeten sich dann gegen den Weinberg, stürmten diesen und richteten das hier eroberte Geschütz nun gegen die Baiern, die, dadurch in Unordnung gebracht, wichen. General Geleen selbst, der diesen Flügel führte, gerieth in Gefangenschaft.

Hierüber war der Abend angebrochen. Die französische Armee, auf ihrem rechten Flügel und im Centrum geschlagen, war auf ersterem in völliger Unordnung gewichen, und hatte sich nur mit Mühe vor Allerheim selbst behauptet. Wäre Johann von Werth selbst in diesem Augenblicke noch auf dem Schlachtfelde erschienen, so hätte die Schlacht von den Baiern vielleicht noch gewonnen werden können. Aber sein Unstern führte ihn gerade nach der Stelle zurück, von welcher er gekommen. Hierdurch wurde die Besatzung im Dorfe ganz abgesondert. In der rechten Seite den Feind, im Dorfe selbst, wenn gleich nur schwach, eingeschlossen, verloren die Truppen, welche bis dahin so tapfer gestritten, den Muth und ergaben sich, obwohl die Ihrigen nicht fünf hundert Schritte von ihnen standen. Während dieser Zeit waren die Vorposten keine fünfzig Schritte von einander. Noch glaubten die französischen Generale nicht, daß sie gesiegt; da begann um ein Uhr nach Mitternacht die baierische Armee ihren Rückzug, ohne daß sie Ursache dazu gehabt. Aber ihr fehlte das Haupt; der General des linken Flügels stand entfernt vom Centrum, und der des rechten war in Gefangenschaft. Ohne daß die Fran-

zosen es bemerkten, zogen die Baiern vom Schlachtfelde ab, drei tausend Todte, fünfzehn Geschütze und alle Verwundete auf demselben zurück lassend. Mit Tagesanbruch war die Armee aus den Augen der Franzosen wie verschwunden; sie hatte sich nach Donauwerth, vier Stunden von Allerheim, zurück gezogen, wo eine Brücke über die Donau ihr den Rückzug sicherte. Turenne folgte mit zwei bis drei tausend Mann den Flüchtigen, ohne sie jedoch einholen zu können.

Der ganze rechte Flügel der französischen Armee und ihre gesammte Infanterie, mit Ausnahme dreier hessischen Bataillone, waren, der Angabe Turenne's gemäß, geschlagen; gegen vier tausend Mann hatten die Franzosen auf dem Schlachtfelde verloren. Nichts desto weniger blieb ihnen der Sieg, weil die Baiern, durch den Tod des Oberanführers, durch die Gefangennehmung des Generals Geleen, und durch Johann von Werth's unzeitige Verfolgung der Hilfe desselben beraubt, überdies selbst in Unordnung gebracht, einen Sieg aufgaben, den sie bis dahin mit eben so viel Ruhm als Erfolg streitig gemacht hatten. Der rechte Flügel der baierischen Kavallerie war allerdings geschlagen; vier Infanterie-Regimenter hatten gleichfalls starke Einbuße erlitten, die Besatzung von Allerheim hatte capitulirt, und der größte Theil der Artillerie war in feindliche Hände gerathen; aber gleichwohl war, im Ganzen genommen, der Verlust der Baiern nicht so beträchtlich, als jener der Franzosen. Auf beiden Seiten waren mehre hohe Generale sowohl getödtet worden, als auch in Gefangenschaft gerathen *).

In Paris wurde man des mit so vielem kostbaren Blute erkauften Sieges wenig froh, und als man zum Scheine ein Tedeum feierte, äußerte eine vornehme Spötterin: man solle lieber ein De profundis für die Todten beten. Enghien erntete die kärglichen Früchte seines Scheinsieges. Nördlingen ergab sich ihm ohne Noth, und nach harten Drangsalen gerieth (24. August) auch Dinkelsbühl in die Gewalt der Franzosen; dies war aber auch das Ziel ihrer diesjährigen Kriegsplane, bei denen Deutsche ihrer Sache den Ausschlag wider Deutsche gegeben! Die wichtigste Folge davon war, daß der Kurfürst Maximilian, der Anstifter und Schürer des langen Kampfes, jetzt aus Furcht für seine dem Feinde offenen Staaten, sich (14. März 1647) bewogen fand, die Partei des Kaisers zu verlassen und

*) v. Brandt, a. a. O. Seite 340 u. f.

einen Waffenstillstand mit dessen Gegnern zu schließen, indem er sich beschwerte, daß der Kaiser ihn nicht gehörig unterstützte und ihn der Uebermacht zu weichen nöthigte. Der Kaiser suchte diese Behauptungen zu widerlegen, und forderte das baierische Heer auf, sich mit dem seinigen zu vereinen. Denn, so hieß es mit Recht, Maximilian hat diese Völker früher selbst für ein Reichsheer erklärt, und dasselbe in anderen deutschen und kaiserlichen Ländern verpflegt, besoldet und verstärkt, welches Alles ihm als Kurfürst von Baiern nicht zusteht. Ueberdies haben Alle dem Kaiser und dem Reiche geschworen und aus kaiserlichen Cassen einen Theil ihrer Besoldung empfangen; ja des Oberanführers Johann von Werth Auslösung wies Maximilian dem Kaiser zu, weil er ein Reichsfeldherr sey, und Dieser hat sie wirklich für ihn bezahlt. Am wenigsten endlich darf der Kurfürst ohne höhere Zustimmung einen Waffenstillstand schließen, oder gar Städte und Landschaften den Reichsfeinden übergeben. Diese Darstellungen blieben nicht ohne Erfolg, und fast wäre es dem Johann von Werth, den des Kurfürsten Separatstillstand bitter kränkte, gelungen, dem Kaiser das baierische Heer zuzuführen. Dieses Vorhaben mißlang zwar und brachte Werth sammt seinen Anhängern in die größte Gefahr; gleichwohl wirkten diese Vorfälle und des Kaisers gemessene Erklärungen dahin, daß Maximilian (14. September) den Waffenstillstand wieder aufkündigte, weil „die Schweden nicht, wie sie versprochen, den allgemeinen Frieden befördert, sondern neue Forderungen wider die Katholiken aufgestellt, sich den baierischen Ansprüchen feindlich gezeigt und den fast ganz allein stehenden Kaiser in solche Gefahr gebracht hätten, daß Baiern sich seiner von Neuem annehmen müsse." Die Schweden läugneten jene Beschuldigungen, gaben den Vorwurf des Wortbruches zurück und behaupteten: Eigennutz sey die einzige Triebfeder der Handlungsweise Maximilian's, weshalb er sich, sobald die pfälzische Sache auf dem Friedenstage nach seinen Wünschen in Ordnung gebracht worden, den Gegnern Schwedens wieder zugesellte; der übermüthige Wahn, als ob von ihm die Entscheidung über Krieg und Frieden abhänge, müsse gestraft werden.

An die Spitze des kaiserlichen Heeres trat jetzt General Melander, genannt Holzapfel, vormals in hessischen Diensten und seines Glaubens ein Calvinist. In der Wiederherstellung des aufgelöst'en und furchtbar zusammen geschmolzenen Heeres entwickelte Derselbe die größte Umsicht und Sachkenntniß, und seinen Eifer für die Sache, welcher er jetzt diente, sprach er selbst

in dem beherzten Wortſpiele aus: „wer dem Kaiſer das Scepter entreißen wolle, müſſe vorher erſt in den ſauern Apfel (Holzapfel) beißen.“ Unter ſeinem Oberbefehle ſtand, nachdem das baieriſche Heer unter dem Feldmarſchall Grafen Gronsfeld ſich wieder mit dem kaiſerlichen vereinigt hatte, auch der kühne, aber durch ſeinen Ungeſtüm Manches verderbende Johann von Werth.

Unterdeſſen hatten die weimariſchen Truppen einen Aufſtand gegen ihre franzöſiſchen Befehlshaber unternommen, ſich von ihnen getrennt, und Turenne wurde in Folge dieſer Vorgänge in's Luxemburgiſche abberufen. Obgleich dadurch der franzöſiſchen Mitwirkung beraubt, wagte Guſtav Wrangel dennoch in Böhmen einzubrechen, zog vor Eger und nahm (17. Juli 1647) dieſen wichtigen Platz, wenige Stunden bevor der kaiſerliche Entſatz anlangte. Die Kaiſerlichen ſuchten ſich durch die Eroberung des Schloſſes Falkenau (26. Juli) einigermaßen zu entſchädigen, und am 27. Juli rückte Holzapfel auf Eger, um die Schweden von der Feſte wegzuſchlagen; aber Wrangel hatte noch vor dem Andrange auf der anderen Seite des Fluſſes, auf dem Galgenberge, eine feſte Stellung eingenommen. Werth ſetzte unter dem heftigſten Kanonenfeuer mit dem linken Flügel durch den Fluß und ging gerade auf das ſchwediſche Lager los. Da zugleich auch Holzapfel mit dem rechten Flügel auf den Galgenberg anrückte, zogen ſich die Schweden von der Höhe herunter und erwarteten im Thale den Angriff. Am 29. Juli feuerten beide Heere aus ihren, nur durch den Fluß getrennten Lagern ſo heftig auf einander, daß eine Stückkugel ſogar durch das kaiſerliche Zelt ſchlug. In der darauf folgenden Nacht gerieth der Kaiſer in die größte perſönliche Gefahr; der tollkühne Generalmajor Helmold Wrangel ſetzte ungeſehen durch den Fluß, verjagte die kaiſerlichen Wachen, drang mit einigen Schwadronen kühn in das Lager, und verbreitete überall Schrecken und Beſtürzung. Schon befanden ſich drei verwegene Reiter im Schloſſe, in welchem der Kaiſer ſchlief, hatten die letzte Schildwache niedergeſtoßen und waren im Begriffe, die Stiege hinauf in das kaiſerliche Gemach zu dringen, als zur rechten Zeit ein treuer Diener den Einen niederſtach. Auf das Getümmel eilten Mehre herbei; Johann von Werth war, faſt unangekleidet, der Erſte auf dem Platze; dann kamen Holzapfel, die Oberſten und die Hofcavaliere. Den Kaiſer riſſen ſeine Getreuen aus der Gefahr; im Lager eilten die Regimenter zu den Waffen, und die verwegenen Schweden mußten mit Verluſt an Officieren und Gemeinen ſich eiligſt über das Waſſer flüchten.

Da jedoch längeres Verweilen vor Eger nutzlos erſchien, und bereits der Mangel an Lebensmitteln empfindlich ward, ſo brach (8. Auguſt) das kaiſerliche Heer gegen Pilſen auf; während der Kaiſer nach Prag zurück ging. Die Schweden folgten ihren Gegnern bis auf Plan und hätten gern das feſte Haus Triebel entſetzt, aber eine tiefe Schlucht, hinter welcher das kaiſerliche Lager ſtand, flößte ihnen Beſorgniſſe ein. Am 22. Auguſt führten Johann von Werth und Raimund Montecuculi vor Tagesanbruch die ganze Reiterei in der Stille in den tiefen Waldgrund, verbargen ſich bis gegen Mittag, und da ſie wähnten, daß die Schweden auf Fütterung ausgeritten, beſchloſſen ſie die angefangenen Schanzen zu erſtürmen. Die Reiterei ſprengte daher plötzlich bergauf, warf ungeſtüm ſechs, vor dem Lager aufgeſtellte ſchwediſche Regimenter über den Haufen, nahm ihnen zehn Fähnlein ab, und brachte überall ſolche Verwirrung hervor, daß Guſtav Wrangel ſelbſt das Feldgeſchrei zu geben vergaß. Bald aber eilten die übrigen ſchwediſchen Regimenter herbei, und es dauerte zwei Stunden hindurch ein hitziges Gefecht, in welchem die Kaiſerlichen zwar noch drei Fähnlein erbeuteten, ſich aber endlich zu ihrem Fußvolke, welches ohne Erfolg die Schanzen geſtürmt, zurück zogen. Der Verluſt der Schweden war bedeutend; ſie verloren den tapferen Helmold Wrangel und viele vornehme Gefangene. Auch die Kaiſerlichen zählten viele Todte, trugen aber dreizehn feindliche Fahnen davon.

Nach dieſem Gefechte hielten ſich beide Theile in ihren Lagern ruhig, bis (5. September) die Kaiſerlichen ihre Stellung verließen, und, um den Schweden die Zufuhr abzuſchneiden, vor Tachau ſich ſetzten. Ihnen folgte Guſtav Wrangel, fand aber, da er über Höhen und Thäler ziehen mußte, die günſtigſten Punkte bei Königswart ſchon eingenommen. Dennoch gelang es ihm, drei Regimenter Dragoner, welche ihre Pferde im Thale gelaſſen und auf den Felſen ſtanden, mit überlegenem Fußvolke zu überwältigen und im Angeſichte Holzapfels faſt ganz aufzureiben. Bald darauf änderten beide Theile das Lager, und ſtanden ſich unfern des Städtchens Tepl in ihren Verſchanzungen in der Nähe eines Kanonenſchuſſes gegenüber. Nachdem die Kaiſerlichen zweimal vergebens einen Ueberfall verſucht, verließen ſie abermals ihre Stellung und zogen auf ihr altes Lager auf Triebel. Wrangel, durch neue Gefahren beunruhigt, wendete ſich auf Kaden, um ſich mit einem Theile des königlichen Heeres zu vereinigen, und hiermit endete ſein dreimonatlicher Feldzug in Böhmen. Als Gronsfeld's zehn tauſend Mann

ſtarkes Heer ſich (6. October 1647) bei Laun mit Holzapfel vereinigt hatte, mußte Wrangel ſeinen Plan auf die kaiſerlichen Erblande aufgeben, zog daher über Meißen und Thüringen nach Niederſachſen und Weſtphalen, und ging (8. November) bei Hörter über die Weſer, um ſich in ſeiner Bedrängniß entweder mit Turenne zu vereinigen und mit ihm den Zug an die Donau zu unternehmen, oder am Heere Königsmark's und der Heſſen Halt zu ſuchen. Aber ihm folgten Holzapfel und Gronsfeld auf dem Fuße durch Thüringen, und drangen am 2. November über die Werra nach Heſſen.

Um die ſchwediſchen Angelegenheiten ſtand es äußerſt übel. Wrangel, (18. November) nach dem Braunſchweigiſchen zurück gedrängt, ſchwebte in der Furcht, nach Pommern getrieben zu werden, zumal Königsmark und die Heſſen um die Ems an Lamboy ihren Gegner gefunden; denn durch deſſen mächtigen Anfall auf Oſtfriesland von der Belagerung Paderborns abgerufen (14. September), umſchloſſen Jene ihn zwar eine Zeitlang am Rheine, mußten aber dann faſt ganz Weſtphalen und Oſtfriesland aufgeben, indem Königsmark ſich dem Wrangel näherte; Rabenhaupt, um Kaſſel zu retten, wohin die Bewohner der kleinen Städte an der Werra ſich geflüchtet, ſich auf Heſſen zog. Gleichzeitig war Schleſien vom Feinde befreit, indem Wrangel ſchon im Mai den Feldzeugmeiſter Wittenberg nach Böhmen rufen mußte; Olmütz ſtand in unabwendbarer Gefahr, und Iglau's ſchwediſche Beſatzung ergab ſich am 7. December, ehe Wittenberg herbei eilen konnte. Enkevort, wiewohl die franzöſiſchen Beſatzungen in Lauingen, Schorndorf und Heilbronn ängſtlich ſchonend, breitete ſich in Oberſchwaben aus, und der Verluſt Memmingens, des ſeit dem Ende Septembers belagerten ſchwediſchen Sicherheitsplatzes, war unvermeidlich (24. November). Auch auf den entfernteren Kriegsſchauplätzen ſtanden die Dinge dem Kaiſer und der deutſchen Sache günſtig und erleichterten den Reichskrieg. Der Erzherzog Leopold Wilhelm hatte Landrecies und Lommines erobert, da Turenne zu ſpät kam; der berühmte Gaſſion im Sturme auf Lens das Leben eingebüßt; Piccolomini, Beck und der Herzog von Lothringen ſahen den Vortheil des Feldzuges in ihren Händen. Die Kühnheit Enghien's, ſeit dem Tode ſeines Vaters 1646 Condé genannt, ſcheiterte vor Lerida; Mazarin war mißvergnügt und ſeine Erwartungen herab geſtimmt, und ſo bot die Fügung günſtiger Umſtände im Spätherbſt[illegible]all die Rettung Deutſchlands, ſelbſt wenn die drei Kurfürſten v[illegible]nd[illegible]b Sachſen in Unthätigkeit verharrten.

Leider wirkten mancherlei Umſtände zuſammen, um die Früchte dieſer Vortheile verloren gehen zu laſſen und den Schweden Gelegenheit zu geben, ſich wieder zu ermannen. Statt Letztere raſtlos zu verfolgen, wendete ſich Holzapfel auf Heſſen und verwüſtete dieſes Land, weniger wohl in der Abſicht, ſich an ſeiner ehemaligen Gebieterin, der Landgräfin Amalia Elisabeth, zu rächen, als vielmehr dieſe beharrliche Feindin des Hauſes Oeſterreich zum Frieden zu zwingen, was jedoch ihr unbeugſamer Trotz vereitelte. Den Kurfürſten Maximilian hatte die einſtige Standhaftigkeit verlaſſen; ſeine Politik ſchwankte, und mit ihr ſank auch ſein Kriegsſyſtem zur Halbheit herab. Frankreich hatte ihm gedroht, wenn ſein Heer die Schweden über die Weſer verfolge, würde Turenne verwüſtend in Baiern einfallen. Dies ſchreckte den Kurfürſten, und er gab ſeinem Feldherrn Gronsfeld geheimen Befehl, die Verfolgung der Schweden nicht bis über die Weſer zu treiben. Hierdurch wurden alle Operationen der Kaiſerlichen gelähmt, und zwiſchen den Führern entſtanden ſich in deſſen Folge mehrfältig einander kreuzende Zwiſtigkeiten. Zwar drang Holzapfel im Vereine mit Gronsfeld bis zum äußerſten Niederheſſen, bis nach Wolfhagen: als er aber, um Mangel im Braunſchweigiſchen radicale zu vermeiden, über die Weſer gehen wollte, verweigerte ihm, durch ſeine geheimen Befehle gebunden, Gronsfeld, deſſen Heer das nächſte mit gelitten war, die Mitwirkung. Dies veranlaßte ſo heftigen Zerwürfniß zwiſchen den beiden Feldherren, daß die Baiern noch vor Ende November ſich vom kaiſerlichen Heere trennten, im Lippiſchen das Schloß Lauterwald 6. December eroberten, mit ihm Blomberg, Lemgo, Vlotho und Herford. Holzapfel dagegen zog nach Heſſen, führte mit einem Theil ſeiner Regimenter nach Fulda, Hersfeld, Homberg, Ziegenhain und Kaſſel zurück, und belagerte mit dem Reſt Marburg 5. December. Er benachrichtigte ſich noch vorher von der Stärke der Beſatzung, ehe er über das Schloß Gronsfeld zu entbieten verſuchte, worauf ihm mit einer ſpöttiſchen Antwort geſchoſſen, und er ſelbſt ſchimpflich verhöhnt wurde. Er mußte in der erſten Hälfte des neuen Jahres 1646 die Belagerung aufheben und mit den geſammelten und vereinigten Heeren zur Deckung der Grenze nach Franken und in die Lande ziehen.

Durch das [illegible] Mißverhältniß zwiſchen Holzapfel und Gronsfeld hatte Heſſen Vortheil zu gewinnen, ſeine alten, rechtmäßigen

und größtentheils unberittenen Truppen in Niedersachsen von Neuem auszustatten, Hilfsvölker an sich zu ziehen, die französischen Subsidien zweckmäßig zu verwenden, und allein in den braunschweigischen Landen eilf tausend Pferde aufzubringen. Trefflich gerüstet und erholt, ging das schwedische Heer um das neue Jahr 1648 bei Minden über die Weser; Wrangel schickte den Landgrafen Friedrich mit einigen Regimentern auf Kassel voran, und rückte, mit Königsmark und Erskine dort fürstlich empfangen, und mit tausend hessischen Reitern verstärkt, langsam auf Oberhessen, um, mit Turenne vereinigt, den Krieg wieder in die Donauländer zu tragen. Der Kurfürst Maximilian, obgleich er ängstlich die Weisung Frankreichs in Betreff der Schweden befolgt, sah sich dennoch jetzt preisgegeben; denn Turenne kündigte ihm gegen Ende des Jahres 1647 den Stillstand auf, nachdem Roßwurm, der Befehlshaber in Schorndorf, bereits thatsächlich die Feindseligkeiten begonnen. Hierauf ging Turenne mit acht tausend Mann, wieder großentheils Deutschen, doch mit vielen französischen Officieren, bei Oppenheim und Mainz über den Strom. Montecuculi konnte sich in dem verödeten Hessen nicht halten, und folgte in der Mitte Januars dem Feldmarschall Gronsfeld auf Fulda und über den Main, in einem der Auflösung nahen Zustande. Auch in Franken, wo Gronsfeld sich im Februar mit dem kaiserlichen Heere vereinigt hatte, durften sie nicht verweilen; allmälig bis an die Donau gedrückt, suchten sie um Neuburg, Ingolstadt und Regensburg festen Fuß. Von einem so erschöpften Heere und so uneinigen Führern war für Baierns Rettung wenig zu hoffen, welchem Lande die Rache der Schweden jetzt vor allen galt. Unterdessen drohte Turenne durch Franken und Schwaben heran; denn Wrangel stand am 9. März schon bei Ochsenfurt, erzwang vom Bischof von Bamberg die Herausgabe der schweren Geschütze, welche Holzapfel in Forchheim hatte stehen lassen, und vereinigte sich am 23. mit Turenne. Holzapfel sah alle seine Berechnungen durchkreuzt; denn Lamboy, der ihm folgen sollte, wurde durch den Kurfürsten von Köln am Mittelrhein zurück gehalten, und Gronsfeld sah sich noch vor dem Ablaufe des März genöthigt, das linke Donauufer zu verlassen.

In Baiern herrschte die größte Furcht; das Landvolk flüchtete, als das feindliche Heer sich der Oberpfalz näherte, bestürzt über den Inn, oder lief in seiner Angst den Feinden selbst zu. Wrangel, Königs-

mark nach Eger entsendend, um die eingeschlossene Feste zu versorgen, machte erst eine Bewegung nach der Oberpfalz, und stieß dann im April in Franken wieder mit den Franzosen zusammen, worauf er mit dem am 15. April von Eger zurück gekehrten Königsmark und mit Turenne, achtzehn tausend Reiter und eilf tausend Mann Fußvolk stark, gemächlich durch Franken und Schwaben gegen die Donau zog. Holzapfel und Gronsfeld, den Andringenden nicht gewachsen, wichen über die Brücke von Günsburg zurück, welche sie hinter sich abbrachen, und wendeten sich auf Augsburg. Aber Wrangel und Turenne fanden, von Ulm den Strom abwärts ziehend, den Uebergang bei Lauingen, und schickten (16. Mai) Königsmark voraus, um die zum Lech Weichenden einzuholen. Als Holzapfel wahrnahm, daß das ganze feindliche Heer folge, schob er in der Nacht vom 16. zum 17. Mai die Baiern auf Augsburg vor, sah aber am frühen Morgen sein Kriegsvolk in der Enge bei dem Marktflecken Zusmarshausen von der feindlichen Reiterei ereilt und fast eingeschlossen. Auf die erste Kunde von der Gefahr sprengte Holzapfel herbei; schon flohen nach tapferem Widerstande sein Fußvolk und seine Reiterei, und er selbst fiel, von zwei Kugeln getroffen. Seine Officiere wollten ihm helfen; doch der Schwerverwundete rief ihnen zu: „Denket nicht an mich; suchet nur über den Fluß zu kommen, wenn Ihr das Glück des Kaisers retten wollt; vorwärts! vorwärts!“ Unter dem Schutze des tapferen Regimentes Ulrich von Würtemberg, welches am Flüßchen Schmutter mit bewunderungswürdiger Aufopferung im Kanonenfeuer hielt, zog sich der Rest des kaiserlichen Heeres und das baierische, welches während des hitzigen Gefechtes durch die Pässe weiter auf Augsburg gerückt war, in der Nacht bis unter die Mauern der Feste. Wenige Stunden darauf verschied Holzapfel, drei und sechzig Jahre alt, in Augsburg.

Nach ihm übernahmen Gronsfeld und Montecuculi die Vertheidigung Baierns, und stellten sich hinter dem Lech unter ungünstigen Vorzeichen auf. Bei Friedberg stand Gronsfeld hinter dem angeschwollenenen Flusse, aber sammt dem kaiserlichen Heere kaum halb so stark, als die Gegner, da jenes eigenwillig sich zur Plünderung des Landes zerstreut hatte, und die Baiern zum Schutze der größeren Städte zerstreut waren. Dennoch versuchte Gronsfeld, den Fluß, welcher an unzähligen Stellen zu passiren war, einige Zeit zu vertheidigen, und leistete den Verbündeten vom 22. bis 26. Mai überall Widerstand. Aber unter so bedrohlichen Umständen eine Schlacht

diesseits des Lech zu erwarten, deren unglücklicher Ausgang das unabsehbare Schicksal der baierischen und kaiserlichen Erblande nach sich ziehen mußte, glaubte Gronsfeld nach des Kurfürsten Verhaltungsbefehlen nicht verantworten zu können. Man beschloß also den Rückzug in das Innere Baierns, und führte denselben in einer fluchtartigen Eilfertigkeit und Auflösung aus. Maximilian floh auf die Kunde von Wrangel's und Turenne's Anmarsch, mit seinem Hofe aus München nach Wasserburg, von da nach Braunau und endlich nach Salzburg, und ließ in seinem Zorne den Feldmarschall Gronsfeld wegen des Abzugs vom Lech verhaften und zur Untersuchung ziehen; doch gelang es Letzterem, sich vollkommen zu rechtfertigen. Die Einwohner flüchteten in der höchsten Angst hinter die Isar, und das ganze Land glich einer Einöde. Voll Rachedurst gegen den Kurfürsten, der den Stillstand mit Schweden aufgehoben, ergossen sich die Verbündeten über das unglückliche Baiern, das ihren Grimm entgelten mußte. Die besetzten Städte ließen sie unberührt; desto schrecklicher aber hausten ihre Schaaren durch das offene Land. Auch die Isar bot keinen Schutz; Freisingen, Moosburg, Landshut empfahlen sich der Gnade des Siegers und zahlten Brandschatzungen; andere Städte zwischen Isar und Inn, welche die Habsucht der Soldaten nicht sogleich zu befriedigen vermochten, wurden abgebrannt, die Einwohner entsetzlich gemißhandelt, zum Theile auch erschlagen. Am 15. Juni kam das feindliche Heer vor das feste Wasserburg, fand es aber von Baiern vertheidigt; auch bei Mühldorf stieß es am jenseitigen Ufer auf entschlossene Abwehr unter dem Grafen Franz Fugger, welcher alle Anstrengung Turenne's, den Uebergang zu erzwingen, vereitelte. Am 6. Juli von Mühldorf aufgebrochen, nachdem der angeschwollene Inn zehnmal die geschlagene Schiffbrücke weggerissen, gab Wrangel den Plan auf, das protestantische Landvolk in Niederösterreich zum Aufstande zu bewegen und mit demselben auf Wien loszudringen; unter heftigen Regengüssen setzte er sich in dem Winkel zwischen Inn, Donau und Isar fest, weil ein neugeschaffenes kaiserliches und baierisches Heer von Schärding und Passau herandrohte. Auch auf anderen Seiten war das Glück den kaiserlichen Waffen nur wenig günstig. Nach dem Abzuge Wrangel's auf Franken, der Bezwingung Homburgs und Friedewalds (Februar 1648) hatte die Landgräfin von Hessen den größeren Theil ihres Heeres unter Geiß auf Lippstadt gegen Lamboy geschickt, welcher [illegible] Geiß war,

durch den stärkeren Gegner in dem Städtchen Gesecke eingeschlossen, mit der Reiterei mühsam und unter Verlust entronnen, und Lamboy, an den Rhein zurück gekehrt, hatte nach einem Versuche auf die schwedischen Quartiere bei Mainz (April), im Jülich'schen auf des Kurfürsten Geheiß den hessischen B.satzungen Abbruch gethan. Bei Grevenbroich an der Erft am 14. Juni von den Hessen geschlagen, hatte Lamboy wieder neue Kraft gesammelt; im Juni durch Bewegungen Erlach's aufgehalten, im Juli bei Zons gelagert, konnte er Geiß nicht an der Brandschatzung des kölnischen Oberstiftes hindern, und behauptete sich (14. August bis 14. September) mit Mühe bei Woringen, während Jener auch Dürren ängstigte. Der Erzherzog Leopold Wilhelm eroberte am 19. Juli Lens, verlor aber einen Monat später (20. August) dort die Schlacht gegen Condé.

Neue muthige Anstrengungen auf kaiserlicher Seite sollten das treulose Waffenglück wieder herbei rufen. Drei erfahrene Kriegsmänner: Johann von Werth, Octavio Piccolomini (Herzog von Amalfi) und Adrian von Enkevort traten im Sommer 1648 an die Spitze des letzten kaiserlichen und baierischen Heeres, welches, bei Schärding (21. Juli) gemustert, wieder zwei und zwanzig tausend Mann zählte. Noch am 24. Juli standen beide Heere unfern Braunau einander gegenüber. Schweden und Franzosen verließen den Inn, und lagerten sich bei Dingelfingen; die Kaiserlichen und Baiern bei Landau, gleichfalls an der Isar (29. Juli). Fast einen Monat standen die Heere sich solchergestalt im Angesichte, und ermüdeten unter unaufhörlichem Regen einander durch kleine Gefechte und Bestürmung einzelner Punkte. Mangel und Lagerkrankheiten nöthigten endlich die Feinde, welche sich zur Verbindung mit Böhmen der Brücke von Neuburg bemächtigten, sich zuerst (28. August) weiter hinauf über Landshut nach Mosburg zu ziehen, womit der Hauptkrieg sich wieder nach Böhmen zu wälzen schien. Wiewohl für die Hauptstadt Böhmens die Gefahr wuchs, so durfte Piccolomini dennoch den ungeduldigen Kurfürsten Maximilian, welcher sich immer beschwerte, daß man seine Länder preisgebe und nicht vor dem Feinde schütze, nicht widerstreben und Truppen nach Böhmen senden. Nach einigem Zögern brach er nach der Vils auf, während Wrangel und Turenne ein unüberwindliches Lager am Zusammenflusse der Amber und der Isar bezogen hatten, und rückte, Maximilian's neuem, heftigem, fast drohendem Drängen nachgebend, endlich (28. September) über Dor-

ſen nach Erding, und am 4. October nach München, dem Feinde zur Seite. Wie gern Wrangel auch jenſeits des Inn die Verwüſtung getragen hätte, in ein Land, welches der Krieg noch nicht ausgeſogen und wohin die proteſtantiſchen Einwohner ſelbſt durch Abgeordnete einluden, ſo zwang ihn doch die Noth, Piccolomini's Wachſamkeit und Johann von Werth's Streifzüge, über die Amber zurück auf Dachau zu gehen, um ſich wo möglich Landsberg's zu bemächtigen, und in dem verſchont gebliebenen baieriſchen Hochlande beſſere Quartiere zu ſuchen, da die Gaue zwiſchen Iſar und Lech ganz verwüſtet und ausgezehrt waren. Ihm zuvor zu kommen, war aber bereits das kaiſerliche Heer auf München gerückt, und Johann von Werth der Erſte, welcher mit ſeinen Reitern auf das linke Iſarufer überſetzte. Wenig fehlte, ſo wäre der Feldmarſchall Wrangel auf einer Hirſchjagd bei Dachau durch Johann von Werth, der ihn unverſehens bei dem Waldwerke überfiel, gefangen oder getödtet worden, und er entkam nur mit dem Verluſte von acht hundert Reitern und ſtattlicher Beute. Wrangel, hierdurch geſchwächt und entmuthigt, ſah keine Möglichkeit, in dem verödeten Lande mit verminderten Streitkräften ſich zu halten, und zog voll bitteren Verdruſſes über den Lech zurück. Am 7. October verließ er Dachau; zwanzig Dörfer loderten an Einem Tage in Flammen auf, unter dem Vorwande, als hätten die Einwohner nicht die geforderte Brandſchatzung erlegt, da ihnen doch die Verwüſtung des Feindes die Mittel geraubt, die Summen zu erſchwingen. Am 11. October räumten Franzoſen und Schweden die Gränzen, und gingen bei Kauffringen über den Lech; während ihren Weg nach Schwaben auf Schwabmünchingen und das augsburgiſche Gebiet meilenweit die rauchenden Dörfer verkündeten. Der beſonnene Piccolomini verſchmähte die Aufforderungen zur Schlacht, welche Schweden und Franzoſen auf der anderen Seite des Fluſſes durch Schußſignale an ihn ergehen ließen, und hielt mit dem Hauptheere bei Mörningen; Johann von Werth dagegen, dem auf Donauwörth weichenden Feinde immer der Nächſte, ſetzte an demſelben Tage bei Lechhauſen mit tauſend Reitern über den Fluß, zog in der Nacht unter den Mauern Augsburgs vorüber, und beabſichtigte, in den Nachzug der Schweden einzufallen. Als er jedoch am Morgen des 18. October bei Obernbauſen die Feinde erreichte, fand er ſie durch einen [illegible] wurde bis unter die

beinahe eine Stückkugel getroffen und zerschmettert hätte. Bei Lauingen gingen die Franzosen in die würtembergischen Winterquartiere; bei Donauwerth die Schweden nach Franken und der Oberpfalz, um auf der böhmischen und österreichischen Seite zu versuchen, was auf der baierischen nicht hatte glücken wollen.

Der lange Kampf bog in seinem versengenden Kreislaufe sich wieder nach seinem Anfangspunkte zurück, um an demselben Orte auszulöschen, wo vor dreißig Jahren sein Brand begonnen hatte. Um Turenne's Empfindlichkeit gegen Königsmark zu besänftigen, hatte Wrangel den Letzteren schon am 2. Juni nach der Oberpfalz entsendet, von wo Derselbe, ein großes Unternehmen im Auge, am 26. Juni nach Böhmens Gränze, dann nach einer Wendung auf die Donau am 9. Juli wieder nach Eger gelangte. Sein Anschlag auf Prag, welchen er von dort vollführte, macht, als Schlußstein des dreißigjährigen Kampfes, auf eine genauere Betrachtung Anspruch.

In Prag, auf der Kleinseite, lebte seit geraumer Zeit ein ehemaliger kaiserlicher Oberstlieutenant, Ernst Ottowalsky, der, protestantischen Glaubens, in Folge seiner Verwundung ohne namhafte Entschädigung aus dem Heere gewiesen, und durch längere Zeit fruchtlos auf eine Anstellung vertröstet, überdies durch den Verlust seiner Habe bei der Eroberung Egers an den Bettelstab gebracht, aus Verzweiflung, Noth und Gewinnsucht den schwarzen Plan faßte, Prag an die Schweden zu verrathen. In dieser Absicht erspähte er alle Zugänge zu der königlichen Burg und den Festungswerken und Schanzen, welche man in jener Zeit hinter dem Strahower- und Kapuzinerkloster, an der Seite des weißen Berges, theils neu aufzuführen, theils auszubessern anfing. Da er bemerkte, daß an einer Stelle der unvollendeten Schanzen hinter dem Kloster der Kapuziner der zugänglichste Punkt wäre, wo der Feind eindringen und sich des Residenzschlosses und der Kleinseite bemächtigen könne, so eilte er zu Königsmark, welcher unfern von Eger mit der schwedischen Armee lagerte, und hinterbrachte ihm seine Entdeckung mit der Versicherung, daß er ohne Verlust Eines Mannes sich der Burg und der Kleinseite zu bemeistern vermöge, wobei er sich (4. August) selbst erbot, sich an die Spitze des schwedischen Corps zu stellen, und es an die bezeichnete Stelle zu führen. Zwar wollte Königsmark Anfangs diesem Berichte nicht nicht Glauben beimessen; aber Ehrgeiz und Lust nach Beute, [illegible] Ottowalsky Hoffnung machte, bestimmten ihn dennoch (4. August),

mit seiner ganzen Macht aufzubrechen, und bei Tag und Nacht ununterbrochen fortzumarschiren. Als er um Mitternacht bei dem Kloster St. Margareth anlangte, wurde bei den Kapuzinern zur Mette geläutet, worüber der schwedische Feldherr sehr erschrak, wähnend, man gebe in Prag durch Glocken das Sturmzeichen, und seine Ankunft sey verrathen. Ottowalsky beruhigte ihn, und erhielt eine Schaar von tausend Reitern unter Anführung des Obersten Copy anvertraut, mit welcher er, da ringsum Alles still und ruhig war, durch das Thal vom Kloster St. Margareth bis an die Schanze bei'm Kapuzinerkloster vordrang, wo hart am Bollwerke hoch aufgeschüttetes Erdreich, das man noch nicht weggeführt hatte, lag, über welches leicht hinauf zu steigen war. Hier sprangen die Schweden von ihren Rossen und beeilten sich, hinter ihrem Führer Ottowalsky die Schanzen zu ersteigen. Zunächst wurde die Schildwache getödtet. Hierauf wendeten sie sich zum Strahower Thore, wo der Capitänlieutenant Ammon vom Waldsteinschen Regimente gefangen, die Thorwache niedergemacht und versprengt, und das Thor erbrochen wurde, um Königsmark, welcher bereits mit seinen übrigen Völkern draußen harrte, einzulassen. Dieser, nach eigenem Geständnisse noch zwischen Traum und Wirklichkeit schwebend, zog ein, vertheilte sogleich seine Reiterschwadronen an den Schanzen und Thoren, wo die kaiserlichen Wachen überwältigt wurden, und ließ den Ring und die Hauptgassen der Kleinseite besetzen, damit Niemand zu den Waffen eilen konnte. Dies geschah am 5. August um drei Uhr des Morgens, wo der größte Theil der Bevölkerung noch in tiefem Schlummer lag, und sich von keinem Feinde träumen ließ. Was sich später an Fenstern und auf Gassen blicken ließ, und nach dem, was vorging, fragte, wurde ohne Rücksicht auf das Geschlecht niedergeschossen, erschlagen und aus einander gejagt, so daß Viele, die vom Feinde nichts wußten, auf den Gassen elend zu Grunde gingen. Als der Oberstlieutenant Schmidt, vom Regimente Waldstein, auf das Gerücht, der Feind habe sich der Schanzen bemächtigt und halte die Kleinseite besetzt, nach der Brückenwache und von dort auf die Altstadt eilen wollte, stieß er in der Nähe des Sachsenhauses auf Feinde, und blieb, von zwei Kugeln getroffen, auf dem Platze. D[illegible]hnrich Prichow[illegible]lang es, obwohl tödtlich verwundet, dennoch [illegible]rücke zu dri[illegible] den Altstädtern die unheilvolle Kunde zu [illegible], daß K[illegible] die Kleinseite überfallen. Kaum erhielt der [illegible]imas, [illegible] Turek von Rosenthal,

Oberſtwachtmeiſter der Bürgercompagnien der Altſtadt, dieſe Nachricht, ſo ließ er unverzüglich durch alle Gaſſen die Lärmtrommel rühren, die Bürger zu den Waffen rufen und den Hauptleuten befehlen, ſich mit ihren Compagnien und Fahnen auf dem großen Ringe einzuſtellen. Bald verbreitete ſich auch in der Neuſtadt die Schreckenskunde von dem Schickſale der Kleinſeite. Unverzüglich ſammelte auch da der k. k. Stadtrichter und Oberſtwachtmeiſter der Neuſtädter Bürgermiliz, Wenzel Kawka, die Compagnien unter ihre Fahnen, und ſtellte ſich mit ihnen in Bereitſchaft. Eben ſo verſammelten ſich die Studenten, deren es zu jener Zeit eine große Menge in den Prager Städten gab, im Carolinum, und ſchickten einige aus ihrer Mitte an den genannten Altſtädter Primas ab, mit dem Erſuchen, ſie mit Waffen und anderem Kriegsbedarf zu verſehen, weil ihre Fahne, unter welcher ihre Vorgänger ſchon im Jahre 1639 die Prager Städte gegen Banér's Angriffe vertheidigen halfen, ſich ohne alle Waffen in dieſem Collegium befinde. Turek von Roſenthal erfüllte den Wunſch der beherzten Muſenſöhne, und ſchickte, damit der Feind nicht auch auf die Altſtadt hinüber zu ſetzen wage, eine Compagnie der Bürgermiliz unter dem Befehle Adalbert des jüngeren Had von Proſec an das Brückenthor, wo man in kurzer Zeit in den Gaſſen der Kleinſeite ein fortwährendes Plänkeln, Schießen und gewaltſames Erbrechen der Häuſer vernahm; man ſah die unglücklichen Bewohner, auf Dächern und Dachrinnen kriechend, die Hände ringen und nach der Altſtadt winken, und hörte ihr Klag- und Angſtgeſchrei. Aus dem Sand- und Augezder Thore zogen ſchwediſche Schaaren, und man glaubte beinahe, als wollten die Feinde nach Ausplünderung der Kleinſeite gegen Mittag mit Beute und Gefangenen wieder abziehen, und dieſen Stadttheil dann vielleicht in Brand ſtecken, indem man hoffte, daß ſie die königliche Burg nicht überwältigen würden. Aber unerwartet bemächtigten ſie ſich gegen neun Uhr der Brücke am Burgthore und hierauf auch der königlichen Burg, und ſchon um die zehnte Stunde geſchahen von der Baſtion unter dem fürſtlich Lobkowicz'ſchen Hauſe aus einer Halbkarthaune Schüſſe nach der Altſtadt, wovon der erſte das Zollhaus, der zweite die Schwengfeld'ſche Apotheke und der dritte das Sachſenhaus traf. Man erkannte daraus, daß der Feind nicht nur der königlichen Reſidenz, ſondern auch des Zeughauſes und der ganzen Ausrüſtung desſelben Herr geworden ſey. Es wurde hierauf befohlen, daß Niemand mehr von der Kleinſeite auf die Altſtadt, noch von dieſer hinüber

gelassen werden sollte, weil die Studenten über die Brücke zu setzen und die Schweden anzugreifen Willens waren. Gleich nachher wurde das Fallgitter herab gelassen und das Thor verrammelt. General Colloredo und Graf Wenzel Michna hatten sich über den Fluß setzen lassen, und waren erfreut, als sie in der Altstadt so vieles Volk unter den Waffen erblickten. Gegen eilf Uhr begann ein heftiges Schießen auf die Schweden, wo sie sich blicken ließen, aus Doppelhaken und Stutzen, vom Zollhause, vom Brückenthurme, vom Spitalthürmlein und von der kleinen Insel, welche Oberst Prichowsky mit einer Abtheilung des Waldstein'schen Regimentes besetzt hielt. Die Studenten, vom Rector des Clementinischen Jesuitencollegiums, vom Decan der Philosophie, von den Professoren der Metaphysik, Physik und Logik, dann vom Pater Georg Plachy, welcher im Leben und Tode mit den Bürgern, Studenten und Angeworbenen auszuharren gelobt hatte, zur Treue und Tapferkeit ermahnt, rückten vom Carolinum, wo sie sich am Morgen versammelt hatten, auf den Platz vor dem Clementinum, besetzten das Zollhaus, und wurden, nachdem sie hier gemustert waren, in acht Corporalschaften eingetheilt, welche anfänglich sieben hundert fünf und vierzig Mann zählten. Bei dieser Gelegenheit wählten sie Johann Kaufer zu ihrem Hauptmanne. Am folgenden Tage (6. August) wurde ihnen von dem General Colloredo und anderen Officieren die Strecke, welche sie zu vertheidigen hatten, angewiesen; dieselbe begann bei dem Spital der Kreuzherren mit dem rothen Stern und zog sich bis zu den Patern des Klosters zum großen heiligen Kreuze hin. Colloredo, wahrnehmend, daß er in der Alt- und Neustadt Bewaffnete genug hatte, um mit ihnen alle Posten, sowohl gegen die Kleinseite zu, als auf der anderen Seite der Stadtmauern besetzen zu können, hatte Kunde, daß General Buchaim mit einigen kaiserlichen Regimentern im Königgrätzer Kreise, an der glazischen Gränze stehe. Sogleich sendete er ihm durch die Post den Auftrag, auf das Eiligste gegen Prag zu ziehen, und dem schwedischen General Wittenberg, welcher unfern Großglogau mit seiner Armee stand, und ohne Zweifel dem Königsmark zur Eroberung der beiden Prager Städte beizustehen nicht unterlassen werde, zuvor zu kommen. Dies geschah; Buchaim kam am Mittage des 9. August mit seinen Leuten an, welche er in Wirthshäuser auf dem Ringe unter den Lauben der Altstadt und auf dem Roßmarkt der Neustadt verlegte. Königsmark zog das Geschütz aus dem Zeughause nach

verſchiedenen Poſten; beſonders wurde der vom Sandthore bis zum königlichen Luſthauſe mit einer Batterie von achtzehn Halbkarthaunen beſetzt. Auch ließ er Geſchütz auf den Schinderberg, auf die Eulen- und Petrzilkiſchen Mühlen bringen, aus welchen er (6. bis 11. Auguſt) die Altſtadt beſchoß. Die meiſten Schüſſe zielten nach dem Waſſer- und Brückenthurme, dem kaiſerlichen Salzhauſe und nach den Hauptgaſſen der Stadt und der Judenſchaft. Aus drei an verſchiedenen Orten aufgeſtellten Böllern ließ Königsmark glühende Granaten werfen, ſo daß in dieſen ſechs Tagen vierzehn hundert fünf und dreißig Schüſſe aus Geſchützen auf die Alt- und Neuſtadt fielen; Granaten wurden drei und fünfzig dahin geworfen. Dagegen wurde auch von der Altſtadt auf den angegebenen Stellen, beſonders von der kleinen Inſel, aus Doppelhaken und gezogenen Röhren (Kanonen hatte man keine) auf die Feinde gefeuert und ihnen großer Schaden zugefügt; zugleich gab man ſich auf der Inſel die Miene, als ob man von da bei nächtlicher Weile auf die Kleinſeite überſetzen wollte. Auch die Schweden feuerten aus gezogenen Röhren vom Jeſuitengarten, und beſonders aus dem Kirchlein auf die Ufer der Altſtadt hinüber.

Am 11. Auguſt ſah man vom Rathhaus- und Theinthurme und von mehren anderen Orten einen ſchwediſchen Reiterhaufen von der Steinbrücke her gegen Lieben ziehen, dort über den Fluß auf die Inſel Brücken ſchlagen und dem General Wittenberg, der ſeine Zelte zwiſchen den Dörfern Wyſoczan und Hlaupietin aufzuſchlagen und zu lagern begann, entgegen reiten. Auf die Kunde hiervon befahl Colloredo ſowohl dem Bürgermilitär, als den Angeworbenen, unverzüglich auf die öſtliche Stadtmauer und zu den Thoren derſelben zu eilen. Die Compagnie des Adalbert Had von Proſec des älteren, bei ihr der Fähnrich Faber mit der Fahne, nebſt zwei Corporalſchaften Studenten, und der Capitänlieutenant Bader mit zwanzig Mann des Waldſtein'ſchen Regimentes blieben am Brückenthor und auf der Brücke zurück, wo den Studenten beim Crucifix, den Angeworbenen gegenüber, ein Poſten angewieſen war, weil der Feind auf der Brücke, auf welcher er eine ſtarke Quermauer erbaute, und hinter dieſelbe zwei Kanonen ſtellte, immer näher gegen die Altſtadt rückte. Colloredo übergab das Poriczer Thor dem Johann Kleplot, Hauptmann eines Fähnleins Bürger, und dem Hauptmann Johann Becker vom Regimente Waldſtein, mit einer Anzahl von deſſen Mannſchaft, nebſt der Strecke von den Helmiſchen Mühlen bis zum

Kuttenberger Thor (Neuthor, von den Deutſchen damals Galgenthor genannt) zur Vertheidigung; dem Karl Schuſter von Goldberg mit dem Hauptmann Taſe vom Regiment Conti und mit fünfzig unberittenen Dragonern des Regimentes Gallas und zwei Corporalſchaften Studenten, das Kuttenberger Thor mit dem Kornhauſe und die Mauern bis zum Garten Balthaſar Werners d. ä., und von da bis zur ſechſten Baſtion dem Adalbert Had von Proſec d. j. Von den Neuſtädter Compagnien wies er dem Johann Severin Cyc nebſt zwei Corporalſchaften Studenten die Strecke von der ſechſten Baſtion nebſt dem Roßthore an; Paul Trmanus von Oſtrawa hatte das Schweinsthor (blinde Thor) nebſt der hinter dem Karlshofe außerhalb der Stadtmauer liegenden Schanze; Daniel Kunſtatt den Poſten in Slupp; Jeremias Braunſchmid mit der Compagnie des Georg Wittaſek von Gemſenfeld und dem Johann Mecheyr den Wyſſehrad, endlich Mathias Müller den Podſkal zu vertheidigen. Die kaiſerliche Reiterei gewahrte den Feind auf dem Spitalsgrunde, ſeine Roſſe tummelnd, worauf mehren Officieren, unter welchen ſich der Fähnrich Ferdinand Ceyka von Olbramowic befand, erlaubt wurde, mit einiger Mannſchaft auszufallen. Der gegenſeitige Angriff war von den Stadtmauern und vom Poriczer und Kuttenberger Thore ſehenswerth. Bald wurden die Schweden bis in ihr Lager gejagt; bald wieder mußten die Kaiſerlichen, als ein ſtärkerer Haufen Schweden gegen ſie anſprengte, von dem Spitalsgrunde bis zu den Schaſchkiſchen Mühlen oder zu der St. Paulskirche weichen.

Oberſt Kreuz ſchickte am 12. Auguſt um die Veſperſtunde einige Mannſchaft auf Recognoscirung aus. Dieſe brachte die Nachricht, daß General Wittenberg mit Artillerie über die Felder bei Hrdlorez gerade auf den Galgenberg zuziehe. Hierauf entſendeten die Belagerten einige Schaaren mit dem Befehle, die uralte Paulskirche nebſt dem Hof auf dem Spitalsgrunde, dann die Gemeinde- oder ſogenannten Schaſchkiſchen Mühlen, welche mit großen Koſten erbaut worden und ihres Gleichen im ganzen Königreiche nicht hatten, nebſt zwei Papiermühlen abzubrennen. Nur die Glocken wurden vom Thurme herab gelaſſen und nach der Stadt geführt; ſonſt loderte Alles, was vom Ziskaberge bis zum Wyſſehrad an Preſſen, Kellern und Hütten in den Weinbergen befindlich war, noch vor Abend in Flammen auf. Zur Nachtzeit ſetzten ſich die Schweden auf dem Galgenberge feſt, indeß [illegible] Ziskaberge gegen das Kuttenberger

Thor Laufgräben aufzuwerfen, und ſich mittels derſelben den Stadtmauern zu nähern, und dieſes ſo fleißig, daß ſie in der einen Nacht bis zur Schanze vor dem Kuttenberger Thore gelangten. Hierauf begannen ſie, da ihnen von der Kleinſeite hinlänglich Kanonen und Munition zugeführt worden waren, am Morgen des 13. Auguſt das Kuttenberger, Poriczer und Roßthor ſammt den Stadtmauern zu beſchießen. Dies geſchah aus Batterien; vom Galgenberge aus fünf, vom Kreuze an der Heerſtraße vorwärts des Ziskaberges aus acht, vom Schindler'ſchen Weingarten aus zehn, vom Worikowskiſchen aus ſieben, und vom Alſterliſchen aus zwölf Geſchützen. Die Belagerten hatten in der Nacht zwei eiſerne Dreipfünder auf das Kuttenberger Thor hinauf gezogen, und fingen aus denſelben auf die Schweden zu ſchießen an. Nach drei Schüſſen, deren ſich dieſe nicht verſehen hatten, richteten die Feinde ihr Geſchütz auf dieſes Thor und deſſen Thurm, und zerſchmetterten in kurzer Zeit Räder und Lafetten beider Stücke, welche dadurch unbrauchbar wurden. Zwei Bürger wurden bei dieſer Gelegenheit getödtet und einige verwundet.

Am folgenden Tage (14. Auguſt) dauerte das Schießen bis in den Abend hinein. Bis zum 19. wurde die Stadt fortwährend mit Granaten und ſchwarzen Dragonern (aus Mörſern geworfenen Steinen) überſchüttet. Die Belagerten antworteten vom Heinrichsthurme, vom Roßthore und aus dem Strucziſchen Garten aus Doppelhaken und gezogenen Röhren, und erlegten dem Feinde viele Leute. Um ſich dafür zu rächen, begannen die Schweden neuerdings vom Galgenberge aus die Stadt zu beſchießen, ſo daß Kugeln bis zum Altſtädter Rathhauſe flogen, wobei nebſt anderen Perſonen der Prior der Kreuzherren mit dem rothen Sterne getödtet wurde. Aus Linz gingen vom Kaiſer zwei gnädige Schreiben an die beiden Prager Städte ein, worin ſie unter Verſicherung baldiger Hilfe und glänzender Belohnung ermahnt wurden, treu und tapfer in der Vertheidigung der Stadt auszuharren, und den Befehlen Colloredo's und Buchaim's in Allem Folge zu leiſten. Der Muth der Vertheidiger wurde dadurch nicht wenig belebt.

Den Oberälteſten der Juden wurde befohlen, auf dem Altſtädter Ringe oder dem Fiſchmarkte täglich hundert Leute mit Haken, Feuerhaken und naſſen Ochſenhäuten zu ſtellen, um zum Feuerlöſchen bei der Hand zu ſeyn, weil Königsmark von der Kleinſeite glühende Kugeln und Granaten herüber warf. Während dieſes von beiden Seiten fortgeſetzten Bom-

... wie die Schweden auf der Prager Brücke sich ver-
... Vom Galgenberge zu vielen Hunderten sich versammelten,
... zu eilen. Deshalb ließ die Generalität mit allen Glo-
... Stadt das Sturmzeichen geben. Am 18. um zwölf Uhr Mittags
... Königsmark die Brücke zu stürmen und eine weiße Fahne mit einem
... Löwen aufzustecken, worauf beiläufig fünfzig Mann aus ihrer
... Verschanzung heraus rannten. Einer von ihnen trug ein Pechfäßchen, wel-
... vor den Posten der Studenten bei'm Crucifix an den Schranken hin-
... und anzündete. Die Feinde wurden von den schlagfertigen Studenten
... Soldaten, dann vom Brücken- und Wasserthurme her so tapfer em-
... pfangen, daß sie bald wieder zurück weichen mußten. Am Abende riefen
... Belagerten den Schweden spottend zu: sie möchten doch auf einen Trunk
... Wurmbier nach der Altstadt kommen und ihr Glück weiter versuchen; wor-
... auf die Schweden von der Brücke und vom Schinderberge antworteten:
... würden um Mitternacht, wenn zum Brauen des bitteren Bieres es an
... Feuer fehlen sollte, Feuer nach der Altstadt schicken. Wirklich warfen sie in
dieser Nacht über achtzehn Bomben aus Mörsern, die sie am anderen Mol-
dauufer hatten, auf die Brücke und vertrieben dadurch den Posten der Stu-
denten und Angeworbenen von der Brücke. Eine einzige dieser Bomben traf
die Brücke, doch ohne Jemand zu beschädigen; die übrigen fielen theils zu
beiden Seiten der Brücke in's Wasser, theils auf den Platz vor der Salva-
torkirche und dem Spitale.

Ergrimmt über den mißlungenen Sturm, ließ Königsmark am fol-
genden Tage (19. August) aus allen Geschützen, die über der Bruska, an
der Sommerlehne (Letne, jetzt Belvedere), auf dem Schinderberge und bei
den Eulen- und Petrzilkischen Mühlen aufgeführt waren, den ganzen Tag
nach dem Brücken- und dem Alt- und Neustädter Wasserthurme, so wie
nach dem St. Franciscus-Spitale heftig feuern. Binnen fünf Tagen fielen
gegen anderthalb tausend Kanonenschüsse und mehr denn hundert Granaten
in die beiden Städte, wodurch die Juden, welche bei'm Löschen verwendet
wurden, vollauf zu thun bekamen. Die in Prag befindlichen Regimenter
begannen we... an Lebensmitteln und besonders an Pferdefutter
zum Theil... es nicht thunlich war, auf Fourragi-
rung frei... leneral Buchaim zu dem Entschlusse,
mit einen... der Stadt zu ziehen und sich

mit dem General Golz, der mit einigen Kreisvölkern bei Budweis lag, zu verbinden, um dann mit anſehnlicherer Macht den Prager Städten deſto eher zu Hilfe eilen zu können. Er zog am 25. Auguſt um eilf Uhr vor Mitternacht, als Alles ruhig war, bei Fackelſchein, ſo daß ihn die Schweden vom weißen Berge und aus ihren Verſchanzungen ſehen konnten, zum Wyſſehrad aus, und nahm den Weg gegen Budweis. Nur das Götz'ſche Regiment und einige Compagnien vom Kreuz'ſchen Regimente blieben in der Stadt zurück. Seinen Abzug gewahrend, folgte ihm Wittenberg, welcher ſeit einiger Zeit die Stadt aus mehren Urſachen weniger heftig belagerte, durch den Wltawer Kreis auf dem Fuße nach; denn er hatte durch Kundſchafter erfahren, daß Buchaim, ohne von feindlicher Verfolgung Etwas zu befürchten, unbeſorgt auf Budweis zumarſchire. Am 29. Vormittags holte er ihn durch Eilmärſche auf dem Damme des Teiches Bezdrew, unweit des Schloſſes Franenburg, ein, als Buchaim eben die Hälfte ſeines Kriegsvolkes hinüber geſetzt hatte, griff ſeinen Nachzug raſch an, und nahm ihn mit vielen vornehmen Officieren gefangen, welche er zu künftiger Auswechslung nach der Prager Kleinſeite ſchickte, ihr Feldgeräth aber für ſich und die Seinigen als Beute behielt.

Nach dieſem Siege fand Wittenberg Niemand mehr, der ihm im Felde die Stirne bieten konnte. Ohne Hinderniß durchkreuzte er daher den Bechiner und einen Theil des Prachiner Kreiſes, brandſchatzte die königlichen und unterthänigen Städte, und raubte Geld und goldenes und ſilbernes Geräthe. Durch friſche Mannſchaften verſtärkt, legte er ſich vor die Stadt Tabor, wohin viele Kreisbewohner höheren Standes ihre Schätze geflüchtet hatten, nahm ſie nach einer Woche mit Sturm, und erpreßte darin große Reichthümer an Gold, Silber und Kleinodien.

Während Wittenberg im flachen Lande hauſ'te und plünderte, ließen die Altſtädter zwiſchen dem Poriczer und Kuttenberger Thore einen neuen Ravelin aufführen, der bei der folgenden Belagerung von großem Nutzen war; auch wurden das Poriczer, das Kuttenberger, das Roß- und das Schweinsthor durch vorgelegte ſpaniſche Reiter, Schanzpfähle und Verhaue mehr befeſtigt und geſichert. Dies Alles geſchah auf Verordnung des Generals Don Innocenzio Conti, welcher durch ſeine Leutſeligkeit die Liebe und das Vertrauen der geſammten Bevölkerung Prags gewonnen hatte. Derſelbe beſichtigte alle Poſten auf beiden Seiten der Stadt, beſonders auf dem

Wyſſehrader Fort, wie auch die Feldſchanzen und die Umwallung der Feinde vor der Stadt, von woher namhafte Gefahr drohte. Er legte ſelbſt Hand an, um zu zeigen, wo neue Linien und Bollwerke aufgeworfen, wo Wehrbalken und Schanzpfähle gelegt, und wo Minen gegraben werden ſollten. Er ließ durch die Gartenmauern Oeffnungen brechen, um nöthigenfalls zum Rückzuge der Vertheidiger zu dienen, und thätigſt an allen Gattungen Vertheidigungswaffen arbeiten. Weil es zur Verfertigung der Handgranaten an Erz und Metall fehlte, ſo ließ er zwei Glocken mittlerer Größe, welche ſich auf dem Altſtädter Rathhauſe befanden, zerſchlagen und Granaten daraus gießen. Man berieth, wie die Alt- und Neuſtadt am beſten vor dem Feinde geſichert werden könnten, und beſchloß demgemäß, alle Dienſtleute zu bewaffnen und in Compagnien einzutheilen. Die Officiere waren eben mit der Durchſicht der Einſchreibungsrollen dieſer Leute auf dem Rathhauſe beſchäftigt, als ganz unvermuthet Loſi Freiherr von Loſenthal und Wratislaw Freiherr von Mitrowiz, Hauptmann der Neuſtadt, mit ihren trefflich bewaffneten Freicompagnien angezogen kamen und ſich bei dem Rathhauſe aufſtellten. Nun wurden auch die Compagnien der Handwerker und Dienſtleute organiſirt, ihnen Fahnen gegeben und der Eid abgenommen. Die Studentencompagnie, welche der Kaiſer zu einer Freicompagnie erhoben hatte und die bei ihrer erſten Errichtung an ſieben hundert Köpfe zählte, wurde durch Buchaim's Abzug ſehr vermindert, weil viele aus den höheren Ständen dieſe Gelegenheit benutzten, ſich von Prag zu entfernen. Nachdem jene Eintheilung in Compagnien geſchehen, wurden neuerdings alle Officiere und Standesperſonen auf der Hauptwache verſammelt. Es wurden ihnen beſtimmte Poſten angewieſen, als dem Oberſten Götz das Roßthor, dem Baßwer der Wyſſehrad, dem Oberſten Kreuz die Breſche, den übrigen die Poſten am Karlshof, im Podſkal, auf der Inſel und in den Gaſſen zur Unterſtützung anderer. Abermals gingen aus Linz zwei in lateiniſcher Sprache abgefaßte kaiſerliche Briefe an die Studentencompagnien ein, aufmunternden und huldvollen Inhalts, welche mit Jubel aufgenommen wurden.

Ehe noch Wittenberg von Tabor gegen Prag zurück kehrte, zogen die Oberſten Götz und Kreuz täglich mit einer Anzahl ihrer Leute aus, um von Wieſen und Feldern Getreide, Heu und Stroh nach der Stadt zu bringen; zu gleichem Zwecke ſendeten die Bürger ihre Knechte aus. Am 29. September Abends ſuchten die Kreuziſchen in der Gegend von Zlatnik nach Lebens-

mitteln und Fourrage, als sie vom Liber'schen Berge Haufen schwedischen Volkes von Eule herunter ziehend erblickten. Sie eilten bei Zeiten nach dem Wyssehrad zurück, um den Belagerten die Nachricht von Wittenberg's Annäherung zu bringen. Wirklich sah man bald darauf vom Wyssehrad und von den Schanzen am Karlshofe der Schweden Zug gegen Straschitz und Maleschiz. Oberst Götz kehrte gerade zu derselben Zeit von Brandeis zurück. Als er vom Prosyker Berge herunter zog, stürzten die Schweden auf seine Nachhut, nahmen da einige Knechte gefangen, und zwangen die übrigen zur Flucht nach der Gegend von Brandeis. Götz hielt jedoch kämpfend den Schweden Stand, deckte mit seinen Leuten die Fourragirer, welche Lebensmittel, Heu und Stroh auf ihren Pferden geladen hatten, und brachte diese glücklich nach der Stadt.

Mit vieler Beute bereichert, hatte Götz am 2. October sein früheres Lager bei Wolschan wieder bezogen. Bald gewahrte er an dem, zwischen dem Poriczer und Kuttenberger Thore neu aufgeführten Ravelin, an den ausgebesserten Stadtmauern, an der durch spanische Reiter und Schanzpfähle verstärkten Befestigung und an seinen zugeworfenen Laufgräben die geänderte Lage der Dinge. Königsmark beredete ihn, ihm einen Theil seiner Mannschaft anzuvertrauen, mit welcher er den Obersten Copy nach dem, an Böhmens Gränze liegenden festen Schlosse Tetschen schickte, wo der Oberstwachtmeister Zobel mit anderthalb hundert Mann vom Waldstein'schen Regimente in Besatzung lag. Dieser Flügel überlieferte schon am folgenden Tage das Schloß an Copy, ohne daß die Schweden einen einzigen Kanonenschuß gegen dasselbe abgefeuert hätten, und so fiel abermals ein fester Platz und ein Schlüssel des Königreichs mit großer Beute in Feindes Hand. Bei seiner Rückkehr überwältigte Copy ein anderes festes Schloß bei der Stadt Brüx, und spielte im Saazer, Schlaner, Leitmeritzer und selbst auch im Bunzlauer Kreise, wo er nach Belieben hauf'te und die Einwohner brandschatzte, den Herrn.

Indessen wurden die Prager Städte durch fortdauernde Beschießung und Stein- und Granatenwürfe hart mitgenommen; das Betragen der Bürger, Studenten und Neugeworbenen, welche über alle Beschwerden und Gefahren nicht im Geringsten murrten und in vollkommener Eintracht zusammen wirkten, war musterhaft. An Proviant war kein Mangel, Fässer voll Bitter- und Weißbier und Wein wurden zur Stärkung der Vertheidiger auf

den Posten vertheilt. Bierverleger bereiteten reichlich Malz, und die Bäcker buken täglich Brot und sendeten es nach den Posten. Zu größerer Ermunterung der Vertheidiger wurde auch wöchentlich nach Verhältniß Geld unter sie vertheilt. Um die Geldmittel zu vermehren, schickten die Jesuiten aus dem Collegium St. Clemens einen schweren goldenen Becher in die Münze; eben so spendeten die vornehmen und bürgerlichen Reichen häufige Geldbeiträge. So war beinahe an Allem Ueberfluß, außer an Fleisch und Geflügel, weil die Moldau und die nach der Stadt führenden Landstraßen, auf welchen die nöthigen Zufuhren geschehen mußten, gesperrt waren. In der Ebene von Owenez bis Holeschowiz und am Moldauufer bis Bubna weideten große Heerden Rinder und Schafe, welche Wittenberg aus dem Gebirge herbei getrieben hatte. Einige Prager Bürger und Soldaten setzten nach der großen Insel hinüber und wateten auf einer bekannten Furt vor Sonnenuntergang durch den Fluß. Am jenseitigen Ufer fanden sie eine Kuh, welche so eben gekalbt hatte, nahmen das Kalb und eilten durch die nämliche Furt zurück. Die Kuh rannte dem blöckenden Kalbe in den Fluß nach; andere Rinder folgten ihr und schwammen mit hinüber. Als ihrer eine gute Anzahl (über dritthalb hundert Stück) beisammen war, wurden sie in den Hohl- oder Gartenweg bei den Schaschkischen Mühlen durch das Poriczer Thor nach der Stadt getrieben. Erst nach gethaner Sache erfuhren die Schweden das Geschehene, und rächten sich durch vergebliche Kanonenschüsse auf das Thor. Am anderen Tage theilte der Generaladjutant die Beute in drei Theile; von diesen kam der schönste und beste nach der Hauptwache, der zweite wurde Jenem, der das Vieh herbei getrieben, der dritte den Militär- und Bürgeroffizieren hingegeben. Damit die Viehheerden nicht mehr im Angesichte der Bürger grasen sollten, trieben die Schweden sie alle in den kaiserlichen Thiergarten.

Der Oberst Copy, welcher nach Einnahme der beiden festen Schlösser mit großer Beute zu Königsmark zurück kehrte, brachte ihm und Wittenberg die frohe Nachricht, daß der Rheinpfalzgraf Karl Gustav mit seinem Heere der böhmischen Gränze nahe und den schwedischen Völkern nach Prag zu Hilfe ziehe. Aus dieser Ursache wurden aus dem Zeughause der Burg schnell alle, dort noch befindlichen Kanonen, sogar auch die Karthaune „der Teufelstanz" heraus gezogen und nach der Höhe der Bruska, des kaiserlichen Lusthauses, des Strahower Thores und des Laurenziberges geführt.

Als er sich (13. October) der Staubbrücke näherte, wurde alles Geschütz scharf geladen, nach der Stadt gekehrt und hieraus eine Freudensalve gegeben, welcher Dechargen aus Musketen folgten. Diese wurden wiederholt, als der Pfalzgraf auf der Kleinseite bei seiner Wohnung (er weigerte sich durchaus, die königliche Burg zu beziehen, wie sehr ihn auch Königsmark dazu bereden wollte) aus dem Wagen stieg. Seiner Ankunft froh, zechten die Schweden die ganze Nacht über bei Trompetengeschmetter und Trommelwirbel, und so oft Gesundheit getrunken wurde, donnerte das Geschütz vom Schinderberge und den Eulen- und Kleinseitner Mühlen.

Wegen der wachsenden Gefahr für die Stadt, griffen nun auch die Geistlichen und Mönche zu den Waffen, indem die Feinde gedroht hatten, nach Eroberung der Stadt die Papisten aus allen Kirchen zu vertreiben und diese mit ihren Prädicanten und Pastoren zu besetzen. An siebzig Köpfe stark, zogen aus dem Collegium der Jesuiten bei St. Clemens und aus dem der Neustadt bewaffnete Priester nach der Hauptwache. Ihrem Beispiele folgten bald andere Klostergeistliche; so die Benediktiner, die Franciscaner bei St. Jakob, die Paulaner bei St.-Jakob, die Carmeliter bei St. Gallus, die Serviten bei St. Michael, die Kreuzherren mit dem rothen Stern an der Brücke und auch ein Mönch des slavischen Klosters Emaus. General Conti bereitete Alles zur hartnäckigsten Vertheidigung. Vorzüglich ließ er die Graben vor den Palissaden mit Fußangeln und Eggen, mit eisernen Nägeln anfüllen, und diese, damit der Feind sie nicht bemerke, mit Stroh überdecken. Nach der Hauptwache ließ er die Munition und alles vorhandene Kriegsgeräthe zusammen führen, überzeugte sich persönlich von dem Zustande aller Vertheidigungsposten vom Poriczer bis zum Schweinsthore, untersuchte selbst die Minen, und ordnete überall die nöthigen Verbesserungen an. Wie Conti in Kriegssachen, so sorgten in geistlichen Angelegenheiten die Jesuiten, emsig und treu den schwer oder tödtlich Verwundeten auf allen Posten Seelentrost spendend.

Am Morgen des 14. Octobers setzten sich die Schweden auf der Kleinseite in Bewegung; der Pfalzgraf und die Generalität folgten ihnen um die neunte Stunde in das Hauptquartier nach Wolschan. Nachmittags begann man im feindlichen Lager Batterien für das Geschütz zu errichten, Schanzkörbe zu flechten und die zugeworfenen Laufgräben neuerdings zu öffnen. Da viel Volk daran arbeitete, so war bald Alles fertig, obwohl die Bela-

gerten heftig auf die Arbeiter feuerten. Hierauf wurden die Thore, Schanzen, Baſtionen und Stadtmauern aus acht und fünfzig Stücken unaufhörlich ſo ſcharf beſchoſſen, daß beinahe nach jedem Schuſſe Theile der oberen Einfaſſung der Schanzmauern wie abgeſchnitten herunter fielen. Nach dieſem Beſchießen kam (17. October) ein Trompeter zu den Belagerten geritten, welchen der Pfalzgraf an die Commandanten mit der Aufforderung zur Uebergabe ſchickte; er drohte, daß, Falls die Stadt mit Waffengewalt und Sturm genommen würde, Niemand, am wenigſten aber die Prieſter und Studenten, auf welche er heftig ſchmähte, Pardon erhalten ſollten. Es wurde ihm jedoch die kurze Antwort gegeben: die Stadt gehöre kaiſerlicher Majeſtät und böhmiſchem Könige, nicht aber den Commandanten, welche ſie mit den Ihrigen bis zum Aeußerſten vertheidigen und ſchützen würden; deshalb möchte der Pfalzgraf, wenn es ihm ſo gefiele, mit ſeinem Volke immerhin ankommen, es ſey Alles zu ſeinem Empfange bereit. Gegen neun Uhr ſchoben die Feinde einen hohen, ſchmalen Thurm, in welchem oben nur Raum für zwei neben einander ſtehende Perſonen war, und den ſie in dem, vom Schwihanſchen Weingarten herab führenden Hohlgäßchen aus dicken Pfoſten erbaut hatten, unter heftigem Feuern auf Walzen bis an die Stadtmauern vor. Dies geſchah eines Jägers wegen, den Wittenberg, von Tabor zurück kehrend, auf der Herrſchaft Konopiſcht angeworben hatte. Dieſer, ein vortrefflicher Schütze, ſtand oben hinter einer feſten Blende, und ſchoß auf den Poſten Jeden, den er ſich zum Ziele erſah, nieder. Er war vertragsmäßig verpflichtet, täglich neun Leichen zu liefern, und hielt Wort. Um dieſem ein Ende zu machen, wurde ein Ausfall angeordnet. Dieſen unternahmen um eilf Uhr vor Mitternacht der Hauptmann Mulzer von Regimente Conti, und Heinrich Roſenblatt, Corporal von der Freicompagnie der Studenten, mit zwei hundert Mann, welche aus allen Belagerten gewählt wurden. Die Hälfte dieſer Leute ſtürzte ſich auf die ſchwediſchen Wachen in den Laufgräben und vertrieb dieſe; die andere Hälfte ſetzte mit Pechkränzen, Stroh und anderen mitgebrachten Zündgeräthen den Thurm in Flammen, und kehrte dann, nach Auflärmung des ganzen ſchwediſchen Lagers, ohne Verluſt eines einzigen Mannes, in die Stadt zurück.

Auf die erhaltene abſchlägige Antwort ließ der Pfalzgraf (20. October) neuerdings aus allen Geſchützen ſo heftig feuern, als ob er die Stadt von Grund aus zerſtören wollte. Als das Feuer ſchwieg, ſah man auf der Wolſchaner Kaiſerſtraße ſtarke feindliche Haufen mit blauen, gelben und weißen

Fahnen (vom Regimente des Pfalzgrafen) schnell nach der Pfentischen Schanze marschiren, auf dem Schinderberge aber eine Menge Meissner mit Säcken, welche, wenn die Stadt erobert worden wäre, plündern und rauben helfen wollten. Auf Trommelzeichen, welche um die vierte Stunde in jener Schanze gehört wurden, sprang ein Mann in einem schwedischen Pelze, mit einer Partisane in der Hand, aus der Schanze, und führte die Schweden gerade auf das Kuttenberger Thor zu. Die Fahnenträger schwenkten ihre Fahnen, und ehe die Belagerten es sich versahen, hatten die Schweden sich auf die Ecke der anderen Seite gewendet, dort die Schanzpfähle an der Courtine heraus gerissen und die Schanze erstiegen. Sie drängten die Belagerten, welche nicht schnell genug zur Besinnung kommen konnten, aus den Bollwerken dieses Thores, das sie in kurzer Zeit sammt der ganzen Schanze inne hatten. Bei diesem Kampfe fielen gegen siebzig der Prager Bürger und Soldaten; der Commandant des Thores, Schuster von Goldberg, wurde tödtlich verwundet; den Fahnenträgern und den übrigen Vertheidigern blieb Nichts übrig, als sich eiligst in die Stadt zu werfen. General Conti, dieses gewahrend, befehligte schnell hundert Mann mit den Gallas'schen Dragonern und einer Anzahl Studenten an die Verpalissadirung, welche die Gasse gegenüber vom Thore sperrte. Der Reiterei befahl er abzusitzen und aus ihren Karabinern auf die Schweden zu feuern, welche Letzteren von dem Thore und dessen Thürmen heftig in die Stadt schossen und Viele der Belagerten tödtlich verwundeten. An einem dieser Thürme mußten Maurer da, wo derselbe ein kleines Fensterchen hatte, eine Oeffnung ausbrechen, in welche Stroh, Holz, Pechfässer und Kränze und Pulverpäcke geworfen und angezündet wurden. Ehe die Feinde es vermutheten, flog die Thurmdecke auf, und die Flammen verschlangen, was sich da befand. Die auf den Gallerien der Außenwand stehenden Feinde mußten endlich, sie mochten wollen oder nicht, in das Feuer hinab springen und Thurm und Thor verlassen. Der Lärm und das Angstgeschrei hier, das Stürmen der Glocken in der Stadt, das Klaggeschrei in den Gassen, vermischte sich zu einem grauenvoll betäubenden Getöse. Die halbverbrannten Schweden retteten sich in die Laufgräben. Conti, die ganze Nacht unermüdlich thätig, ließ das Thor fortwährend durch frische Mannschaft angreifen, bis auch der letzte Schwede hier und aus der Schanze wieder vertrieben war. Unterdessen erhielten Kreuz und Baßwer den Befehl, das schwedische Lager vom Wyssehrad her zu allarmiren. Die Ausgefallenen bewältigten die Vedette und

deren Unterſtützungspoſten, überfielen die Lagerwache, nahmen hier nebſt Anderen einen Major gefangen, und kehrten ohne Verluſt zurück. Dieſer Major ſagte aus, Königsmark und Wittenberg hätten den Pfalzgrafen beredet, mit ſeinem ganz aus Schweden und Lappländern beſtehenden Regimente den Sturm zu verſuchen. Gelinge er, ſo würde der Pfalzgraf ſich und den Seinigen ewigen Ruhm erringen; wo nicht, ſo wollten ſie dann gemeinſchaftlich wirken und Beide ihm zur Eroberung der Stadt mit aller Macht behilflich ſeyn. Da der Sturm ihm nicht nach Willen gelang, ſo ließ er am folgenden Tage heftig nach den Thürmen feuern, und begrub ſelbſt ſeine, in der Schanze des Kuttenberger Thores erſchlagenen Schweden unter Stein und Schutt. Dieſe Schanze wurde dergeſtalt zu Grunde gerichtet, daß ſie ferner weder den Belagerten noch dem Feinde zur Wehre dienen konnte. Der früher erwähnte Jäger hatte ſich an einem gelegenen Orte eingegraben, und ſchoß hinter dem Schutze ſeiner Blende nieder, was in ſeine Nähe kam. Man ließ bei Trommelſchlag verkünden, daß Derjenige, der ihn tödten würde, eine Belohnung von zehn Ducaten erhalten ſolle. Zwei Jäger waren dazu bereit. Sie ſchlichen an jene Stelle, wo ein Theil der Stadtmauer noch ganz, und die für Doppelhaken angebrachten Oeffnungen unverſehrt waren. Von dieſen Oeffnungen ſchloſſen ſie zwei mit Mauerziegeln; vor der dritten, offenen, blieben ſie mit ihren Stutzen im Anſchlag ſtehen, während ſie zugleich einen vor dieſelbe hingeſtellten Hut ſich fortwährend bewegen ließen. Der Schütze hatte die Gewohnheit, nach jedem Schuſſe den Kopf hinter der Blende heraus zu ſtecken und nach dem Orte, wohin er gezielt, zu ſehen. Vermuthend, es ſchaue Jemand zu jener Oeffnung heraus, ſchoß er nach dem Hute, und fuhr ſchnell mit dem Kopfe hervor, um nachzuſehen. Aber im nämlichen Augenblicke drückte der eine Jäger los, und der feindliche Scharfſchütze wälzte ſich in ſeinem Blute die Schanze entlang hinab. Groß war die Freude, daß er nun nicht mehr ſchießen werde, und die zugeſagte Belohnung wurde noch durch freiwillige Geſchenke der Offiziere erhöht.

Gefangene ſagten aus, daß der Feind vom Kuttenberger Thore bis zur Hauptwache hin eifrig Minen grabe. Die Belagerten gruben entgegen und ſuchten ihm alle möglichen Hinderniſſe zu legen. Die Schweden gruben ſich in den Keller des, unweit des Kuttenberger Thores liegenden Kornhauſes ein. In dieſem Keller hielten die Belagerten immer eine ſtarke Wache, und vor dem Keller ſtand ein Mann. Dieſer ſah eines Abends durch die Thür-

ſpalte, wie die Schweden ein- und auskrochen, und durch ihn erfuhr es der General Conti, welcher ſchnell dahin eilte und ſich durch eigenes Sehen überzeugte, daß die Schweden ſchon ſechs Tonnen Pulver in den Keller geſchafft hatten und hier eine Mine legen wollten. Er ließ zwei vor dem Kornhauſe liegende Musketons ſtark laden, die Kellerthüre erbrechen und in die Schweden feuern. Dieſe eilten unter Angſtgeſchrei aus dem Keller, worauf die Angeworbenen auf Leitern hinab ſtiegen, die ſechs Pulverfäſſer fortwälzten, das gegrabene Loch mit Paliſſaden verrammelten, eine Querwand von ſtarken Balken und Pfoſten in dem Keller aufführten und eine Wache hinein legten. Das vorgefundene Pulver war den Belagerten bei ſpäter erfolgten Ereigniſſen von großem Nutzen.

Vom Roßthore aus gewahrte der Oberſt Götz, daß ſich täglich in der Frühe eine große Menge Schweden hinter der Mauer, die ſich von der alten Salniterei bis zum Alſterlfeld hinauf zog, verſammle, und ließ dieſes der Generalität mit dem Bemerken melden: daß die Schweden dort etwas Neues vorzuhaben ſchienen, weil man durch Fernröhre ſähe, wie Mehre zu Pferde bis hart an die Breſchen anſprengten und Andere zu Fuß folgten, wie die Erſteren von den Pferden ſtiegen, und von ihrer Schanze auf der Stadtmauer nach den Poſten der Belagerten ſähen und ſpähten, und daß ſich unter ihnen ſelbſt Königsmark häufig blicken ließe. Da die hinter dieſer Mauer ſtehenden Schweden außer dem Bereiche der Musketen bei'm Roßthore waren, ſo erſuchte Götz um die eiſerne Kanone, welche früher auf dem Kuttenberger Thore ſtand, um drei lafettenloſe Stücke, die von Worlik zu Waſſer angekommen wareu, und um zwei Fäſſer des im Kornhauſe erbeuteten Pulvers. Dann ließ er durch Zimmerleute am Roßthore aus Pfoſten und Balken eine Art Batterie errichten, und zu den Stücken, ſo gut es in der Eile ging, Lafetten verfertigen, dieſe auf Räder und Achſen von Brauerkarren legen und mit eiſernen Klammern und Ketten befeſtigen. Statt der Schanzkörbe ließ er mit Steinen und Schutt angefüllte Schweidnitzer Bierfäſſer aufſtellen. Alles geſchah in der möglichſten Stille. Die drei Stücke wurden in die Batterie eingeführt, das vierte eiſerne hart am Thore hingeſtellt. Götz ſelbſt richtete bei Tagesanbruch die drei Kanonen nach der Mauer. Wie bereits ſeit einigen Tagen, ſtellte ſich feindliches Fußvolk an der gedachten Mauer, Reiterhaufen in den Weingärten auf. Jetzt erhob ſich ein dichter Nebel, der ſie und die Gegend ganz einhüllte, bis er in einer halben Stunde ſich legte und

die Sonne glänzend hervor trat. Götz prüfte noch einmal die Richtung seiner Kanonen, und befahl, nach den Schweden hinter der Mauer zu feuern, worauf er schnell nochmals laden und einen zweiten Schuß nachfolgen ließ. Die Schüsse fielen mit großer Wirkung. Man sah von den Thorwachen des Strezower Gartens, wo die Hauptwache war, von dem Heinrichsthurme und von den Stadtmauern die Schweden haufenweise zusammen stürzen. Auf die dritte Ladung wurden noch Einige niedergeschmettert; die Uebrigen flohen eiligst in die Laufgräben. Ergrimmt über ihren Verlust (es waren auch mehre höhere Officiere gefallen), richteten die Schweden einen großen Theil ihres Geschützes nach dem Roßthore, zertrümmerten durch heftiges Schießen die neue Batterie, und ließen das genannte Thor wüthend bestürmen. An diesem Tage fielen nach der Gegend des Roß- und Schweinsthores vierzehn hundert drei und fünfzig Schüsse. Der Feind feuerte zum Theile auch darum so gewaltsam, um seine Verwundeten mit mehr Sicherheit und Ruhe auf Wagen laden und mit ihnen auf die Kleinseite eilen zu können, welche dort in das Profeßhaus der Jesuiten, in die Klöster St. Thomas, der Carmeliter, St. Magdalena, in das wälsche und Kleinseitner Spital, zu fünfzig und mehr Köpfen vertheilt wurden. Die verwundeten Officiere wurden in den Wohnungen der vornehmsten Bürger untergebracht.

Vom Kaiser aus Linz zurück kehrende Abgeordnete der Prager brachten Nachrichten von Succurs; die Generale Golz, Soeuse und Myslik hatten bei Budweis an sieben tausend Mann versammelt, mit welchen sie bereits bei Worlik lagerten. Dieselbe Nachricht mochten auch die Schweden erhalten haben, denn man sah, wie sie sich im Schindler'schen und Worikowski'schen Weingarten in Schlachthaufen aufstellten, woraus man auf einen wiederholten Sturm schloß. Um zehn Uhr (24. October), da ein Kapuzinermönch auf der Wachstube des Kuttenberger Thores eben Messe las, prasselten hier die Minen auf, welche bis zum Werner'schen Garten ihre Wirkung thaten. Auch was an dieser Stelle von der Stadtmauer noch stand,, hatten die Schweden untergraben und mit hölzernen Balken gestützt. Wie diese das um sie gelegte Feuer verzehrte, rollte das Mauerwerk hinab, für die Schweden eine Art Brücke bildend, über welche sie, unvorhergesehen und in Staub und Rauch gehüllt, in die Stadt und auf die Belagerten heftig einstürmten und sie mit Granaten bewarfen. Einer ihrer Führer, in grauem schwedischen Pelze, mit einer Partisane in der Hand, winkte den Seinen fortwährend,

das Kornhaus anzugreifen; Andere mit blanken Degen jagten sie von hinten dahin vor; doch barg sich, wo es nur anging, Einer hinter dem Anderen. Sie hatten hier einen sehr schweren Stand, weil sie auf vierfache, hinter einander aufgestellte Posten stießen. Auf der Schanze des Kuttenberger Thores geriethen sie in das Feuer der Contischen, und weiter oben in jenes der Gallas'schen Mannschaft, welche ihnen so heftig zusetzte, daß sie zweimal vom Sturme ablassen mußten. Bei dem dritten Sturmversuche, der heftiger, als die früheren, war, wurde jener schwedische Anführer durch einen Schuß in dem Augenblicke zu Boden gestreckt, als er in den Graben beim Kornhause hinab stieg. Nach seinem Falle waren die Schweden hier zu keinem weiteren Sturme zu bringen, ungeachtet ihre Officiere sie durch Schläge und Stöße dazu treiben wollten. Sie flohen hinter ihre Brustwehren am Kuttenberger Thore, und von da durch die Laufgräben, vom Sturme weg. Am Nachmittage begannen die Schweden abermals zu stürmen. Die Thurmwächter, solches gewahrend, zogen heftig die Glocken an. Auf dieses Zeichen ließ das Brauergesinde seine Arbeit ruhen und eilte den Breschen zu, wo es mit Keulen, Dreschflegeln und anderen Waffen wie blind in den Feind hinein rannte und Jeden, den es erreichen konnte, mit dem Zurufe: „da hast du's" (tu más) niederschlug. Es waren aus beiden Städten bei anderthalb hundert Brauerburschen, welche viele Feinde erlegten. Indeß wirkten die Minen von Neuem sehr stark. Bei den Breschen flogen Balken und steingefüllte Schanzkörbe in die Höhe; die hier auf dem Posten Stehenden schleuderte die gesprengte Mine bis auf das Dach der Kunstatischen Scheuer. Die Studenten fochten bei diesem Sturme mannhaft. Die Schweden, welche die Ihrigen weichen sahen, eilten ihnen haufenweise aus den Weingärten mit Leitern, Karabinern und entblößten Degen zu Hilfe. Diese trafen gerade auf die Gräben, wo Fußangeln und Eggen gelegt waren und wo die Belagerten jetzt das darauf zerstreute Stroh und Pulver anzündeten und heftig auf die Stürmenden feuerten. Da von diesen Einer den Anderen drängte, so konnten weder die Einen aus, noch die Anderen in die Stadt. Wenige nur kamen aus diesem Graben zurück; in Haufen lagen sie hier erschlagen über einander. Dieser Sturm währte über drei Stunden; auch die Belagerten hatten dabei viele Verwundete, von den Brauern waren fünfzehn geblieben. Königsmark selbst hatte den Sturm befehligt und die Seinigen dazu angetrieben; er verlor dabei Viele von seinen Reitern, welche absitzen und zu Fuß fechten mußten.

In der Frühe des anderen Tages gab in einem Weingarten ein schwedischer Tambour durch bekannte Trommelschläge nach Kriegsgebrauch ein Zeichen, daß er mit den Belagerten parlamentiren wolle, und zeigte, nachdem ihm dies bewilligt worden, an, daß der Pfalzgraf eine dreistündige Waffenruhe begehre, um seine bei den Breschen Erschlagenen fortzuschaffen und zu begraben. Dies wurde zugestanden. Kaum waren die drei Stunden verflossen, so machten die Schweden schon wieder an viertehalb hundert Kanonenschüsse auf die Stadt, und liefen gegen die Mittagsstunde von Neuem zum Sturme, bei welchem Königsmark besonders auf die Bürgercompagnie des Adalbert Had von Prosec eindringen ließ. Da diese jedoch von den übrigen gut unterstützt wurde, so mußte er neuerdings mit einem Verluste von mehr als hundert Mann abziehen. Die Belagerten erwarteten nun mit Sehnsucht baldige Hilfe, besonders weil bei diesem Sturme fast ihr ganzer Pulvervorrath aufgegangen war. Indessen erzeugte man bei Tag und Nacht in den Pulverkammern unter dem Wyssehrad Pulver, welches man auf Oefen trocknen mußte, und es kam den Belagerten gut zu Statten, daß die Schweden am folgenden Tage sich ruhig verhielten, indem Letztere sich darauf beschränkten, sieben und vierzig Kanonenkugeln und sieben Granaten nach der Stadt zu schicken. Am 28. October kam ein Ueberläufer zum Poriczer Thore und machte auf der Hauptwache, wohin man ihn führte, die Aussage: daß Tags vorher ein Brief aus dem Reiche vom General Wrangel angekommen sey, welcher dem Pfalzgrafen und dessen Generalen nicht sonderlich zu behagen schiene. Er fügte hinzu, daß man im schwedischen Lager sich für den folgenden Tag wieder eifrig zu einem neuen Sturme rüste, und die Belagerten sich daher vorsehen möchten. Mit Sonnenaufgang fielen zwei hundert drei und sechzig Kanonenschüsse auf die Stadt, und die Schweden liefen Sturm, wurden aber diesmal so empfangen, daß sie sich nicht einmal den Stadtmauern und Brustwehren nähern konnten, sondern schnell wieder umkehren mußten. Abends verbreitete man die Nachricht, daß die Kaiserlichen schon bei Zlatnik und Kundratiz nachtlagerten, und noch vor künftigem Vormittage bei dem Wyssehrad ankommen würden. Leider war diese Nachricht falsch und sollte nur dienen, den Muth der Belagerten zu heben.

Am 1. November meldete Oberst Götz vom Roßthore der Generalität: der Feind habe in der Nacht aus dem Altstetterischen Weingarten alles Geschütz abführen lassen nach ein. Zwei Dragoner

vom Wyssehrad, welche sich in der Nacht nahe zum schwedischen Lager geschlichen hatten, berichteten: der Geschützzug habe, mit noch einer Menge anderer Wagen, gegen den Judenofen seine Richtung genommen. Die Thurmwächter des Altstädter Rathhauses, des Thein- und des St. Heinrichsthurmes sagten Abends aus, sie hätten eine Menge Proviant- und übrige Wagen mit Kriegsbedarf, auch Kanonen über die Brücke bei Lieben, und von da nach der Kleinseite zu fahren sehen. Dem Commandirenden schien die Sache nicht recht begreiflich, weil die Schweden noch am frühen Morgen dieses Tages fünfzehn Schüsse vom Galgenberg auf die Stadt gethan hatten. Man beobachtete daher genau nach allen Seiten, und gewahrte zwei starke Reiterhaufen, einen auf der Höhe des Kinzli'schen Feldes, den anderen in dem Alsterlischen Weinberge haltend. Diese waren ohne Zweifel aufgestellt, um die noch in den Laufgräben befindlichen Fußgänger aufzunehmen und das vom Galgenberge abziehende Geschütz zu decken. Um zehn Uhr sah man deutlich, wie der Pfalzgraf und Wittenberg mit dem ganzen Heere und allem Geschütze und Gepäcke über die Wysoczaner und Hlaupietiner Felder nach Brandeis zogen, und Königsmark mit seinem Volke der Kleinseite zueilte. Kaum erblickten dies die Belagerten, als gleich mehre Bürger und Studenten über Mauern und Brustwehren in die feindlichen Laufgräben und Verschanzungen hinab kletterten und in Weingärten und Hohlwegen den Schweden nachliefen. General Conti trieb sie mit gezogenem Degen zurück, und befahl, daß bei Lebensstrafe Niemand von seinem Posten sich entfernen dürfe, da es schon oft vorgekommen sey, daß der Feind bei großen Festungen, verstellten Abzug unternehmend, sich auf die, mit Plünderung seines verlassenen Lagers beschäftigten ausgefallenen Belagerten stürzte und mit ihnen zugleich in die Festung drang. Gegen eilf Uhr kehrten auf Kundschaft ausgesendete Götzische und Kreuzische Reiter zurück, und meldeten, daß der Feind geradewegs gegen Brandeis ziehe. Auf diese Nachricht wurden alle Glocken geläutet und ein Tedeum angestimmt. Der Magistrat beider Städte legte ein Gelübde ab, zu ewigem Gedächtnisse jährlich das Fest Allerheiligen, mit dem ganzen untergeordneten Personale und allen Gemeinde- und Zunftvorstehern für sich und ihre Nachkommen durch Beichte und Communion, die Altstädter in der Thein-, die Neustädter in der St. Heinrichskirche, feierlich zu begehen. Nachmittags wurde allen Bürgern erlaubt, sich zur Stadt hinaus zu begeben. Auf der Seite der Schweden waren, nach ihrer eigenen Angabe, gegen fünf tausend (die Bestürmung des Kuttenberger

fähigkeit bei dem Hofkammergerichte und mehren Landesämtern; Erlassung aller Arten Steuern von dem auf drei Meilen in der Umgegend Prags wachsenden Weine auf fünfzig Jahre; Erhebung der Rathsherren beider Städte in den Adelsstand. Auch sollten die Namen der bei den Bürgercompagnien angestellten Officiere in die, beiden Städten neu ertheilten Privilegien eingetragen werden ꝛc. Viele der Militärofficiere, Bürger und Studenten, welche sich mit Zeugnissen der Generalität und der Magistrate nach Hofe begaben, wurden theils in den Adelsstand erhoben, theils mit goldenen Ketten, goldenen Gnadenpfennigen, Aemtern und Anstellungen belohnt. Der Studentencompagnie wurde die Gnade erwirkt, daß die Freien derselben den Adelsgrad mit dem Ehrenprädicate von der böhmischen Hofkanzlei unentgeltlich erhielten, und die Unterthänigen von ihren Erbherren für frei erklärt wurden. Ueberdies wurden aus den Steuerfonds des Landes fünf tausend Gulden Rheinisch zur Vertheilung unter sie angewiesen. Eine gleiche Summe, zuerst von dem bewilligten Gratiale erhoben, verwendeten die Magistrate zur Wiederherstellung der Gemeindegründe, und vor Allem zur Ausbesserung ihrer Wasserthürme und des Altstädter Brückenthurmes, welcher an der Westseite von den schwedischen Kugeln merklich gelitten hatte und durch starke Balken gestützt werden mußte. Zum Gedächtnisse der Belagerung wurde dem Thurme auf dieser Seite eine Steintafel mit lateinischer Aufschrift eingefügt. Ferner ließen die Magistrate aus diesen Geldern den Witwen und Waisen der gebliebenen Gatten und Väter, wie auch den Schwerverwundeten, lebenslängliche Gehalte anweisen, oder diese in Versorgungshäusern verpflegen. Kaiser Ferdinand ließ dem Ewigen zu Ehr' und Dank und zum ewigen Gedächtnisse auf dem Altstädter Ringe, vor der Theinkirche 1649 eine Steinsäule mit dem Standbilde der Jungfrau Maria errichten*).

Wie in Prag begonnen, so endete der Krieg vor Prag, und die Kunde von dem zu Münster und Osnabrück am 24. October 1648 end-

*) Obige Schilderung der Belagerung Prags nach dem Tagebuche des Zatoczil von Löwenbruck, aus dem in böhmischer Sp[illegible]fassten Original übersetzt und in Auszug gebracht von Rittersberg und so o[illegible]rsten Jahrgange (1827) der „Monatschrift der Gesellschaft des vaterl[illegible]s in [illegible]venbruck, Bürger und Kanzler der Altstadt Prags, [illegible]ntencompagnie auf, und verzeichnete täglich, w[illegible] Werk erschien zuerst 1685 im Drucke. Er lie[illegible] und widmete sein Buch

lich abgeschlossenen Frieden beruhigte und versöhnte die durch dreißig Jahre erregten und geängstigten Völker. Längst schon hatten während des Kampfes sich viele Zeitpunkte gefunden, wo die Kriegführenden auf die Möglichkeit und Nothwendigkeit des Friedens bestimmt hingewiesen wurden; z. B. nach Besiegung der Böhmen und Dänen, vor dem Erlassen des Restitutionsedictes, nach dem Tode Gustav Adolf's, der Nördlinger Schlacht, dem Tode Banér's, vor der Kriegserklärung Frankreichs. Aber immer schien es den Siegenden unpassend, im Glücke, den Besiegten schmachvoll, im Unglücke Frieden zu schließen; daher die endlose Dauer des Krieges. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1640 und 1641) entstand ein allgemeiner Ruf nach Frieden; aber nur den Ohnmächtigen war es Ernst damit. Hundert zwei und fünfzig Sitzungen mit unendlich langen Protokollen führten lediglich zu unerheblichen Beschlüssen, und selbst die vom Kaiser ausgesprochene Amnestie konnte darum ihre Absicht nicht erreichen, weil es hieß: sie solle so lange unverbindlich bleiben, bis der Zweck einer Vereinigung aller Stände mit ihm eingetreten sey; auch verwies man die pfälzische Sache und alle Religionsbeschwerden zu besonderen Tagen. Als in Hamburg versammelte Abgeordnete der kriegführenden Mächte nach langem Zögern am 25. December 1641 zu dem Beschlusse kamen, in Münster und Osnabrück die Unterhandlungen zu eröffnen, wähnten sich viele Hoffende schon am Ziele; aber erst im Anfange des Jahres 1643 wurden jene Beschlüsse genehmigt und vier Jahre hingebracht, um Vorfragen über Zeit, Theilnahme, sicheres Geleite u. dgl. zu entscheiden; acht Jahre mußten noch unter Blutvergießen und Kriegsdrangsalen verstreichen, ehe Leidenschaft, Eigennutz und Staatskunst es zum Frieden kommen ließen. Der so weise, als christliche Vorschlag Papst Urban's VIII., mit Abschluß eines Waffenstillstandes zu beginnen, wurde hauptsächlich von den Franzosen hintertrieben, und so wirkte bald jener, bald dieser Theil zur Verzögerung der ersehnten Ruhe. Spät und langsam trafen die Gesandten ein, und seit der Ankunft des kaiserlichen Gesandten, Grafen von Nassau, im Juli 1643, verflossen neun Monate, ehe die französischen anlangten, und sechzehn Monate, ehe der Streit über die Vollmachten zu Ende gebracht war. Geringfügige Formalitäten wurden zum Vorwande genommen, um das Friedensgeschäft hinaus zu schieben. Ueber den Titel Excellenz zerfielen die Kurfürsten mit den Fürsten, und man meinte, Baiern habe den Streit ganz eigent-

lich zu diesem Zwecke angeregt. Auch in Worten und Schriften stritt man heftig und beleidigend, bis der Federkrieg ein unwürdiges Gegenstück zu dem Waffenkriege ward. Die sonst so gern ihrer feinen Diplomatie sich rühmenden Franzosen gingen hierbei mit schlechtem Beispiele voran, indem das erste Kreisschreiben, welches d'Avaux an alle deutschen Stände erließ, so heftig als unschicklich lautete, und den Oesterreichern alle Schuld auf eine Weise beimaß, die eher neue Fehden, als den Frieden herbei führen konnte.

Drei Ansichten sprachen sich auf dem Friedenstage und außerhalb desselben aus: die der Eifrigen, der Verzweifelnden und der Gemäßigten. Die Eifrigen unter den Protestanten wollten in Allem obsiegen, das Wahlrecht der Böhmen, Aufhebung des geistlichen Vorbehaltes, allgemeine Religionsfreiheit, Heiratsrecht der Prälaten u. s. w. erstreiten, und die österreichische Macht ganz brechen. Die Eifrigen unter den Katholiken hingegen behaupteten: man dürfe von dem Allen Nichts bewilligen, sondern müsse vielmehr Besitzstand und Religion auf den Fuß vor der Reformation zurück führen. Die Verzweifelnden sagten: das Uebel des Krieges sey so groß und unerträglich, daß man um jeden Preis und auf alle Bedingungen Frieden schließen müsse. Die Gemäßigten wollten alle Bekenntnisse neben einander dulden, und ihren Zustand durch rechtliche Bedingungen sichern. Aber noch regte sich der Parteigeist zu heftig, um ähnliche milde Anträge durchdringen zu lassen. Fast einzeln stand endlich der Kurfürst von Sachsen mit seiner Ansicht, daß im Prager Frieden das Erreichbare und zu Erreichende gegeben sey. Die Gegenstände, welche zur Sprache kommen mußten, und die Zwecke, welche man zu erreichen sich vorsetzte, waren so mannigfaltig und verschieden, daß sie sich kaum unter eine gleiche Hauptansicht bringen ließen, und dieselben Personen, welche hier gemeinschaftlich wirkten, an anderer Stelle feindlich gegen einander auftraten. Man sollte hemmende Formen bessern; eine Allen genügende Amnestie aussprechen; die Kriegslasten und Kosten vertheilen, die Betheiligten herstellen und entschädigen; man wollte das Verhältniß der Mächte zu Deutschland, des Kaisers zu den Ständen, der protestantischen Freiheit zur katholischen Kirche, der geistlichen Güter und des weltlichen Besitzstandes, der Lutheraner und Reformirten, des Früheren zu dem jetzt Bestehenden ordnen. Endlich kam noch zur Sprache die Stellung der Kaiserlichen und Spanier

zu Frankreich und Schweden, Spaniens zu den Niederlanden und Portugal, Deutschlands zur Schweiz, Frankreichs zu Lothringen.

Um unter der Masse von Geschäften nicht erdrückt zu werden, oder sie nachtheilig zu verwirren, sollten in Osnabrück zwischen den Schweden und Protestanten einerseits, dem Kaiser und den Katholiken andererseits, in Münster dagegen zwischen Deutschland und Frankreich verhandelt werden. Natürlich griffen aber diese Dinge vielfach zusammen und wirkten auf einander. Bedeutenden Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten hatte ferner die Persönlichkeit der Gesandten.

Seine Vorgänger, den Grafen Ludwig von Nassau und den Doctor Volmar, überwog der neue kaiserliche Gesandte, Graf Maximilian Trauttmansdorff, der jedoch erst seit dem November 1645 an den Friedensunterhandlungen Theil nahm, bei weitem an Charakter und Willen. Ihm gebührt das Lob, daß er an Geist, Gemüth, Einsicht, Kraft und Billigkeit Alle übertraf, und die Dinge aus dem höheren Gesichtspunkte betrachtete, aus welchem damals die Meisten sie nicht sehen konnten oder wollten. — Graf d'Avaux, der erste unter den französischen Gesandten, war ein eifriger Katholik, gewandt und einschmeichelnd, aber auch anmaßend und eigensinnig. In letzterer Beziehung ähnelte ihm Servien, der zweite Gesandte, übrigens an Geist und Styl Jenem überlegen. Beide geriethen, theils durch die Verschiedenheit ihrer Natur, theils durch den Einfluß ihrer Frauen, in so argen Streit, daß sie sich nicht mehr sahen und sprachen, und die französische Regierung genöthigt war, sie nicht nur auf's Härteste zurecht zu weisen, sondern auch den Herzog von Longueville als Obmann nach Münster zu schicken. — Der schwedische Gesandte Johann Oxenstierna, an Kraft des Geistes zwar seinem Vater, dem Reichskanzler, nachstehend, sonst aber ein Mann von Kenntnissen und Verstand, versteckte seinen Stolz weniger als d'Avaux, und unterschied sich durch seine rauhe Geradheit sehr von seinem Genossen, dem schleichenden Salvius, mit welchem er meist im Unfrieden lebte, und dessen unruhiges, argwöhnisches Wesen nicht zu seinem Charakter paßte. Kenntnisse und Fähigkeiten, so wie die Vorliebe der Königin Christine für Salvius, setzten indeß die Wirksamkeit beider Männer großentheils in's Gleichgewicht. — Da fast ganz Europa an dem Kriege Theil genommen, so konnte nur Venedig durch Contarini und der Papst durch Fabio Chigi (den nachmaligen Papst Alexander VII.) vermittelnd auf-

Mächten verhandeln solle? Alle ächten Freunde des Vaterlandes sprachen sich für das Erste aus: denn sobald Deutschland in sich einig sey, stehe es den Fremden mit erneuerter Kraft gegenüber, und brauche ihnen Nichts zu bewilligen. Der Letzteren Eigennutz wußte es jedoch dahin zu bringen, daß ihre Forderungen, wenn auch nicht ausschließlich behandelt, doch den übrigen voran oder so zur Seite gestellt wurden, daß diese davon unabhängig blieben. Weil indeß jeder Theil wünschte, der andere möge sich zuerst aussprechen, waren die wechselseitigen Anträge (im December 1644 und Februar 1645) Anfangs ganz ungenügend, und man freute sich, als es hieß: Frankreich und Schweden hätten endlich am 11. Juni 1645 inhaltsreichere Vorschläge übergeben. Sie lauteten im Wesentlichen: Es solle ein allgemeiner Friede gestiftet und eine allgemeine Amnestie, selbst für Diejenigen bewilligt werden, welche im französischen und schwedischen Heere dienten. Alle Länder kommen wieder in diejenigen Verhältnisse, in welchen sie sich bei dem Anfange des Krieges befanden. Die Rechte der Stände sollen unverletzlich seyn, Fragen über Krieg, Bündniß, Steuern, Acht u. s. w. auf den Reichstagen verhandelt und die Beistimmung Jener eingeholt werden. Sie dürfen Bündnisse zu ihrer Erhaltung und Sicherheit eingehen, und wählen keinen römischen König vor Erledigung des Thrones. Ueber die Religion wird man sich einigen, und auch die Reformirten in den Religionsfrieden aufnehmen. Kriegsgefangene erhalten die Freiheit wieder. Oesterreich wird den Spaniern und anderen Feinden beider Kronen nie Hilfe leisten. Diese erhalten eine angemessene Entschädigung in Geld und Land, wofür das sonst Eroberte geräumt, die Heere entlassen, Handel, Sicherheit, Ordnung hergestellt werden u. s. w.

Jene Freude über die endliche Erklärung der fremden Mächte verschwand, sobald man diesen Inhalt vernahm; sie ging in die lauteste Wehklage über, als so vieles Anfangs noch Verschwiegene und Umgangene allmälig an's Tageslicht kam, und über die geheimen Plane kein Zweifel mehr walten konnte. Schweden forderte Schlesien, Pommern, Kammin, Wismar, Warnemünde, Bremen, Verden und zwanzig Millionen Thaler. Frankreich verlangte Metz, Toul, Verdun, Lothringen, Elsaß, Artois, Flandern, Roussillon, Catalonien und gewisse Vortheile in Italien. Es betrieb Bündnisse der kleineren Staaten in diesem Lande und in Deutschland zu dem Zwecke, ihre Oberleitung und dadurch Mittel gegen Oesterreich und Spa-

nien in seine Hände zu bekommen. Ueberdies hofften die Franzosen und Schweden, alle inneren Angelegenheiten Deutschlands und Friedenspunkte nach eigener selbstsüchtiger Ansicht durchzusetzen, und behielten sich, was alle Grundlagen einer Unterhandlung aufhob, am Schlusse ihrer Anträge das Recht vor, hinzuzufügen, wegzunehmen, zu verändern und auszulegen.

Der Kaiser, die meisten Stände und alle wahren Freunde des Vaterlandes mußten sich wider so ungeheure Forderungen erklären. Deutschland — so heißt es in ihren Gegenschriften — ist den fremden Mächten weder durch Vertrag, noch durch Vergehen zu irgend einer Genugthuung verbunden. Ohne Rücksicht auf Feindschaft oder Freundschaft, Schuld oder Unschuld, gehen Frankreich und Schweden eigennützig nur darauf aus, zu rauben und sich zu bereichern, und während sie auf eine allgemeine Amnestie dringen, wollen sie gleichzeitig neue und weit größere Verletzungen herbei führen, welche nothwendig ewigen Unfrieden erzeugen und in sich schließen. Hat doch zeither Niemand (z. B. Kaiser Ferdinand II. trotz mehrer Gründe nicht nach dem dänischen Kriege) fremde Länder zur Entschädigung für sich verlangt; auch könnte sie vielmehr Deutschland fordern, auf dessen Kosten die Fremden gelebt haben. Der Tod Gustav Adolf's, vom welchem zu reden die Schweden nicht aufhören, ist allerdings unersetzlich, kann aber eben deshalb hier nicht in Anschlag gebracht, sondern nur durch unsterblichen Ruhm belohnt und vergolten werden. Auch hat Deutschland dafür hinlänglich getrauert und gebüßt, ja fast das ganze Reich ist deshalb zu Grabe gegangen. Jetzt aber kommen die angeblich Großmüthigen, nehmen selbst die Länder ihrer protestantischen Freunde in Anspruch, verlangen zwei und siebzig Meilen Seeküste, die Herrschaft der Ostsee, sechzig Meilen bis Schlesien in's Land hinein, ja 'ein Drittel von Deutschland und mehr, als ganz Schweden mit Allem, was darinnen, werth ist! — Noch unberufener und eigennütziger hat sich Ludwig XIII. in die deutschen Angelegenheiten gemischt, und könnte aus den Gründen, weshalb er die drei Bisthümer zu Frankreich rechnet, das ganze deutsche Reich verlangen. Anfangs hieß es in allen Reden und Erklärungen: der König von Frankreich wolle keinen Lohn, als daß er aus königlichem und heroischem Gemüthe die Freiheit Deutschlands befördert habe; — und jetzt, wahrlich, wenn fremde Mächte noch einmal von Norden und Süden her die Freiheit unsers Vaterlandes begründen wollten, bliebe in der Mitte gar nichts mehr davon übrig!

Unbekümmert um solche, nur zu unwiderlegbare Wahrheiten, erklärten die Schweden: Nicht mit Gelde (was man überdies nicht habe) lasse sich Gustav Adolf's unschätzbares Leben bezahlen und die Zukunft verbürgen. Wenn sie Schlesien, Pommern, Kammin, Wismar, Bremen, Verden ꝛc. verlangten, so forderten sie ja nur, was sie ohnehin schon inne hätten, oder einen Besitz, der Allen zu Gute komme; denn nur auf diese Weise ließe sich der Same der Zwietracht ausrotten, und verhüten, daß nicht Baiern, Sachsen und einige größere Fürsten die kleineren unterdrückten. Besser, als Kaiser und Kurfürsten, diese angeblichen Säulen des Reiches, sorge Schweden für die Freiheit Deutschlands (!), und es sey nützlich und ehrenvoll, wenn es (gleichwie Spanien und Dänemark) auf würdige Weise als Reichsglied eintrete und mit Rath und That gegen die Türken Beistand leiste.

Die Franzosen behaupteten: Mit dem wirklichen Ausbruche eines Krieges wären die älteren, uneigennützigen Zusicherungen dahingefallen, und wer setze sich überhaupt einer solchen Gefahr aus, ohne gewinnen zu wollen? Wenn sie gar nichts Anderes verlangten, als was eigentlich von Alters her zu ihrer Krone gehöre (nämlich die drei Bisthümer Elsaß, Sundgau, Breisgau, die Waldstädte, Elsaßzabern, Lothringen, Philippsburg), wenn sie nach Herstellung des Pfalzgrafen Dasjenige zurück geben wollten, was sie im Mainz'schen, Trier'schen und in der Pfalz besäßen, so sey dies von ihnen ungemein billig und freundschaftlich; denn in der Regel behalte Jeder im Frieden, was er während des Krieges in Besitz genommen habe, und wenn hiernach die Lage der Schweden günstiger erscheine, als die ihrige, so dürfe man nicht vergessen, daß Jene das Meiste nur mit französischem Beistande gewonnen hätten. Endlich gehe die Forderung, ihnen alle die genannten Länder abzutreten, lediglich aus reiner Uneigennützigkeit hervor, indem Frankreich sie ja nur zum Besten der Deutschen besetzen wolle, damit es ihnen schneller und bequemer beistehen könne!

Diese durch Hohn noch erhöhte Tyrannei entzündete in einzelnen Gemüthern die Flammen eines edlen Zornes; auch erschienen ämtliche Erklärungen und Druckschriften, welche großen Eindruck machten, und Viele dachten daran, sich von den Ausländern ganz hinweg zu wenden, und Hilfe in deutscher Kraft und Milde zu suchen. Die Uebermacht war jedoch in den Händen der Fremden; der Argwohn gegen Oesterreich wurde geflissentlich genährt und unterhalten; der wechselseitige Haß der Religionsparteien galt

leider für Recht und Pflicht, und was dem Einen behagte, galt leider dem Zweiten schon um deswillen für verdächtig und unausführbar. So lagen die Dinge, als Graf Trauttmansdorff im Spätjahre 1645 zu Osnabrück ankam. Er hatte größere Vollmachten, genauere Kenntnisse, und ging von dem allein richtigen Standpunkte aus: daß man Deutschland um jeden Preis in sich beruhigen, und dann einig und kraftvoll den fremden Mächten entgegen treten müsse. Kaum aber hatte er demgemäß den Protestanten Einiges zugestanden, so setzten sich nicht allein der päpstliche Botschafter, die Spanier und andere eifrige Katholiken, sondern auch die Franzosen mit Heftigkeit dagegen, was um so verwerflicher, da sie durch ihr Bündniß mit den Protestanten die Lage der Dinge eben herbei geführt hatten, und die Herstellung auf das Jahr 1618 verlangten.

Mit Recht behauptete Trauttmansdorff, daß sie nur den Kaiser verhaßt und den Streit größer machen wollten, um ihre eigennützigen und gefährlichen Plane desto eher durchzusetzen. Es ist erwiesen, daß Mazarin von dem Grundsatze ausging: um an das Ziel zu kommen, müsse man sorgfältig verbergen, was man bezwecke, und daß er den Frieden auf alle Weise verzögerte, um die Aufmerksamkeit von den inneren Angelegenheiten auf das Ausland hinzulenken, während die Unzufriedenheit der Franzosen vielmehr aus der Dauer und den Lasten des Krieges entstand. D'Avaux, der für einen sehr religiösen Mann gelten wollte, rieth, die Religionsstreitigkeiten Deutschlands nicht zu beenden, um durch solche Schwäche immerdar der Einmischung und Eroberung sicher zu seyn!

Weil aber die Protestanten und Schweden den Franzosen keinen Gewinn gönnten, und auch dem Kaiser, gleichwie den meisten Ständen, ihre Uebermacht gefährlicher erschien, als die schwedische, so suchte Mazarin nicht allein (und leider mit Erfolg) einzelne Gesandte zu bestechen, sondern fand auch an Maximilian von Baiern einen Mann, welcher, Deutschlands vergessend, in die französischen Plane einging, um die eigenen durchzusetzen. Sehr kurzsichtig, hielt er die Erhöhung der französischen Macht für minder gefährlich, als die der Protestanten und Schweden, widersprach unter dem Vorwande allgemeiner Friedensliebe jeder Aussöhnung derselben mit dem Kaiser, verrieth dessen geheimste Plane durch den Nuntius Bagni an Mazarin, war bereit, die Pfalz für Oberösterreich heraus zu geben, und wirkte, als dies unüberwindliche Schwierigkeiten fand, kräftig dahin, daß alle Vor-

derungen der Franzosen bewilligt werden sollten. Sich großmüthig anstellend, sagten ihm Diese: unsere Größe sichert die eure, eure hingegen nicht die unsere; täuschten ihn aber, nachdem sie durch seine Hilfe ihre Zwecke erreicht hatten, in mancherlei Weise, was ihn zu spät wieder von ihnen abwendete.

Die Frage: ob man Frankreich und Schweden auf Kosten Deutschlands entschädigen wolle? mußte man bei solchen Verhältnissen bald fallen lassen, und es kam nur auf das wie und wieviel an. Manche behaupteten: der Verlust dürfe nicht einzelne Stände oder die Kirche allein treffen, sondern Alle wären verpflichtet, den Schaden nach Verhältniß zu tragen. Ein solches Vertheilen und Ausgleichen von Landentschädigungen hatte aber unübersteigliche Schwierigkeiten, und bald ergab sich, daß die Besitzer der Gränzländer den Hauptverlust übernehmen mußten. Der letzte Beschluß lautete: Schweden erhält Vorpommern, Rügen und von Hinterpommern Stettin, Garz, Damm, Golnau und die Insel Wollin, Wismar, Bremen und Verden als Reichslehen, mit gewissen Begünstigungen hinsichtlich der Rechtspflege und der Wahl eines Gerichtshofes. — Den Franzosen wurde der Besitz von Metz, Toul, Verdun und Pignerol bestätigt, das Besatzungsrecht von Philippsburg eingeräumt, und der Elsaß oder vielmehr alles Recht abgetreten, was Oesterreich in diesem Lande besaß; wogegen die anderen Reichsstände, Städte und Ritterschaft in den alten Verhältnissen zum deutschen Reiche bleiben sollten. Ob nun Frankreich die Reichsstandschaft für die gewonnenen Landschaften suchen oder zurück weisen solle, darüber waren die Stimmen deutscher, wie französischer Seits getheilt. Für die Aufnahme in den französischen Bund führten französische Staatsmänner an: ihr König könne alsdann Kaiser werden, und mit deutschen Ständen Bündnisse schließen; er erfahre Alles, was sich in dem Nachbarstaate ereigne, und entgehe dem Vorwurfe, zu dessen Zerstückelung beigetragen zu haben. Deutscher Seits machten Mehre den letzten Grund ebenfalls geltend, nannten des Königs Aufnahme in den Bund ehrenvoll, rechneten auf seinen Beistand gegen die Türken und nöthigen Falls gegen den Kaiser, so wie man umgekehrt ihn besser beobachten und durch Anschließen an Oesterreich zur Mäßigung zwingen könne. Wider die Aufnahme in den deutschen Bund bemerkten die Franzosen: man gerathe dadurch leicht in Abhängigkeit, und setze sich der Gefahr einer Reichsacht, ja eines Rückfalls der Län-

der an Deutſchland aus, wogegen völlige Abtretung ſicherer und ehrenvoller erſcheine. Deutſcher Seits wurde erinnert: es ſey beſſer, Einen unausweichbaren Verluſt zu tragen, als mehre herbei zu führen. Kein Ruhm, nur Gefahr zeige ſich bei einer ſolchen Verbindung; denn gegen Frankreichs Ehrgeiz, Macht und ſtete Einmiſchung gebe ſie keinen Schutz, und als Reichsſtand werde der König um ſo weniger heilſam wirken, da er aufrichtig weder den Katholiken, noch den Proteſtanten zugethan, und mit Kirchen, Biſchöfen und Ständen willkürlich umzugehen leider gewohnt ſey. Die Kurfürſten und viele Fürſten erklärten ſich für, die meiſten Städte wider die Aufnahme Frankreichs in den deutſchen Bund. In Paris fand jener Gedanke Anfangs größeren, dann geringeren Beifall. So hat Frankreich den einen, Schweden den anderen Weg eingeſchlagen, und jenes ſeine Eroberungen nicht blos erhalten, ſondern auch erweitert; dieſes allmälig alles Gewonnene verloren.

Große und eigenthümliche Unannehmlichkeiten führte die ſchwediſche Geldforderung herbei. Wer ſollte ſo ungeheure Summen bezahlen, und wofür? Sey es nicht genug, Land abzutreten; ziehe nicht Schweden in jedem Kriegsmonate an drei Millionen aus Deutſchland? Würde nicht auf ſolche Weiſe jeder Theilnehmer am Kriege zu ähnlichen Forderungen berechtigt ſeyn? Lieber ſolle man Geld zur Verjagung der habſüchtigen Fremden aufbringen und anwenden. — Unbekümmert um dieſe Einreden, machten die Schweden, ihrer Obermacht gewiß, die übertriebenſten Berechnungen, und die Betrachtung, daß jedes Verzögern des Friedens dem Vaterlande noch weit mehr koſte, führte endlich eine Bewilligung von fünf Millionen Thalern herbei, deren Vertheilung und Aufbringung jedoch die größten Schwierigkeiten ergab. Anfangs freuten ſich die Schweden des vielen Geldes; dann reichte es nirgends zu, und noch im Jahre 1650 nahmen mehre ſchwediſche Regimenter ihre Officiere meuteriſch gefangen, und wollten ſich nicht auflöſen, bevor ſie vollſtändig befriedigt wären.

An die Entſchädigung der fremden Kronen reihte ſich faſt unabweislich die Entſchädigung der hierdurch vorzugsweiſe Betheiligten. Für den Verluſt Pommerns erhielt alſo Kurfürſt Friedrich Wilhelm von Brandenburg (zum Theil eine Folge ſeiner perſönlichen Einwirkung) Magdeburg, Halberſtadt, Minden und Kammin als [illegible] weltliche Fürſtenthümer, jedoch unter näheren Beſtimmungen über [illegible]itel und die Erhaltung der

Landstände, und gegen Abtretung von vier magdeburgischen Aemtern (Querfurt, Jüterbock, Dahme und Burg) von Sachsen. — Mecklenburg erhielt für den Verlust Wismars die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg als Fürstenthümer, außerdem zwei Dompfründen in Straßburg und die Johanniter-commenden Mirow und Nemerow. — Braunschweig-Lüneburg erhielt für den Verlust der Bischofsstellen in den an Schweden und Brandenburg gekommenen Bisthümern, abwechselnd die Besetzung des Bisthums Osnabrück und einige Klöster. — Den meisten Widerspruch fand die hessische, durch keinen Verlust begründete Entschädigungsforderung, bei dem Kaiser, den Katholiken und den Protestanten. Aber die charakterfeste Landgräfin wußte sich geltend zu machen; Schweden hatte übernommen, ihren treu geleisteten Beistand zu belohnen, und auch der französische Gesandte zeigte sich ihr gefällig. Doch wurden übertriebene Ansprüche auf Münster, Paderborn, Minden, Theile von Mainz und Trier allmälig herunter gebracht, bis auf den Empfang der Abtei Hersfeld, einiger Aemter vom Bisthume Minden und sechs mal hundert tausend Thaler für die Miliz.

Neben den Verhandlungen über die Entschädigung der fremden Mächte und der Betheiligten gingen die über die inneren Verhältnisse Deutschlands, und es wurde hinsichtlich der bereits vor dem Ausbruche des Krieges streitigen Sache festgesetzt: Erstens, die jülich-bergische Erbfrage solle im Wege der Güte entschieden werden; was jedoch erst 1666 durch einen Hauptvergleich geschah, wodurch Kleve, Mark und Ravensburg an Brandenburg, Jülich und Berg hingegen an Pfalz kamen. Zweitens, über die Donauwerthische Sache solle auf dem nächsten Reichstage verhandelt werden, was jedoch nicht geschah, so daß die Stadt baierisch blieb. Drittens, wurde die Unabhängigkeit der Schweiz, so wie der vereinigten Niederlande vom deutschen Reiche anerkannt, wodurch dieses die beiden sichernden Bollwerke gegen Frankreich einbüßte.

Unter jenen Angelegenheiten, welche während des Krieges erst in Gang kamen, war die pfälzische ohne Zweifel die wichtigste. Maximilian's Behauptung: daß sie gar nicht auf den Friedenstag gehöre, und am wenigsten zur Kenntniß und Mitwirkung der fremden Kronen kommen dürfe, mußte er aufgeben und zuletzt selbst Hilfe bei Frankreich suchen, um seine Plane durchzuführen. Andererseits wollte man die Urheber des Krieges nicht unbestraft, und der Kaiser Baierns Pfandrecht auf Oesterreich nicht wieder

aufleben lassen. Daher kam es zu einem mittleren Beschlusse, wonach eine Amnestie bewilligt, für Pfalz eine achte Kur errichtet und Maximilian von Baiern die Oberpfalz zugesichert wurde, jedoch mit dem Rechte des Rückfalls nach dem Aussterben seines Hauses.

Hiermit standen die Forderungen einer Zurückführung aller Verhältnisse in den vorigen Stand und die Bewilligung einer allgemeinen Amnestie, in der genauesten Verbindung. Den Protestanten widersprechend, behaupteten die Katholiken: will man bis auf das Jahr 1618 zurück gehen, so erhöht sich die Verwirrung, und Alles, was man seit dreißig Jahren beschlossen, so wie fast alle Handlungen Kaiser Ferdinand's II., werden vernichtet. Hierzu komme, daß viele Maßregeln, z. B. gegen Böhmen und Pfalz, von den Reichsständen und selbst von Frankreich gebilligt worden, und die Schweden sich nicht um Dinge bekümmern dürfen, welche älter, als ihre Theilnahme am deutschen Kriege. Haben doch diese fremden Mächte bei sich selbst nie eine allgemeine Amnestie bewilligt, und es wäre eine Schande, auf ihr anmaßliches Verlangen alle einheimischen Beschlüsse umzustoßen. — Hierauf erwiederten die Protestanten: alle bisherigen beschränkten Amnestien haben so wenig, wie der Prager Friede, zum Ziele geführt. Nun geht unsere Absicht zwar keineswegs dahin, Alles und Jedes, bis auf Kleinigkeiten herab, in den ehemaligen Stand zurück zu bringen, oder eigentliche Verbrecher ohne Strafe durchzulassen. Wohl aber kann man die wichtigsten Kriegsgründe auf diesem Wege haben, Maßregeln vernichten, die ohne unsere Theilnahme ergriffen sind, und ganze Klassen von rechtswidrig verfolgten Einwohnern in ihre gebührenden Rechte wieder einsetzen. — Beide Theile suchten die Beharrlichkeit ihrer Forderungen oder Weigerungen als eine Gewissenspflicht darzulegen, vereinigten sich aber doch zuletzt darüber, daß, ohne Berücksichtigung innerer Gründe, wegen der meisten Dinge eine Zeitbestimmung, nämlich das Jahr 1624, entscheiden solle. Einer Rückwirkung des neuen Gesetzes auf seine Erbstaaten widersetzte sich jedoch der Kaiser mit solcher Festigkeit, daß nur für Schlesien eine beschränkte Fortdauer des protestantischen Gottesdienstes, für die anderen Landschaften aber Nichts erwirkt, jedoch den Ausgewanderten die Rückkehr in die Heimat größtentheils erlaubt wurde.

Die staatsrechtlichen Beschwerden, welche von Katholiken und Protestanten ausgingen und sich den von Schweden und Frankreich aufgestellten anschlossen, betrafen Reichstage, Kriegs- und Steuerwesen, Uebergewicht der

Kurfürsten, Zurücksetzung der Städte, schädliche Freiheiten, tadelnswerthe Standeserhöhungen u. dgl. Zu diesen allgemeinen Punkten (wo man sich wieder das Hinzufügen und Aendern vorbehielt) kamen noch von einzelnen Ständen eine Unzahl andere, die hier nicht erwähnt zu werden brauchen. In Hinsicht jener gab der Kaiser den Ständen, so wie schon früher den fremden Mächten zur Antwort: er wolle die Kriegsgesetze in voller Kraft lassen, die Stände befragen über Abfassen oder Aendern von Gesetzen, über Krieg, Frieden, Steuern und Reichsrecht, Bündnisse verstatten, nur nicht gegen Kaiser, Reich, Frieden und Eid, das Alles jedoch, ohne seinem oder der Kurfürsten Rechte zu nahe zu treten, oder Reichsgesetze und die Wahlcapitulation zu verletzen.

Das Wesentliche, was der westphälische Friede über das deutsche Staatsrecht, theils bestätigend, theils neuernd, ausspricht, besteht etwa in Folgendem: Der Kaiser soll nur mit Zuziehung der Stände Gesetze geben, wichtige Verfügungen erlassen, Frieden schließen, in die Acht erklären, Aushebungen anbefehlen, Festungen in den Ländern der Stände anlegen u. s. w. Diesen wird die Landeshoheit bestätigt und ihnen erlaubt, Bündnisse zu schließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich, den Landfrieden und den westphälischen Frieden. Ohne Zustimmung des Kaisers und der Kurfürsten darf Niemand Zölle anlegen, und jede im Kriege entstandene Beschränkung des Handels hört auf. Die Städte erhalten eine entscheidende Stimme auf allen Versammlungen, und bei allen Kreissachen und Deputationen gilt die Stimme einer Stadt der eines Fürsten gleich. (Ob aber die Städte, wenn das kurfürstliche und fürstliche Collegium auf dem Reichtage uneinig bleiben, durch ihren Beitritt entscheiden, ist durch den Frieden nicht ausgesprochen.) Die Frage, welche Stimmenmehrheit bei Steuersachen nöthig sey, wird zum Reichstage gewiesen. In kirchlichen Dingen und überall, wo die Protestanten auf eine, die Katholischen auf die andere Seite treten, gilt keine Stimmenmehrheit, sondern Alles hängt von gütlicher Uebereinkunft ab. Zu den Reichsdeputationen oder sonstigen Berathungen nimmt man gleich viele Abgeordnete von jeder Partei. Das Kammergericht soll bestehen aus einem Kammerrichter, vier Präsidenten und fünfzig Beisitzern, von denen zwei Präsidenten und vier und zwanzig Beisitzer protestantisch sind; in den einzelnen Senaten werden aber stets gleich viele Personen von jedem Bekenntnisse in Thätigkeit gesetzt. Bei dem Reichshofrathe kommt die Kammergerichtsordnung

in Anwendung, und sechs protestantischen Beisitzern stehen achtzehn katholische gegenüber; doch gilt in beiden Behörden keine Stimmenmehrheit, wenn eine Partei sich ganz von der anderen sondert.

Was endlich die wichtigsten Beschwerden, die religiösen, anlangt, so betrafen dieselben hauptsächlich vier Punkte: den geistlichen Vorbehalt, das Reformationsrecht, den freien Gottesdienst und die geistliche Gerichtsbarkeit. Die Protestanten nun behaupteten: Erstens, der geistliche Vorbehalt, vermöge dessen jeder Geistliche und Prälat, der zur protestantischen Lehre übertritt, seine Stelle verlirt, behandelt das Bekenntniß derselben wie ein Verbrechen. Da wir nun in diese Ansicht oder gesetzliche Bestimmung nie einwilligten, und Kaiser Maximilian II. sie als streitig zu gütlicher Einigung verwies, so kämpfen wir nicht wider einen anerkannten Rechtsstand, sondern gegen einen lediglich auf Gewalt ruhenden Gebrauch. Am wenigsten ist dieser Vorbehalt gegründet, wenn die Stiftsherren freiwillig einen Protestanten wählen oder selbst protestantisch werden; so wie man auch nicht vergessen darf, daß die Prälaten Reichsstände sind, und wenn sie gleich die geistliche Stelle aufgeben, darum doch nicht die fürstliche. Stiftungen unserer Voreltern müssen bei ihren Nachkommen und deren Kirche bleiben, sonst könnte man sie zuletzt wohl gar mit Spaniern oder Italienern besetzen. Zweitens, das Recht, die religiösen Angelegenheiten in einem Lande zu ordnen, das Reformationsrecht, steht dem Landesherrn zu; seiner Anordnung sind auch die mittelbaren Stifter und Klöster unterworfen, und er darf geistliche Hebungen aus fremden Landschaften beziehen. Drittens, den protestantischen Unterthanen katholischer Stände soll freier Gottesdienst um so weniger verweigert werden, da das als Wohlthat ihnen verstattete Auswanderungsrecht die härteste Tyrannei und die schrecklichsten Mißbräuche in sich schließt. Auch sollen etwaige Bewilligungen nicht blos für Vornehme, sondern für alle Klassen von Bewohnern eintreten. Viertens, die Mehrheit der Stimmen kann in Religionssachen nicht entscheiden; die päpstliche und bischöfliche Gerichtsbarkeit muß in protestantischen Ländern aufhören, der Religionsfriede richtig gedeutet und das Restitutionsedict aufgehoben werden.

Die Katholiken antworteten: Erstens, der geistliche Vorbehalt ist keine Verletzung der Ehre, des Gewissens oder des Eigenthums, indem Jeder, welcher geistliche Güter benutzt, nur als einstweiliger Inhaber betrachtet werden darf, und Niemand an sich ein Recht oder eine Pflicht hat, Pfründen zu

besitzen. Als man sich über diesen Punkt nicht einigen konnte, wurde die Entscheidung dem Kaiser Ferdinand I. eingeräumt, und die Protestanten waren zuletzt bereit, diesen Punkt fallen zu lassen, sofern man die geistliche Gerichtsbarkeit aufhebe. Da dieses geschehen ist, folgt bedingungsweise auch jenes; sonst würden die Katholiken lieber gar keinen Frieden geschlossen haben. Wie dem aber auch sey, auf keinen Fall durften die Protestanten zufahren, einseitig entscheiden und den Rechtsstand umstoßen. Selbst nach dem Justinianischen Rechte, der Analogie und dem Gebrauche anderer Staaten, welche den Neuerern freie Duldung bewilligt haben, muß man die Forderungen der Protestanten abweisen, wenigstens so lange, bis sie erlauben, daß einer der Ihrigen, welcher katholisch wird, seine Pfründe behalte und dem Gottesdienste auf katholische Weise vorstehe. Darauf, ob mehre oder gar alle Stiftsherren protestantisch werden (ein unerhörter Fall), kommt es hierbei gar nicht an, da Alles, das für Einen gilt, auch für Alle gelten muß, und die Besitzungen der katholischen Kirche als ewiges Eigenthum gehören. Ohne geistlichen Vorbehalt würde alles Kirchengut sehr schnell in die Hände von Leuten gerathen, welche kein Bedenken tragen, aus Eigennutz ihre Religion zu ändern; auch sind selbst weltliche Besitzungen, Stimmen und Reichsrechte nur eine Zubehör des Amtes, und der Willkür des Inhabers keineswegs preisgegeben. Am wenigsten endlich kann man es rechtfertigen, wenn Protestanten sich katholisch anstellen, geringere Grade geben lassen, so in die Stifter einschleichen, dann die Religion ändern und neue Vorschriften zum Nachtheile der Katholiken entwerfen. Zweitens, über das Reformationsrecht wurden (abgesehen von den Wenigen, die dem Papste oder dem Kaiser die Entscheidung zuweisen wollten) hauptsächlich drei Ansichten aufgestellt und vertheidigt. Nach der ersten sollte man Glauben und Gewissen ganz frei geben; denn beide ließen sich nicht beherrschen, und Gott habe Niemand dazu berechtigt; auch habe eine aufgezwungene Religion keinen Werth. Die zweite Partei behauptete: Ordnung und Religion dürfen nicht von der Willkür jedes Einzelnen abhängen, sie müssen nach den Gesetzen und dem Brauche von Jahrhunderten unwandelbar festgehalten werden. In diesem Sinne rotteten die frommen Judenkönige, und mit Recht, den Götzendienst aus; mit Recht gibt man Kranken selbst wider ihren Willen die bitterste Arznei, und diese bedanken sich dafür, sobald sie die rechte Einsicht gewinnen. Furcht ist oft der Anfang der Weisheit, und zu Recht und Wahrheit darf man Widerspänstige

auch zwingen. Die dritte Partei wollte das unbedingte Reformationsrecht jedem Fürsten beilegen, und, ohne Rücksicht auf die Denkart und den Glauben der einzelnen Einwohner, nur den Landständen eine Mitberathung und Beistimmung zugestehen. — Amtlich antworteten die Katholiken auf die zweite Beschwerde: wenn jeder protestantische Fürst das Reformationsrecht in Anspruch nimmt, so steht es auch jedem katholischen zu, und es ist gar nicht zu rechtfertigen, daß Jene an diesen tadeln, was sie täglich selbst üben, oder gar unvernünftiger Weise behaupten: der Kaiser habe hierzu in seinen eigenen Staaten weniger Recht, als jeder kleine Reichsstand. Nur zu oft setzten wenige Protestanten in Städten ihre Ansichten wider den Willen der Mehrzahl durch; es verstatteten protestantische Reichsritter allen ihren Unterthanen (im Widerspruche mit den Gesetzen) freien Gottesdienst, welchen man umgekehrt selbst katholischen Rittern in protestantischen Landen versagte. Die Einziehung von Mediatstiftern und Klöstern ist den Protestanten durch den Religionsfrieden keineswegs nachgelassen; auch geben sie ja selbst zu, daß die Religion nicht Grund und Veranlassung seyn soll, Güter und Besitzungen zu verlieren. Wenn man den Laien das Recht des Verkaufs ihrer Güter und der Auswanderung zugesteht, wie viel mehr sind Geistliche und Stifter hierzu berechtigt. An kirchlichen Einnahmen aus fremden Ländern, mögen sie unmittelbaren oder mittelbaren Stiftern angehören, würden die Protestanten nur Anspruch machen können, sofern sie bereits im Jahre 1552 im Besitze waren; jedenfalls läßt sich diese Forderung umkehren und auch für die Katholiken hinstellen. Drittens, durch Gesetze hat man den protestantischen Unterthanen katholischer Landesherren nicht die Wahl gelassen, ob sie auswandern wollen oder nicht; sondern die Entscheidung darüber steht den Fürsten zu, und eine angebliche, hiervon verschiedene Erklärung Kaiser Ferdinand's I. ist den Katholiken unbekannt und von ihnen nie angenommen. Keiner darf sich also um die religiösen Verhältnisse in anderen Ländern bekümmern, und nirgends ist die Wahl der Religion in die Hände der Unterthanen gelegt. Von einer Duldung der Protestanten in allen katholischen Ländern würde erst dann die Rede seyn können, wenn sie dieselben in ihren Ländern den Katholiken zugestänben. Viertens, die Mehrzahl der Stimmen muß, sobald ein Staat nicht zu Grunde gehen soll, in der Regel entscheiden, und wenn die Protestanten den alten Glauben nach dieser Regel abgeschafft haben, wie dürfen sie ihre Giltigkeit in ähnlichen Verhältnissen

bestreiten? Der Bischöfe geistliche Gerichtsbarkeit ist nur in so fern aufgehoben, als sie mit protestantischen Einrichtungen ganz unvereinbarlich erscheint; sie kann und soll in manchen anderen Beziehungen, z. B. bei Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten, zur Anwendung kommen. Den Religionsfrieden erkennen die Katholiken an, nicht aber die willkürlichen Eingriffe der Protestanten, welche das Restitutionsedict herbei führten und nöthig machten.

Fast noch mehr, als die Fragen über Entschädigung der fremden Kronen, trieben diese religiösen Angelegenheiten Eifer und Leidenschaften auf die Spitze, und keine Partei entging Vorwürfen, von denen gar viele nicht des Grundes entbehrten. Frankreich aber bestärkte die Protestanten in ihren Forderungen gegen die Katholiken, und umgekehrt diese in ihren Forderungen wider Jene; es schmeichelte Allen, erregte überall Hoffnungen, und zog daraus, wo nicht unmittelbar, doch mittelbaren Gewinn. Entweder bedurfte man der fremden Mächte gegen den Kaiser, oder des Kaisers gegen die Fremden, und so schien es unabwendbar, daß Deutschland immer dienstbar bleibe.

Um doch endlich in den religiösen Angelegenheiten einen Schritt weiter zu kommen, übergaben die Protestanten im Februar 1646 folgende Vermittelungsvorschläge: der Passauer Vertrag und der Augsburger Religionsfriede mögen fernerhin Grundgesetze bleiben; aber der geistliche Vorbehalt ist kein Theil derselben, und wir können unsere Lehre nicht für eine schändliche ausgeben lassen, welche den Verlust von Recht und Herrschaft nach sich ziehe. Alle Bisthümer, Stifter ꝛc., die im Jahre 1618 gemischt besetzt, so wie alle, die ganz katholisch oder protestantisch waren, mögen fernerhin so bleiben. Die Letzteren behalten, als solche, für immer Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Auch der Besitz mittelbarer Stifter und Klöster wird auf das Jahr 1618 zurückgebracht, von den Katholischen aber Nichts den Jesuiten eingeräumt und das Restitutionsedict aufgehoben. Niemand soll künftig mehre Stifter und Pfründen besitzen. Allen Protestanten verstattet man in katholischen Ländern wenigstens Privatgottesdienst, verweigert ihnen keine bürgerlichen Rechte, und erlaubt die Auswanderung, ohne dieselbe jemals zu erzwingen.

An diese Vorschläge reihten sich lange und weitläufige Verhandlungen, wobei die Katholiken darauf beharrten, daß der geistliche Vorbehalt und das

Recht, protestantische Unterthanen zu verweisen, fortbestehen müsse, den Protestanten aber auf vierzig Jahre bleiben möge, was sie den 12. November 1627 an geistlichen Gütern inne gehabt hätten. Bei dieser Gelegenheit wurde französischer Seits zum ersten Male der Ausdruck „Säculariſation" gebraucht und derselben mehr zum Scheine, als im Ernste widersprochen, da ja ohne eine solche Maßregel die Forderungen der fremden Mächte nicht befriedigt werden konnten. Ferner riethen die Franzosen den Protestanten, die Abtretung geistlicher Güter auf eine Zeit anzunehmen, da kein Katholik berechtigt sey, sie für immer zu bewilligen; worauf man indeß antwortete: dies sey allerdings schon im Religionsfrieden geschehen, und unbestimmte und einstweilige Maßregeln führten nie zu wahrem Frieden. Selbst die Kaiserlichen ermahnten endlich zum Nachgeben über die Religionsfreiheit, und namentlich hegte Trauttmansdorff im Ernste die Ueberzeugung, daß größere Bewilligungen nothwendig und zum Theile billig wären, wobei er jedoch in Wien auf Hindernisse stieß und im Juli 1647 abberufen wurde, zu großer Betrübniß Aller, die den Frieden aufrichtig wünschten. Nach seiner Abreise wollten Mehre das nicht halten, was er bereits bewilligt hatte; allein die Ereignisse im Felde, welche so oft die Ansichten und Hoffnungen umstellten und immerdar Zögerungen veranlaßten, führten die Katholiken neuerdings zu einem Vergleiche.

Die Hauptpunkte desselben sind: Erstens, der Religionsfriede und der Passauer Vertrag werden bestätigt, ohne Rücksicht auf den Einwand, daß der Papst nicht eingewilligt habe und lediglich die Bekenner der augsburgischen Confession darunter begriffen wären. Zweitens, es findet eine vollkommene gegenseitige Gleichheit zwischen beiden Religionsparteien Statt; doch ist das, was zwischen Lutheranern und Reformirten Rechtens ist, darum nicht Rechtens zwischen Katholiken und Protestanten. Drittens, behauptete man: der Kaiser darf im Reiche den Religionsstand nicht einseitig bestimmen oder das Reformationsrecht üben, der Papst nicht einseitig hemmen, die Mehrheit der Stimmen auf dem Reichstage nicht entscheiden, und kein Landesherr seinen Willen im Widerspruche mit Unterthanen und Ständen durchsetzen. Hieraus gingen zuletzt folgende Bestimmungen hervor: a) wenn der Landesherr und die Unterthanen über lutherisch und reformirt uneinig sind, so darf Jener sich Hofprediger halten und Duldung gestatten; aber nicht mit Gewalt ändern, Rechte nehmen, oder Lehrstühle mit Personen des anderen

Bekenntniſſes beſetzen; b) bei Streit zwiſchen Katholiken und Proteſtanten bleibt die freie Religionsübung da, wo ſie an irgend einem Tage des Jahres 1624 geweſen iſt. Aenderungen ſind nur bei wechſelſeitiger Einſtimmung erlaubt. Fand in jenem Jahre die Duldung nicht Statt, ſo dürfen die Ausgeſchloſſenen doch Hausandacht halten, Kinder in ihren Bekenntniſſen erziehen und an den bürgerlichen Rechten Theil nehmen. Sie dürfen auswandern und ihre Güter mitnehmen oder veräußern; ſie müſſen aber auch auswandern, wenn der Landesherr es verlangt, und es ſteht ihnen nur die Wahl frei, wohin ſie ziehen wollen. Viertens, der Beſitzſtand für unmittelbare und mittelbare Stifter wird auf den 1. Januar 1624 verglichen. Welcher Inhaber (er ſey katholiſch oder proteſtantiſch) ſeine Religion ändert, verliert ſeine geiſtliche Stelle. Fünftens, in proteſtantiſchen Ländern fallen alle Rechte katholiſcher Oberen, ſelbſt für Eheſachen, dahin, und jeder proteſtantiſche Fürſt hat das Recht, in ſeinen Ländern kirchliche Einrichtungen zu treffen.

Am 24. October 1648, nachdem die Unterhandlungen vierthalb Jahre gedauert hatten, wurde endlich der weſtphäliſche Friede vollzogen, zu großer Freude der Unzähligen, welche das Ende ihrer ſchrecklichen Leiden darin ſahen; zum Verdruſſe der Kriegsluſtigen, welchen Friede und Ordnung unerträglich geworden waren. Papſt Innocenz X. verwarf den Frieden, ſofern er dem römiſchen Stuhle oder den Katholiken irgendwie zu nahe trete und den Proteſtanten Etwas bewillige; die Schweden wollten vor völliger Bezahlung der ihnen verſprochenen Summen weder Landſchaften räumen, noch Soldaten entlaſſen; die Spanier fanden Vorwände, in Frankenthal, und die Franzoſen, in mehren Theilen Deutſchlands zu bleiben; Anordnung des Beſitzſtandes, Auslieferung der abgetretenen Landſchaften, Herſtellung der Vertriebenen, Vertheilung und Beitreibung der Gelder, dies und noch vieles Andere erſchwerte und verzögerte die gänzliche Vollziehung des Friedens noch um volle zwei Jahre *).

Alſo endete der dreißigjährige Kampf, welchen Fanatismus und Leidenſchaft entzündet, Berechnung und Eigennutz geſchürt und fortgeſetzt, Ekel und Ermattung beſchloſſen hatten. Zertretene Länder, Verwilderung der Gemüther, Soldatenübermuth, Bürgerelend bezeugten ſchrecklich ſein Daſeyn,

*) Raumer: Geſchichte Europa's, III., 615 u. f.

und wechselten die Maske mit der Freiheit, welche er hatte erkämpfen sollen. Noch nie war dem fremden Einflusse so der Weg in das Herz der deutschen Dinge gezeigt worden, wie in diesem Kriege; das Ausland erntete die Früchte, welche die mit deutschem Blute gedüngten Schlachtfelder trugen, und das Nationalbewußtseyn war dabei zum Schemen verblichen, der acht hundertjährige starke Pfeiler und Einigungspunkt des Reiches, die Kaisergewalt, erschüttert und gebeugt; über und neben dem einzigen großen Willen erhoben sich eine Menge kleinere Willen, und ein vielgegliederter Zwang an der Stelle des einstigen, allvermittelnden Herrscherthums. Für eine große, nachhaltige Lehre wären das Blut und die Thränen des dreißigjährigen Kampfes vielleicht kein zu theurer Preis gewesen; aber anderthalb Jahrhunderte später wiederholten sich Frevel und Verblendung jener Zeit in der untröstlichsten Wahlverwandtschaft, und bezeugten, wie die Stimme der Weltgeschichte den Völkern leider eine Stimme in der Wüste geblieben sey!

Dreizehntes Buch.

Von dem westphälischen Frieden bis zu dem Tode des Kaisers Ferdinand III.; 1648 bis 1657.

Der geschlossene Friede, obgleich durch ein kaiserliches Edict vom 7. November 1648 im ganzen Reiche feierlich verkündet, vermochte nicht so schnell das Bewußtseyn der kriegsgewöhnten Gemüther zu durchdringen; denn der lange Kampf oft ohne Ziel, mindest ohne Ueberzeugung, hatte gleichsam die Idee eines Faustrechts im größeren politischen Sinne ausgebildet, die nur allmälig vor der Sonne des Friedens wieder zusammen schmolz. Die Unbestimmtheit in manchen Artikeln des so lange verzögerten Friedens ließ ebenfalls nicht so schnell eine völlige Beruhigung zu Stande kommen. Wie viele Vergleiche auch über die jülich'sche Nachfolge geschlossen worden waren, so erzielte man doch keine aufrichtige Freundschaft zwischen den besitzenden Häusern Brandenburg und Pfalzneuburg, von denen jedes sein Recht als das am besten begründete, und den Mitbesitzstand des anderen als die Wirkung einer bloßen Nachsicht ansah. Plötzlich ließ der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg (1651) einen bewaffneten Einfall in das Bergische [illegible] er müsse die dortigen Protestanten gegen die [illegible]burg in Schutz nehmen.

Letzterer behauptete, daß er, hinsichtlich der in Religionssachen von ihm vorgenommenen Veränderungen, sich an das in dem westphälischen Frieden festgesetzte Entscheidungsjahr 1624 gehalten, an welches er allein gebunden sey, indem alle Verträge, welche demselben zuwider liefen, durch eben diesen Frieden außer Kraft gesetzt worden. Dagegen führte der Kurfürst an: in Ansehung des Religionszustandes in dem Jülich'schen müßten die zwischen beiden Häusern von 1609 bis 1647 errichteten besonderen Verträge, nicht das Entscheidungsjahr des westphälischen Friedens zur Grundlage dienen. Wäre diese Frage auf einem Reichstage oder bei einem Reichsgerichte aufgeworfen worden, so würde sie reichen Stoff der Erwägung und Erörterung geboten haben; aber die Entscheidung sogleich durch das Schwert geben zu wollen, brachte eine unaussprechlich üble Wirkung, besonders auf die Katholiken, hervor; denn Niemand wollte glauben, daß der Kurfürst einen so auffallenden Schritt gethan haben würde, ohne des Beistandes der ganzen protestantischen Partei, der Schweden, Holländer und selbst der Franzosen, versichert zu seyn, und schon wähnten sich Viele am Vorabende eines neuen dreißigjährigen Krieges. Der Kaiser selbst, der in den jetzigen Umständen Nichts mehr verabscheute, als einen Krieg, ließ Abmahnungsschreiben an den Kurfürsten, und zuletzt ein sogenanntes Advocatorium ergehen, vermöge dessen untersagt wurde, sich gegen die jülich'schen Lande gebrauchen zu lassen, und Officiere wie Gemeine sich dem Dienste des Kurfürsten entziehen sollten. Zugleich berieth er sich mit den übrigen Kurfürsten, welche nicht minder betroffen waren, als er selbst, und auf kräftige Gegenschritte drangen. Der Kurfürst von Brandenburg sah wider Erwarten sich vereinzelt, ja bedroht. Nicht nur riethen ihm alle Fürsten, an welche er sich wendete, die Sache möglichst schnell durch einen Vergleich beizulegen, bevor weiteres Unheil daraus erfolge, sondern auch die fremden Mächte mißbilligten öffentlich sein Unternehmen. Die Holländer thaten dies, weil sie besorgten, er möchte gelegentlich das Haus Oranien wieder empor zu bringen suchen, dem sie fast alle Gewalt entzogen hatten, und noch entrüsteter zeigten sich die Schweden, mit denen er noch Streitigkeiten wegen Pommerns und der Oderzölle hatte. Am meisten aber wirkten auf den Kurfürsten die starken Rüstungen und der unerwartet kräftige Widerstand seines Gegners, des Pfalzgrafen. Der Kurfürst wurde dadurch bewogen, den angebotenen Vermittelungen Gehör zu geben, und hatte zwischen Kaiserswerth und Angermund eine persönliche

Zusammenkunft mit dem alten Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm, worauf einstweilige Einstellung der Feindseligkeiten folgte. Zu Essen wurden unter holländischer und kölnischer Vermittelung Unterhandlungen gepflogen, und dann unter kaiserlicher zu Kleve der Frieden gänzlich geschlossen (12. October 1651). Die Streitigkeit wegen des Religionswesens sollte durch ein Kompromiß innerhalb eines Monats erörtert werden, wobei der Herzog von Braunschweig und der Bischof von Münster die Stelle des Kaisers, der Fürst von Anhalt und der Graf von Nassau-Dillenburg jene des Kurfürsten, die Bischöfe von Paderborn und Osnabrück die des Pfalzgrafen vertreten sollten. In politischen Dingen sollte es bis zur Ausführung der Hauptsache sein Bewenden haben, wie zuvor.

Aehnlich den deutschen Religionsparteien, bekämpften sich auch auf dem Preßburger Reichstage (1646) die katholischen und die protestantischen Stände heftig auf den Grund des Patronatrechtes. Die Nichtkatholischen machten Anspruch auf vier hundert Kirchen, welche sie seit acht und dreißig Jahren verloren hatten; die Katholiken behaupteten dagegen, sie hätten durch Wegnahme derselben nur ihr Patronatrecht ausgeübt, und weigerten sich, sie zu räumen. Aber der Kaiser befahl, den Dissidenten neunzig benannte Kirchen zu überliefern, was nach manchem Widerstreben auch geschah. Zugleich wurde auf diesem Reichstage festgesetzt: daß die Nichtkatholischen an jenen Orten, wo die Kirchen im Besitze der Katholischen bleiben, sich eigene Kirchen erbauen dürfen, wozu ihnen innerhalb dreier Monate der Platz angewiesen werden werden sollte. Weder die nichtkatholischen Stände sollten angehalten werden, den katholischen Pfarrern, noch die Katholiken, den nichtkatholischen Predigern zum Unterhalte beizutragen. Nur wo die Pfarre außer den Beiträgen der Gemeinden keine anderen Einkünfte hat, sollten des Friedens wegen die Dorfrichter diese Beiträge von den nichtkatholischen, wie von den katholischen Einwohnern beitreiben, in zwei gleiche Theile theilen und den einen Theil dem Pfarrer, den anderen dem Prediger desselben oder des benachbarten Ortes, dessen sich die Nichtkatholischen bedienten, ohne Abzug entrichten; die Stolgebühren aber sollte jede Partei nur dem Pfarrer ihrer Confession bezahlen. Gegen Störer der Kirchenfreiheit wurden namhafte Strafen ausgesprochen. Der Kaiser ergriff die versöhnendsten Maßregeln, um hier den Zwiespalt der kirchlichen Parteien zu verhüten, und man erkannte sein edles Bestreben auch in so weit, daß sein ältester Sohn Ferdinand (geboren

8. September 1633), nachdem Derſelbe am 15. Auguſt 1646 bereits ſeine Krönung in Böhmen gefeiert hatte, am 3. Juni 1647 auch von den Ständen Ungarns zum Thronfolger ausgerufen und am 16. Juni gekrönt wurde.

Der Fürſt Georg Rákóczy von Siebenbürgen, welcher ſeine vertragsmäßig eingegangenen Verpflichtungen mit Genauigkeit erfüllte, wurde inzwiſchen von der Pforte beunruhigt und, in Bezug auf den Zuwachs ſeines Gebietes, zu einem um fünf tauſend Ducaten jährlich erhöhten Zinſe angehalten. Allein gegen die Willfährigkeit der Stände verpflichtete er ſich mit feierlichem Schwure, lieber das Aeußerſte zu wagen, als, dem Linzer Frieden zuwider, die ſieben ungariſchen Geſpanſchaften der Pforte zinsbar zu machen. Nur die Abſetzung und Ermordung des Sultans Ibrahim rettete Rákóczy damals vor einem Kriege mit den Türken, der, nicht ſeinem Lande, wohl aber ſeiner Perſon ſchon angekündigt war. Nach dem Tode des Polenkönigs Wladislaus IV. bewarb ſich der Fürſt um die polniſche Krone, aber noch während der Verhandlungen überraſchte ihn ſelbſt der Tod (11. October 1648), worauf zu Tokai die königlichen Commiſſäre zuſammen traten, um die Stadt Kaſchau, die Burgen Tokai, Diosgyör, Onos und die fünf Geſpanſchaften Ugocs, Beregh, Zemplin, Borſód und Abaujvár, welche dem Fürſten nur auf ſeine Lebenszeit verliehen geweſen, für den Kaiſer in Beſitz zu nehmen. Georg Rákóczy II., ſeines Vaters Nachfolger auf dem ſiebenbürgiſchen Fürſtenſtuhle, unterſtützte das Geſchäft mit aller Bereitwilligkeit. Der Szönyer Waffenſtillſtand mit der Pforte wurde abermals auf zwanzig Jahre verlängert, ohne daß die Gränzfehden deshalb aufhörten.

In Deutſchland waren Aller Augen auf den von dem Kaiſer nach Regensburg ausgeſchriebenen Reichstag gerichtet, den die Umſtände um mehre Jahre verzögerten. Dem kaiſerlichen Ausſchreiben gemäß ſollte auf demſelben der Friede zwiſchen Haupt und Gliedern und dieſen unter ſich ſelbſt, ſo wie mit den auswärtigen Kronen befeſtigt, was nach dem Inhalte desſelben noch zu vollſtrecken übrig ſey, ausgemacht und überhaupt Alles berichtigt werden, was auf eine künftige Reichsverſammlung zu weiterer Vergleichung und Erörterung verſchoben worden. Am 12. December 1652 hielt der Kaiſer ſeinen Einzug in Regensburg, unangenehm überraſcht, daß zur Zeit noch ſo wenige Geſandten ſich eingefunden hatten. Wären aber auch mehre vorhanden geweſen, ſo würde man doch kaum zur Eröffnung des Reichstages haben ſchreiten können. Die Schweden hatten bis dahin den

Kurfürsten von Brandenburg das ihm im Frieden zugestandene Hinterpommern noch nicht eingeräumt, unter dem Vorwande, daß der ebendaselbst festgesetzte Vertrag über die Gränzen noch nicht hergestellt sey. Um sie zur Herausgabe zu zwingen, wendete sich der Kurfürst an den Kaiser, mit dem Ersuchen, der Krone Schweden sowohl die Belehnung, als Sitz und Stimme auf dem Reichstage, bis nach ausgetragener Sache vorzuenthalten. Für den kaiserlichen Hof war es auf gleiche Weise bedenklich, den Kurfürsten oder Schweden zum Unwillen zu reizen; daher hielt man es für nützlich, einen Mittelweg einzuschlagen, nämlich die Eröffnung des Reichstages auf den 10. März 1653 zu verschieben, indem darauf gezählt wurde, daß inzwischen von den zu Stettin versammelten beiderseitigen Commissären ein Vergleich zu Stande gebracht werden würde. Dieser Verzug diente indeß, ein anderes, für Deutschland äußerst wichtiges Geschäft zu berichtigen.

Wenn zu einer Zeit ein Kaiser darauf denken mußte, die Wahl seines Nachfolgers in der Person seines eigenen Sohnes vorhinein bestimmt zu sehen, so war es gewiß jetzt, wo man unmöglich berechnen konnte, was die durch den westphälischen Frieden hervor gebrachte, von der vorigen ganz verschiedene Stimmung der Gemüther und der Denkart in Staatssachen für Folgen nach sich ziehen würde, und noch dazu von Seiten der Kronen Frankreich und Schweden, vermöge ihrer auf den Tractaten geäußerten Gesinnungen jeder mögliche Widerstand besorgt werden mußte. Um unter diesen Umständen noch sicherer zu gehen, wurden noch vor dem Reichstage alle Kurfürsten einzeln nach Prag, wohin der Kaiser sich begab, eingeladen, dort auf das Herrlichste bewirthet und mit Ehrenbezeigungen und Zusagen der kaiserlichen Unterstützung in ihren Privatangelegenheiten überhäuft. Alle erschienen, außer der von Köln. Dagegen fand sich, statt des minderjährigen Ferdinand von Baiern (Kurfürst Maximilian war am 27. September 1651 zu Ingolstadt gestorben), dessen Mutter Maria Anna, des Kaisers Schwester, ein. Sie gaben zwar, als die Frage über die römische Königswahl entstand, die von je her gewöhnte Antwort: daß diese Sache sie nicht einzeln angehe, sondern vor das eigens deswegen versammelte kurfürstliche Collegium gehöre. Aber außer dergleichen von Amtswegen hergebrachten Aeußerungen fielen doch die persönlichen Zusagen auf eine Art aus, daß der Kaiser noch vor seiner Ankunft zu Regensburg sich des guten Erfolges gesichert hielt. Da überdies, der erwähnten Schwierigkeit wegen, der Reichstag noch nicht

förmlich in Gang zu bringen war, so ließen die Kurfürsten sich leicht bereden, sich nach Augsburg zu begeben und dort die Wahl vorzunehmen. Zum Grunde dieser Verlegung der Wahl nach Augsburg gab man an, dadurch den persönlich zu Regensburg anwesenden Fürsten, die sich vermöge der goldenen Bulle zur Wahlzeit von dort hätten entfernen müssen, diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Eine andere Ursache mag gewesen seyn, weil ein großer Theil der protestantischen Fürsten sehr übel mit der Wahl selbst zufrieden war, indem, ihrem Vorgeben nach, erst die von dem westphälischen Frieden auf diesen Reichstage verwiesene Handlung und Entscheidung über die römischen Königswahlen überhaupt, und der Aufsatz einer gewissen und beständigen Wahlcapitulation hätte vorgenommen werden sollen. Aber von kurfürstlicher Seite wurde darauf um so weniger Rücksicht genommen, da gegen alles Erwarten die Kronen sich auf keine Weise in dieses Geschäft mischten, obschon es einigermaßen mit dem westphälischen Frieden zusammen hing. Von Seite Frankreichs ließ sich die Sache durch nichts Anderes erklären, als weil der Hof zu sehr mit den inneren Unruhen beschäftigt war. Schweden legte nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern die Königin Christine empfahl selbst durch ein eigenes, an die Kurfürsten erlassenes Schreiben den jungen König Ferdinand zu der ihm zugedachten Würde. Zwar hatte dasselbe, da es nur einen Tag vor der Wahl zu Augsburg eintraf, keinen Einfluß auf Letztere, setzte jedoch den protestantischen Theil der Fürsten und Stände in das größte Staunen und machte ihnen im Voraus begreiflich, wie wenig sie bei ihren dermaligen Angelegenheiten auf schwedische Unterstützung würden zu zählen haben. Die Staatsmänner maßen diese außerordentliche Erscheinung dem großen Zutrauen bei, welches der spanische Gesandte Pimentel sich bei der Königin Christine zu verschaffen gewußt hatte. — Die Wahl ging den 31. Mai 1653 mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten vor sich, und den 5. Juni langte der Kaiser nebst dem neuerwählten römischen Könige schon wieder zu Regensburg an, wo am 18. Juni die Krönung von dem Kurfürsten von Mainz, jedoch unter Widerspruch jenes von Köln, vollzogen wurde, indem Mainz behauptete: dieses Recht stehe Kurköln nur dann zu, wenn die Krönung zu Aachen oder sonst in dem kölnischen Sprengel vorgenommen werde. Da sich der Kaiser für Mainz erklärte, legte der Kölnische eine liche Protestation ein, ohne daß dies jedoch an dem Geschehenen Etwas machen konnte.

Mittlerweile waren die Mißhälligkeiten [illegible] größere Theil des
brandenburg beigelegt worden, ſo daß nun [illegible] ſtandhaft den
die kaiſerliche Propoſition kundgethan wur[illegible] Friedrich Wilhelm
ſchon angeführten Ausſchreiben überein stim[illegible] Herkommen zuwi-
ſer wünſchte, daß wenigſtens mit Ende S[illegible] verfahren, in ordinären
indem ſeine geſchwächte Geſundheit nich[illegible] neigte ſich doch
Regensburg aufzuhalten, ſo war doch[illegible] Seite, und ermahnte
ungeheuren Schwierigkeiten zu kämp[illegible] Brüder zu vergleichen.
Reichstag verwieſenen Punkte zur [illegible] Antwort, und ſetzten noch
Propoſition berührte ſie nicht ei[illegible] Fürſten könne nichts Ande-
Allgemeinen, was den Directo[illegible] das kurfürſtliche Collegium
nation der zur Sprache zu [illegible] Rechten und Herkom-
ſie in Juſtizſachen, die das [illegible] ſie unter ſich trennen, und
und ſolche, die das Geiſ[illegible] machen und zu parificiren
wurde die Frage aufge[illegible], durch welche die Wohlfahrt
verwehrt ſeyn ſolle, [illegible] meiſten jederzeit befördert worden,
ſich ſelbſt, ſein Hof[illegible] Ehre und Stand zu erniedrigen; daher
der anderen Reli[illegible] ſonder am höchſten zu beſchweren, und
handen oder kün[illegible] kurfürſtlichen Vereinigung ein wachſames
den Kirchen, [illegible] gen Rathſchlägen, wie nicht ohne Frucht
denſelben dar[illegible] feſter und unbeweglicher bei einander zu
Uebrigen ſol[illegible] wirklich; da aber auf Seite der prote-
wie ſie ſol[illegible] geſchah, ſo verſchwand gar bald alle Hoff-
nen Ein[illegible].
Ständ[illegible] der Collecten kam man eben ſo wenig weiter,
gemei[illegible] obgleich der größere Theil des Fürſtenrathes
habe[illegible] gelten laſſen wollte, und auch das kurfürſtliche
Ort[illegible] ließ, ſo ſetzten doch auch jetzt die Proteſtanten
zu[illegible] Anfangs behaupteten ſie, es müſſe ein
we[illegible] nothwendigen und freiwilligen Steuern gemacht wer-
[illegible] zu benehmen, erklärte der Kaiſer, daß er
[illegible] publicam) und
[illegible] zu begehren
[illegible] noch

Von den politischen Materien kamen hauptsächlich zur Sprache die Mehrheit der Stimmen in Contributionssachen; ob sie verbindlich seyn sollte oder nicht, und die Herstellung und Besetzung der ordinären Reichsdeputationen mit einer gleichen Anzahl von Gliedern aus beiden Religionsparteien. Die erstere anlangend, konnte man leicht aus dem Betragen der Protestanten vor dem Ausbruche des Krieges abnehmen, wie sie sich erst jetzt, nach Endigung desselben, wo sie im Grunde sich doch als die Sieger betrachteten, verhalten würden. Aber daß es auch so große Schwierigkeiten in Ansehung der Letzteren, die durch den Frieden klar und genau bestimmt zu seyn schien, absetzen würde, mochte den Meisten unerwartet kommen.

Nach den Buchstaben des Instrumentes hätte man glauben sollen, daß auf dem nächsten Landtage keine andere Frage aufgeworfen werden könnte, als welche Stände von protestantischer Seite zu den Deputationen ferner herbei zu ziehen wären, um sie an der Zahl den Katholischen gleich zu machen. Aber die Sache fiel ganz anders aus. Die Kurfürsten behaupteten, daß sie insgesammt jeder ordentlichen Deputation und zwar in Form eines abgesonderten eigenen Collegiums, beizuwohnen hätten. Da nun die Gleichheit der Stimmen unter ihnen bereits gehoben war, so entstand die Frage, wie solches mit der Anordnung des Friedens in Ansehung der Reichsdeputationen zu vereinbaren sey. Um den Protestanten allen Verdacht böser Absichten zu benehmen, gaben die katholischen Kurfürsten die Erklärung von sich, daß keine Ueberstimmung bei ihnen in Religionssachen und überhaupt in dem Falle, wo beide Religionsverwandte gegen einander stünden, Statt finden solle; dieses genehmigte auch der Kaiser. Zwar ließen selbst die protestantischen Kurfürsten sich dadurch zufrieden stellen, aber keineswegs beruhigten sich die Protestanten des Fürstenrathes dabei, welche vielmehr, ohne im Geringsten zu weichen, auf die gänzliche Gleichheit der Glieder, auch den Köpfen nach, drangen. Damit Letztere nach ihrem Sinne hergestellt würde, sollte entweder der neunte Kurfürst aus ihrem Mittel beständig eingesetzt werden, oder wenigstens bei solcher Gelegenheit ein protestantischer Fürst einstweilen in dem kurfürstlichen Collegium Sitz und Stimme haben, oder eine kurfürstliche Stimme jedesmal ruhen, oder eine protestantische kurfürstliche doppelt gezählt werden. Ja, um den Zwist von Grund aus zu heben, gingen sie so weit, daß sie den Kurfürsten bestritten, ein eigenes Collegium in Religionsdeputationssachen zu bilden. Da aber auf der

anderen Seite nicht allein der Kaiser, sondern selbst der größere Theil des Fürstenrathes den Kurfürsten beipflichtete, setzten sich diese standhaft den widersprechenden Fürsten entgegen. Der einzige Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, obschon er für ungegründet und dem Herkommen zuwider ansah, was die Fürsten gegen das Recht der Kurfürsten, in ordinären Deputationen ein eigenes Collegium zu bilden, vorbrachten, neigte sich doch in Ansehung der geforderten gleichen Anzahl auf ihre Seite, und ermahnte in einem Schreiben Kurfürsten und Fürsten, sich darüber zu vergleichen.

Die Kurfürsten vertheidigten sich in ihrer Antwort, und setzten noch hinzu: von den widersprechenden protestantischen Fürsten könne nichts Anderes verspürt und beabsichtigt werden, als wie sie das kurfürstliche Collegium von seinen Präeminenzen, uraltem Reichsgebrauch, Rechten und Herkommen, forma et modo consultandi abbringen, sie unter sich trennen, und den Fürsten und Ständen in Allem gleich zu machen und zu parificiren folglich diese vornehmsten Säulen des Reiches, durch welche die Wohlfahrt desselben ohne Rücksicht auf Religion am meisten jederzeit befördert worden, wankend zu machen und ihren uralten Flor und Stand zu erniedrigen; daher ein kurfürstliches Collegium sich darüber am höchsten zu beschweren, und vermöge des Herkommens und der kurfürstlichen Vereinigung ein wachsames Auge zu schlagen, und mit einmüthigen Rathschlägen, wie nicht ohne Frucht bisher mehrmals geschehen, desto fester und unbeweglicher bei einander zu stehen habe. — Letzteres thaten sie wirklich; da aber auf Seite der protestantischen Fürsten ein Gleiches geschah, so verschwand gar bald alle Hoffnung, zu einem Schlusse zu kommen.

Mit dem Punkte wegen der Collecten kam man eben so wenig weiter, als mit dem vorigen; denn obgleich der größere Theil des Fürstenrathes die Mehrheit der Stimmen gelten lassen wollte, und auch das kurfürstliche Collegium sich dieses gefallen ließ, so setzten doch auch jetzt die Protestanten des Fürstenrathes sich entgegen. Anfangs behaupteten sie, es müsse ein Unterschied zwischen nothwendigen und freiwilligen Steuern gemacht werden. Um ihnen ihre Besorgnisse zu benehmen, erklärte der Kaiser, daß er ohnehin außer der öffentlichen Noth (extra necessitatem publicam) und außer der gemeinen Stände Bewilligung keine Contribution zu begehren gedenke. Allein hierdurch ließen sie sich nicht zufrieden stellen, indem noch nicht bestimmt worden sey, in was für dringenden Fällen der Noth Steuern

und Abgaben gefordert werden sollten, und jedesmal die einzelnen Umstände zu erwägen seyen; sie gedächten demnach, bei ihrem gemachten Unterschiede zu bleiben, würden sich auch durch keine Mehrheit der Stimmen binden lassen, es erfordere denn die öffentliche, unvermeidliche und weltbekannte Noth und Beschützung des Reiches dergleichen Collecten, und daß das Reich ohne solche nicht in Ruhe und Frieden leben könne; auch müsse dann die Einnahme und Ausgabe derselben dem Reiche nach Gebühr verrechnet, die Mehrheit der Stimmen auf solche Art geschätzt, daß wenigstens drei Viertheile oder zwei Drittheile des Collegiums mit einander einig seyen, die Stimmen der nicht Contribuirenden gar nicht darunter gezählt werden. Zuletzt erklärten sie, daß selbst auch diese auf den Reichstag verwiesene Sache und Präjudicalfrage wegen der Collecten nicht durch die Mehrheit der Stimmen entschieden werden könne. Die Folge dieser anhaltenden und beharrlichen Widersetzlichkeit war, daß man, um die Erbitterung nicht auf das Aeußerste zu treiben, auch den Punkt wegen der Collecten auf sich beruhen lassen mußte.

Diejenigen, welche geglaubt hatten, durch die so mühsamen westphälischen Friedensunterhandlungen sey Alles vom Grunde aus erschöpft worden, was zu Mißtrauen im Reiche Anlaß geben könne, sahen jetzt mit dem untröstlichsten Erstaunen, daß man nicht viel weiter war, als vor dem Kriege, ja daß der Inhalt des Friedens selbst Stoff zu neuen Mißhälligkeiten darbot. Wären nicht die Spuren der schrecklichen Verwüstungen aller Art noch zu sichtbar gewesen, und die Nachwehen der empfangenen Wunden zu schmerzlich, oder hätten Frankreich und Schweden einiges Interesse gehabt, einen neuen inneren Krieg in Deutschland zu entzünden, so würden leicht die früheren Zustände wieder herbei geführt worden seyn. Allein die beiden Kronen, obschon sie Nichts beitrugen, die Gemüther mit einander auszusöhnen, hinderten doch auch Nichts, und suchten das Uebel nicht ärger zu machen. Der französische Gesandte Vautorte war gegen alle Gewohnheit seines Hofes blos besorgt, die auf dem Reichstage angebrachten, häufigen Klagen gegen Frankreich, besonders die des Erzherzogs Karl Ferdinand wegen noch nicht gezahlter drei Millionen Livres, der Bischöfe von Speyer und Worms gegen die Besetzung von Philippsburg, und der elsassischen Reichsstädte wegen der von Seite der Landvogtei von Hagenau unternommenen Eingriffe in ihre Rechte, zu widerlegen.

Von jenen Punkten, welche nach der Anordnung des Friedens auf dem jetzigen Reichstage erledigt werden sollten, waren bereits zwei verunglückt; dennoch machte man den Versuch mit noch einem anderen, nämlich der beständigen Wahlcapitulation. Die Mehrheit der Stimmen fiel in dem Fürstenrathe dahin aus, eine eigene Deputation zur Verhandlung dieser Materie niederzusetzen. Da aber bereits der Januar 1654 eingetreten war und der Kaiser sicher darauf gezählt hatte, noch vor dem Winter in Wien zu seyn, so fürchtete er neue Verzögerung und wünschte, daß die Sache in dem Rathe selbst abgethan würde, weil ohnehin die Stände bei Gelegenheit der Wahl seines Sohnes ihre Erinnerungen zusammen getragen hätten. Nun war also Nichts mehr zu berichtigen, als der Punkt der Justiz, welchem bereits durch die Frankfurter Deputation 1643 vorgearbeitet worden war. Auch hier geschah das Gegentheil des Gehofften. Die meisten Stände zahlten zur Unterhaltung der Reichsgerichte nach dem Kriege weniger, als während desselben, und selbst jetzt, ungeachtet eines erst am 31. März 1653 in das Reich erlassenen kaiserlichen Rescriptes, blieben die Zahlungen unter den Augen des Kaisers und des Reichstages so sehr zurück, daß von drei hundert contribuirenden Ständen blos Bamberg, Paderborn, Würtemberg, Hessen-Kassel, Stablo, die Grafen von Oldenburg, Wittgenstein, Solms, Hüngen und Braunfels, dann die Städte Nürnberg, Aachen, Ulm, Frankfurt, Lübeck, Halle, Schweinfurt und Wetzlar ein sehr Geringes abführten, was einen äußerst widrigen Eindruck machte. Ungeachtet der Bemühungen des Reichstages und selbst der Verordnungen des Reichsabschiedes liefen die Beiträge noch immer so sparsam ein, daß sie, anstatt der von dem Frieden bestimmten fünfzig Beisitzer des Gerichtes, kaum dreizehn derselben zu unterhalten hinreichten.

So heilsam übrigens die von dem Reichsabschiede über die Verwaltung der Justiz ertheilten Vorschriften waren, so fehlte es doch auch hier größtentheils an der Vollstreckung. Unter anderen sollte sogleich am Anfange des nächsten Novembers 1654 eine aus vier und zwanzig Ständen beider Religionen bestehende außerordentliche Deputation sich zu Speyer einfinden, und nebst der Revision des Gerichtes die außerordentlich angewachsenen Revisionssachen vornehmen. Am 1. November 1655 sollten sie von anderen vier und zwanzig abgelöset werden, sodann die Ablösungen halbjährig geschehen, bis die Revisionen erledigt seyn würden, dann aber die ehemalige

ordentliche Viſitation wieder in Gang kommen. Allein durch länger als ein volles Jahrhundert blieb dieſe Viſitation ausgeſetzt, um, dann zu Stande gekommen, auch ſofort ein Ende zu nehmen.

Der Punkt wegen der Juſtiz mußte nothwendig auch auf den Reichshofrath führen. Um dem Verlangen der Stände Genüge zu leiſten, ließ der Kaiſer noch während des Reichstages (16. März 1654) eine Reichshofrathsordnung bekannt machen, mit dem Beiſatze: daß darin in gute Ordnung genommen worden, was derentwegen ſowohl im Friedensſchluſſe, als in dem 1644 zu Frankfurt gemachten Deputationsreceſſe, wie auch der Kammergerichtsordnung und den Reichsconſtitutionen enthalten, zudem alſo eingerichtet ſey, daß auch dasjenige, was auf dieſem Reichstage verabſchiedet und in die künftige Kammergerichtsordnung einzutragen ſey, ebenmäßig an dem Reichshofrathe beobachtet werden ſolle.

Als Nebenbeſchäftigungen des Reichstages kamen die Vechtiſche Räumungsſache und die Beſchwerden der Stände gegen den Herzog von Lothringen vor. Die Schweden hatten vermöge des Nürnberger Executionsreceſſes das Recht, die dem Stifter Münſter zugehörige Feſtung Vechte ſo lange in Beſitz zu nehmen, bis die Satisfactionsgelder ihrer Miliz völlig erlegt wären. Nun war das fünfte Jahr nach geſchloſſenem Frieden bald zu Ende, und die Schweden waren auf des deutſchen Reiches und beſonders der benachbarten Stände Unkoſten noch in Vechte. Ihren ganzen Rückſtand ſchlugen ſie auf dieſem Reichstage zu hundert ſieben und vierzig tauſend hundert und ſechs Reichsthalern an, wovon etwas Weniges auf dem kurrheiniſchen Kreiſe, das Uebrige auf dem oberrheiniſchen haftete. Dagegen hatte der Commandant in Vechte binnen ſieben und dreißig Monaten ſieben und dreißig tauſend Reichsthaler über und wider den Nürnberger Receß von den benachbarten Ständen durch militäriſche Execution erheben laſſen. So ſehr war das Anſehen eines Staatskörpers, wie der deutſche, herab geſunken, daß zu einer Zeit, wo Deutſchland wieder ſich ſelbſt angehörte, mitten in demſelben eine kleine ſchwediſche Garniſon Fürſten und Länder ungehindert und ungeſtraft überzog und plünderte! Aller Berathungen an die Stände und Mahnungen an die Reſtirenden ungeachtet, konnte man es erſt im folgenden Jahre 1654 dahin bringen, daß, nachdem der Biſchof von Münſter hundert fünf und dreißig tauſend neun hundert acht und ſechzig Reichsthaler aus dem Seinigen den Schweden vorgeſchoſſen, ſie endlich

den 30. April die Räumung vorzunehmen sich verpflichteten, und endlich auch, nach einigen gemachten neuen Ansprüchen, bald darauf in Vollzug setzten.

Noch erniedrigender für das deutsche Reich war das Betragen des Herzogs Karl von Lothringen gegen dasselbe. Nicht allein behielt er die Festungen Hammerstein, Homburg und Landstuhl besetzt, sondern brandschatzte und nahm Quartiere und Durchzüge in den Rheingegenden nach Belieben. Anstatt mit den Waffen in der Hand diesem Unfuge zu steuern, sah man ihm ruhig zu, und der Herzog war noch dreist genug, von dem Kaiser und dem Reiche auf der Regensburger Versammlung durch seinen Gesandten Fournier dreimal hundert tausend Reichsthaler für die Herausgabe der gedachten Festungen zu verlangen. Einzelne Stände, besonders der Kurfürst von Köln wegen der Quartiere, die der Herzog im Lüttichschen nahm, erhoben Klage, riefen Kreis- und Reichshilfe auf; aber der Herzog bekümmerte sich so wenig darum, daß sein Gesandter selbst auf dem Reichstage Contracte über die Abkaufung der Quartiere mit einzelnen Ständen schloß. Ungeachtet der nicht ungegründeten Vorwürfe, welche ihnen Vautorte darüber machte, blieb Alles bei langsamen, Nichts entscheidenden Berathungen. Endlich hielt zwar der westphälische Kreis eine Zusammenkunft, aber die zwischen dem Herzoge von Pfalz-Neuburg und dem Kurfürsten von Brandenburg herrschende Eifersucht vereitelte alle Maßregeln. Anstatt sogleich zu den Waffen zu greifen, wurde gestritten, wie viele Officiere katholisch und wie viele protestantisch seyn sollten. Der Kurfürst von Brandenburg sagte für sich jenem von Köln acht hundert Mann zu, aber kein einziger setzte sich in Bewegung; eben so kam von den fünf hundert Reitern, welche der niedersächsische Kreis versprach, keiner auf das Pferd. Um dieser so gehässigen Sache schnell ein Ende zu machen, gab der Kaiser selbst sich Mühe, die Stände zur Auszahlung der dreimal hundert tausend Thaler zu bewegen, welche auch vermöge eines besonderen Vertrages bewilligt wurde. Herzog Karl wurde mittlerweile von den Spaniern mit Arrest belegt. Sein Bruder Franz, welcher die Befehlshaberstelle der Truppen übernahm, setzte die Ansprüche auf jene Summe fort. Da er aber im nächsten Jahre mit seinem ganzen Corps zu den Franzosen überging, und der Kurfürst von Trier Hammerstein bereits eingenommen hatte, geschah keine Erwähnung mehr von gedachter Forderung, besonders da

auch Homburg und Landstuhl leicht eingenommen wurden. Am 17. Mai wurde der Reichsabschied bekannt gemacht.

Voll Sehnsucht nach seiner Heimat, und erfreut, seinen Sohn zur römischen Königswürde befördert zu haben, reis'te der Kaiser von Regensburg ab. Aber ihn erwartete bitterer Kummer; denn schon am 9. Juli 1654 starb der römische König Ferdinand IV., erst ein und zwanzig Jahre alt, in Wien an den Blattern, und herrliche Hoffnungen, die sein Herz und sein Geist erweckt, sanken mit ihm in's Grab. Dem schwergeprüften Kaiser blieb Nichts übrig, als die Werbungen neuerdings zu Gunsten seines zweiten Sohnes, des Erzherzogs Leopold (geb. 9. Juni 1640), anzufangen. Er ernannte ihn zum Regenten der österreichischen Erblande, und ließ ihm die Huldigung von den Ständen nach herkömmlicher Weise leisten. Auf dem am 24. Januar 1655 zu Preßburg eröffneten Reichstage brachte er es dahin, daß Leopold am 27. Juni zum Könige von Ungarn gekrönt wurde, ein Ziel, welches der Kaiser nur dadurch erreichte, daß er von seinem Antrage, das Palatinat abzuschaffen, und an dessen Stelle die Statthalterwürde einzuführen, abstand. Eben so wurde auf dem Prager Landtage, welcher im Sommer 1656 begann, Leopold am 14. September zum Könige von Böhmen gekrönt.

Nicht in gleicher Weise glückte dem Kaiser sein Wunsch, seinen Sohn Leopold auch zum römischen Könige erwählen zu lassen; denn die Lage der Dinge hatte sich inzwischen merklich verändert. Mehren Kurfürsten waren bei der Wahl Ferdinand's IV. solche Zusicherungen in ihren Privatangelegenheiten gemacht worden, welche der Kaiser, wie bereitwillig er sich auch zeigte, unmöglich alle erfüllen konnte. Jener von Mainz betrug sich zwar während des Reichstages fast durchgehends nach des Kaisers Wünschen, aber ohne seinen geheimen Verbindungen mit Frankreich ganz zu entsagen. Köln und Trier waren wegen des lothringischen Einfalls mißvergnügt, als ob der Kaiser nicht Alles, was in seinen Kräften stand, zur Vertreibung des Herzogs beigetragen hätte; Ersterer war gegen ihn noch besonders aufgebracht, weil er in der Krönungssache sich für Mainz erklärt hatte. Die Forderungen der weltlichen Kurfürsten ließen sich noch nicht errathen. Große Besorgniß erregte das Benehmen Frankreichs, wo Mazarin unumschränkt

ite; denn nach Beilegung der inneren Unruhen verstärkten sich die

Krone aller Orten, so wie dagegen die zunehmende Schwäche

Spaniens ſich immer deutlicher offenbarte. Es war nun kein Geheimniß mehr, daß der franzöſiſche Hof als den Hauptpreis ſeiner ungeheuren Anſtrengungen die Heirat des jungen Königs Ludwig XIV. mit der älteſten ſpaniſchen Prinzeſſin forderte, und nur auf dieſe Bedingung hin der Krone Spanien den Frieden zugeſtehen wollte. Nachdem mittlerweile der ſpaniſche Kronprinz Don Balthaſar mit Tode abgegangen war, ſah man jene Prinzeſſin um ſo mehr als die unbezweifelte Erbin der ſpaniſchen Monarchie an, da nur Wenige hofften, daß Philipp IV., der (8. November 1649) mit des Kaiſers Tochter, Maria Anna, eine neue Ehe geſchloſſen hatte, noch Kinder zeugen werde. Dieſe Umſtände mußten aber auch den kaiſerlichen Hof äußerſt aufmerkſam machen, beſonders da Philipp in geheimen Briefen dem Kaiſer berichtete, daß er, wenn man ihn nicht kräftig unterſtütze, ſich zuletzt in die Nothwendigkeit verſetzt ſehen werde, in die franzöſiſche Heirat zu willigen. Kaiſer Ferdinand hätte beſtimmtere Aeußerungen und eine gewiſſe Zuſage in Anſehung der Heirat für ſeinen Prinzen gewünſcht, und doch mußte er, um eine für ſein Haus ſo entſcheidende Gelegenheit nicht zu verſäumen, den Entſchluß faſſen, ſich der Gefahr eines neuen franzöſiſchen Krieges auszuſetzen, nur daß man die Vorſicht gebrauchte, von der Sache Alles zu entfernen, was ihr den Anſchein eines feindlichen Angriffes hätte geben können. Der Herzog von Modena hatte ſich auf die Seite Frankreichs geſchlagen und ſelbſt die Befehlshaberſtelle der franzöſiſchen Truppen in Italien übernommen. Als einem Reichsvaſallen wurde ihm unterſagt, das dem Reiche ebenfalls lehenbare Herzogthum feindlich zu überziehen, bei Androhung der Acht. Ehe jedoch Thätlichkeiten vorfielen, ließ der Kaiſer noch dringende Ermahnungsſchreiben zum Frieden an beide Könige abgehen.

Noch größere Sorgen verurſachte dem Kaiſer die Gefahr des Königreichs Polen, welche man um ſo weniger vermuthet hatte, da die Schweden ihre Hauptabſichten auf die Unterjochung der Stadt Bremen gerichtet zu haben ſchienen. Sie begannen die Letztere damit zu necken, daß ſie derſelben auf dem Regensburger Reichstage ihre Unmittelbarkeit ſtreitig machten, wozu noch Verſchiedenes wegen der Gerichtsbarkeit, Huldigung, der Zölle und der Beſitzungen, welche die Stadt außer ihren Ringmauern hatte, kam. Zwar ernannte der Kaiſer eine Commiſſion, um den Streit beizulegen; auch ſuchten nicht nur die Hanſeſtädte, beſonders Hamburg, ſondern auch mehre benachbarte Fürſten, die Einigkeit herzuſtellen; aber

man setzte sich von schwedischer Seite über Alles hinweg, und der General Königsmark fing an, gegen die Stadt und ihr Gebiet offenbare Feindseligkeiten auszuüben. Ungemein auffallend war es, daß der Gewährleister des westphälischen Friedens, in welchem alle Vergewaltigung so stark verboten war, jetzt selbst mit einem so bedenklichen Beispiele voranging. Dabei gewann es das Ansehen, daß diese Sache die Protestanten, von denen der Gewährleister noch besonders der Schutz- und Schirmherr war, unter einander in einem sehr hohen Grade entzweien würde. Der niedersächsische Kreis konnte es nicht gleichgiltig ansehen, daß eine so angesehene Stadt und ein Glied desselben, wie Bremen, um ihre Rechte und Freiheiten kommen sollte, indem dabei allen Nachbarn der neuen schwedischen Herrschaft dieselbe Gefahr drohte. Auf katholischer Seite empfand man schon einige Genugthuung, daß die von den Protestanten so sehr geförderte Festsetzung der Schweden auf deutschem Boden nun ihnen zuerst zur Last fiel. Alles war in der größten Erwartung, besonders, da nur erst, nach der Abdankung der friedliebenden Königin Christine, der kriegerische Pfalzgraf Karl Gustav den schwedischen Thron bestiegen hatte.

Letzterer unternahm sogleich nach seiner Erhebung die ernstlichsten Kriegsrüstungen. Nicht allein in Schweden, sondern auch in Liefland und Kurland, in Bremen und Pommern wurden Werbungen angestellt, die wegen Karl Gustav's großen Kriegsrufes erheblichen Zulauf fanden. Erwägt man, wie schnell darauf der Kurfürst von Brandenburg eine ansehnliche Armee, und der Kaiser eine noch beträchtlichere herstellten, so sollte man glauben, es habe ein so verheerender Krieg, wie der dreißigjährige, gar nie Statt gefunden. Indeß mußte Karl Gustav's Betragen die Aufmerksamkeit von ganz Europa, und besonders aller Nachbarn Schwedens, auf das Höchste spannen. Sollte, wie die Behandlung der Stadt Bremen anzudeuten schien, es Deutschland gelten, so tröstete man sich dadurch, daß er ganz andere Umstände antreffen werde, als Gustav Adolf, und daß die durch Erfahrung klug gemachte deutsche Nation sich nicht selbst zum Werkzeuge ihres Unterganges werde brauchen lassen. Karl Gustav mochte dies selbst empfinden, und sey es aus dieser Ursache, oder weil er glaubte, Bremen würde von dem Kaiser und den Holländern zum Widerstande ermuntert, verglich er sich mit jener Stadt. Da seine Zurüstungen gleichwohl sich eher als verminderten, so erschöpfte man sich in Muthmaßu

gerichtet seyn möchte, konnte aber um so weniger zu einer Gewißheit gelangen, da er das höchste Stillschweigen beobachtete, ja vielleicht den Krieg beschlossen hatte, ohne mit sich einig zu seyn, auf wen sein Hauptangriff fallen sollte.

Mazarin, welcher bereits Nachricht hatte, daß der Kaiser wenigstens auf mittelbare Weise Spanien zu Hilfe zu kommen suchen werde, wünschte, daß Karl Gustav das deutsche Reich beunruhigen möchte, und zahlte ihm vorhinein große Summen, welche Dieser nicht ausschlug. Aber gegen alle Erwartung ließ Letzterer den General Wittenberg aus Pommern in Polen eindringen, und folgte ihm bald nachher auf dem Fuße mit einem anderen Corps, das er aus Schweden mit sich brachte. König Johann Kasimir von Polen hatte eine Gesandtschaft nach Stockholm geschickt, um Karl Gustav's Gesinnungen zu erforschen und zugleich, im Falle Dieser gegründete Ursachen zu Beschwerden hätte, Genugthuung anzubieten; allein sie wurde nicht gehört. Wenn Karl Gustav aus Vergrößerungsabsichten handelte, so konnte er allerdings sich keinen schicklicheren Gegner wählen, als das bedrängte Polen, welches nun schon durch acht Jahre in einen der verderblichsten Kriege mit den rebellischen Kosaken verwickelt war, und auf der anderen Seite von Lithauen durch die feindlichen Einfälle des russischen Czars so geängstigt und verheert wurde, daß selbst das Elend des dreißigjährigen Krieges als ein Schattenbild dagegen angesehen werden konnte. In dem Innern Polens herrschte, anstatt der so nöthigen Eintracht, Feindschaft des Adels unter sich selbst und Mißtrauen gegen den König, welcher, der ewigen Neckereien müde, zwischen der Eifersucht gegen die Großen und dem Ekel an der Regierung hin und her schwankte, verachtet und zum Theile gehaßt von dem Adel, den er auch seiner Seits dergestalt haßte, daß er dem Kaiser mehrmals insgeheim den Antrag machen ließ, Polen zu erobern, wozu er ihm allen möglichen Beistand leisten wolle. An Vertheidigungsanstalten war fast von keiner Seite zu denken.

Wenn schon diese Umstände einladend für Karl Gustav seyn konnten, so wären es auch noch andere, die in ihm den Entschluß zur Reise brachten, Polen vor allem Anderen anzugreifen. Besonders stachelte ihn hierzu ein Pole selbst, nämlich der gewesene Kronunterkanzler Raczewsky, der, von dem Könige verachtet und vertrieben, bei allen benachbarten Höfen ihm Feinde zu erwecken suchte, bis er endlich an Karl Gustav einen Fürsten

fand, wie er ihn wünſchte. Durch ſeine fortdauernden Correſpondenzen von Allem, was in Polen vorging, auf das Genaueſte unterrichtet, kannte er die Neigungen und das Intereſſe des Hofes ſowohl, als der Großen, ſuchte bald Dieſem, bald Jenem feindſelige Geſinnungen beizubringen, und verſprach Allen von dem Schutze des Schwedenkönigs die günſtigſten Wirkungen gegen die vermeinten Eingriffe Johann Kaſimir's in ihre Rechte und Freiheiten. Dadurch geſchah es, daß die Edelleute der Woiwodſchaften Poſen und Kaliſch, anſtatt ſich dem Einmarſche der Schweden zu widerſetzen, ſich vielmehr unter den ihnen ſo ſehr angeprieſenen Schutz begaben, dem Könige von Schweden ſo treu und gehorſam zu ſeyn verſprachen, als ſie bisher den Königen von Polen geweſen, und ſelbſt das polniſche Fußvolk ihrer Woiwodſchaften ihm überließen, um es nach Belieben anzuführen.

Nachdem der König und General Wittenberg ſich mit einander vereinigt, ging der Zug nach Lowitz, welches Johann Kaſimir, weil er ſich zu ſchwach fühlte, bei ihrer Annäherung verließ. Hier fand ſich der polniſche Abgeordnete Przieмsky ein, dem Schwedenkönige die Fragen vorlegend, ob er aus Zorn und Widerwillen, oder aus Habſucht, oder um ſich einen großen Namen und Eroberungen zu machen, nach Polen gekommen ſey? Doch brachten des Abgeordneten Vorſtellungen keine andere Wirkung hervor, als daß den Polen Hoffnung zu Tractaten gemacht wurde, welche, wie leicht voraus zu ſehen, gänzlich unerfüllt blieb. Karl Guſtav ward um ſo unnachgiebiger, da ihn das Glück von allen Seiten auf eine unerhörte Weiſe begünſtigte. Auch das Großherzogthum Lithauen begab ſich unter ſeinen Schutz, und der Czar, der es zum Theile als ſein Eigenthum anſah, ließ ſeinen darüber geſchöpften Unwillen nicht nur nicht merken, ſondern erbot ſich noch, dem Könige von Schweden in ſeinem Vorhaben gegen Polen mehr behilflich, als hinderlich zu ſeyn. Der Koſakenhetman Bogdan Chmelnicky ſagte ihm ſogar fünfzig tauſend Mann zu, wenn er ihm den Befehl, ſie zu ſtellen, zugehen laſſen werde. Dagegen wurde Johann Kaſimir täglich mehr von den Seinigen verlaſſen und endlich genöthigt, ſich bis Krakau zurück zu ziehen, aber durch die nachdringenden Schweden auch von dort vertrieben, ſo daß er, gänzlich entmuthigt, nach Schleſien flüchtete, worauf nicht allein Krakau an den König überging, ſondern auch der Ueberreſt der polniſchen Armee ſich in ſeinen Schutz und Dienſt begab, und die Eroberung Polens nun vollendet zu ſeyn ſchien.

Karl Gustav meldete dem Kaiser in einem eigenen Schreiben den glücklichen Fortgang seiner Waffen, nicht zweifelnd, Derselbe werde sich sehr darüber freuen, und ihn seiner guten Nachbarschaft versichernd. Aber wie bedenklich diese neue Nachbarschaft seyn mußte, erhellte schon daraus, daß selbst die Türken ihre alte polnische sich zurück wünschten. Der Kaiser rieth daher zum Vergleiche und zum Wege der Güte, der aber dem Könige so wenig behagte, daß er nun auch das im Rücken gelassene polnische Preußen zu unterjochen gedachte, was ihm ebenfalls in kurzer Zeit, mit Ausnahme der Stadt Danzig, gelang.

Nun wurde erst das Aufsehen von ganz Europa in einem weit größeren Grade rege. Holland, Dänemark und wer immer bei dem Handel des baltischen Meeres betheiligt war, oder von der schwedischen Nachbarschaft Etwas zu besorgen hatte, Alle hefteten ihre Augen auf den Kaiser, als den nächsten und mächtigsten der angränzenden Monarchen, dessen Beistand Johann Kasimir mehr durch Vorwürfe, als durch Bitten zu erzwingen suchte. Wie sehr aber auch dem Kaiser das Schicksal des Polenkönigs zu Herzen ging, und wie bedenklich ihm die neue Lage Polens erscheinen mußte, so begnügte er sich doch einstweilen mit starken Rüstungen, und traf Anstalten, eine Armee von vierzig tausend Mann in das Feld stellen zu können. Zugleich wurde Allegretti nach Moskau gesendet, um bei dem Czar einen Vergleich mit den Polen in Vorschlag zu bringen, und ihn, als Nachbar Liefands und Lithauens, auf den neuen Anwachs der schwedischen Macht aufmerksam zu machen.

Dies Alles konnte einige Hoffnung bei Johann Kasimir erwecken, gab aber für die Gegenwart wenig erheblichen Trost. Ihm fehlte schleunige und augenblickliche Rettung, welche endlich von einer Seite herkam, wo man sie nicht so leicht erwartet hätte. Polens unglückliche Lage hatte auch die Aufmerksamkeit der Pforte auf sich gezogen, welche sowohl der Nachbarschaft der Schweden, als der Vergrößerung des Czaren auf Unkosten Polens, auf gleiche Weise entgegen war. Weil sie aber noch in den kostspieligen Krieg von Candia mit den Venetianern verwickelt war, wollte sie sich nicht unmittelbar in die polnischen Angelegenheiten mischen, sondern ertheilte den Tataren Befehl, den Polen zu Hilfe zu kommen. Diese raubgierigen Horden kamen, die dargebotene Gelegenheit zum Plündern gierig ergreifend in großer Anzahl, schlugen die Kosaken bei Lublin, und zwangen sie, dem

Könige von Polen auf's Neue den Eid der Treue zu leisten. Auf dieser Seite dem Gedränge glücklich entrissen, begannen die Polen wieder Muth zu schöpfen, riefen den König Johann Kasimir zurück, und suchten sich des aufgedrungenen schwedischen Schutzes durch die Waffen zu entledigen. Zwar wurden sie hier und da von den Schweden geschlagen, aber sie ermüdeten dafür ihre Gegner durch unvermuthete Anfälle und Abschneidung der Zufuhr, verstärkten sich auch durch Kosaken und Tataren so sehr, daß sie Warschau zu belagern und zur Uebergabe zu zwingen, ja den Schweden bis nach Polnisch-Preußen, wohin Dieselben sich zurück zu ziehen genöthigt wurden, zu folgen vermochten.

Jetzt aber änderte sich die Lage der Dinge, indem der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg auf Karl Gustav's Seite trat, und sein Heer, das er in Person anführte, zu Demselben stoßen ließ. Ihm mußte fast mehr, als jedem anderen Nachbar Polens, daran gelegen seyn, was diese Sache für einen Ausgang nehmen werde. Nachdem er sich umsonst verwendet hatte, den König von Schweden von dem Kriege abzuhalten, ging er mit einem Kriegsheere nach dem Herzogthume Preußen, und machte während des Vordringens der Schweden in das Innere von Polen ein Bündniß mit den Ständen des königlichen Preußens zu ihrer wechselseitigen Vertheidigung, welches ihm aber mehr Schaden, als Vortheil brachte, indem Karl Gustav, der sein Augenmerk hauptsächlich auf Preußen gerichtet hatte, nicht allein die kurfürstlichen Besatzungen daraus vertrieb, sondern auch selbst das Herzogthum Preußen theils von Liefland, theils von Polnisch-Preußen aus angriff, und den Kurfürsten so sehr in die Enge trieb, daß Derselbe vermöge eines Tractates sein bisheriges Herzogthum Preußen als schwedisches Lehen und anstatt des Königs von Polen den von Schweden als Oberlehensherrn anzuerkennen gezwungen wurde, dagegen aber das Bisthum Ermeland abgetreten erhielt. Um sein Heer nicht umsonst oder gar zu seinem Schaden geworben zu haben, vereinigte er in der Hoffnung, vortheilhaftere Bedingungen von Karl Gustav zu erhalten, sich ganz mit Demselben, und half ihm das dreitägige Treffen bei Warschau gewinnen, ging aber zu Dessen großem Verdrusse zurück, um sein Herzogthum Preußen gegen die Einfälle der Lithauer und Tataren zu schützen, welchen Umstand Johann Kasimir, der Kaiser und Andere zu benutzen suchten, um ihn von der Allianz mit Schweden abzuziehen.

Der Kaiser nahm in diesem Jahre (1656) noch keinen förmlichen Antheil an dem schwedisch-polnischen Kriege, indem er erst abwarten wollte, wie die Antwort des Czaren und die Unterhandlungen mit Dänemark und Brandenburg ausfallen würden. Dagegen schickte er unter dem General Enkevort zwölf tausend Mann nach Italien den Spaniern zu Hilfe, die aber unterwegs sich größtentheils zerstreuten, weil der General die noch von dem dreißigjährigen Kriege herstammende Gewohnheit, eine ungeheure Menge von Weibern und sonstigem Troß mit sich zu führen, nicht dulden wollte. Die Uebrigen kamen zwar im Mailändischen an, und leisteten den Spaniern nicht unbeträchtliche Dienste; allein Valenzia, das sie von der französischen Belagerung befreien sollten, war noch vor ihrer Ankunft gefallen. Im künftigen Jahre sollte endlich General Hatzfeld mit einem Heere auch den Polen zu Hilfe kommen; aber der Kaiser erlebte die Eröffnung des Feldzuges nicht mehr.

Schon seit mehren Jahren war Ferdinand's Gesundheit tief zerrüttet, und eine heftige Gemüthserschütterung gab daher verderblichen Ausschlag. In der Burg, und zwar dicht an jenen Zimmern, welche der Kaiser und sein jüngster, drei Monate alter Prinz Ferdinand bewohnten, kam eine Feuersbrunst aus. Die Flamme griff mit so reißender Schnelligkeit um sich, daß man auf augenblickliche Rettung bedacht seyn mußte. Der schwererkrankte Kaiser war nicht zu bewegen, sich in Sicherheit bringen zu lassen, bis nicht vorher der Prinz gerettet sey. Ein Trabant faßte dessen Wiege, rannte aber mit derselben in der ungeheuren Verwirrung so heftig gegen die Wand, daß sie zerbrach und er mit dem unbeschädigten Kinde zu Boden stürzte. Der Schreck hierüber zehrte die letzte Lebenskraft des Kaisers auf, und Dieser starb am 2. April 1657, im neun und vierzigsten Jahre seines Alters.

Ferdinand III. hatte sich am 26. Februar 1631 mit der spanischen Infantin Maria Anna vermählt, welche am 13. Mai 1646 starb, nachdem sie ihm die römischen Könige Ferdinand IV. und Leopold I., dann die Prinzessin Maria Anna, Gemahlin des Königs Philipp IV. von Spanien, geboren. Zum zweiten Male vermälte sich der Kaiser mit der Erzherzogin Maria Leopoldine von Tyrol, am 2. Juni 1648. In dieser, schon am 19. August 1649 durch den Tod getrennten Ehe wurde am 7. August desselben Jahres der Erzherzog Karl geboren, der in den geistlichen Stand trat, zum Bis[illegible] Deutschmeister erhoben

wurde und am 27. Januar 1664 starb. Die dritte Ehe schloß der Kaiser mit Maria Eleonore, Tochter des Herzogs Karl II. von Mantua, am 30. April 1651; ihr entsprossen zwei Prinzessinnen: Eleonore, geboren 31. Mai 1623, vermählt 1670 mit dem Polenkönige Michael, und in zweiter Ehe 1678 mit dem Herzoge Karl IV. von Lothringen; sie starb am 17. December 1697. — Maria Anna Josepha wurde am 30. November 1657 geboren, mit dem Pfalzgrafen Johann Wilhelm von Neuburg vermält, und starb 8. August 1689. Die Kaiserin Maria Eleonore verschied am 6. December 1686. — Des Kaisers Bruder, der Erzherzog Leopold Wilhelm, war am 6. Januar 1614 geboren, ward 1625 Bischof zu Passau und Straßburg, im folgenden Jahre Bischof zu Halberstadt, Erzbischof von Bremen, und Abt zu Murbach und Lüders, 1628 Abt zu Hirschfeld in Hessen, 1637 Bischof zu Olmütz, 1639 Hoch- und Deutschmeister, 1646 königlich spanischer Statthalter der Niederlande, 1655 Bischof zu Breslau, und starb am 20. November 1662. Von den beiden Schwestern des Kaisers war die Erzherzogin Maria Anna seit 1635 an den Kurfürsten Maximilian von Baiern, und Cäcilie Renata seit 1637 an den König Wladislaw von Polen vermält.

In Tirol und Vorderösterreich übergab die Regentin und Vormünderin, die verwitwete Erzherzogin Claudia, am 9. April 1646 ihrem zur Volljährigkeit gelangten Sohne Ferdinand Karl (geboren 17. März 1628) die Regierung. Dieser vermälte sich am 10. Juni desselben Jahres zu Innsbruck mit der Prinzessin Anna von Florenz. Die Erzherzogin Claudia starb am 25. December 1648. Ihr zweiter Sohn, Sigmund Franz (geboren 18. November 1630), trat in den geistlichen Stand, und erhielt die Bisthümer von Gurk, Brixen, Augsburg und Trient, mit der Kardinalswürde. Claudia's älteste Tochter, die Erzherzogin Maria Leopoldine, war, wie erwähnt, mit Kaiser Ferdinand III., die jüngere, Isabella, mit Karl III., Herzog von Mantua und Montferrat, vermält. Mit Einwilligung des Kaisers Ferdinand III. trat der Erzherzog Ferdinand Karl 1653 die von Oesterreich 1622 auf verschiedene Gerichte im untern Engadein und im Münsterthale erworbenen Rechte an Graubündten ab.

Ferdinand III. war einer der gelehrtesten und verständigsten Fürsten seiner Zeit. Hatte er als Jüngling durch seinen ruhmvollen Sieg bei Nördlingen der deutschen Sache, leider vorüber gehend, ein entschiedenes Uebergewicht bereitet, so gab in späterer Zeit seine Mäßigung und Selbstverläug-

nung den Völkern den längst ersehnten Frieden. Die außerordentliche Thätigkeit, welche er in den Staatsgeschäften entwickelte, konnte selbst durch den leidenden Zustand nicht vermindert werden, der in seinen letzten Jahren auf ihm lastete; eben so wenig entzog er sich deshalb seinen Unterthanen, von denen Jeder freien Zutritt zu ihm hatte und mit Leutseligkeit, Geduld und Güte angehört wurde. Er sprach vollkommen die deutsche, italienische und spanische Sprache, und verstand die französische, ungarische und böhmische. Seine Kenntnisse waren so umfassend und praktisch, daß er mehrmals Streitsätze aus dem Staats- und Völkerrechte, aus der Geschichte oder Erdkunde öffentlich vertheidigte oder anfocht. Die Jesuiten ehrte auch er ob ihrer Frömmigkeit, Bildung und Erfahrenheit, ließ sich aber in Staatssachen nicht so sehr von ihren Ansichten und Rathschlägen leiten, wie sein Vater, dem er an häuslichen Tugenden und Familienglück ähnelte. Sein Eifer für die Gerechtigkeit ging so weit, daß in Sachen, bei welchen er selbst oder seine Kammer betheiligt waren, er nicht allein nie einen Machtspruch that, sondern, selbst wenn nach ordentlicher Untersuchung das Recht für ihn erkannt war, von freien Stücken eigene Commissionen niedersetzte, um Alles von Neuem zu prüfen, so daß er sich zu sagen getraute: er sey sich Nichts bewußt, was er sich in Geschäften der Billigkeit vorzuwerfen hätte. Ein anderes Mal setzte er hinzu: er wisse nicht, was auch der strengste Gewissensrath in Billigkeitssachen an ihm ausstellen oder Richtigeres verlangen könne. „Mit Gottesfurcht und Recht!" war sein Wahlspruch, und nie ist er als Mensch wie als Monarch, im Leben wie in der Politik, demselben jemals abtrünnig geworden.

Innere Verhältnisse und Culturzustände von 1522 bis 1657.

Kaiser Maximilian I. hatte als Hauptbehörde in Oesterreich den sogenannten Hofrath gegründet, welcher unter Ferdinand I. weitere Ausbildung nach den verschiedenen Dicasterien erhielt. Der Wirkungskreis dieser Behörde war umfassend; der Hofrath handelte und fertigte aus im Namen des Regenten, durfte in Abwesenheit des Monarchen Bann und Acht aussprechen, Lehen verleihen, Freiheiten und Privilegien bestätigen, Ladungen und alle nothwendigen Briefe ergehen lassen, Appellationen erledigen, Urtheil sprechen und vollziehen, Streitigkeiten hören und entscheiden, Recht halten, gegen

etwaige Feinde aufbieten, Straßenräuber vertilgen ꝛc. Der Kammerprocurator mußte besonders die Raitkammer (Rechnungskammer, von dem oberdeutschen Worte raiten, d. i. rechnen) überwachen. Wenn die Raiträthe mit dem Vicedom oder den Amtleuten zu handeln hatten, mußte stets ein Hofrath zugegen seyn, und zwar ein Hofrath aus demjenigen Lande, in welchem derselbe Vicedom oder Amtmann seine Verwesung hatte. Der Hofrath bestand aus folgenden Personen: Kanzler, Vicekanzler, Räthe, fünf vom Adel und Doctoren, fünf von den unterösterreichischen Landen, zwei aus Tirol, zwei aus Vorderösterreich; der Kammerprocurator und drei Secretäre; von den Letztgenannten hatte der eine: die Angelegenheiten des Reiches, der zweite jene Niederösterreichs, der dritte jene Oberösterreichs zu expediren. Später wurden, wegen vermehrter Geschäfte, diese drei Secretäre auf acht erhöht; die neu hin zugekommenen waren der welsche, spanische, burgundische, lateinische und der Justizsecretär; nachmals kamen noch ein ungarischer und ein böhmischer hinzu, so daß also ihre Zahl auf zehn stieg. Weitere Unterbeamte waren der Taxator, Copist, Kanzleischreiber, Ingrossist, Rathsknecht.

Der Hofpostmeister gab die Post nur dem obersten Kanzler, ohne dessen Wissen keine Post expedirt wurde. Bekam der Hofpostmeister einen Befehl zur Expedition einer Post, so mußte er den Schatzmeister oder Kammersecretär befragen, ob sie nicht auch Etwas zu schicken hätten, und es mit befördern, damit die Pferde nicht zu viel geplagt würden. Jede Expedition an den Regenten las und unterstegelte der oberste Kanzler. Außer dem Hofrathe bestand die schon erwähnte Raitkammer, eine Behörde, welche Ferdinand I. in allen seinen Ländern einsetzte.

Auch unter Ferdinand II., wie unter seinen Nachfolgern, wurde die Verwaltung der inneren Angelegenheiten, des Kriegswesens und des deutschen Reichs, durch Dicasterien geführt, deren jedes seinen bestimmten Wirkungskreis hatte. Lateinisch hießen sie Consilien, deutsch gewöhnlich Kanzleien.

Die oberste Behörde war der Geheime-Rath, daher die geheimen Räthe im Range über allen übrigen Räthen standen. In Ferdinand's II. letztem Regierungsjahre zählte man fünfzehn geheime Räthe. Im Geheimen-Rathe wurden alle Fragen über Krieg und Frieden verhandelt, in so fern dieselben die kaiserlichen Erbstaaten betrafen, ebendaselbst auch die auswärtigen Verhältnisse abgethan. Hierher gelangten auch alle Finanzgegenstände; endlich wurden dem Geheimen-Rathe alle jene Gegenstände vorgelegt, welche, von

anderen Dicasterien verhandelt, mit dem Votum derselben, dem Kaiser unterbreitet werden mußten; der Geheime-Rath änderte nach Gutdünken die Beschlüsse der anderen Dicasterien, und die Entscheidungen derselben wurden erst nach kaiserlicher Bestätigung rechtsgiltig. In Angelegenheiten des deutschen Reichs pflegte der Geheime-Rath selten eine Aenderung vorzunehmen, weil der Reichsrath seine Anträge gewöhnlich mit triftigen Gründen belegte. Beinahe sämmtliche Verwaltungsgegenstände mußten dem Kaiser und dem Geheimen-Rathe vorgelegt, und nur sehr geringfügige Gegenstände durften von dem Präsidenten, der Reichskanzlei oder dem Vicekanzler erledigt werden. Gratialien oder Gnadensachen, welchen Namen sie immer haben mochten, wurden sämmtlich dem Kaiser unterbreitet, welcher jedoch dergleichen Sachen bisweilen der Reichskanzlei mittheilen ließ, um durch diese den Gegenstand aufklären und begutachten zu lassen, bevor er seine Entschließung darüber gab.

Dem Geheimen-Rathe zunächst an Würde und Ansehen stand der kaiserliche Reichsrath. Hier wurden die Privat- und öffentlichen Angelegenheiten des römischen Reiches verhandelt, und nach dem geschriebenen Gesetze, der Einrichtung des Reiches, und nach der Observanz der Privilegien und Immunitäten, der Kurfürsten, Fürsten und Stände des Reiches berathen und entschieden. Die Berufungen und Entscheidungen wurden dem Kaiser im Geheimen-Rathe vorgelegt und seine Entschließung erbeten. Dann wurde die Expedition dem Secretär aufgetragen; war sie fertig, so unterschrieb sich der Secretär links, ganz unten am Blatte, der Vicekanzler zur rechten Seite in der Hälfte des Blattes, der Kaiser unterfertigte das Blatt eigenhändig, rechts, unmittelbar unter dem Texte. Der Reichsrath bestand aus dreißig Räthen, worunter zwanzig Edelleute und zehn Doctoren; die Präsidenten und Vicepräsidenten waren immer in der Zahl der Räthe mitgerechnet.

Die Wirksamkeit des, meist aus Militärpersonen bestehenden Hofkriegsrathes betraf die Verpflegung der Festungen und Soldaten, die Art der Kriegführung, die Besoldung, Verpflegung und Bewaffnung des Heeres, und überhaupt die möglichst vortheilhafte Leitung des ganzen Kriegswesens.

Die kaiserliche Hofkammer hatte nicht nur alle anderen Kammern unter sich, sondern ordnete auch alle Einkünfte der sämmtlichen Erbstaaten des Kaisers. Der Präsident derselben, welcher diese Einkünfte besorgte, war — er mochte dem Amte selbst entsagen, oder davon entfernt werden — nicht

verpflichtet, über seine Verwaltung Rechnung zu legen. Die Staatseinkünfte aus Ungarn bestanden in dem Ertrage der Gold- und Silberbergwerke, der jedoch kaum zur Erhaltung der Gränzfestungen gegen die Türken auszureichen pflegte. Der Ertrag von Böhmen und Mähren erhob sich in den letzten Regierungsjahren Ferdinand's II. auf beiläufig jährlich drei Millionen. Der Ertrag von Schlesien war unbestimmt; die Biersteuer betrug weit über zweimal hundert tausend Gulden. Die sichersten Einkünfte waren aus Unterösterreich, Steiermark, Kärnten und Krain; sie stiegen auf zwei Millionen. Außerdem liefen die Geschenke der getreuen Unterthanen bis zur Summe von einigen hundert tausend Gulden ein, und die Provinzialstädte sendeten ebenfalls Geld. Die confiscirten Güter in Böhmen, Mähren, Oberösterreich, und einige Confiscationen in Unterösterreich wurden auf drei und vierzig Millionen geschätzt. Die Hofkammer bestand aus sieben Räthen, unter ihnen auch der Präsident.

Der geistliche Rath wurde vom Kaiser Maximilian II. deshalb eingerichtet, damit die Angelegenheiten der Geistlichkeit und der Religion, sowohl des deutschen Reiches, als der kaiserlichen Erbstaaten, in demselben berathen und entschieden werden könnten, hatte weder einen Präsidenten, noch eine bestimmte Zahl von Mitgliedern, und bestand zur Hälfte aus geistlichen, zur Hälfte aus weltlichen Personen.

Der Gewissensrath bestand nur aus dem Zusammentritt und der Berathung bisweilen mehrer, bisweilen weniger geistlichen Personen, und wurde von dem Kaiser in solchen Fällen befragt, wo wichtige Staatshandlungen mit religiösen Fragen auf eine Weise sich berührten, welche der Kaiser nicht ohne vorherige Befragung gottesgelehrter Männer seiner moralischen und religiösen Verantwortung unterziehen wollte. So überließ z. B. Kaiser Ferdinand II., als er 1635 mit dem Kurfürsten von Sachsen den Prager Frieden verhandeln ließ, sein Gewissen aber dadurch beängstigt wurde, ob die geistlichen Güter im Reiche, zu deren Wiedereroberung man schon so lange blutigen Krieg geführt, jetzt den Protestanten auf längere Zeit überlassen werden dürften, diese wichtige Gewissensfrage den Geistlichen zur Prüfung und Entscheidung.

Kaiser Ferdinand's I. tiefe Verehrung für Recht und Ordnung machte seine Regierung äußerst merkwürdig und erfolgreich in Absicht auf Gesetzgebung. Er erließ eine neue Landgerichtsordnung für die deutsch-österreichischen

Lande, welche häufig in's Gebiet des Polizeilichen hinüberſtreift, wie denn darin z. B. der Selbſtmord zu den Criminal- und Landgerichts-Uebertretungen gerechnet wird, während man eine mit großer Gründlichkeit abgefaßte Verordnung über die Pupillen unter die Polizeiverordnungen einreihte.

In ſeinen häufigen Geldverlegenheiten pflegte Ferdinand I. die Geiſtlichkeit am fühlbarſten zu beſteuern. So verglich er im Frieden zu Barcelona ſich mit dem Papſte dahin, ein Viertel der geiſtlichen Einkünfte erheben zu dürfen, und forderte, als Suleiman nachmals mit ganzer Heeresmacht anrückte, den vierten Theil des geſammten Vermögens der Klöſter als Kriegsſteuer. — Der gemeine Pfennig wurde folgendermaßen eingeführt und erhoben. Vom Ertrage der Güter und Herrengilten zahlten Geiſtliche und Weltliche zehn von hundert Gulden; Gewerbe und Hanthierungen zwei von tauſend Gulden. Von Häuſern in Märkten und Städten ſammt hierzu gehörigen Grundſtücken, die nicht zum Gewerbe gehören, wird von tauſend Gulden Einer; von Beſoldungen, die Geiſtlichen und Weiber nicht ausgenommen, von jedem Gulden ein Pfennig entrichtet. Alles, was den Geiſtlichen, wenn ſie außer Landes ſind, von ihren Gütern zukommt, fließt in den gemeinen Pfennig. Alle Meiſter und Handwerker, welche Knechte haben, zahlen vom Handwerke ſechs Kreuzer; wer keinen Knecht hat, drei Kreuzer, außer dem Wochenpfennig von ihrem Leib. Bauern, deren Vermögen nur zehn Gulden beträgt, zahlen nur den Wochenpfennig; bei mehr als zehn Gulden betragendem Vermögen, von jedem Pfunde einen Pfennig. Jede über zwölf Jahre alte Perſon zahlt ohne Ausnahme den Wochenpfennig. Von Verpfändungen, Zins und Bergrecht, auf liegenden Gründen oder Häuſern haftend, zahlt der Empfänger zwei von hundert Gulden. Zum Türkenkriege müſſen die Juden ganz ſo, wie die Chriſten, zahlen, und außerdem jede über zwölf Jahre alte Perſon einen Gulden. Die Bergwerksverwandten zahlen von jedem Gulden Ueberſchuß einen Kreuzer und außerdem den Wochenpfennig. Die Bergknappen, Koller und ledigen Knechte geben den Wochenpfennig. Die im Lande anſäſſigen Kaufleute zahlen wie die Gewerbe und noch den Wochenpfennig; jene, die blos zum Handel herein kommen und keine eigene Niederlage haben, geben nur aus freiem Willen. Auf dem Lande geſchieht die Schätzung und Einſammlung durch die Grundherrſchaft, in der Stadt durch den Magiſtrat. In jedem Viertel des Landes beſtanden zwei Commiſſionen, welche die Grundherrſchaften überwachten. Weil jedoch die Steuer nicht ſchnell genug eingehen konnte, mußte die

Hälfte der Kirchenkleinode alsogleich eingeliefert, und sollte aus dem gemeinen Pfennig wieder ersetzt werden. Zu dem Türkenkriege wurden auch freiwillige Gaben empfangen. Zu diesem Zwecke sollten in allen Kirchen Kasten aufgestellt, das Volk zum Geben ermahnt und dann gesammelt werden; das Gesammelte kam in die Kasten, und wurde zu Georgi und Michaelis an die niederösterreichische Kammer oder den Vicedom abgeliefert.

Wahrscheinlich der Türkengefahr wegen wurde 1528 den Juden verboten, sich länger, als über Nacht, in Wien aufzuhalten, und nur bei sehr dringenden Geschäften sollte ihnen ein Termin von mehren Tagen zugestanden werden. Die inländischen, welche zugleich Kammergut waren, hatten sich deswegen an den Landmarschall zu wenden; die übrigen mußten dem Stadtrichter die nöthigen Ausweise vorlegen. Hierauf bekamen sie einen Paß, mit der genauen Angabe der bewilligten Tage und dem strengen Befehle, das Judenzeichen — einen gelben Ring von Tuch auf der linken Seite der Brust — auf dem Kleide zu tragen und keinerlei Hanthierung zu treiben. Wer zum ersten und zweiten Male ungehorsam war, verlor sein Kleid und Alles, was er bei sich hatte, im dritten Betretungsfalle wurde er überdies alsobald mit Weib und Kind für ewige Zeit des Landes verwiesen. Ueberhaupt zeigte sich Ferdinand I. den Juden strenge, und als jene Verordnungen nicht die beabsichtigte Wirkung thaten, verbannte er 1554 sie mit Einem Male aus allen deutsch-österreichischen Landen, eine Maßregel, die eben ihrer Ueberstrenge wegen ohne allen Erfolg blieb. Der Kaiser selbst gewährte mehrmals verlängerte Fristen.

Zwei Verordnungen jenes Kaisers stehen mit einander in Verbindung: die eine wegen müßiger Kinder und junger Leute, welche, von der Eltern Haus entfernt, sich einem zügellosen Leben überlassen, und dann die Dienstbotenordnung in der großen Polizeiverordnung. Hinsichtlich der ersteren befiehlt der Kaiser, daß, wenn sie fünfzehn bis sechzehn Jahre alt, sie von der Obrigkeit gegen angemessenen Lohn in Dienste gegeben werden sollen, wo sodann durch die gedachte Dienstbotenordnung für sie gesorgt war, welche ausdrücklich bestimmt, wie die Dienenden sich gegen ihre Herren, und diese wieder gegen jene sich zu verhalten haben. Außer der Kost, sollen sie sechs, sieben, bis höchstens acht Gulden Rheinisch, die Gehreißigen aber außerdem noch ein Kleid erhalten. Kein Herr soll seinen Diener ohne Abschiedsbrief entlassen oder aufnehmen. Bemerkenswerth ist, daß unter den Ursachen,

aus welchen eine Dienerin entlassen werden kann, auch das Ueberweinen (Betrinken) angegeben wird, nicht aber bei Männern; außerdem gelten auch Gotteslästerung, Unsittlichkeit, Ungehorsam, Untreue, als Ursachen der Entlassung.

Die erwähnten Abschiedsbriefe hatten ihren Anlaß besonders in dem Vorhandenseyn vieler Vagabunden und Umtreiber, gegen welche auch in der weiterhin zu erwähnenden Polizeiverordnung häufig Maßregeln vorkommen. — Die Zigeuner wurden, nach damals herrschender Meinung, allgemein für Spione gehalten, und daher scharfe Edicte gegen sie erlassen, um sie gänzlich aus Deutschland zu verjagen. Gleichwohl wuchs, besonders in Oesterreich, ihre Anzahl fortwährend, und wiederholte Mandate drangen darauf, sie gefänglich einzuziehen und der Regierung zu überantworten, um sie wegen etwaiger Praktiken oder Verrätherei zu vernehmen. Indessen scheinen mehre Ortsgerichte den Prozeß viel kürzer gemacht zu haben; denn 1556 erließ Ferdinand I. ein offenes Patent, in welchem folgende Stelle als besonders hervor gehoben erscheint: „So kommt uns aber jetzt glaubwürdig für, wie sich Etliche aus Mißverstand unserer Generalmandate unterstanden haben, mehre Zigeuner, Manns- und Weibspersonen, auch Kinder, vom Leben zum Tode zu bringen. Dieweil aber solches unser Wille und Meinung nicht gewesen, auch der Buchstabe im rechten Verstande nicht vermag, die Zigeuner, und sonderlich die Weiber und Kinder, zu ertränken oder sonst jämmerlich umzubringen, sondern mit ihnen als sonst gefangenen Leuten zu handeln, wie nämlich: sie zu der Arbeit und in andere Wege zu gebrauchen, und nicht dermaßen für sich selbst eigens Gewalt und Tyrannei mit ihnen umzugehen, so haben wir demnach, solche Erläuterung zu thun, für eine Nothwendigkeit erachtet."

Auch die Weingartenordnung Kaiser Ferdinand's I, ein merkwürdiger Beitrag zur Ruralpolizei jener Zeit, äußert jene Strenge gegen Vagabunden. Es kamen damals ledige Knechte, nahmen entweder ganze Weingärten in Pacht, oder kauften sie unter der Hand, und verkauften, weil sie keine Steuern zahlten, den Wein wohlfeiler, als ansässige Bürger. Solche ledige Knechte, in so fern sie ein Eigenthumsrecht hatten, mußten ihren Theil entweder verkaufen, oder heiraten und sich ansiedeln; ohne Paß durfte kein Weingartenknecht angenommen oder entlassen werden. Der Taglohn war ebenfalls bestimmt, der höchste vier und dreißig, der niedrigste vierzehn Pfennige. Um

allem Unfuge im Weingartenbau zu steuern, wurden in jedem Gebirge ein Bergmeister und einige Uebergeher oder Beschauer ernannt. Um das Fest der heiligen drei Könige hatte in Wien die Versammlung von Jenen Statt, die der Weingartenordnung unterworfen waren; hier wurden die Veränderungen getroffen, die allenfalls für das laufende Jahr nöthig schienen, und der Arbeitslohn bestimmt. Beides mußte dann wöchentlich von der Kanzel verkündet werden.

Durch die Feuerlöschordnung von 1534 erwarb sich Ferdinand I. ein unschätzbares Verdienst um Wien, und eilte hierin, da anderer Orten hierfür nur mangelhaft gesorgt war, seiner Zeit zuvor. Die Vorschriften hierüber waren sehr genau, umfassend und zweckentsprechend. Jeder Hausvater sollte sorgsam auf Feuersgefahr Acht haben; ein Jeder mit Krücken zu Abstoßung brennender Dächer, mit Fässern, Bottichen und Wasserschäffeln versehen seyn; auf den Glockenstreich alle Zimmerleute, Maurer, Ziegeldecker, Schmiede und Schlosser, mit Haken, Krampen und anderem Werkzeuge, an den Ort, wohin der Thürmer (wenn es unter Tages, mit der rothen Fahne, oder wenn es bei Nacht, mit dem Lichte in einer Laterne) zeigen wird, hin eilen und thätig dämpfen und löschen; auch die Bader, davon noch eilf in der Stadt und deren jedem zehn lederne Eimer von gemeiner Stadt zugestellt sind, mit diesen Eimern eilends zulaufen, Wasser tragen und löschen; der Spittelmeister, Stadtkämmerer und Brückenmeister, desgleichen alle Fuhrleute, so es vermögen und denen Layt (Fässer) mit Wasser allzeit zu halten auferlegt ist, schnell mit den Wasserträgern zur Hand seyn, auch nach Verhältniß ihres schnellen Kommens mit Geld belohnt werden; in angezeigter Feuersnoth soll weder bei Klöstern, noch anderen Kirchen der Glockenstreich geschehen, als allein zu St. Stephan und zu St. Michael, damit das Volk nicht verwirrt werde, noch falschen Orten zulaufe; wenn bei den Schotten angeschlagen würde, soll man wissen, daß das Feuer im tiefen Graben oder am Salzgries sey, weil es dort von dem Thürmer des St. Stephansthurmes nicht leicht ersehen werden könnte; jeder Hausvater soll, bei sonstiger Strafe, seinen Brunnen mit Ketten, Seilen und Eimern nothdürftig versehen, damit ungehindert daraus geschöpft werden könne; wer einen Feueranleger anzeigt und einbringt, soll, selbst wenn er dessen Mitschuldiger wäre, hundert Pfund Pfennige erhalten; zehn Pfennige Jener, der einen Dieb, so bei dem Feuer stiehlt, einbringt; auf verdächtiges Volk sollen Herbergväter, Gastgeber und Wirthe

ein wachsames Auge haben; alle und jede Bürger, so dem Feuer nicht nahe gesessen, noch in ihren Häusern mit Gästen überladen sind, oder denen von der Obrigkeit insonderheit nichts Anderes anbefohlen ist, sollen in angezeigten Röthen ein jeder seinem Hauptmanne und seiner Fahne, nämlich die im Schottenviertel auf den Hof, die im Widmerviertel auf den Graben, die im Stubenviertel auf das Lugeck, und die im Kärtnerviertel an den Neumarkt, eilen; Jeder soll in seinem Hause mit Handgeschütz, Steinen u. dgl. versehen seyn, damit, wenn sich irgend ein Aufruhr, Eindrang oder Ueberfall zutragen wollte, er und sein Gesinde den Aufrührischen oder Feinden mit Schießen und Werfen durch die Fenster oder unter den Dächern zu begegnen und die Unruhe zu stillen vermöge; die Bürger, denen Feuerpfannen zugestellt sind, sollen dieselben, wenn bei nächtlicher Weile ein Feuer oder ein Aufruhr ausbräche, alsogleich anzünden und aufhängen ꝛc. Es war also hierdurch nicht nur gegen Feuersgefahr, sondern auch gegen Tumult gesorgt.

Die umsichtigste Aufmerksamkeit wendete Ferdinand I. dem Zunftwesen zu. Er erließ 1527 eine Ordnung der Handwerksleute in Wien, in welcher jede Hanthierung ihre eigenthümlichen Vorschriften erhielt. Wir finden darin aufgeführt: Goldschmiede, Fleischhacker, Schneider, Bäcker und Melber (zünftige Mehlhändler), Müller, Steinmetze und Maurer, Maler, Schilter, Glaser, Goldschlager, Seidenmaler und Aufdrucker, Parchannter, Bogner und Pfeilschnitzer, Helmschmiede und Platner (Verfertiger der Harnischbruststücke), Prummer und Panzermacher, Hufschmiede, Schuster, Färber, Lebzelter, Binder, Schwertfeger, Messerer, Sattler, Zämbstricker, Radschmiede, Lederer, Riemer, Ircher (Weißgärber), Zinngießer, Taschner, Gürtler und Beschlager, Beutler, Handschuster, Fellfärber und Nestler, Seiler, Barbier, Bader (letztere sollten keine „unreinen" Leute in das Bad gehen lassen), Drechsler und Schüßler, Tischler, Wagner, Khumt- (Kummet-) macher, Tuchscherer, Keufler (Trödler) am Hof und Jöppner, Ziegelmacher, Hafner, Refler, Wollweber, Wollschlager und Tuchbereiter, Huter, Nadler, Kettenmacher und Eisenzieher, Schlosser, Haubenschmiede, Nagelschmiede, Zirkelschmiede, Flaschner, Rinkler (Rinkelschmiede, welche die starken eisernen Ketten für die Fuhrleute verfertigten), Ringmacher, Feilschlager, Sporer und Pismacher, Zimmerleute, Kamper, Bürstenbinder, Häsiber (das Häsib ist von den Reitern als feiner unterschieden), Würfler und Reiterer, Portenwürcher (Bordenwirker), Kotzenmacher, Paternosterer, Ziegeldecker.

1534 erſchien auch eine neue Müller- und Bäckerordnung. Die Müller an der Wien und Schwechat ſollen den Bäckern zu deren Schratbedarf ihre Mühlwerke überlaſſen, den Weizen in die Goß ſelbſt auftragen helfen, darauf ſehen, daß ihre Knechte die Steine genug ſorgfältig behauen und auf einander richten; im Uebertretungsfalle zahlen ſie Strafe. Sie dürfen, ebenfalls bei Strafe, weder mit Weizen noch Getreide handeln, nicht malen noch backen und keinen Gries machen, um ihn wieder zu verkaufen, damit ſie ſich das Schraten und den Bedarf der Bäcker deſto angelegener ſeyn laſſen. Gerſten und Prein jedoch dürfen alle Müller zu ihrem eigenen und Anderer Bedarf erzeugen und verkaufen. Sie ſollen gewiſſenhaft in Maß, Gewicht und Arbeit ſeyn. Iſt das ihnen übergebene Getreide ſo wenig oder ſchlecht, daß ſie das verlangte Maß nicht gewinnen können, ſo ſollen ſie dem Eigenthümer ein Achtel davon verſiegelt zur Probe geben. Sie ſollen das Mehl nicht verwechſeln. Zu deſſen Verhütung ſteht es jedem Eigenthümer frei, ſeinen Dienſtboten in der Mühle achtgeben zu laſſen, ſo wie vom Müller eine verſiegelte Probe zu verlangen, und im Falle er ſein Mehl vertauſcht oder ſchlechter findet, es mit der Probe von den gerichtlich aufgeſtellten Aufſehern beſichtigen zu laſſen. Der Müllerlohn wurde genau beſtimmt. — Diejenigen Bäcker, welche Semmeln backen wollen, genießen das Vorrecht vor allen Anderen, daß, ehe die Fahne ausgeſteckt iſt, ſie Schratweizen kaufen, und von ſolchen, welche Weizen gekauft, den ſie hätten brauchen können, einen entgeltlichen Erſatz verlangen dürfen. Sie ſollen ſich die für ſie tauglichſten Mühlen an der Wien und Schwechat wählen und dergeſtalt eintheilen, daß immer ein armer und ein reicher Bäcker zuſammen auf Einen Müller kommen, damit Dieſer den Lohn, der ihm bei dem armen entgeht, bei dem reichen findet, und ſo doch Beide in Arbeit und Fuhr zufrieden ſtellen kann. Die Bäcker dürfen von nun an kein Mehl mehr, und Getreide nur ſo viel kaufen, als ſie für ihr Gebäck brauchen. Damit ſich die Käufer von dem jedesmaligen geſetzlichen Gewichte des Brotes überzeugen können, muß jeder Bäcker an einem zur Einſicht bequemen Orte in ſeinem Laden den Tarif, und eine Wage mit den nöthigen Gewichten in Bereitſchaft haben. Eben ſo ſollen, bei Geldſtrafe, Tarife, Wage nebſt Gewicht bei Brotgebäcken auf der Schranne und dem Graben auf Koſten der Stadt von den Verordneten beſorgt werden. Das nicht vollwichtige Brot ſoll der Käufer ſogleich den zwei Verordneten auf der Mehlgrube oder dem Metzenleiher bringen,

die ihm den doppelten Kaufpreis zu zahlen, den Bäcker aber dieſer Verordnung gemäß zu ſtrafen haben.

Eine Wiener Fleiſchordnung vom Jahre 1587 gibt einen Beitrag zu den damaligen Preiſen der Lebensbedürfniſſe; nämlich: das Pfund Ochſenfleiſch nicht über ſechs; Caſtraunen und Schaffleiſch nicht über ſechs; Kalbfleiſch nicht über acht; das Lämmerne und Kitzenfleiſch von Lämmlein und Kitzlein, ſo bis in die zwei Pfunde und nicht darüber wiegen, nicht über acht; das alte Schweinefleiſch nicht über zehn; lauter Speck nicht über zehn; ungeſalzenes Bockfleiſch nicht über zehn; neues Schweinfleiſch nicht über ſechs; Schweinen-Siedfleiſch nicht über ſechs; Schweinen-Bratfleiſch nicht über acht Pfennige. Will ein Fleiſchhacker noch wohlfeiler verkaufen, ſo ſoll es ihm durch dieſe Satzung nicht verwehrt ſeyn. Zudem ſollen ſie Jedermann, ſeinem Begehren nach, Fleiſch doch in einer Gleichheit geben, und mit „Kreb," Kalbsköpfen und anderen Sorten, die zu dem begehrten Fleiſch genommen werden ſollen, auch über die Satzung nicht beſchweren.

Das bürgerliche und gewerbliche Leben ſuchte Ferdinand I. auf alle mögliche Weiſe zu erwecken und zu regeln. Nicht nur gab er, wie wir geſehen, durch ſeine Handwerkerordnung einzelnen Gilden die gehörigen Vorſchriften, ſondern er ſuchte 1527 durch „die New Polizei und Ordnung der Handwerker und Dienſtvolk der Niederöſterreichiſchen Länder" auch dem Zunftweſen im Allgemeinen eine feſtere Verfaſſung zu verleihen. Wer — ſo heißt es dort — ein Meiſter in einem Handwerk zu ſeyn begehrt, ſofern der nicht offenbar ehrlos und überwieſen würde, daß er an anderen Orten unehrlich abgeſchieden, unangeſehen, ob er ehelich oder unehelich ſey, der ſoll ſich zu dem Bürgermeiſter oder Richter anſagen, darauf derſelbe Bürgermeiſter oder Richter zwei aus dem Rath nebſt zwei geſchworenen Meiſtern und Geſellen von dem Handwerk zu ſich erfordern ſoll. Dieſe ſollen ihm ungefähr von fünf, ſechs oder ſieben Artikeln des Handwerks Fragen aufgeben, darauf er antworten ſoll. Darnach, unangeſehen ſolcher Fragen, ſoll ihm der Bürgermeiſter oder Richter bei ſeiner Ehre zuſprechen, ob er bedenke und nicht anders wiſſe, dann daß er das Handwerk als ein Meiſter desſelben zu verrichten wiſſe; denn wo er Jemand zu Schaden arbeiten würde, müßte er ſolchen Schaden abtragen und ſeine Strafe darum empfangen. Wo er ſolchs bei ſeinen Ehren einem Bürgermeiſter oder Richter in ſeine Hand gelobt, alsdann ſoll derſelbe neue Meiſter des Handwerks dem Bürgermeiſter oder Rich-

ter einen Eid ſchwören: nämlich daß er die gemeinen Artikel treulich halten, und in ſeinem Handwerk Niemand mit unziemlicher Belohnung beſchweren, noch desſelben, wer jeglicher ſeine Gattung verkaufen ſoll, Verſtändniß und Einigung machen wolle, und er ſoll darüber Geburtsbrief zu bringen oder die Meiſterſtücke zu machen nicht ſchuldig ſeyn. — Derſelbe neue Meiſter ſoll, zur Erkenntniß ſeiner Unterthänigkeit und ſeines Gehorſams gegen uns, als Herrn und Landesfürſten, und wo unſere Landleute Städte und Märkte hätten, gegen dieſelben, nach der Ordnung und Satzung hiernach begriffen, zu uns und unſeren Hauptleuten oder zu Handen eines Richters an jedem Orte, auch zu dem Gottesdienſt oder Almoſen auf gemeine Städte und Märkte, die leidentliche Anzahl Geldes geben, wie hernach in einem beſonderen Artikel begriffen wird, und ſonſt kein Mal zu geben, oder andere Ausgabe zu thun, wie bisher der Gebrauch war, ſchuldig ſeyn, hierauf aber an jedem Ort für einen Meiſter des Handwerks gehalten werden. Er mag auch, wie ein anderer Meiſter, ſeine Tafel aushängen. Wir ordnen und ſetzen, daß nun hinfür ein jeder Handwerker, er ſey weß Handwerks er wolle, der Meiſter und Bürger in einer Stadt oder in einem Marktflecken wird, unſeren Hauptleuten oder zur Handen eines Richters und jeder Obrigkeit, darunter er geſeſſen iſt, ein Pfund Pfennige, zum Gottesdienſt ein Pfund Pfennige, und einer jeden Stadt oder jedem Markt, für das Bürgerrecht zwei Pfund Pfennige reichen und geben, und darüber nicht gedrungen noch beſchwert werden ſoll. — Die Meiſter ſollen hinfür keinerlei Geſellſchaft oder Verſammlung in keiner Sache, ohne Wiſſen und Willen eines Bürgermeiſters oder Richters und Raths halten, noch was immer für Geſetze und Ordnung unter ſich machen. Aber ein jedes Handwerk ſoll allezeit zwei Meiſter und zwei Geſellen erkieſen und verordnen, die einem Bürgermeiſter oder Richter und Rath, dazu dem gemeinen Handwerk gelobt und geſchworen ſind, und demnach die „zwei geſchworenen Meiſter und zwei Geſellen“ genannt werden. Es ſollen und mögen auch dieſelben geſchworenen Meiſter und Geſellen jährlich, oder ſo oft es die Nothdurft erfordert, verändert werden. Und wo ein Handwerker zu ſeiner Nothdurft Etwas an einen Bürgermeiſter oder Richter und Rath zu bringen hat, das ſollen die gedachten geſchworenen Meiſter und Geſellen einem Bürgermeiſter oder Richter und Rath anzeigen und fürbringen. Dieſe ſollen alsdann dieſelben Meiſter und Geſellen gründlich vernehmen, und darauf die Billigkeit handeln. Doch ſol-

len unſere Bürgermeiſter oder Richter und Räthe ihnen keine neue Ordnung oder Geſetze, ohne unſer oder unſerer Regierung Vorwiſſen, hinfür aufrichten noch beſtätigen. Die gedachten geſchworenen Meiſter und Geſellen eines jeden Handwerks ſollen mit denen, die ihnen vom Bürgermeiſter und Richter in gleicher Anzahl zugeordnet werden, auf ihren Eid der Arbeit eines Jeden, wenn der Herr oder Käufer ſolcher Arbeit über deſſen Forderung Beſchwerde führte, ziemlichen Werth ſetzen. Wo ſich aber dieſelben nicht vergleichen könnten, ſo ſoll dann darin durch Bürgermeiſter oder Richter Entſcheidung gegeben werden. Es ſollen auch die Handwerker keine Vereinigung oder Pact machen, wie man die Gattung ihres Handwerks geben, verkaufen oder arbeiten mag; ſondern Jeglicher ſoll nach Ziemlichkeit ſeine Arbeit verkaufen und auf's Treueſte ſolcher Arbeit auswarten. Wer aber dawider handelt, der ſoll durch einen Bürgermeiſter oder Richter darum ſchwer geſtraft werden. Und in welchem Handwerk denſelben geſchworenen Meiſtern und Geſellen ſammt einem Rathsverordneten die Beſchau befohlen wird, die ſollen ſie bei ihrer Pflicht und bei ihrem Eide treulich thun, und darin Niemand aus keinerlei Urſache überſehen. Auch ſollen ſie von keinem Theil weder Ehrung noch Gabe nehmen, noch auch etwas entlehnen; dagegen ſoll den Meiſtern und Geſellen um ihrer Mühe und Verſäumniß willen, aus dem Gelde, ſo zu desſelben Handwerks Gottesdienſt oder Almoſen entfällt, nach Gelegenheit der Sache eine ziemliche Belohnung geſchehen. Wo ſie aber in ſolcher ihrer Handlung betrüglich gefunden würden, ſollen ſie von einem Bürgermeiſter oder Rath ſchwer darum geſtraft werden. Wir wollen auch, daß die Beſchaumeiſter und Geſellen ihres Amtes und Beſchauens halber von Niemand geſcholten noch gehaßt, noch ihnen deshalb etwas Freventliches zugefügt werden ſoll, bei der Strafe eines Bürgermeiſters oder Richters, die nach Geſtalt der Verhandlung erkannt werden ſoll. Wenn ein Meiſter mehr Handwerke, als Eines, gelernt hat und dieſelben betreiben will, ſo ſoll er zu jedem Handwerke eine beſondere Werkſtätte halten, und von jedem Handwerke leiſten, was andere Meiſter desſelben Handwerks thun. Es ſoll auch durch kein Handwerk wider die, ſo zu dem Handwerke gehören, weder Wandel noch Strafe, wie bisher geſchehen, vorgenommen werden. Auch ſoll aus keiner Urſache einem Handwerker die Arbeit niedergelegt ſeyn, noch ſollen die Geſellen aufſtehen, ſondern wo ein Meiſter dem anderen Meiſter desſelben Handwerkes, oder ein Geſelle dem anderen Geſellen, desgleichen die Geſellen

den Meiſtern, oder wieder die Meiſter den Geſellen etwas Ungebührliches beweiſen, dasſelbe ſoll einem Bürgermeiſter oder Richter angezeigt werden. Dieſer ſoll allwegs einen, zwei oder mehre des Rathes derſelben Stadt, oder desſelben Marktes oder Fleckens, nach Gelegenheit des Handels zu ſich nehmen und mit denſelben die Strafe erkennen, vornehmen und thun. Ob ſich auch einigerlei Zwietracht oder Uneinigkeit zwiſchen den Handwerkern zutrüge, das ſoll an jenen Enden (Orten), wo ſich ſolchs begibt, angebracht, gehört und entſchieden werden, und hiemit die Nachſchreiben, ſo bisher unter den Handwerkern gebraucht worden ſind, verboten ſeyn. Wo aber Einer eine Unzucht und ſträfliche Sache, wo das wäre, anfinge und vor Austrag der Sache von dannen entwiche, ſoll ſolches vor den Bürgermeiſter oder Richter gebracht werden, der darauf demſelben, ſofern es Noth thut, nachſchreiben ſoll. Ob auch einiges Nachſchreiben von anderen Oertern den Handwerksgeſellen an die Orte unſerer Lande, da ſie wären, geſchähe, und ſich dieſelben vor dem Bürgermeiſter oder Richter derſelben Orte zu Verhör und Recht erbieten, und die Sachen vor denſelben in einer Zeit auszuführen angeloben, ſollen ſie ferner nicht gemieden, noch von dem Handwerk geirrt werden. Es ſoll jeder Handwerksmeiſter oder Geſelle, wie andere Bürger, ſchuldig ſeyn, in zufallenden Sachen die Straffälligen gefangen nehmen zu helfen. Desgleichen ſoll ſich kein Meiſter noch Geſelle weigern, ſondern ſchuldig ſeyn, alle Arbeiten ſeines Handwerks, ſonderlich die Inſtrumente und Zeuge zu den Gefängniſſen und Strafen der Uebelthäter zu machen. Welcher Meiſter wegen unehelicher Geburt oder grundloſen Anklagen gemieden oder gar verworfen wird, der ſoll ſolches einem Bürgermeiſter oder Richter und den Geſchworenen anzeigen, dieſelben darin gebührliche Strafe und Fürſehung thun. Wir wollen auch hiemit die Schmach, ſo die Handwerker einem unter ihnen, der Hunde, Katzen und dergleichen Thiere je erſchlagen, angethan haben, aufgehoben und verboten haben. Auch ob ein Handwerker in eines Edlen oder Herrn Dienſt geweſen, und etwa auf Befehl ſeines Herrn Einen hat fängniſſen geholfen, daß ihm darum nichts Schmähliches zugezogen oder die anderen des Handwerks ihn deßwegen nicht ſchelten oder meiden. Wo aber durch die Handwerker gehandelt würde, ſoll unſer Bürgermeiſter, Richter und Rath dieſelben darum ſtrafen, und dem Beleidigten Abtrag und Widerkehrung (Widerruf) zu thun verſchaffen. Wenn ein Meiſter, eine Meiſterin oder ein Geſelle geſtorbenen Freunden ein Begäng-

niß oder Gottesdienst halten will, dazu doch Niemand verbunden seyn soll, so mögen die anderen Meister und Gesellen, sofern sie gern wollen, zu demselben Gottesdienst gehen, doch daß sie von Stund an nach vollbrachtem Gottesdienste wieder zu ihrer Arbeit und ihren Geschäften trachten, und weder mit Zechen, Mahlzeit oder in anderen Wegen Versammlung haben. Die Witwen sollen nach ihrer Hauswirthe Absterben die Handwerke, so dieselben ihre abgestorbenen Hauswirthe gearbeitet haben, alldieweil sie unverheiratet bleiben, auch arbeiten und Gesellen haben mögen. Wann sie sich aber verheiraten, sollen sie deß nimmer Macht haben. Es soll auch kein Meister dem anderen seinen Handwerksgesellen abreden, oder von seinem Dienst gefährlich bringen; auch keiner dem anderen seine Lehrjungen, die ihm aus dem Dienste und den Lehrjahren gegangen sind, aufnehmen, noch halten oder sonst abreden. Die Handwerker auf der Gäu, die nicht seßhaft sind und die man Störer nennt, sollen nirgends geduldet werden, es sey denn, daß sie sich häuslich niederlassen. Ausgenommen die Handwerker, so den Prälaten, Herren und Edlen über Hof dienen, die mögen ihrer Herren Dienst mit dem Handwerk wohl verrichten. Ihnen soll auch nicht verboten seyn, einer Nachbarschaft, ihrer Nothdurft nach, zu arbeiten; doch sollen sie keinen Kauf mit Gewand treiben. Gotteslästerung und Zutrinken soll allen Handwerkern, Meistern und Gesellen bei der Strafe, wie anderen Inwohnern, verboten seyn, denn sie sollen sich alle christlich, ehrbar und aufrichtig halten und leben. Und dieweil die Handwerker in unserer Stadt Wien bei den Kirchen und Klöstern bisher Gottesdienst gehalten, und andere, der Kirchen Zier betrachtet, wollen wir, daß derselbe Gottesdienst in nachfolgender Meinung versehen werde. Nämlich daß ein jeglich Handwerk, so bisher in der Kirche Gottesdienst gehalten, denselben Gottesdienst oder andere Gebäude und Zier der Kirchen vollbringen mag, dergestalt, wann die Zeit des Gottesdienstes aus ist, daß alsdann diejenigen, welche zu solchem Gottesdienst durch das Handwerk verordnet sind, als nämlich zwei Meister des Handwerks und zwei Gesellen, in der Kirche oder dem Kloster, darin der Gottesdienst ist, zusammen kommen und daselbst, was die Sache des Gottesdienstes, und sonst keine andere Handlung betrachten und fürnehmen. Wo auch bisher die Meister und Gesellen eines Handwerks mit dem Gottesdienst Laden und Büchsen getheilt, und jeder Theil seinen besonderen Gottesdienst gehalten, das soll nun für die Zukunft aufgehoben seyn, und die Meister und

Gesellen eines jeden Handwerks sollen mit einander vereint ihren Gottesdienst vollbringen, und zu ihren Einkommen und Ausgaben unter der Zeit des Gottesdienstes ein Buch, Büchslein oder Behältniß zur Unterhaltung des Gottesdienstes haben. Dieselben Meister des Handwerks und Gesellen sollen durch ein Handwerk dermaßen fürgenommen werden: sie sollen nämlich unsere Bürgermeister ersuchen, der dann zwei aus dem äußeren Rath dazu verordnen wird. In derselben Gegenwart soll ein Handwerk zusammen kommen, und hier sammt den geschworenen zwei Meistern und Gesellen alle des Gottesdienstes Sachen fürnehmen und handeln, und was den Sachen dienstlich ist, betrachten. Und die Geschworenen sollen einem Handwerk im Beiseyn zweier aus dem äußeren Rath zu gesetzter Zeit Rechnung thun, und wenn die Zeit des Gottesdienstes ist, dem Handwerk ansagen und Sorge tragen, daß es den Gottesdienst vollbringen möge. Dieselben zwei Meister und Gesellen sollen dem Bürgermeister einen Eid schwören, daß sie in ihrer Versammlung nichts Anderes, als wozu sie verordnet sind, anbringen und handeln, noch anders, denn die Ordnung, so ihrem Handwerk von uns gegeben worden ist, betrachten wollen, und wo was Widerwärtiges vorgenommen würde, demselben Bürgermeister von Stund an anzeigen und dasselbe keineswegs verschweigen. Dieweil aber zu solchem Gottesdienst sich etwa viele ehrbare Leute einkaufen, dazu auch ihre trefflichen Gaben und Geschäft thun, und die armen Handwerksgesellen ihren hart erarbeiteten Lidlohn darstrecken, so ist es unser ernstlicher Wille, daß solche Gelder und Gaben dermaßen angelegt werden, damit der allmächtige Gott dadurch geehrt, kein Eigennutz darin gebraucht oder einiger Vortheil und Gefährlichkeit Statt habe. Demnach sollen die vorbestimmten zwei Meister und Gesellen alle Jahre im Beiseyn der zwei aus dem äußeren Rath von allem Einkommen und Ausgaben ehrbare Rechnung thun, und was in solcher Rechnung per Rest bleibt, soll sammt dem, so vorhanden, in einer wohlverwahrten Büchse oder Lade behalten werden. Zu derselben Lade sollen drei Schlüssel seyn, den einen die zwei vom äußeren Rath, den anderen die zwei Meister, und den dritten die zwei Gesellen haben und behalten, also, daß keiner ohne den anderen die Büchse oder Lade eröffnen oder damit einigerlei Mißbrauch Statt haben möge. Wo etwa auch eine treffentliche Ausgabe zu thun vor Augen wäre, soll solches mit Vorwissen des ganzen Handwerks geschehen, doch daß solches Handwerk dazu mit Verwilligung unsers Bürgermeisters versammelt werde.

Unser Bürgermeister und Rath soll en auch zu allen Zeiten ihr fleißiges Aufsehen haben, daß der Handwerker Gottesdienst ordentlich, Gott zu Lob vollbracht, dazu nicht ungeschickte, untreue, ungelehrte Personen aus Förderung, Gunst und Vorschub, sondern ehrliche, taugliche, gelehrte Personen aufgenommen und darin gefördert werden. Wo auch die Handwerker Stiftungen aufrichten wollten, soll solches allweg mit Vorwissen und nach Rath unsers Bürgermeisters und Stadtrathes geschehen, die mit allem Ernste darauf sehen sollen, daß solche Stiftungen dermaßen aufgerichtet werden, daß dadurch Gottes Lob gemehrt, das Gotteswort geprediget und Alles, so darüber ausgegeben wird, nicht unnützer Weise verschwendet, oder zur Unterhaltung untauglicher Personen verbraucht werde. Doch wollen wir, ob einigerlei Grund oder gelegene Güter, wie die Namen haben mögen, zu solchem Gottesdienst der Handwerker übergeben oder verschafft würden, daß solche verschaffte Güter, die in Jahresfrist verkauft werden, um eine ziemliche Summe Geldes vor allen anderen den nächsten Erben zu lösen bevorstehe, und mit dem Geld soll gehandelt werden, wie vor begriffen. Und als eine Zeit her in unserer Stadt Wien Zechen und Zünfte der Handwerker gewesen sind, die sich selbst vielerlei Gesetze und Ordnungen ihres Wesens, ihrer Arbeit, Belohnung und anderer Sachen halber aufgerichtet und darüber etwa Bestätigung erlangt haben, in Kraft derselben sie sich selbst Strafen gesetzt und auferlegt, und noch mehr geheime Verständnisse und Mißbräuche gehabt haben — alles wider gemeinen Nutzen und Vielen zur Beschwerung, auch etlichen unter ihnen allein zu ihrem Vortheil, Eigenwillen und Gefallen aus diesen und anderen ansehnlichen, gegründeten Ursachen, und weil nun allen Handwerkern neue Ordnung und Satzung gegeben ist, heben wir auf und thuen ab die Zechen und Zünfte aller und jeglicher Handwerker in unserer Stadt Wien, nicht allein mit dem Namen, sondern auch mit allen ihren selbstgemachten Satzungen, Ordnungen und darüber erlangten Bestätigungen, wie diese bisher Gestalt gehabt haben, aus königlicher und fürstlicher Macht in Kraft dieser Ordnung. Wir gebieten und wollen, daß alle Handwerke von ihren Ordnungen, Satzungen, Confirmationen und allen geheimen Verständnissen und eigennützigen Gebräuchen gänzlich abstehen, und diese unsere Gesetze und Ordnung halten, und daß auch anders oder außerhalb derselben keinem

Handwerk, keinem Meister, Gesellen noch Jungen in unserer Stadt Wien zu arbeiten gestattet werde. Und nachdem sonst mehre Zechen sind in unserer Stadt Wien, die dieser unserer Handwerker Polizei nicht begriffen, ist es unsere Meinung, daß auch dieselben Zechen alle aufgehoben seyn sollen. Es soll hinfür ein jeder Meister, weß Handwerks der sey, Knechte halten, so viel er nach Gelegenheit seines Handwerks zu halten weiß, doch daß solches nicht gefährlicher Weise geschehe: darin unser Bürgermeister Einsehung thun soll.

Rücksichtlich des Bürgereids wurde 1530 verordnet: Erstlich alle die, so das Bürgerrecht annehmen, schwören dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Ferdinanden, römischen, auch zu Ungarn und Böheim König, Erzherzoge von Oesterreich ꝛc., unserm Allergnädigsten Herrn, als rechten, natürlichen Erbherrn und Landesfürsten, auch Seiner königlichen Majestät Erben, getreu, gehorsam und gewärtig zu seyn, und Seiner königlichen Majestät, auch derselben Erben, und gemeiner Stadt Wien Nutz und Frommen zu betrachten, und Schaden zu wenden und zuvor zu kommen, nach allem ihren Vermögen. Zum andern, daß sie weder mit Gästen, noch Anderen, so mit der Stadt nicht mitleiden, keine Gesellschaft noch Gemeinschaft halten, noch denselben mit ihren Gütern oder Kaufmannswaaren wider der Stadt Rechte, durch- oder überhelfen wollen. Zum dritten, daß keiner von ihnen, ohne besondere Vergünstigung, Willen und Wissen des Bürgermeisters und Raths, einige Versammlung mache, noch dazu komme, sondern wo sie von einer heimlichen Versammlung oder sonst Etwas, so wider hochernannte königliche Majestät, derselben Erben, oder wider Bürgermeister, Richter, Rath wäre, hören werden, daß sie und ihr jeder besonders, dasselbe zu jeder Zeit der Obrigkeit anbringen und nicht verschweigen, noch verhalten, sondern sich in allweg bürgerlichen Gehorsams befleißen, und demselben geloben wollen. Zudem schwören die Handwerksleute insbesondere, daß jeder von ihnen sich der Ordnung seines Handwerks, wie diese in das Stadtbuch einverleibt ist, in allen und jeden Punkten und Artikeln gleichförmig und gemäß halten wolle. Alles getreulich ohne Gefährde.

Auch gleiches Maß und gleiches Gewicht strebte Ferdinand I. an, indem er durchaus die Wiener Elle, das Wiener Gewicht, das Wiener Weinmaß einführen wollte. Daher mußten die Landschaften die bei ihnen üblichen

Maße und Gewichte auf das Wiener Maß zurück bringen, wo dies aber nicht möglich war, das ältere Maß abschaffen und das Wiener Maß einführen. Allein die in dieser Verordnung enthaltenen Beschränkungen hinderten und hemmten die Verwirklichung jener zweckmäßigen Absicht, denn es hieß in jener: ausgenommen von dieser Verordnung bleibt, bis auf Weiteres, das Kasten- und Bergmaß der Prälaten, Herren und des Adels, nach welchem wir und sie bis jetzt, nach altem Gebrauch, Wein, Most und Getreide erhielten.

Kriege und Unruhen hatten die Gemüther dergestalt verwildert und die Moralität herab gebracht, daß Ferdinand I. nicht nur auf dem Wege der Seelsorge und des Unterrichts, sondern auch durch Strafgesetze Frömmigkeit und Ehrbarkeit wieder herzustellen suchte. Sein Mandat von 1543 spricht sich über jene trostlosen Zustände erschütternd genug aus, und gibt einen eben so treuen, als unerfreulichen Sittenspiegel jener Zeit. Nachdem der grausame Feind unsers heiligen christlichen Glaubens, der Türke, etwa viele Jahre her die christlichen Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und Lande, an ihn gränzend, mit gewaltigen Heeren überzogen, verheert, eingenommen und unter seine tyrannische Gewalt gebracht, und namentlich jüngst die festen Städte, Schlösser und Päße in Ungarn und in unseren erblichen windischen Landen nach einander erobert, unsere niederösterreichischen Lande daraus angegriffen, überzogen und mit Todtschlag, Vergießung christlichen Blutes, Mord, Brand, Hinwegführung des jungen und alten Volkes und andern grausamen Thaten erbärmlich beschädigt, verderbt und getödtet hat, auch jetzt insonderheit des Fürnehmens und in Uebung ist, auf die erlangten Siege Ungarn und Kroatien gar einzunehmen und daneben unsere Stadt Wien wiederum zu belagern, zu erobern und unsere niederösterreichischen Lande weiter zu überziehen, zu verheeren und einzunehmen, und daraus fürder das heilige römische Reich deutscher Nation und andere christliche Königreiche, Fürstenthümer und Länder zu überfallen, zu bekriegen, zu verderben und in seinen Gehorsam zu bringen, — zudem Alles ihm bisher ohne allen Zweifel wegen der großen Sünden und Laster, damit die ganze Christenheit beiderlei Standes leider behaftet, gelungen ist, also daß sich Gott über solche Sünden erzürnet und dieselben durch seinen Feind, den Türken, als seine Ruthe und Geißel zu strafen, zu rächen und zu büßen anrichtet, deshalb wohl vonnöthen seyn will, daß sich alle christlichen

Obrigkeiten unterstehen, dieweil die offenen Laster durch die Liebe Gottes, und Vermahnung der geistlichen Seelsorger nicht aufhören wollen, daß sie doch durch Strafe und Zuthun der weltlichen Obrigkeiten mit Gewalt abgestellt werden, und daß die Obrigkeiten derselben Laster auch unargwöhnig und unbefleckt seyen: Also haben wir mit den ordentlichen Bischöfen und geistlichen Obrigkeiten unserer erblichen Fürstenthümer und Lande jetzt von Neuem handeln lassen, daß sie durch ihre Pfarrer, Prädicanten und Seelsorger in ihren Bezirken gegen den gemeinen Mann zu andächtigem Gebet mit einem rechten wahren Glauben um Abstellung solches Gotteszornes und Innehaltung der Gebote Gottes und Abstehung von den Sünden täglich Vermahnung thun, und, so viel ihnen zusteht, die Uebertreter, wie sich gebührt, strafen lassen, sie alle sich selbst aller Laster enthalten und männiglich gute Exempel und Beispiele fürtragen. Dieweil dann die kaiserlichen Rechte gebieten, daß das weltliche Schwert unter anderen auch die offenbare Gotteslästerung, Fluchen und Schwören, das Zutrinken und Völlerei, den Ehebruch, Sitz an der Unehe, den Wucher, unziemlichen Fürkauf, Drückung der Armen und andere dergleichen offene Laster, derentwegen ohne Zweifel die obberührten Widerwärtigkeiten die Christenheit anfallen, mit Ernst strafe, dem wir uns auch als ein christlicher König und Fürst zu gehorsamen schuldig erkennen, und das nach unserem Vermögen zu thun begierig sind; — demnach empfehlen wir euch allen und jedem insbesondere mit Ernst und wollen, daß ihr unsere Unterthanen allenthalben in unseren Fürstenthümern, Herrschaften, Landen und Gebieten eurer Verwaltungen von uns wegen treulich vermahnen und warnen lasset, ihnen auch in unserem Namen ernstlich gebietet, daß sich ein jeglicher Mann und Frauensperson, in was Würden oder Wesen sie seyen, Jung und Alt, Arme und Reiche, Niemand ausgenommen, vor allen Gotteslästerungen, Fluchen und Schwören, dergleichen anderen Lästerworten, die zu der Gottheit oder Menschheit Christi oder seiner lieben Mutter, der Jungfrau Maria, Schimpf und Schmach reichen, gänzlich enthalte und vermeide, daß sich auch Niemand keines Zutrinkens, gemessenen Bringens noch Gewartens weder mit Worten noch Zeichen, auch keine Völlerei gebrauche, Niemand seine Ehe breche, noch an der Unehe zu sitzen, noch seiner Ehefrau mit gebührlicher Beiwohnung zu verschaffen unterstehe, noch Wucher oder unziemlichen Gewinn oder Fürkauf treibe, oder die Armen damit drücke,

sondern sich den Geboten Gottes gehorsam und unterthänig zeige, damit Gott seinen Zorn gegen die Christenheit barmherziglich ablasse und von seinem Feind, dem Türken, Sieg und Glück abwende, und gemeiner Christenheit, ihm tapfer zu widerstehen und zur Eroberung und Wiedervereinigung der abgefallenen Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer und Lande, auch zur ferneren Erweiterung des christlichen Glaubens und Vereinigung der Kriege und Zwietracht, so allenthalben in der Christenheit vor Augen sind, Gnade und Hilfe barmherziglich mittheile. Welche aber darüber in obberührten oder anderen Lastern betreten würden, dieselben mit Ernst von uns wegen strafet, nämlich, welcher Mann oder Frau von gemeinen Personen mit obberührten Gotteslästerungen und Fluchen oder dem Zutrinken oder Gewarten in einem oder mehreren Stücken betreten, der oder dieselben sollen erstlich drei Tage, und wer oder welche solches zum anderen Male thäten, acht Tage mit Wasser und Brot gefänglich gehalten, und so sie solches zum dritten Male muthwillig übertreten und mit Wahrheit fürgebracht würde, an Leib und Gut nach Gestalt der Verhandlung und nach Erkenntniß des Rechtes, aber die vermöglichen ansehnlichen Personen, so obberührter Gestalt schwören, fluchen, zutrinken oder gewarten, erstlich um acht Gulden, zum anderen Male um zwanzig Gulden, und so sie solches zum dritten Male muthwillig übertreten und überwiesen würden, durch die Obrigkeit gefänglich angenommen und von unsern, des Herrn und Landesfürsten wegen, an Leib und Gut, nach Gestalt der Verhandlung und nach Erkenntniß des Rechtens, auch die Gotteslästerung, ob die so groß und schmählich wäre, am Leben gestraft werden. Item die Ehebrecher und Ehebrecherinnen, was Standes und Wesens die seyen, sollen des ersten überwiesenen Males um zwanzig, das andere Mal um vierzig und das dritte Mal um sechzig Gulden, und also für und für gesteigert gestraft werden. Item die überwiesenen Wucherer sollen ihre Anlehen- und Fürkauf-Summen nach Inhalt unserer ausgegangenen Declarationen und Mandate verfallen seyn, und alle anderen offene Laster nach Gelegenheit derselben und nach dem Stand der Uebertreter gestraft und gebüßt werden. Welche Personen aber obberührte Geldstrafen zu bezahlen nicht vermöchten, da soll man einen Jeden für fünfzehn Kreuzer verwirkter Pön einen Tag und Nacht mit geringer Speise ohne Wein in dem Gefängnisse abbüßen lassen, und alle die obberührten Geldbußen soll Obrigkeit, darin die Uebertretung geschehen ist, einziehen

und allwegen dem ersten Anzeiger der Uebertretungen von jedem Male ein Viertheil von dem Strafgeld der Uebertretung, so er angezeigt hat, geben und zustellen. Item die so an der Unehe sitzen bleiben, oder ihren ehelichen Hausfrauen verharrlich nicht beiwohnen, denen sollt ihr die Stadt, Märkte und Dörfer, darin sie wohnen, auf ein halbes Jahr, und wo sie an der Widerfahrt wieder in demselben Laster verharrten, auf ein ganzes Jahr oder länger verbieten, und in dem allen Niemand, weder hohen, noch niederen Standes, Edel noch Unedel, Reich oder Arm verschonen. Ihr, die nachgesetzten Obrigkeiten, sollet euch obberührten Vermahnungen, Warnungen und Geboten selbst gemäß halten, damit ihr nicht in dem, was wir euch zu strafen hiermit aufladen, selbst schuldig oder verdächtig befunden werdet. Welche aber unter euch mit obberührten Lastern und Leichtfertigkeiten selbst befleckt sind, oder obberührte Uebertreter nicht, wie sich gebührt, strafen würden, haben wir unserer Regierung befohlen, ihr fleißiges Aufsehen zu haben und euch als Vorgeher auch mit Ernst darin zu strafen.

In seiner Polizeiordnung von 1552 sprach Ferdinand I. noch umständlicher die Strafen der Gotteslästerung aus. So ein gemeiner, armer, unvermöglicher Mann erfahren und betreten würde, der Gott, unsere liebe Frau oder die Heiligen gelästert, oder bei ihren Namen geschworen und geflucht hätte, derselbe soll sogleich, desselben Ortes er gesündiget hat, in die „Prechen“ gespannt, oder in eines der Kirchengatter gelegt und zur Strafe darin einen oder mehre Tage gehalten werden. Welche dann in solcher Lästerung betreten werden, die nicht gar arm, sondern eines Vermögens sind, die sollen für's erste und andere Mal an Geld gestraft werden. Als nämlich der gemeine Bauersmann, Hauer und dergleichen Personen um sechs Kreuzer; der Handwerksmann in Städten um zwölf Kreuzer; der Bürgersmann um zwanzig Kreuzer; die von der Ritterschaft und Adel um einen halben Gulden, Grafen und Herren um einen Gulden Rheinisch. Welche aber in solchem Laster das dritte Mal betreten würden, oder wenn die Lästerung das erste oder andere Mal sogar bedächtlich, freventlich, ärgerlich und vermessen geschähe, gegen dieselben soll ohne Unterschied der Personen, sie seyen hohen oder niederen Standes, arm oder reich, mit zeitlicher Verstrickung, Gefängniß, Wasser und Brot, Leibeszüchtigung und sonst nach Gestalt der Verbrechen und Erkenntniß jeder Obrigkeit sträflich und ernstlich gehandelt und verfahren werden, und hierin gar kein Uebersehen

noch Verschonen der Personen beschehen, sondern, wie oben gemeldet, gegen den Adel durch unseren Landmarschall, Landhauptleute, Verweser und Anwälde, in Städten die ordentliche Obrigkeit und auf dem Lande durch die Landrichter die bestimmte und gesetzte Strafe eigentlich eingebracht, fürgewendet und vollzogen werden. Wenn Geistliche, Gelehrte sich dieses Verbrechens in Gasthäusern, öffentlichen Versammlungen schuldig gemacht, sollen sie durch die Obrigkeit vorgefordert, oder auch im nöthigen Falle ergriffen und den Ordinarien überantwortet werden. Diese sollen strengere und ernstere Strafen, als gegen die Laien, dictiren, damit wir im Falle ihrer Hinläßigkeit nicht bewogen werden, andere gefährliche Ordnung fürzunehmen.

Maximilian II. bestätigte die Satzungen seines Vaters und erläuterte sie 1568 mit folgenden Bestimmungen: Wenn unser gemeines Hofgesinde, als Hartschierer, Trabanten, item der Fürsten, Grafen, Herren und Edelleute Diener, auch andere geringere unsere Offiziere selbst, so nicht vom Adel, erfahren und betreten werden, die Gott den Allmächtigen, unsere liebe Frau oder die Heiligen gelästert oder bei ihren Namen geschworen und geflucht hätten, da sind wir bedacht, daß die zum ersten Male bei dem Profoßen mit Wasser und Brot acht Tage gehalten; zum anderen Mal durch Halseisen in einem Kötherl gestraft; da sie dann zum dritten Mal betreten würden, sie unsers Hofes, und zum vierten Mal, all unserer Königreiche und Länder verwiesen werden sollen. Und da die Grafen, Herren und vom Adel und dergleichen Personen unsers oder unserer geliebten kaiserlichen Gemahlin Hofgesindes erfahren werden, sollen sie erstlich in ihrer Herberge auf acht Tage lang verstrickt, zum anderen Male vom Hof ihrer Dienste beurlaubt, und zum dritten Male am Leib mit Gefängniß oder in andere Wege, nach Gestalt ihres Verbrechens, gestraft werden. Desgleichen soll man gegen andere Grafen, Herren und vom Adel auf dem Lande, so nicht Hofgesinde sind, auch gegen gemeine Bürger und Bauern, vom höchsten bis zu dem geringsten, durch jede ordentliche Obrigkeit, oder da der Verbrecher oder Gotteslästerer betreten wird, ohne Ansehen der Personen, wie hievor begriffen, mit Strafe verfahren. Bei gleicher Strafe, wie Gotteslästerung, wollen wir alle Zauberei, Wahrsagerei und dergleichen verbieten, es sey, daß Jemand solche Zauberei oder Wahrsagerei selbst betreiben, oder solche Wahrsager und Zauberer besuchen würde. (Die Zauberei war also hier der Gotteslästerung gleich gestellt; auf *nachmalige* grausame Verfahren kommen wir weiterhin zu sprechen.)

Ferdinand's III. Landgerichtsordnung von 1656 enthielt ebenfalls, und zwar überaus strenge Bestimmungen gegen die Gotteslästerer. Wer Gott den Allmächtigen, Maria die allerreinste Jungfrau, oder andere Heilige Gottes schmählich lästert, auch mit Worten und Thaten Gott Etwas zumesset, so sich nicht gebührt, oder hingegen Gott Etwas nimmt oder abbricht, so ihm zusteht; ingleichen auch derjenige, der die Gotteslästerung anhört, und den, der also Gott lästert (da es seiner Ehre, Leibes- und Lebensgefahr wegen seyn kann), nicht davon abmahnt, sondern durch sein Anwesen gleichsam darein willigt; oder aber dasselbe, wenn der Gotteslästerer über die beschehene Abmahnung davon noch nicht abstehen wollte, gefährlicher Weise verhalten und nicht anzeigen würde; nicht weniger auch, wer bei den heiligen Sacramenten, Wunden, Kreuz und Leiden unsers Erlösers vorsätzlich und wohlbedächtlich fluchet: der ist landesgerichtlich zu strafen. Bei dem gemeinen Fluchen und Schwören aber, so mehr aus einer bösen Gewohnheit, als Vorsatz herfließt, ist jede Ortsobrigkeit die Strafe vorzunehmen befugt und schuldig. Es ist hiebei zu wissen, daß man in diesem abscheulichen Laster nicht alle Ordnung, so sonst in Nachforschungen gewöhnlich, in Acht nehmen, sondern so gut man nur kann, nachforschen und in gleichem Laster ergriffene Personen (ausgenommen, es wäre ein Feind) glauben darf. So der Befragte die Gotteslästerung bekennt, solche hernach bestätigt, oder aber durch genugsame Zeugen überwiesen ist, soll er nach Gelegenheit der Umstände und Schwere der Gotteslästerung, schwerer oder gelinder gestraft: als nämlich, wenn es eine vorsätzlich wohlbedächtliche Gotteslästerung im höchsten Grade ist, mit glühenden Zangen gerissen, Riemen aus seinem Leibe geschnitten, zur Richtstatt geschleift, die Hand, welche er dazu gebraucht, abgehauen, die gotteslästerliche Zunge, so weit sie aus dem Munde zu bringen, abgeschnitten, und der Leib lebendig zu Staub und Aschen verbrannt werden. Ist aber die Gotteslästerung nicht mit so gar schweren Umständen beladen, doch aber gleichwohl wider Gott und dessen reinste Mutter oder andere Heilige, entweder mit unehrlichen schmählichen Worten oder Thaten beschehen: so soll der Gotteslästerer durch das Schwert vom Leben zum Tode gerichtet, ihm aber vorher die Zunge, Hand oder dasjenige Glied, dessen er sich zur Gotteslästerung bedient, ausgeschnitten und abgehauen werden. Die Strafe des gemeinen Fluchens oder Gotteslästerns betreffend, wollen wir, daß nämlich die gemeinen Leute, wenn

sie zum ersten Mal ergriffen werden, im Gefängniß mit Wasser und Brot auf acht Tage, oder eben so lange in Banden und Eisen zur öffentlichen Arbeit angehalten; zum anderen Mal an das Holz (so man insgemein Kreuz nennt) oder Halseisen; zum dritten Mal drei Tage nach einander an den Pranger gestellt, und das Verbrechen ihm schriftlich an die Brust geheftet; dann zum vierten Mal, wo keine Besserung zu hoffen, und die Flüche der Gotteslästerung wohlbedächtig geschehen, nach vorhergehender Durchbrennung oder gar Ausschneidung der Zunge, des Landes verwiesen; das gemeine Schwören aber soll von jeder Ortsobrigkeit nach Gestalt der Sachen, in gebührende Strafe gezogen werden. Die Adelichen und höheren Standespersonen aber, nachdem sie vorher davon alles Ernstes und mit scharfem Verweis abgemahnt, sollen für's erste auf acht Tage in den Hausarrest geschafft, das andere Mal ihrer habenden Dienste beurlaubt, das dritte Mal am Leib mit wirklichem Gefängniß, oder in andere schärfere Wege nach Beschaffenheit des Verbrechens abgestraft werden. Die Umstände, so die Gotteslästerung schwerer machen, sind: wenn die Gotteslästerungen nicht gleich auf einmal, sondern zu unterschiedlichen Zeiten wohlbedächtlich geschehen; wenn es Einer oft thut und Gewohnheit daraus macht; wenn Einer über vorhergegangene Abmahnungen gleichwohl im Lästern fortfährt; wenn es mit Fleiß erdachte und gar sonderbar ausgesuchte Gotteslästerungen sind, oder mit absonderlichem Frevel oder mit Vermessenheit geschehen; wenn Einer Gott lästert, der in großem Ansehen und groß geachtet ist, denn er gibt hierdurch desto größeres Aergerniß; wenn sie an einem Orte geschehen, wo das Gotteslästern nicht also im bösen Brauch ist, daß man also durch ein scharfes Exempel der bösen Nachfolge vorkommen muß; die Juden und dergleichen leichtfertige, lasterhafte Leute sollen auch schärfer, als Andere, gestraft werden; wie dann auch die Gotteslästerung, so mit der That beschieht, schwerer ist, als die Lästerung der Zunge. Hingegen sind erleichternde Umstände: wenn Einer die Lästerung alsobald bereut und widerruft; wenn Einer Lästerworte ausspricht in einer fremden Sprache, deren er nicht kundig ist, und nicht weiß, was die Worte in sich haben; diejenigen, so keinen oder weniger Verstand haben, sollen allein nach dem, als ihr Alter und Verstand mit sich bringt, gestraft werden; Trunkenheit und Zorn entschuldigen in diesem Laster zwar keinen; jedoch können dergleichen nach Beschaffenheit der Sache eine Milderung nach sich ziehen; wie denn auch sonst in allen Lastern

keine bloßen Entſchuldigungen gelten, ſondern in den ſchwereren die Landgerichtsherren auf's ſchärfſte, in den geringeren aber jede Ortsobrigkeit der Gebühr nach mit Strafe verfahren ſoll, damit Gott der Allmächtige die nachläſſigen Obrigkeiten und das ganze Land aus billigem Zorne nicht ſelbſt ſtrafe.

Wie Ferdinand I. in ſeiner Polizeiverordnung der Gotteslästerung, Unſittlichkeit und Völlerei zu ſteuern ſuchte, ſo ſtrebte er auch, wiewohl beinahe ohne Erfolg, den dazumal aufgekommenen und übertriebenen Luxus in der Kleidung zu verbannen; weil, wie er ſagte, dadurch der Unterſchied zwiſchen Geringeren und Höheren aufgehoben, Verſchwendung, Hochmuth und Neid erregt werde. Alle Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten werden, ſo hieß es in der Verordnung, gnädig erſucht, ihre Cleriſei und Geiſtlichen dahin zu vermögen, daß ſie ſich mit ihren Kleidungen in Kirchen und auf Gaſſen, wie es ihrem Stande wohl geziemt und die geiſtliche Ehrbarkeit erfordert, ehrbar und geiſtlich halten und tragen und alle unziemliche Köſtlichkeit, auch leichtfertigen, ärgerlichen Wandel, Leben und Weſen gänzlich abſtellen. Der gemeine Bauersmann, Hauer, arbeitende Leute und Taglöhner, auch ihre Weiber und Töchter auf dem Lande, ſollen hinfür kein wollenes Tuch, ſo inner- und außerhalb unſerer Königreiche und Erblande gemacht wird, deß Elle über drei Ort eines rheiniſchen Guldens werth ſey, zu Röcken oder Mänteln anmachen noch tragen. Es mögen aber die Mannshoſen und Weiberjoppen und Goller von beſſerem wollenen Tuche ſeyn, doch daß die Elle nicht über einen rheiniſchen Gulden koſte, auch Mann und Weiber den Parchent zu aller ihrer Nothdurft, aber Alles unzertheilt und unzerſchnitten, gebrauchen und tragen. Mann und Weib ſollen alles geſchlagene, gezogene und geſponnene Gold und Silber, auch alle ganz und halb Seidenwaare, Camelot, Vorſtat, Harras, Satin und dergleichen Gattungen, weder zu Ringen, Kleidern, Krägen, Wehrgehänge, Schleiern und Gürteln, oder in irgend einer anderen Art hinfür angebrauchen, kaufen, anmachen und tragen. Nur ihre Weiber und Töchter dürfen ihre Kleider oben herum, höchſtens drei Finger breit, mit Vorſtat, Harras oder Satin verbrämen, dergleichen auch Sammet oder ſeidene Haarbänder und ſeidene Zöpfel tragen. Die Männer dürfen von rauher Waare oder Gefüllwerke zum höchſten Fuchsklauen, und die Weiber zu Khymſen Kaninchenrücken, oder ſonſt zu Pelzen und Futtern Lämmer-, Geißen- und dergleichen ſchlecht Gefüllwerk und kein beſſeres tra-

gen. Gemeine Bürger, Krämer, Handwerker, und Inwohner in Städten und Markten dürfen keinerlei Gold, Silber, Perlen, auch ganze oder halbe seidene oder camelotene, nicht zerstückelte, zerschnittene oder verbrämte Kleider, desgleichen kein Fehen, Marder oder dergleichen köstliches Futter tragen, sondern müssen sich mit ziemlicher, gebührlicher Tracht von wollenem lyndischen Tuch, Vorstat, Harras, brüggischem Atlas, Satin, oder von rauher Waare, mit halbem Vehwammen oder Rücken bescheiden verbrämen, auch zu Khymsen höchstens Feh-, Fuchs- oder Kaninchenwammen brauchen. Desgleichen einen oder mehr Ringe, mit oder ohne Edelstein, nicht über zehn Gulden Rheinisch werth. Krägen mit Seide vernäht, Schleier mit goldenen Leisten, nicht über zwei Finger breit; Taffet, Camelot oder brüggischen Atlas, Goller, ohne Vergoldung beschlagene Gürtel, nicht über zehn Gulden Rheinisch werth, und Gesperr nicht über zwei Gulden Rheinisch werth. Desgleichen die Jungfrauen Perlenwickel oder sammtene Haarbänder, doch nicht über sechs Gulden Rheinisch werth. Bürger in der Hauptstadt und anderen Städten, so der Stadt Oberen, als Bürgermeister und Richter, auch vom Rath und alten Geschlechtern sind, so nicht Handwerk treiben, desgleichen auch die Kauf- und Gewerbsleute, dürfen von nun an keinen Sammet, Damas, Atlas oder Seide zu Röcken, auch weder Gold, Silber, Perlen, goldene noch silberne Haarhauben tragen, wohl aber camelotene Röcke, auch seidene Wämmser, außerhalb Sammet Karmosin; auch dürfen ihre Röcke, Mäntel und Kappen höchstens mit anderthalb Wiener Elle Sammet oder Atlas verbrämt seyn. Doch sollen sie kein Tuch die Elle über zwei rheinische Gulden werth, sich anmachen lassen, oder einigen Zobel, Hermelin und dergleichen kostbares Futter tragen. Zum höchsten mögen sie und ihre Weiber das Fehwerk, auch Marderfutter und Khürsen gebrauchen. Es soll ihnen auch erlaubt seyn, einen oder mehr goldene Ringe zu tragen, doch alle über dreißig oder vierzig Gulden Rheinisch nicht werth seyn. Verboten sind aber goldene Ketten, ganz silberne Scheiden an langen und kurzen Wehren, desgleichen sammetene Baretten, Scheiden und Schuh, auch Seide unter die Hosen zu füttern, desgleichen seidene Klappbinden. Desgleichen sollen ihre Weiber sich auch sonst in Kleidung halten, doch keine höhere Seid-, als Tobin oder Taffet, zu Oberröcken sich verschaffen, und auch de[illegible]über einen oder zwei haben noch tragen. E[illegible] müssen sie oben und unten herum:

werk ziemlich verbrämen. Erlaubt sind ihnen ferner zu tragen Joppen von Damask, Atlas oder anderlei geringerer Seide unzerschnitten und unzerstückt und höchstens mit einer halben Elle Sammet oder Atlas verbrämt. Auch sammetene Goller mit vergoldeten Sporren, nicht über vier oder sechs Gulden Rheinisch werth. Auch goldene Ketten nicht über fünfzig Gulden Rheinisch werth; doch sollen sie sich Kleinode und goldene Armbänder zu tragen enthalten. Einen beschlagenen Gürtel nicht über fünf und zwanzig Gulden Rheinisch werth. Einen oder mehr goldene Ringe, so alle nicht über dreißig oder vierzig rheinische Gulden werth. Schleier mit goldenen Leisten drei oder vier Finger breit. Es mögen auch ihre Töchter und Jungfrauen Perlen, Haarbänder und Baretten, bis in fünf und zwanzig Gulden werth, tragen. Die Bürger in Städten und Märkten, Diener und Dienerinnen, auch Handwerksgesellen, sollen sich mit ihrer Kleidung noch geringer, als von den gemeinen Bürgern und Handwerkern bestimmt ist, halten und keine Seide gebrauchen. Advokaten, Secretarien, Pfleger, Vögte und Amtleute, so nicht vom Adel noch Rathe, dürfen sich, sammt ihren Weib und Kindern, den Bürgern von altem Herkommen und Geschlechtern, die aber, so Räthe sind, mit aller Kleidung und Zierung den Adelspersonen gleichhalten. Geistliche und weltliche Herrendiener sammt ihren Weibern sollen sich den gemeinen Bürgern und Inwohnern in Städten gleichtragen. Denen von der Ritterschaft und Adel, so sich von ihren Renten und Gülten ernähren, und sonst sich ihrem ritterlichen und adelichen Stand gemäß halten, sind Sammetröcke und andere Seide, dergleichen eine oder mehre goldene Ketten, die nicht über zwei hundert Gulden werth sind, auch alle rauhe Waare und Gefüllwerk, außer Zobel, zu tragen unverboten, doch so, daß sie solche ihre Kleider weder mit goldenem noch silbernem Tuch oder Stuch schnüren oder Passymann (mit Posamentierarbeit) verbrämen; aber mit drei Wiener Ellen Sammet, Atlas oder anderer Seide dieselbe zu verbrämen, soll ihnen zugelassen seyn, doch daß die auch nicht mit seidenen Schnüren oder Stickwerk, Fransen oder Passymann, sondern allein mit einer Seide an jeden Ort des Gebräms einmal gesteppt werden. Ihnen soll auch ganz sammetenes Hosengesäß, dergleichen Hosen und Wamms mit Stepp und Schnürwerk zu tragen gänzlich verboten seyn. Es mögen auch die vom Adel und Ritterschaft sammetene Barette und, wenn sie wollen, einen ziemlichen Medey daran tragen; aber goldene Steften, Röschen oder goldene Kettchen und anderen dergleichen Schmuck an ihren

Baretten zu tragen ſollen ſie ſich gänzlich enthalten. Damit auch zwiſchen dem Adel, und denen, ſo Ritter ſind, ein Unterſchied gehalten werde, ſollen die vom Adel, ſo nicht Ritter ſind, meſſingene oder vergoldete Sporen, Wehrgehänge, Pferdezeug und dergleichen zu tragen und zu führen unterlaſſen. Diejenigen aber, ſo vom Adel ſind und ſich von ihren Renten und Gülten und ſonſt dem adelichen Stand gemäß nicht halten, ſondern ſich Kaufmannsgeſchäften und bürgerlicher Hanthierung widmen, ſollen keinen Sammet oder Carmoiſinſeide aufmachen, ſondern zum höchſten Damask, Atlas oder andere geringere Seide, doch unverbrämt, tragen; aber andere ihre Kleider, ſo nicht Seide, mögen ſie mit drei Ellen Sammt und nicht darüber verbrämen; desgleichen ſammetene Wämmſer und Barette, auch goldene Ringe und Haarhauben, und dann eine Kette, die nicht über hundert Gulden Rheiniſch werth ſey, tragen. So mögen derer vom Adel und der Ritter Hausfrauen ſich mit der Kleidung ihrer Männer gleichmäßig halten, und vom Gefüllwerk meiſtens marbene Khürſen und Futter gebrauchen; doch ſollen ſie ſich über drei ſeidene Ehrenröcke nicht anmachen laſſen noch tragen, und wenn ſie dieſelben verbrämen wollen, mögen ſie ſolches zum höchſten mit goldenem oder ſilbernem Tuch blos oben herum und nicht über ein halbes Viertel einer Wiener Elle breit thun; aber Sammet oder Seide mögen ſie oben und unten, doch um ein Kleid nicht über drei Ellen, und dann das Gefüllwerk ihrem Gefallen nach verbrämen; doch ſoll ihnen das Schnür-, Stick- und Stepp-Werk auch verboten ſeyn. Wenn einige wären, ſo mehr Kleider, denn jetzo gemeldet, hätten und dieſelben für ihre Kinder und Töchter behalten wollen, ſoll ihnen dies unbenommen ſeyn. Auch mögen ſie Baretten und Hauben tragen, doch ſo, daß ſie mit allen Bändern und Schmuck nicht über zwei und dreißig Gulden Rheiniſch werth ſeyen. Es mag auch eines Edelmanns oder Ritters Hausfrau und ihre Töchter an Ketten, desgleichen an Heſteln, Hals- und Armband und anderen Kleinoden, ſammt den Ri[illegible] auf drei hundert rheiniſche Gulden werth, und nicht darüber trag[illegible] goldenen Borten und Gürteln nicht über über fünfzig Gulden [illegible] tores und ihre Weiber dürfen auch Kleider, Schmuck, Ketten, [illegible] und anders ihrem Stand und ihrer Freiheit gemäß tragen. Fr[illegible] ren ſammt ihrer Ehegemalin, ſollen keine ganz goldene [illegible] tragen, ſondern ſich zum Unterſchiede des Fürſtenſtandes [illegible] Sie mögen aber Sammet, Carmoiſin- und alle ande[illegible] und die Männer ihre Kleider mit ſilbernem Tuch oder

von den Rittern und dem Adel geſetzt iſt, ohne alle Schnür-, Stick- oder Stepp-Werk; aber die, ſo Ritter ſind, auch mit goldenem Tuch und dann ihre Ehegemal mit Perlen, goldenem oder ſilbernem Tuch; doch ſollen ſie das goldene oder ſilberne Tuch an einem Kleide nicht über drei Ellen verbrämen und auch ohne alle Schnür- und Stepp-Werk tragen. Grafen und Herren dürfen goldene Ketten bis in vier hundert Gulden werth, und ihre Ehegemale Ketten, Kleinoden und Schmuck, ſammt den Ringen auf ſechs hundert Gulden werth und nicht darüber tragen. So mögen ſie auch, ſammt ihren Ehegemalen, an ihren Baretten und Kleidern goldene Medeyen, Stiften und dergleichen Schmuck, beiläufig bis in hundert Gulden werth, tragen, doch ſollen ſie ſich der goldenen Kettchen an den Baretten und Gebrämen enthalten. Der Grafen, Herren, Ritter und derer vom Adel Diener, dergleichen auch derſelben Hausfrauen, Dienerinnen, ſo nicht vom Adel ſind, ſollen ehrliche Kleidung gebrauchen, beiläufig wie von den gemeinen Bürgern in Städten geſetzt und geordnet iſt. Alle und jede Landleute, Unterthanen und Inwohner hohen und niederen Standes, beiderlei, Mann und Frauengeſchlecht, werden gnädig erſucht, ſich nicht allein dieſer unſerer fürgenommenen Ordnung und Reformation der Kleidung gehorſam zu halten und darüber nicht zu ſchreiten, ſondern vielmehr noch genauer einzuziehen und alſo je ein Stand den anderen, und ſonderlich die Höheren den Niederen, zu Abſtellung dieſes hochſchädlichen Mißbrauchs der Köſtlichkeit ein gutes Vorbild zu tragen, und fürnehmlich ſind die Frauen ermahnt, daß ſie ſich zu und in der Kirche ehrbarer, unärgerlicher, wohlbedeckter Kleidung befleiſſigen und ihre zierlichen Gebäude, Schmuck, auch ſcharf und reiſige Kleider außerhalb der Kirche gebrauchen, damit zwiſchen dem Kirchengang und anderen weltlichen Verſammlungen ein billiger Unterſchied geſehen, auch das gemeine Volk dadurch deſto weniger geärgert und von Andacht entzogen werde. Zugelaſſen iſt jedoch, daß jene Kleider, welche vor dieſer Kleiderordnung gemacht und derſelben zuwider ſeyn möchten, ein ganzes Jahr nach dato dieſer Ordnung getragen oder dazwiſchen veräußert werden. Welcher und welche Perſonen aber hohes oder niederes Standes ſich dieſer Ordnung, ein Jeder nach ſeinem Stande, nicht gemäß halten und die verbotenen Kleider oder Zierden anmachen laſſen oder tragen, oder ſich davor, ſo vor dieſer Ordnung gemacht wären, nach Erſcheinung eines Jahres nach dato gebrauchen würden, der oder dieſelben ſollen allenthalben durch ihre ordentliche Obrigkeit erſtlich um den zehnten Theil

desſelben verbotenen ganzen Kleids, zum anderen Mal um die Hälfte, und ſo ſie zum dritten Mal damit betreten würden, um dasſelbe ganze Kleid, Gezierde oder Kleinod, es ſey von Gold, Silber, edlem Geſtein, Seide, Gefüllwerk oder Anderem, geſtraft werden. Von welchen Strafen, ſo oft ſie an Gold, Kleidern oder Kleinoden fallen, ſoll der vierte Theil alſobald dem Anzeiger, zwei Theile armen, nothdürftigen Leuten, und der übrige Theil der Obrigkeit, und wo kein Anzeiger vorhanden, der vierte Theil auch armen, nothdürftigen Leuten, allenmaßen wie von Gottesläſterern geordnet iſt, erfolgen und zugeſtellt werden. Den Obrigkeiten wird endlich ernſtlich auferlegt, die Handwerker, ſo verbotene Kleidung, Gezierde und Anderes dieſer Ordnung zuwider wiſſentlich machen, ſtreng zu ſtrafen.

Sparſamer, als der Bürger und Bauer, ging damals der Beherrſcher zweier Welttheile, Karl V., mit dem Sammet um, der, als er von dem Augsburger Reichstage 1548 nach Naumburg kam, und im Freien ein Regen ihn überraſchte, ſo beſorgt für ſeinen ſammetenen Hut und ſeinen mit Sammet beſetzten Mantel war, daß er ſchnell in die Stadt ſchickte und ſich ſeinen grauen Filzmantel und Filzhut holen ließ, ja, bis dieſe anlangten, einſtweilen den Sammetmantel umwendete, den Hut unter den Mantel hielt und ſich auf den bloßen Kopf regnen ließ! *)

Wie den Luxus der Kleidung, ſo ſuchte Ferdinand I. in ſeiner Polizeiordnung auch jenen bei Gaſtmälern üblichen einzuſchränken, namentlich auch die Mahlzeiten bei Kindtaufen und Hochzeiten, die da „zu merklicher Ringerung und Verſchwendung des zeitlichen Vermögens und zum ſchädlichen Nachtheil gemeinen Nutzens, je länger, je mehr zunehmen,“ in beſtimmte Gränzen zu weiſen. Es wurde verordnet: daß die von der Ritterſchaft und gemeinem Adel zu ihren hochzeitlichen Ehren und Freuden nicht über zwei und dreißig, und die Grafen und Herren nicht über vierzig Perſonen, Frauen und Männer, laden, und ſollen die von der Ritterſchaft und gemeinem Adel nicht über ſieben oder acht, die Herren und Grafen aber nicht über zehn oder zwölf Gerichte aufſetzen mögen. Und Grafen und Herren, ob ſie wollen, zum höchſten vier, aber Ritter und Edelleute drei Mahlzeiten halten und damit ihre Hochzeit enden. Die anſehnlichen Bürger und Kaufleute in Städten ſollen zu ihren Hochzeiten nicht über vier und zwanzig Perſonen laden, mit Ausnahme ihrer Kinder, deren auch nicht über zehn ſeyn; die ſollen auf eine

*) Luther's Opera a. a. O. S. 81.

Mahlzeit nicht über sechs Gerichte geben, und mehr denn die zwei Mahle, Abends und Morgens, zum Kirchengang nicht halten. Die gemeinen Bürger, Handwerker und Inwohner in Städten und Märkten, desgleichen die Bauersleute und Hauer auf dem Lande, sollen zu ihren Hochzeiten über sechzehn Personen nicht laden und über vier Gerichte nicht geben. Sie mögen, wenn sie wollen, des Abends zu einem Tische die nächsten Freunde haben, und des anderen Tages, Morgens, das Hochzeitsmahl halten. Die Mahle bei Kindestaufen, so bisher an vielen Orten mit großem Gepränge und unnothdürftiger Verschwendung gehalten worden, werden gänzlich aufgehoben und abgeschafft; doch soll es den Müttern und Vätern unbenommen bleiben, ihre nächsten Verwandten allein, als Eltern, Geschwister und Gevattern, zu laden, und der obbestimmten Ordnung nach zu begasten. Welche aber diese Satzungen überschreiten würden, die sollen, so oft und viel das geschieht, von jeder Obrigkeit in nachfolgender Weise unnachläßlich gestraft werden. Nämlich der Bauersmann und Hauer auf dem Lande von jeder verbotenen, sträflichen Hochzeit zehn Gulden, ein Bürger, Kaufmann und Handwerker in Städten und Märkten zwanzig, ein Edelmann und Ritter dreißig, und Grafen und Herren fünfzig Gulden. — Aber auch diese scharfen Verordnungen und die für damalige Zeit beträchtlichen Geldstrafen machten geringe oder keine Wirkung. Nach wie vor lud der Adel Hunderte von Gästen auf seine Schlösser, und die wilden Trinkgelage pflegten vor einem halben Monate nicht zu enden. Auch die dieserhalb erlassenen Mandate Maximilian's II., Rudolf's II. und Ferdinand's II. bewirkten keine bleibende Besserung, und besonders nach den bestandenen Drangsalen des dreißigjährigen Krieges trat der alte Hang zu Schmausereien und Zechgelagen wieder mit verstärkter Kraft hervor. Man kann sich einen Begriff davon machen, wenn man vernimmt, daß bei einer hochadelichen Vermälung im Jahre 1666 nicht weniger, als acht Ochsen, hundert Schöpse, fünfzig Kälber, eben so viele Lämmer, zehn Mastschweine, achtzig Spanferkel, sechs Wildschweine, hundert Fasanen, eben so viele Truthühner, hundert sechzig Rebhühner, achtzig Gänse, hundert Wildenten, vier hundert Schnepfen, zwei hundert Kapaunen, acht hundert Hühner, drei hundert Wachteln, vier hundert Tauben, vier hundert Pfund Speck, zwölf hundert Citronen, eben so viele Orangen, und hundert Granatäpfel verbraucht wurden *).

*) Austria für 1842, S. 115.

Die Verschwendung auf der einen Seite brachte auf der anderen die raffinirtesten Speculationen und den unbändigsten Wucher hervor, der, während des Mittelalters in den österreichischen Rechtsbüchern kaum genannt, jetzt plötzlich eine Höhe und Künstlichkeit erlangt hatte, daß Ferdinand I. in seiner Polizeiordnung gesetzlich dagegen ankämpfen mußte. Die dagegen erlassene Vorschrift lehrt uns zugleich die Art kennen, wie die Wucherer das Gesetz, welches die Zinsen von Hundert auf Fünf feststellte, zu umgehen verstanden. So kommt es für — sagt die Verordnung — daß in unseren Ländern mannigfaltige Wucher-Contracte geübt werden, die nicht allein unziemlich, sondern auch unchristlich, wider Gott und Recht sind; daß nämlich Etliche eine Summe Geldes, als acht hundert Gulden hinleihen, und doch in den Kaufbrief mehr denn tausend Gulden setzen lassen. Desgleichen daß Einige seyn sollen, die um ein kleines Versäumniß der Zeit, so sie zu der Bezahlung ansetzen, ein übermäßiges Interesse fordern, und mit der Hauptsumme steigen und dieselbe umschlagen. Item, daß Etliche Getreide, Pferde, Tücher und dergleichen Waaren an ein Geld kaufweise anschlagen, und viel höher, als solche Waare immer werth seyn mag, und dadurch einen merklich großen Wucher, wie männiglich weiß, zuwege bringen. Item, daß Etliche ihr Geld hinweg leihen und nehmen von Hundert ein Nämliches und muß der Entlehner ihnen dazu ein merkliches Dienstgeld, darum sie doch zu dienen nicht mehr schuldig sind, vorschreiben, auch solches Dienstgeld ohne Bezahlung der Hauptsumme nicht aufschreiben oder aufsagen dürfen und mögen. Item, daß Etliche allein Geld an Münze hinweg leihen, lassen doch die Verschreibung auf Gold stellen. Item, daß sie eine Summe Geldes auch vorgeblich hinleihen, dagegen muß aber der Entlehner ihnen etwa eine große Waare und ganz in einem geringen Werthe zustellen, darin sie ihre Hauptsumme und einen großen Gewinn wohl doppelt oder dreifach haben und befinden. Item, Etliche leihen ihr Geld mit diesen verbotenen Bedingungen hinweg, daß der Entlehner zu vier Märkten, so sie ihm nennen, ein Namhaftes dafür verzinsen oder Aufgeld geben muß, macht wohl Etwas mehr, als von Hundert — Zwanzig. Da aber solche und dergleichen Contracte ungöttlich, in den gemeinen, geschriebenen Rechten verboten, so setzen, ordnen und wollen wir, allen Richtern, geistlichen und weltlichen, gebieten, wenn solche Wucher-Contracte für sie gebracht werden, daß sie dieselben für unwürdig, kraftlos und unverbindlich erklären, und darauf keine Execution

oder Vollziehung thun. Zudem soll derjenige, so solchen Wucher hinfüro üben würde, den vierten Theil an seiner Hauptsumme verlieren, und dieser seiner Obrigkeit heimfallen.

Auch in anderer Beziehung sorgte Ferdinand I. angelegentlich für das Publicum. Um bei Prozessen Erleichterung zu gewähren, wurden die Arbeiten der Advokaten, Procuratoren, Supplikenschreiber und, wie die Verordnung sagt, Schriftmacher jährlich durch die Obrigkeit taxirt. Es war ihnen verboten, die Sachen vorsetzlich zu verlängern, und die Obrigkeit mußte darüber wachen, daß sie sich des Injurirens und Schmähens in Schriften, Rechtssätzen oder Vorträgen gegen einander gänzlich enthielten, damit daraus nicht Anlaß zu neuen Klagen und Zögerungen hervorgehe.

Gegen herumstreichendes Gesindel ergriff Ferdinand I. kräftige Maßregeln, die er in seiner Polizeiordnung auf ledige müßige Personen, Schotten und Savoyer, Bettler, Zigeuner, Schalksnarren, Landstreicher, Sänger und Reimsprecher verwandte. Unbekannte Müßiggänger und Streicher müssen, so wurde verfügt, abgeschafft werden. Schotten, Savoyer, welche Maurer und Rauchfangkehrer, und dergleichen ausländische, unangesessene Krämer und Landfahrer, dürfen nur auf Jahrmärkten und Kirchtagen ihren Kram aufschlagen und wo die königliche Hofhaltung ist. Zwischen den Jahrmärkten dürfen sie nicht von Ort zu Ort herum ziehen, ausgenommen wenn sie in irgend einer Stadt oder Markt angesessen sind und eine genugsame Urkunde von ihrer Behörde aufweisen. In diesem Falle dürfen sie, wie andere Krämer, im Lande ihren Kram aufschlagen oder feil haben. Hausieren dürfen sie aber eben so wenig, als andere Krämer oder Bürger; die jetzt im Lande herum irrenden Personen dieser Art müssen sich binnen einem halben Jahre ansiedeln oder das Land verlassen. Betteln darf Niemand, der nicht mit Schwachheit oder Gebrechen seines Leibes beladen und dessen nothdürftig ist. Die Kinder der Bettler müssen ihnen genommen und zu Handwerken oder sonst zu Diensten angewiesen werden. Jede Stadt oder Gemeinde soll ihre Armen selbst ernähren und erhalten. Nur wenn deren so viel sind, daß die Gemeinde dies nicht vermag, dürfen die Armen, mit hinreichenden Urkunden versehen, in andere Städte, Märkte und Flecken betteln gehen. Die Erlässe wegen der Zigeuner haben wir schon weiter oben kennen gelernt. Auch das Narrenwesen traf damals der Bann des Gesetzes. Die sogenannten Hofnarren, die erst seit

Betten, das Bettgewand ſollen ſauberer und beſſer, als bisher, gehalten werden. Fünftens. Man ſoll nicht mehr Leute hinein nehmen, denn man wohl erhalten mag. Sechſtens. Der Spitalmeiſter ſoll Niemand im Spital leiden, ſo deſſen nicht nothdürftig iſt, und ſich darüber alle Monate ausweiſen. Siebentens. Der Biſchof von Wien, die Prediger, Pfarrleute und Beichtväter ſollen die Chriſten zu Almoſen für das Spital auffordern. Achtens. Zwei von dem Bürgermeiſter eigens dazu beſtimmte Rathsherren ſollen wöchentlich das Spital und die kranken Leute viſitiren, ſo ſie Unordnung finden, es dem Bürgermeiſter anzeigen, der dann helfen ſoll. Neuntens. Der Bürgermeiſter ſoll alle Monate das Spital einmal viſitiren und heimſuchen. Zehntens. Das Spital hat viel Getreide und Weinbau. Es iſt gut zu überlegen, ob es nicht vortheilhafter wäre, die Gründe zu verkaufen und von den Zinſen das Spital zu erhalten. Bei einem Mißjahre leiden die Einkünfte des Spitals, und bei guten Jahren iſt Alles wohlfeil zu kaufen. Eilftens. Die niederöſterreichiſche Regierung ſoll alle Quatember das Spital und die armen, nothdürftigen Leute viſitiren und heimſuchen.

Uebertriebenen ärztlichen Forderungen zu begegnen, diente eine Verordnung Ferdinand's I. „von den Aerzten und ihrer Belohnung," wo es heißt: „Da uns auch in vielen Wegen glaubwürdig vorkommt, daß etliche Aerzte, wenn ſie zu den Kranken gerufen werden, die Leute mit der Belohnung ganz beſchwerlich halten, drängen und ſchätzen, und die Armen, ſo kein Geld haben, gar nicht beſuchen, ſo ordnen und wollen wir, daß die Aerzte, wenn ſie zu Kranken gerufen werden, bei Vermeidung ernſtlicher Strafe, Jedermann mit ihrer Kunſt treu und beſten Fleißes helfen und beiſtehen, und dies, außer genügender Verhinderung, Niemand verweigern oder verziehen; dagegen ſollen einem Arzt, der nicht proviſionirt und beſtellt iſt, für jeden Gang von vermögenden Perſonen zwanzig Kreuzer, von gemeinen Leuten und Dienern zehn Kreuzer gegeben werden. Würde aber ein Arzt zu einem ganz Armen, der den geſetzten Lohn nicht zu geben vermag, gerufen werden, ſo ſoll er dem dürftigen Kranken ohne alle Belohnung, um Gottes willen, aus chriſtlicher Liebe und in Erwägung, daß ihm ſolches von Gott in anderem Wege erſtattet werden könne, gewärtig und willig mit ſeiner Kunſt, treuem Rath und Beiſtand zu helfen, ſchuldig und verbunden ſeyn. Ob ein Arzt aus der Stadt von Jemand auf das e oben ſteht, ſich deſſen, außer Verhinderu r nach dem

Arzt schickt, auf seine Kosten ihn mit Roß, Fuhr und Zehrung hin und wieder bringen, und ihm noch dazu als Belohnung von jeder Meile, die der Arzt zu dem Berufer zu ziehen hat, zwanzig Kreuzer, und als oft er einen Tag stille liegt, einen rheinischen Gulden nebst dem Unterhalte geben. Aber bei der Heimkehr soll dem Arzt für die Meile der Lohn von zwanzig Kreuzern nicht bezahlt, auch über diese Satzung Niemand beschwert werden. Wo nun ein Arzt zu Jemand gerufen würde, in dessen Brot mehr, als eine Person, krank wären, soll dem Arzte jeder Gang für alle kranken Personen nicht mehr, als ob er nur Einen Patienten daselbst besucht hätte, genannter Maßen gelohnt werden. Doch soll es Niemand verwehrt seyn, den Aerzten, nach Gestalt ihrer gehabten Mühe, auch Etwas über den gesetzlichen Lohn zu verehren.

Unter Ferdinand I. erschienen auch (1554 und 1564) Apothekerordnungen. Er befahl, daß die Apotheker durch obrigkeitlich dazu verordnete und der Sache verständige Personen, aufs wenigste jedes Jahr Einmal fleißig visitirt und besichtigt, alle verlegenen und untauglichen Materialien und Species abgeschafft, und besonders Maß und Ordnung gegeben werden, damit die Apotheken mit guten, frischen und gerechten Materialien versehen, auch die Recepte nicht so hoch gesteigert, und Niemand in Bezahlung der Arzneien zu viel beschwert werde. Maximilian II. und Rudolf II. erließen ähnliche Apothekerordnungen, welche unter Ferdinand III. neu und für die damalige Zeit passend umgearbeitet und 1644 als neue Apothekerordnung für Wien und Oesterreich unter und ob der Enns publicirt wurden. In Wien, so setzte im Wesentlichen diese Verordnung fest, sollen nur zehn Apotheken bestehen. Niemand, der nicht vom Decan der medicinischen Facultät im Beiseyn zweier geschickten Apotheker approbirt, von ehrlicher Geburt und katholischer Religion ist, und früher nach überstandenen Lehrjahren eine ordentliche Kundschaft erworben hat, darf eine Apotheke aufrichten oder an sich bringen. Dies Examen soll auch praktisch seyn. Der Examinirte gelobt dem Decan der medicinischen Facultät Gehorsam in Bezug auf die Kunst, Fleiß und Redlichkeit in seinem Geschäft, Bereitung guter Arzeneien genau nach Vorschrift der Aerzte, die Taxe nicht zu überschreiten, und kein gefährliches Mittel ohne Vorwissen eines Doctors auszugeben. Das Zeugniß der Approbation ist in Wien dem Bürgermeister vorzubringen. Die Witwe eines verstorbenen Apothekers führt das Geschäft mit einem geprüften Provisor fort. Kein Apotheker darf zwei Apotheken, und kein Doctor, außer er gäbe

seine ärztliche Praxis auf, eine Apotheke halten; auch soll der Apotheker nicht in die Praxis der Aerzte eingreifen. Die Aerzte dürfen jedoch ihrem Hausgesinde selbst Arzeneien verabreichen, auch wenn sie Arcane besitzen, dieselben selbst bereiten und an ihre Kranken verabfolgen, jedoch keinen Handel damit treiben. Den Apothekern ist verboten, nicht nur von keinem Afterarzt u. dgl., sondern auch von keinem Doctor, welcher der Wiener Facultät nicht einverleibt, oder hierin dispensirt ist, ein Recept anzunehmen; sie sind sogar gehalten, solche der medicinischen Facultät einzuliefern, damit die Autores deswegen zur Rede gestellt und bestraft werden. Die Barbiere und Bader, als welche blos die Wundarznei erlernt, dürfen innerliche Medicamente und selbst stark wirkende Klystiere weder selbst bereiten noch verschreiben, sondern sie müssen allzeit, wenn Leute zu ihnen in die Cur kommen, die solche brauchen, einen erfahrenen Medicus dazu rufen. Alle Curpfuschereien sind untersagt. Die Arzneitare soll nicht überschritten, und dieselbe jedes Mal auf das Recept geschrieben werden. Die Taxe ist von der medicinischen Facultät mit Beiziehung der Apotheker zeitgemäß zu bestimmen. Aus den Apotheken der Klöster und anderer geistlichen Häuser dürfen keine Medicamente verkauft werden. Arzneikrämer, Marktschreier u. dgl. sind abgeschafft; jedoch dürfen sie auf offenen Jahrmärkten mit Erlaubnißzetteln der medicinischen Facultät feil haben. Materialisten, Krämer u. dgl. dürfen weder Arznei-Präparate führen, noch die Simplicia im Kleinen verkaufen. Die Wurzeln und Kräuter sind gleich nach ihrer Einbringung zu visitiren ꝛc.

Mit Ausnahme der, durch die damaligen Inquisitoren Henricus Institoris und Jacobus Sprenger 1487 entworfenen eigenen Gerichtsinstruction für die Hexenprozesse, welche 1489 mit Approbation der weltlichen und geistlichen Obrigkeit zu Köln gedruckt erschien und den schaurigen Titel: „Malleus maleficarum" (Hexenhammer) führte, hatte bis zum sechzehnten Jahrhunderte ein allgemein durchgreifendes Gesetz über das Verbrechen der Zauberei und Hexerei und über das Verfahren bei ihrer Aburtheilung, weder in Oesterreich überhaupt, noch in Tirol bestanden. Die römischen und deutschen Reichsgesetze, und die einzelnen Verfügungen dieses und jenes geistlichen und weltlichen Fürsten, waren mehr Entscheidungen besonderer Fälle, als bestehende Gesetze. Der Gegenstand erschien so schwierig, und die speciellen Fälle der Missethat so verschiedenartig und immer neu, daß man bei jedem [illegible] den wieder um eine Norm der Behandlung verlegen

war. Nicht der Gesetzgebung, sondern nur der Doctrin, schien der Gegenstand lange zur Behandlung verfallen. Schon der Möglichkeitsbestand der Hexerei wurde bald bestritten, bald vertheidigt, und man wollte über die Wesenheit dieses Lasters nie recht einig werden; um so weniger konnte die Justizgesetzgebung in ihren Bestimmungen hierüber festen Fuß fassen. Gesetzgeber und Richter unterwarfen sich daher in ihren Decreten fast immer der Autorität dieses oder jenes Rechtsgelehrten und Schriftstellers, welcher ihnen bekannt oder vertrauenswerth schien, und so hatte jedes Land sein eigenes Gesetz und sein eigenes Verfahren fast für jeden einzelnen Fall, wobei natürlich die Willkür doppelt freies Feld fand. Erst 1532 erschien, auf besondere Verwendung des Freiherrn Johann von Schwarzenberg, die peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V., und unter der Regierung dieses Monarchen wurden manche Eigenthümlichkeiten des spanischen Inquisitionsverfahrens auch in den deutsch-österreichischen Provinzen und in Tirol praktisch, von verschiedenen Gerichten auch verschieden adoptirt und mit den einheimischen Gesetzen vermengt.

Ferdinand's I. Polizeiordnung athmete weit größere Aufklärung, als die späteren Zeiten; denn Wahrsagerei und Zauberei nennt er abergläubische Dinge, und betrachtet sie nicht als wirkliche Wahrsagerei und Zauberei, sondern als Gotteslästerung. Aber die verschärften Strafen, welche, wie wir gesehen, Maximilian II. gegen die Gotteslästerung verhing, mußte mittelbar die vermeinte Zauberei mit treffen, und seine ausdrückliche Andeutung: daß man bei der Gotteslästerung nicht alle Ordnung, so sonst in Nachforschungen gewöhnlich, in Acht nehmen, sondern, so gut man nur könne, nachforschen und in gleichem Laster ergriffenen Personen glauben dürfe, — stimmte so ziemlich mit der bei Hexenprozessen gangbaren Ansicht überein, welche die Zauberei als ein Crimen exceptum betrachtete, wobei nämlich der Richter nicht verpflichtet sey, sich genau an die sonst geltenden Grundsätze und Formen des Verfahrens zu halten *).

In Folge der geschilderten Vermengung fremder und einheimischer Gesetze, bestand auch in Tirol bis zum siebzehnten Jahrhunderte ein Gemisch von Gesetzen und Gesetzesgebräuchen, zusammen gesetzt aus dem gemeinen Rechte, den Gebräuchen der damaligen ober- und niederösterreichischen Lande,

*) Geschichte der Hexenprozesse, S. 253.

dann aus der niederöſterreichiſchen Land- und peinlichen Halsgerichtsordnung Karl's V. und den Tiroler Landesſtatuten mit Bezug auf die denſelben angefügten Polizeiordnungen. Die letztere dieſer Polizeiordnungen vom Jahre 1663 (deren Wirkſamkeit ſich auf die geſammte damalige Grafſchaft Tirol, mit Ausnahme der Städte Kitzbühel, Kufſtein und Rattenberg, wo die baieriſche Buchſage galt, erſtreckte) reiht im dreizehnten Abſatze die Hexerei ganz einfach unter die Zauberei und abergläubiſche Wahrſagerei überhaupt, und verhängt als Strafe nur Geldbußen, wovon zwei Viertel des Betrages an Arme und Kranke, ein Viertel dem Anzeiger, und ein Viertel der Obrigkeit ob ihrer Mühe, Sorge und fleißigen Aufſehens willen zukommen ſollte.

Die gedachten zerſtreuten Geſetze wurden in der Folge durch den oberöſterreichiſchen Regimentsrath Erich Fröhlich von Fröhlichsburg geſammelt und möglichſt zu einem Ganzen vereinigt, welches 1696 zu Innsbruck unter dem Titel: „Nemesis Romano-Austriaco-Tiroliensis," erſchien und bald in ganz Deutſchland Anſehen und Anwendung erhielt. Jener Verfaſſer ſchrieb im nämlichen Jahre auch einen Commentar zu Karl's V. und des heiligen römiſchen Reiches peinlicher Halsgerichtsordnung, der eine genaue Ueberſicht über die Geſichtspunkte gewährt, welche man in jenen Zeiten bei den Hexenprozeſſen verfolgte. Im dritten Titel des Tractates über die Verbrechen wird von dem Verbrechen Sortilegii und Magiae gehandelt, und erörtert: Erſtens, wie vielfältig die Zauberei ſey; zweitens, von ausdrücklichen und geheimen Teufelsbündniſſen; drittens, von zauberiſchen Wirkungen in die Ferne; viertens, von der Hexenausfahrt; fünftens, von der weſentlichen Umwandlung oder Transſubſtantiation; ſechſtens, von den Indicien zur Inquiſition und der Vorſorge hierbei; ſiebentens, von dem Gewichte der Ausſage einer Hexe über Mitſchuld (worüber die Meinungen ſehr getheilt waren); achtens, von der Feindſeligkeit der Hexen; neuntens, von den Töchtern der Hexen und den jungen Hexenbuben; zehntens, von den Hexenmahlen; eilftens, von beſonderen Vorſichtsmaßregeln bei Gefangenſetzung der Hexen; zwölftens, von der Converſation mit ihnen; dreizehntes, von der Tortur derſelben; vierzehntens, von der Waſſerprobe; fünfzehntens, von Hexen die nicht weinen können; ſechzehntens, von unterſchiedlichen Specialgriffen, die Wahrheit zu erforſchen, und Gegenmitteln für die Unempfindlichkeit wider die Tortur; ſiebzehntens, von Vollziehung der Strafe, namentlich der Todesſtrafe. Dieſe und noch mehre Erörterungspunkte enthält blos der dritte Titel des zweiten Theils. Als beſondere

Arten der Hexen und Zauberer unterſchied man: Praestigiatores, d. i. Verblender der Sinne; zweitens, Negromantici, Beſchwörer der Geiſter; drittens, Arioli, Wahrſager und Sterndeuter; viertens, Incantatores, Verwünſchende; fünftens, Venefici, Vergifter des Lebens und der Geſundheit durch teufliſche Mittel. Unter den Indicien der Hexerei wurde auch der bloße ſchlechte Ruf einer Perſon, wenn anders die Nachrede von einer ſonſt glaubwürdigen Perſon ausging, als hinlänglich erklärt. Den Ausſagen der Hexe ſelbſt rückſichtlich fremder Mitſchuld wurde nur geglaubt, wenn ſie in und außer dem Torturzuſtande beſtätigt, und die dritte Perſon ſchlechten Rufes war. Dieſer ſchlechte Ruf wurde aber bei den Kindern einer Hexe als angeboren angenommen, weil, wie ſich das Ratiocinium der damaligen Conſulenten überwiegend ausſprach, „das Bier nach dem Faſſe ſchmecke!“ Die Reinigungsprobe durch Waſſer hatte einſt darin beſtanden, daß man die Perſon in's Waſſer warf und ſie, im Falle ſie nicht unterſank (denn das Waſſer, meinte man, nehme nichts Gottloſes an), für eine Hexe anſah; dieſe Probe wurde nun in den öſterreichiſchen Geſetzen „als eine zu verborgene, ungewiſſe, teufliſche, Gott verſuchende Anzeige,“ ausgeſchloſſen. Unter den Vorſichtsmaßregeln bei Verwahrung der Hexen war beſonders, daß man ſie hinderte, in Berührung mit der Erde zu kommen, daher Einſperrung in eigenen Hexenthürmen, oder Aufziehen in einem eiſernen Keſſel, ferner das Abſchneiden der Haare und Nägel, fleißiges Waſchen, Umkleidung und öfterer Wechſel des Kerkerraumes gebräuchlich, um ſo den Inquiſiten den Gebrauch von Mitteln, wodurch er vermeinter Maßen ſich unſichtbar und unempfindlich gegen die Tortur machen könnte, zu vereiteln, und auch das vom Teufel als Bundesmerkmal ihrem Körper eingedrückte Zeichen (Stigma diabolicum) zu entdecken. Unter den beſonderen richterlichen Behelfen, um die Wahrheit zu erforſchen, wurde auch nicht verſchmäht, entweder verkleidet in eigener Perſon oder durch andere Leute die gefangene Hexe, unter Verſprechungen ihrer Befreiung, um ein Pröbchen ihrer Kunſt zu bitten. Die [redacted], als Hauptwaffe der Unterſuchung, konnte während eines Verhörs [redacted]gebraucht und geſteigert werden, und die Unempfindlichkeit der [redacted]nen ſuchte man durch Exorcismen u. dgl. zu bekämpfen. Bei [redacted]ng wurden Advokaten als Vertheidiger der Inquiſiten zuge[redacted]ſe war der Tod durch Feuer, Erdroſſelung oder Schwert; [redacted] ein ſolennes Bündniß vorausſetzte, letztere dann, wenn

kein solches zu erweisen oder die Hexe bußfertig war. Geringfügigere Vergehen der Zauberei und Wahrsagerei wurden mit Gefängniß, Landesverweisung, Verbannung und Geldbußen bestraft. — Dies die Grundzüge desjenigen Strafrechtes und Gerichtsverfahrens, welches in Oesterreich und Tirol im Allgemeinen praktisch war, obwohl fast jede Stadt und jedes selbständige Gericht nach ihren besonderen Statuten Ausnahmen hievon machten. Namentlich wurden in geistlichen Fürstenthümern mehr der römische Gebrauch und das Consilium des römischen Rechtsgelehrten Farinacius beachtet.

Die Bulle Summis desiderantes des Papstes Innocenz VIII. vom 5. December 1484, welche die Veranlassung zu der systematischeren Einrichtung des Hexenverfahrens und dem Malleus maleficarum gab, hatte ausdrücklich erwähnt, daß unter anderen auch in den Diözesanbezirken von Como und Salzburg, der südlichen und östlichen Nachbarschaft Tirols, Hexenwesen und Teufelsdienst Platz gegriffen hätten. Da Gebirgsbewohner in der Regel mehr, als andere, zum Aberglauben geneigt sind, so konnte es nicht fehlen, daß, bei jener Nachbarschaft, auch Tirol bald von dergleichen Spuk angesteckt wurde. Doch scheinen die südlichen und südöstlichen Gegenden, und namentlich der Brixener, Trienter und damalige Salzburger Diözesanbezirk häufiger dem Aberglauben verfallen gewesen zu seyn, als die anderen Landestheile, und dort zündete der Hexenprozeß auch die meisten Scheiterhaufen an. In den Jahren 1614 und 1615 waren der Pfarrer von St. Jens, Johann von Ramponi, und der Landrichter Dr. Gabriel Barbi als Inquisitoren des Fürstbischofs von Trient aufgestellt. Unter ihnen wurden zuerst zwei, dann fünf Weiber wegen des Umgangs mit dem Bösen und des Hexentanzes auf dem Berge Roveno, wie auch wegen Wettermachens und Menschenvergiftung verbrannt. Am 10. April 1615 wurden drei Männer, ungeachtet sie ihr gezwungen eingestandenes Verbrechen bußfertig abgeschworen hatten, dem Feuertode überliefert. Von weiteren fünfzehn Inquisiten hielten einige, worunter auch drei Mädchen unter fünf und zwanzig Jahren, die schreckliche Tortur des gezwungenen Wachens (Tormentum insomniae) und das Aufziehen an dem Seile glücklich aus, und wurden deshalb ab instantia entlassen.

Da die Verordnungen der Päpste Paul III. und Gregor XV. die Todesstrafe nur gegen jene Malificanten verhängten, welche sich einer Tödtung durch Zauberei schuldig machten, so milderte die Anwendung dieser Ge-

ſetze auch die Procedur der Trienter Inquiſition in ſo fern, als man mit dem Scheiterhaufen ſpärlicher umging. Dagegen machte ſich die Willkür anderer Seits wieder Luft. Anſtatt nämlich, wie ſonſt gemeinen Rechtes war, die Zeugenausſagen gehörig zu prüfen, und im Nichterzielungsfalle eines Geſtändniſſes die Anzahl von ſieben geſchworenen Zeugen zu fordern, begnügte ſich der Inquiſitor Ramponi mit den nächſten beſten, auch noch ſo ſchwachen Inzichten und höchſt verdächtigen Ausſagen von anerkannt übelberüchtigten Perſonen oder Mitſchuldigen, incriminirte hierauf die angeſehenſten und geachtetſten Leute, und verurtheilte dieſelben ſogar in dem Falle als ſchuldig, wenn die gegen ſie vorgebrachte Zeugenausſage von den Zeugen ſelbſt noch in der Sterbeſtunde widerrufen worden war.

In der Strafbeſtimmung hingegen war dieſer Inquiſitor ganz eigenthümlich, indem er in jedem Falle, bei nicht ganz ausgewieſener Unſchuld, das ſämmtliche Vermögen des Inquiſiten confiscirte; eine Maßregel, welche der finanziellen Bedrängniß des Fürſtbiſchofs von Trient und Kardinals Emanuel Madruzzo ſehr zu Statten kommen mochte, da blos von den, unter Vertretung eines gewiſſen Dr. Lorenz Torreſani (von welchem noch ein Manuſcript hierüber vorhanden iſt) Verurtheilten eine Summe von beiläufig hundert tauſend Ragneſi (damalige rheiniſche Gulden oder neunzig tauſend Gulden Reichswährung) dem Trienter Aerar zufloß. Kein Wunder, daß Kaiſer Ferdinand's II. redlicher Sinn ſich hierüber empörte, und Derſelbe, wie wir weiter oben (S. 33) geſehen, nicht nur das Anfangen der Prozeſſe mit Captur und Folter, rügte, ſondern auch ganz beſonders die „höchſt ſchmutzige" Güterconfiscation nachdrücklich, leider ohne Erfolg, verbot. — Außer dem Nonsberge kamen im Fleimſer- und Primörthale ſehr viele ſolcher Maleſizunterſuchungen vor. Im Brixener Bezirke wurden 1618—1644 gegen zwanzig Perſonen wegen Hexerei unterſucht und abgeſtraft, und auch im Gerichte Fürſtenberg fanden 1634—1648 zur Schmach des Zeitalters ſolche Hinrichtungen von Hexen Statt *).

Den Hofſtaat, welcher mehr und mehr das Gepräge ſpaniſcher Pracht und Grandezza annahm, ordnete Ferdinand I. durch mehre Inſtructionen. Manche Zweige des Erſteren hatten von den Niederlanden her beſondere

*) Pfaundler: Ueber die Hexenprozeſſe des Mittelalters, mit ſpecieller Beziehung auf Tirol. Innsbruck, 1843; Seite 18 u. f.

Privilegien, welche jetzt abgeschafft und auf den Inhalt der Verordnung selbst beschränkt wurden. Das Personal der Leibkammer bestand aus dem Oberkämmerer, dessen Stellvertreter, und zwei Kämmerlingen; außerdem waren zwei Leibärzte, ein Wundarzt, ein Apotheker, drei Kammerdiener, zwei Barbiere, ein Garderobier und dessen Gehilfe, Heizer, Kammerfourier, Schneider, Kürschner, Schuster, Beinkleidschneider, Leibwäscherin, drei oder vier Thürhüter zur Leibkammer gehörig. Der Oberstkämmerer mußte für die Person des Regenten Quantität und Qualität des Bedarfes an Gold- und Silbertüchern, Seidenstoffen, rauhen Waaren, genau anmerken, jeden Ueberfluß vermeiden und dafür sorgen, daß der Regent nicht überhalten, aber der Handwerksmann für seine Arbeit auch nicht zu kurz komme. Der Stabelmeister sollte „ein durch Tapferkeit ausgezeichneter Mann," die Truchsesse und Mundschenke „des Ansehens und der guten Bedienung wegen von gesetztem Alter seyn, und besonders bei dem Credenzen sich geschickt benehmen." Der Speisenüberrest von der Hoftafel war dem Truchsessentische frei gegeben, aber das Zutrinken demselben streng untersagt. Wenn der Hof über Land fuhr, waren sechs Wagen bewilligt, nämlich: der Kanzlei-, Kammer-, Küchen-, Keller-, Stall- und Conditoreiwagen; sonst durfte am Hofe Niemand Equipage haben. Für die Sittlichkeit und gute, fromme Erziehung der Edelknaben trug Ferdinand durch eine eigene umständliche Instruction Sorge.

Bei besonderen Anlässen entfaltete Ferdinand's I. Hof eine würdige Pracht, wie das von seinem Erstgeborenen, dem Erzherzoge Maximilian, bei Gelegenheit der Ankunft des Herzogs Albrecht von Baiern und seiner Gemahlin, zu Wien 1560 veranstaltete Fest glänzend darthat. Zu dieser Feierlichkeit wurde auf der Burgbastei ein überaus schöner und kostbarer Saal, mit vierzehn marmorirten, an den Knäufen vergoldeten Säulen erbaut; ferner aus dem Arsenal eine große Galeere, Columbine genannt, mit acht und dreißig Ruderbänken und vier und zwanzig Geschützstücken, nebst vielen anderen Fahrzeugen, in die Donau geführt. An den verschiedenen Tagen wechselten Turniere, Festaufzüge, Jagden und Bankette mit einander. Darauf folgte die letzte Festlichkeit: die Belagerung zu Wasser und zu Lande einer auf der Donauinsel am Tabor gebauten, etwa vierzig Klafter langen, zwanzig breiten Festung, die unter den Befehlen Schenkenberg's und Puchhaim's mit sechs hundert Knechten, drei hundert Burgundern und Wälschen, an

fünfzig Reitern, in roth und weißem Atlas über ihren Küraſſen bekleidet, und außerdem mit hundert vier und achtzig, von drei und vierzig Büchſenmeiſtern bedienten Geſchützen beſetzt war. Die Belagerung geſchah zu Lande durch die ſieben Fähnlein der Bürgerſchaft und hundert Reiter; zu Waſſer durch die erwähnten Schiffe. Alles wurde dem wirklichen Kampfe nachgebildet; man machte Gefangene, unternahm Ausfälle, beſchoß, griff an, beſtürmte die Breſche, während die Schiffe volle Ladung gaben und Schiffsſoldaten (Naſaren) ausſetzten. Drei Stürme wurden abgeſchlagen. An vier tauſend irdene Häflein waren mit Ochſenblut und dergleichen gefüllt, und dienten als Wurfgeſchütze, ſo daß die Stürmenden mit Blut bedeckt zurück wichen. Die im Lager wähnten ihre Genoſſen wirklich verwundet und begannen in ihrem Zorne darüber mit Kugeln zu ſchießen, was jedoch bald gehindert wurde. In der Feſtung rührte man nach abgeſchlagenem Sturme die Trommel, der reiſige Zug ſetzte nach, die Naſaren eilten den Schiffen zu, und wer ſich dabei verſpätete, mußte in's Waſſer ſpringen. Auf den Wällen wurden zwei Gefangene — nämlich bloße Strohmänner — gehenkt, was die Belagerer erwiederten, die Leichname der Gebliebenen (Strohmänner) wurden in's Waſſer geworfen, ja ſogar aus den Mörſern geſchoſſen. In der Feſtung füllte man die Breſche mit Schanzkörben an, bereitete Feuerwerk, Pech und Schwefel zur Vertheidigung. Der vierte Sturm endlich entſchied über das Schickſal der Feſte; die Stürmenden nahmen ſie ein, und ſteckten die kaiſerliche Fahne mit dem burgundiſchen Kreuze auf; die Naſaren ſprangen mit grauſamem Geſchrei, wie ihr Brauch iſt; auch auf der Galeere begann man zu ſingen, zu tanzen, zu trommeten, und die lärmende Muſik der Schalmeien und vieler anderer Inſtrumente ertönte über dem Waſſer*).

Die Feſtlichkeiten, welche 1571 bei der Vermälung des Erzherzogs Karl von Steyermark mit Maria von Baiern acht Tage lang zu Wien Statt fanden, wurden ebenfalls durch Ritterſpiele, zugleich aber auch durch allegoriſche Komö[illegible]zeichnet, welche letzteren zugleich ein Merkmal des [illegible]maligen poetiſ[illegible]chmackes abgeben. Nach geſchehener Trauung und [illegible]nem Ma[illegible]ten ſich der kaiſerliche Hof und die vielen anwe[illegible]rem glänzenden Gefolge in das prächtig [illegible]us. Zwei Tage ſpäter wurde auf einem

freien Platze außer dem rothen Thurme über der Schlagbrücke ein Turnier und Ringelrennen abgehalten. Der ganze Plan war mit schönen Bäumen geziert, welche man dort in das Erdreich eingelassen hatte. Daneben erhob sich eine schöne Triumphpforte, auf welcher zwei Fähnlein wehten, das eine roth und weiß, das andere von weißer und blauer Farbe. Mit gleichen Fähnlein waren die Zinnen geschmückt, die den Turnierplatz umfingen, und schöne vielgefärbte Bogen hatte man zwischen den Bäumen befestigt. Das Spiel begann mit einem Kampfe zwischen der Juno und Europa. Iris, die Botin der Ersteren, ließ sich aus den Wolken nieder, und forderte die Richter im Namen ihrer Gebieterin auf, den Kampfplatz ihr und ihren Helden, den Königen von Asien, Afrika und Amerika, zu übergeben. Auf der anderen Seite erschien Europa, in prachtvollem Gewande auf einem Stiere reitend, neben ihr die Sirenen und noch vieles andere Gefolge, vornehmlich aber ihre vier Töchter: Italien, Hispanien, Frankreich und Deutschland. Jede dieser vier Rotten hatte ihre eigenen Trompeter (die Winde des Landes) — ihren Patron und Fürsprecher (die vier Elemente) — ihre Ritter (die vier Jahreszeiten) — ihre Diener und Gefolge (die Flüsse des Landes). An Gewinnsten, die der Obsiegende erhalten sollte, brachte Mars für Italien das Eisen, die Sonne für Spanien das Gold, Jupiter für Frankreich das weiße Zinn, und Luna für Deutschland das Silber. Nebstdem zogen die sieben freien Künste: Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Mathematik, Geometrie, Musik und Astronomie, der Europa zu Hilfe. Den Beschluß machte Diana, die Göttin der Wälder, mit ihrem Gefolge von Löwen, Tigern, Wölfen und Bären. In einem anderen Aufzuge erschien die Victoria; hierauf kamen die vier Laster und die vier Tugenden: Justitia, Prudentia, Fortitudo und Temperantia, endlich Neptun und vier Ritter der Tafelrunde: Robert aus Schottland, Gottwald aus Pannonien, Woldemar aus Markomanien und Weißlandt aus Illyrien. Alle diese und noch viele andere Masken wurden von den höchsten Herrschaften vorgestellt. Der Kaiser selbst war „der streng und nothfest Winter," und zwei seiner Söhne machten den Sommer und den Herbst. Die drei Könige von Asien, Afrika und Amerika waren: die Erzherzoge Ferdinand und Karl, und Wolf von Stubenberg. Unter den übrigen Mitwirkenden finden sich die Namen: Thun, Heißenstein, Trautson, Harrach, Breuner, Liechtenstein, Puchhaim, Fugger, Colloredo, Tannenberg, Redern, Herberstein, Auersperg, Losenstein u. a. m. Den

Dank bei'm Ringelrennen gewann Herr Sigmund Friedrich von Herberstein. Zwei Tage darauf wurde abermals ein großes Turnier abgehalten, und es waren unter den Streitern die Erzherzoge Karl und Ferdinand, Ruprecht von Herberstein, und Gottfried Breuner, dann ein Orenburg und Salm, ein Khevenhüller, Schärpffenberg, Braun, Eckenberg, Kinsky ꝛc. Den Beschluß der Festlichkeiten machte drei Tage später Nachmittags ein Fußturnier. Auf dem Kampfplatze wurde der Berg Aetna vorgestellt, mit Ixion, den gefesselten Titanen, dem Tantalus, den Danaiden, und dem Orpheus. Bei'm Lanzenbrechen erschienen die beiden Herzoge Wilhelm und Ferdinand von Baiern mit Georg von Etzdorf und dem Grafen Ulrich von Montfort, dann der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich mit zwölf Fahnen und der Göttin Fortuna auf einem Wagen, der von vier geflügelten Greifen gezogen wurde, endlich die Landschaft von Oesterreich in weißen Gewändern, und etliche Herren in Schweizertracht, welche den Preis davon trugen. Es wurde so mannhaft gestritten, daß man ganze Arme voll zerbrochener Schwerter und Spieße vom Turnierplatze trug *).

Noch charakteristischer, besonders durch den grotesken Eingang und die Einmischung einer Art Minnespiels, ist das zu Wien 1565 abgehaltene Turnier, welches Wolf Wolfrath, als Augenzeuge im Gefolge des anwesenden Herzogs Albrecht von Baiern, beschrieben hat. „Als mein Herr," erzählt Wolfrath, „bei kaiserlicher Majestät gespeiset hatte, ging er mit allen Herrschaften am 12. Juni zur Jagd. Den folgenden Tag aber hob sich das Fußturnier an, und sind zu demselben eilf Parteien aufgezogen in großem Schmucke, die hatten bei sich Trommeln, Pfeifen und Trommeten. Darunter war auch Herzog Ernst von Oesterreich, des Kaisers Sohn, erst zwölf [illegible] alt, der mit Herzog Karl'n von Oesterreich zwei Spieße im Rennen [illegible]chen, und fünf Streiche mit dem Schwerte gar zierlich gethan. Wie [illegible] Orb[illegible]iederum aus den Schranken abgeschieden wurde, ist [illegible] Marcolfus (nach den alten Volksromanen König [illegible] Hahnenfedern geschmückt, der saß auf einem un[illegible]nd hielt den Schwanz für seinen Zaum in der [illegible] necken, und hielt ihm einen Spiegel [illegible] unfläthigen Spaße, zum Gelächter

Aller.) Den 13. war der Tag Corporis Christi, da man den Frohnleichnam in einer goldenen Monstranz umher trug. Und ging die ganze Bürgerschaft in Prozession, nach ihren Handwerken, von denen jeder Zunft zwei große Kerzen vorgetragen wurden, die waren von Holz, gemalt und übergüldet, in die achtzehn Ellen hoch, daß ihrer gar Viele daran zu tragen hatten. Sie hatten ihre Fähnlein und Federbüsche auf den Hüten, ihre Spielleute vor sich, und trugen auch schöne, geschnitzte Bilder. Die Kerzen waren fast so hoch, wie die Häuser, mit brennenden Wachslichtern umwunden. Auch zogen mit: der Kaiser und alle Herrschaften und ihre Dienerschaften; dann wurde auf dem Schlosse gespeiset; waren der Weibsbilder dabei hundert vier und fünfzig, und Abends war Hoftanz. Mitten in dem Tanze ließ der spanische Abgesandte, Graf Luna, ein Turnier zu Rosse ausrufen, im Namen der Göttin der Liebe, und sollte der gefangene Cupido erlediget werden. Da war Alles froh, und folgte eine schöne Mummenschanz (Maskerade) darauf. Als nun das Liebesturnier gehalten wurde, da erhielt meines vorigen Herrn Sohn, Graf Neydeck, den ersten Dank, das war ein güldener Spieß; den zweiten Dank, ein güldenes Schwert, erhielt der junge Graf zu Plauen; den dritten Freiherr von Zeltungen; den vierten, ein güldenes Kränzlein, Erzherzog Ferdinand. Herr Jakob Zeich, des Erzherzogs Karl Kämmerer, der am schönsten geschmückt zur Bahn gekommen war, erhielt von den Jungfrauen den Zierdank, auch ein güldenes Kränzlein. Am 17. Juni aber wurde wieder gar mächtig turniert, und ritten da allein acht und vierzig Fürsten und Grafen mit zur Bahn, in vierzehn Partien. Und kam nach der zehnten Partie ein großer Fels, mit kleinen Bäumlein besteckt, auf welchem ein Thurm stand. Als man nun mit einem Stabe an den Fels schlug, that sich derselbe von einander, und es ritt heraus in völliger Rüstung Herr Kaspar von Fels, Freiherr von Schenkenberg. Es war auch ein Galgen aufgerichtet, daran der Cupido sollte gehenkt werden, mitten in der Bahn, aber die edlen Frauen und Jungfrauen baten ihn los. Da wurde er denselben übergeben und zu eigen geschenkt, und in's königliche Frauenzimmer geführt. Alsobald aber ging das Thürmlein neben dem Galgen mit großem Krachen und Platzen an, und flogen umher mehr als tausend Raketlein. Dann aber wurde Tanz gehalten, und die Dänke wurden vertheilt. Den ersten Dank, ein goldenes Kränzlein, bekam Don Castillo Barcho, von der Jungfrau Lasso de Castilia, die er herzte und zum Tanz führte. Goldene

Ringe bekamen Hans Kinsky, der Freiherr zu Ulting und ein Herr von Bernstein. Darauf am Tage Johannis des Täufers hielt der Graf Luna abermals ein Turnier, vor Wien, im freien Felde, jenseits der Schlagbrücke. Da waren die Schranken errichtet, und schön verziert mit Laub- und Blumenkränzen, zwischen hohen Tannenbäumen je sechs Schritte weit einer von dem anderen. Und an dem ersten Baume hing des Grafen Luna Wappen, zwischen den Bildsäulen des Mars und der Venus. Die waren acht Schuhe hoch, und standen auf Säulen, zwischen Lorbeerbäumen, die Schwibböglein mit grünen Sträuchlein umwunden. Die Bühnen aber, auf welchen der Kaiser und die edlen Frauen standen, waren schön verziert und geschmückt und mit Teppichen behangen. Aber auf einer kleineren Bühne, etwas unter der größeren, saß eine schöne niederländische Jungfrau, gekleidet in weißen Sammet mit Silber. Vor ihr herab hing eine rothe Sammetdecke, daran war geschrieben auf spanisch: „Diese ist die Schönste in der Welt. Leget nieder eure Waffen, denn durch ihre Liebe und Gunst habe ich gesiegt.“ Unter der Bühne stand die Bildsäule der Göttin Diana, umhängt mit den vier Wappen der Mantenutoren (Platzhalter). In dem Wappen des Grafen von Luna sah man einen mit Wasser umgebenen Felsen, an dem zu kurze Leitern lagen, auf welchen ein Gewappneter die Spitze erklimmen wollte, mit dem Spruche: Dahin kein Weg ist, steht mein Fuß. Der Sohn des Grafen Luna führte fast eben dieses Wappen, darüber aber eine Hand, die nach einer schwarzen und nach einer weißen Kugel griff; dabei stand: Ich hab' den besten Theil erwischet. Das dritte Wappen des Herrn Proskowky hatte den Spruch: Sie 8 mein 3 für 0. Sollte heißen: Sie achtet meine Treue für Nichts*). Das vierte Wapen des Don Acrima zeigte einen Berg mit einer Perle. Dabei stand: Preciosa. Als nun aber der junge Graf Luna, Don de Zuiones genannt, einritt in die Bahn, warf er geschriebene Zettel um sich, darauf stand: „Da ich mich an euch ergab, spracht ihr auch mein Urtheil ab; dennoch werd' ich standhaft seyn, und euch lieben nur allein.“ Hierauf ritten nun die Parteien, gar trefflich und zierlich geschmückt, und es gefiel mir besonders wohl der Herzog von Münsterberg. Dieser erschien in einem mit Stroh verbrämten Kleide, und führte in seinem Schilde die Worte: „Es liegt mir eben Nichts daran, doch muß ich meine

*) Dergleichen Ziffern-Rebusse kommen in damaliger Zeit am häufigsten vor.

Ursach han, in solcher Farbe zu erscheinen, das wissen die Edlen und Gemeinen." Das that er deswegen, weil er im ersten Turnier keinen Dank erhalten hatte, ob er ihn gleich verdient zu haben glaubte. Der Freiherr von Pannewitz erschien ganz schwarz, und hatte den Spruch: „Ich weiß, warum ich traure." Freiherr von Zeltung führte den Reim: „Des Glücks ich wart nach meiner Art." Aber dann kamen viele vermummt in Weibeskleidern, mit Larven, spitzigen Hüten, waren spanisch gekleidet und hatten den Reim: „Spitzig Nasen, helle Stimmen, wohnt der Teufel darinnen." Es wurde tapfer gerennt und gestochen, bekam auch Mancher einen Gedenkzettel, und Einige mußten von der Bahn getragen werden. Aber den ersten Dank erhielt Erzherzog Karl, einen güldenen Ring, durch eine ungarische Jungfrau, schön von Gestalt. So auch erhielten Ringe als Dänke des Turniers, Herr Andreas Teufel und Herr Raminger. Den vierten Dank erhielt Herr Popel, der am zierlichsten erschien auf der Bahn; Graf Luna erhielt den Dank der besten Invention, und sein Sohn den Dank der besten Livrei und sinnigsten Sprüche, ein Kränzlein von einem Lorbeerbaume. Den Beschluß der Festlichkeiten machte wiederum die Eroberung eines dazu erbauten Städtleins*).

Nebst den Lustigmachern wurden am Hofe auch Zwerge gehalten. Bei der Hochzeit des Herzogs Wilhelm von Baiern und der Herzogin Renata von Lothringen 1568 war das „ein und zwanzigste Schauessen eine Pastete, in welcher Erzherzog Ferdinand's von Oesterreich Zwerglein in einem ganz wohlgeputzten Küraß und seiner Rennfahne verborgen war, sehr lustig anzusehen. Welcher Zwerg auch über drei Spannen lang nicht gewesen ist. Als nun solche Pastete auf die fürstliche Tafel gesetzt und geöffnet worden, ist vorgemeldetes Zwerglein heraus gesprungen, ist auf der Tafel umher gegangen, hat gesungen und den fürstlichen Personen mit gar gebührender und sittsamer Reverenz die Hand geboten." Erzherzog Leopold von Oesterreich hatte an seinem Hofe zu Innsbruck einen vier und zwanzigjährigen Zwerg, der nur vier Spannen hoch, und dessen acht und zwanzigjährige Schwester nicht größer war, als er. Auf dem Schlosse zu Ambras ist ein Zwerg, Thomas, abgebildet, der nur drei Querhände lang war, und einer desgleichen im männlichen Alter, einen Ellenbogen lang. Im Jahre 1622 wurde zu Wien, wie gegen neunzig Jahre später unter Peter dem Großen zu

*) Austria für 1843, 170.

St. Petersburg, gar eine Zwergenhochzeit gefeiert, zu welcher, um das Ebenmaß nicht zu stören, nur Zwerge geladen waren.

Unter dem Kaiser Ferdinand II. war die Gliederung des Hofstaates folgende: Obenan stand, als höchstes Hofamt, jenes des Obersthofmeisters. Eine ausgedehnte Gewalt hatte der Obersthofmarschall, unter dessen Gerichtsbarkeit nicht nur der Hof und das dahin Gehörige, sondern auch die auswärtigen Geschäftsträger, Gesandten, Abgeordneten und Sollicitanten, desgleichen die Hofkaufleute, Hofhandwerker, Hofjuden und ihnen Anhängige standen. Ihm lag auch, bei Reisen des Hofes, das Quartiermachen ob; nur bei Reichs- und Fürstentagen vollzog dieses Geschäft der Erbmarschall des Reiches. Der Hofmarschall hatte noch einen besonderen Quartiermeister, und Dieser noch einige Fouriere unter sich, Alle mit der Obliegenheit, der kaiserlichen Majestät Quartier zu machen. Der Oberstkämmerer hatte alle Kämmerer und das gesammte Dienstpersonale der Kammer unter sich, führte die königlichen Redner, Gesandten, Fürsten, Herren, Ritter ꝛc. zur Audienz, übernahm die Beglaubigungsschreiben der Agenten und Geschäftsträger, sowohl der auswärtigen Monarchen und Reichsfürsten, als auch aller an den kaiserlichen Hof Abgeordneten, übergab sie dem Kaiser und ließ ihnen die zur Audienz bestimmte Zeit durch irgend einen Kammerthürhüter zu wissen thun, brachte häufig die Nächte wachend vor dem Zimmer des Kaisers zu, und trug, eben so wie die Kämmerer, einen vergoldeten, an einer schwarzen Schnur hangenden Schlüssel bei sich, welch' letzteren die Kämmerer persönlich aus der Hand des Oberstkämmerers empfingen, und den sie, wenn sie sich entfernten, Diesem übergeben mußten, bei der Rückkehr an den Hof aber ihn wieder begehren und tragen durften. Der monatliche Gehalt des Oberstkämmerers waren vierzig Gulden und die Kost bei Hof; eben so wurden die zwölf diensthuenden Kämmerer gehalten. Außer diesen gab es noch mehre Kämmerer, die weder Kost noch Gehalt hatten und mit dem erwähnten vergoldeten Schlüssel, dem Titel und der Ehre sich begnügten. Von jenen zwölf Dienstkämmerern waren wöchentlich zwei verpflichtet, vor dem Gemache des Kaisers in der Nacht zu wachen. Sie hatten, wenn der Kaiser in der Antichambre speisete, die aufgetragenen Speisen zu kosten. Die in die Zahl der Kämmerer Aufgenommenen leisteten den Eid der Treue vor dem Oberstkämmerer und vor Zeugen. In Abwesenheit des Oberstkämmerers vertrat seine Stelle der Kämmerer. In Ferdinand's II. letztem Regierungsjahre waren drei

und dreißig wirkliche, zwei und sechzig außerordentliche Kämmerer, darunter neun Fürsten. Wenn der Kaiser öffentlich speisete, so bedienten ihn die Truchsessen, welche mehre Edelleute aus alten Familien, zum Theile Freiherren und Grafen, waren; eben so waren bei Tisch die Mundschenken beschäftigt. Ihr Vorsteher, war der Oberststallmeister, der zugleich Kämmerer war. Er schritt, einen schwarzen Stab tragend, vor Denen einher, welche die Speisen auf den Tisch trugen, hatte keinen bestimmten Gehalt, sondern nur die Kost bei Hof, und begleitete den Kaiser auf Reisen, wo ihm dann ein Pferd oder ein Platz in einem Hofwagen angewiesen wurde. Ferner gab es am Hofe etwa sechzig dienende Edelleute, welche, mit der Aussicht auf bessere Anstellung, lediglich die Kost und Unterkunft bei Reisen erhielten. Außerdem hielt der Kaiser einige Kammerdiener, welche ihm die umlaufenden, zur Mittheilung geeigneten Gerüchte und Stadtgespräche hinterbrachten; sie waren adelich, hatten die Kost bei Hof, Pferd oder Wagen auf der Reise, und monatlich sechzehn Gulden. Unter dem Oberstkämmerer standen endlich des Kaisers lustiger Rath, Jonas Schissel, und drei Possenreißer, und überdies befanden sich am Hofe Kammerthürhüter, welche darüber wachten, daß Niemand bei der Antichambre hinein ging, und monatlich zwölf Gulden Gehalt bezogen. Dem Oberststallmeister war Alles untergeben, was zum Stall gehörte. Stieg der Kaiser zu Pferde, so stand er bei ihm; fuhr Jener in der Stadt, so saß er in des Kaisers Wagen mit bedecktem Haupte; besuchte der Kaiser die Kirche, so ging der Oberststallmeister zu Fuße links neben dem Wagen, ebenfalls mit bedecktem Haupte. Das Stallwesen erforderte große Summen, denn es wurden ein paar Hundert Pferde gehalten, von denen viele auf der Jagd zu Grunde gingen; auch hielt der Kaiser in den Erblanden verschiedene ansehnliche Gestüte. Die Edelknaben, fast durchgehends Deutsche, Italiener und Belgier, wurden zu Studien und ritterlichen Uebungen angehalten, und dann zu Truchsessen und ähnlichen Aemtern, die talentvollsten auch zu noch höheren Würden befördert. Während der Messe hielten sie Fackeln am Altar; ihre Kleider waren dreifarbig: braun, schwarz und weiß. Zur Begleitung des Kaisers dienten zweierlei Gattungen [illegible]: theils Reiter, theils zu Fuß. Trabanten [illegible] oder [illegible] [illegible]. Unter früheren Kaisern waren sie geachtet [illegible] und [illegible] Kammern gegen die Fürsten, unter Ferdinand II. [illegible] Bewegungen. In der Stadt dienten sie als [illegible] zu Fuß, außer der Stadt als Reiter;

ihre Kleidung war dreifarbig, wie die der Edelknaben. Die Fußgänger waren die Arcträger oder Trabanten, Hundert an der Zahl, und leisteten blos in der Stadt Dienst mit ihren Aexten. Größtentheils waren sie Mechaniker und Handwerker; ihre Mäntel und Kleider waren ebenfalls dreifarbig. Die sechs Hofdiakonen war insgesammt geweihte Priester, hatten die Kost bei Hof und jeder monatlich zwanzig Gulden; Einer derselben war der Pfarrer und hatte jährlich fünf hundert Gulden. Die wissenschaftliche Abtheilung des Hofstaates bestand aus fünf Hofärzten, einem Hofbibliothekar, einem Historiographen und einem Hofmathematiker. Die einzigen Zerstreuungen, welche Kaiser Ferdinand II. bei seiner großen Thätigkeit sich gönnte, waren Jagd und Musik. Der Oberstjägermeister und Falkner hatte gegen anderthalb Hundert Jäger und Vogelfänger unter sich. Hauptjagd- und Unterhaltungsorte waren: der Prater, Vegelhof, Neugebäude, Katerburg, Ebersdorf, Laxenburg, Neustadt. Die kaiserliche Musik bestand aus sechzig Musikern, zwölf Sängerknaben mit ihrem Präceptor, einem Notisten, einem Calcanten (Balgtreter), einem Instrumentenmacher und zwei Dienern.

Bei dem ernsten, unablässig den Regierungssorgen zugewendeten Sinne Ferdinand's II. gab es an seinem Hofe der heiteren Festlichkeiten weniger, als unter seinen Vorgängern. Ueberhaupt verloren damals die Hoffeste an ihrem früheren, fröhlich-abenteuerlichen Charakter, und nahmen mehr ein feierliches Gepräge an. Einen Beleg dazu liefert die 1626 zu Innsbruck gehaltene Hochzeit des Erzherzogs Leopold mit der Prinzessin Claudia von Florenz, wobei die Eigenschaft des Bräutigams als einstiger Bischof etwas Andächtiges in das, übrigens höchst glänzende und auch der Kurzweil nicht entbehrende, Fest mischte. „Indem es" — so lautet eine gleichzeitige Beschreibung — „eine solche Herrlichkeit von deutschen und italienischen Fürsten, Grafen, Freiherren und Adel gewesen, dergleichen nicht bald gesehen worden, wie dann an hundert fünfzig Grafen und Herren neben fast dem ganzen schwäbischen, Tiroler und Elsasser Adel und Ritterschaft, sich dabei befanden, ist in Libereien und Aufzügen sonderlich eine überaus große Pracht und Stattlichkeit in Kleidern und Schmuck gewesen, allda man wenig Sammt und Seide, vorzüglich an den Deutschen gesehen, sondern vielmehr lauter Gold und Silber, oder da man Sammt und Seide gebraucht, ist doch dergleichen alles mit Gold und Silber geziert gewesen, und hat jeder Herr acht Tage lang mit solchen stattlichen Kleidern täglich gewechselt. — Nachdem nun die

hohe Braut zu Matrey den 18. April Nachtlager gehabt, sind Ihre fürstlichen Gnaden sammt etlichen Grafen und Herren mit Post, welcher die Leibgarde gefolgt, zu Innsbruck angelangt. Ehe man zur Einholung geritten, hat man an dem Berg im Freien ein Gezelt aufgeschlagen, und sind auf zwei gegenüber liegenden Bergen sechzig Stücke großes Geschütz neben etlich hundert Doppelhaken gegenüber gestellt worden. Als den 19. April die hochfürstliche Braut aufgebrochen und in spanischer Tracht sehr köstlich angezogen, sind ihr im Hinausreiten Hans Graf Fugger als königlich spanischer Gesandter zur Rechten, und Herr Markgraf von Baden zur Linken; im Hineinreiten aber Don Lorento di Medicis als Ihrer kaiserlichen Majestät Gesandter, und der fürstlichen Braut Bruder, zur Rechten, dann Hans Graf Fugger jetzt zur Linken geritten, welchen der Erzbischof von Salzburg und Markgraf von Baden, wie auch alle Grafen und Herren mit sechs hundert Pferden köstlichst mit herrlichstem Zeug von Gold und Silber gerüstet gefolgt sind, wie nicht bald so schöne Ritterschaft gesehen worden, denn die italienische und florenzische Reiterei sehr stark und schön war. Wie nun die ganze Ritterschaft im freien Feld gehalten, die fürstlichen Personen aber unter dem aufgeschlagenen Zelt sich befanden, hat die hohe Braut, in einer stattlichen Senfte von zwei weißen Maulthieren getragen, sich bald mit ihrer hochansehnlichen Begleitung genahet, ist Dieselbe dann von ihrem Herrn und Hochzeiter gar freundlich empfangen worden. Derselbe hat dann seiner Braut aus der Sänfte, so über zwei hundert Kronen werth gewesen, geholfen, unter das Zelt geführt, wobei alle fürstlichen Personen und Frauen mit großen Ceremonien auch einander empfangen haben. Darauf hat man alles Geschütz gegen einander losgebrannt, desgleichen auch fünfzehn hundert Musketiere zwischen den Geschützen gethan haben, welches Schießen sammt den Heerpauken und Trompeten so stark im Gebirg und Feld erschollen, daß nicht allein den Menschen, sondern auch den Pferden ein Muth und Lust gemacht worden. Nach diesem sind die Grafen und Ritter eingeritten. Der fürstliche Hochzeitwagen ist mit rothem Sammet und goldenen Gallonen bedeckt gewesen, die Räder und das Holzwerk waren blau, die Zier vergoldet, den haben sechs schöne graue Schimmel mit roth sammtenen Geschirr und goldenen Gallonen gezogen, so waren die Kutscher auch in rothem Sammet. Es hat aber die Großherzogin, welche eine schöne Fürstin und mit vielem Gold, Silber und Diamanten geschmücket war, nicht darein sich setzen wollen, sondern ist in der Senfte verblieben und hat

so den Einzug gehabt. Man hat dann unterwegs in der Stadt von der Burg an bis weit in die Vorstadt hinaus zu beiden Seiten der Gassen nicht allein mit Bäumen, welchen Flittergold und Früchte angehangen worden, sondern auch an der Stadt und Vorstadt drei überaus stattliche Triumphpforten aufgerichtet, dergleichen an kaiserlichen und königlichen Höfen wenig gesehen worden. Die erste war formirt als ein Weinberg, Bergwerk und Salzpfanne, darauf die Bergknappen allorten gearbeitet und Hochzeiterin mit ihrem Gesang und Reimen empfangen. Auf der anderen Seite haben die Studenten die Braut und ihre Begleitung mit schönen lateinischen Orationen empfangen; auf der dritten ist eine überaus köstliche Musica gehalten worden. Während dem Einziehen hat man die Braut in die Kirche zum neuen Bau begleitet, allda beide hochfürstliche Personen von dem Herrn Erzbischof von Salzburg mit allen Ceremonien und Gottesdienst copuliert und zusammen vermält, dabei man mit schöner Musik, da kaiserliche und andere vortreffliche Musikanten an Handen waren, das Te Deum laudamus gesungen. Als man den Gottesdienst in der Kirche verrichtet, hat man unterdessen eine halbe Stunde von der Stadt die großen Stück losgelassen, und haben sechs Fahnen Fußvolk bei der Kirche auf dem Rennplatze dreimal Salva gegeben, was Alles zusammen einen gewaltigen Lärm in den Bergen gemacht ꝛc. Den 20. April haben die fürstliche Durchlaucht den anwesenden Fürsten und Grafen zu Ehren ein sehr stattliches Kopfrennen gehalten, welches in zwei Aufzügen oder Haufen getheilt gewesen, davon der eine, welchen Ihre fürstliche Durchlaucht geführt, wie die Mohren aufgezogen, wovon Einer wie der Andere sehr köstlich in Gold auch gekleidet waren; der andere Hause, so der Markgraf von Baden geführt, war türkisch, dann in rothen Atlas nebst türkischen Knieröcklein von silbernem Stoff gekleidet, Alle auf schönen Pferden, dergleichen nicht bald gesehen worden. Auf der Rennbahn sind drei Türken (nämlich Puppen), einer auf einem hölzernen Roß, der zweite stehend, und der dritte mitten in der Bahn liegend, Einer von dem Anderen einen Büchsenschuß weit entfernt gewesen. Nach dem reitenden Türken sind die Herren mit der Lanze in völligem Carrier nach dem Kopf geritten, denselben hinweg zu bringen; nach dem Kopf des stehenden Türken hat man mit einem Pfeil im völligen Rennen geworfen, denselben umzuwerfen, dem dritten liegenden aber hat man mit dem Schwert den Kopf abhauen, und zwar gemeldete Stücke in einem und demselben Rennen vollbringen müssen. Bei diesem Rennen hat

der edle Herr Ferdinand Geizkofler auf der türkisch gekleideten Seite mit der Lanze das Beste gethan; auf der Mohrenseite hat mit dem Pfeilwerfen die Ehre erlangt Herr von Kaggenögg, des Herrn Markgrafen von Baden Stallmeister, und ein Herr Firmian hat das dritte mit der Wehr an dem liegenden Türken gewonnen, denen die hochfürstliche Durchlaucht die Gewinne mit einem silbervergoldeten Handböck und Kandel selbst präsentirt haben. — Den 22. April sind die hohen Herrschaften und Frauen, auch Grafen und Herren, zur St. Martinswand bei Zierl, allda das Crucifix steht, auf ein Gemsejagen gezogen, und haben Ihre hochfürstliche Durchlaucht aus einem Metallstuck über die Straße gegen das Gebirg einen Gemsenbock am Hinterlauf geschossen, und auch der Don Lorento di Medici hat zwei Gemsen mit einem Büchsrohre aus dem Felsen herab geschossen, und andere Gemsen mehr sind über die Felsen gesprengt worden. Zur Nacht nach der Tafel hat man ein Ballet auf dem Saal gehalten, allwo Ihre hochfürstliche Durchleucht sammt einem Großherzoge von Florenz selbst unter der Thüre gestanden, und Niemand als Grafen und Herren dazu gelassen. — Den 23. Nachmittag haben die Herren Jesuiten eine schöne Komödie gehalten von Rudolf von Habsburg, italienisch, bei Fackeln und Windlichtern und verhängten Fenstern, dabei Ihre hochfürstliche Durchlaucht sammt Dero fürstlichen Gemalin und allen Grafen und Herren erschienen, welche bis in die Nacht um acht Uhr gewähret. — Den 24. ist Herr Erzbischof von Salzburg von Innsbruck wieder nach Hause gereis't, sehr stattlich, mit zwölf Kutschen, an jeder sechs Pferde gespannt, und sechs leeren Kutschen, ohne die Hauptpferde, so sich in allen auf drei hundert erstreckt haben; wie auch der Herr Bischof von Brixen mit fünfzig Pferden wieder abgereis't ist. — Am 25. war an verschiedenen Orten auf Hügeln und Bergen nächst dem Inn ein großes Feuerwerk; das allerstattlichste aber ist auf der Ebene an dem fürstlichen Lusthause gehalten worden, welches am Inn steht, daraus allerhand Feuerwerk mit Wasserkugeln aufbrannten. Es sind viele tausend Schüsse und Schläge auf Bergen und Ebenen widerhallt, und schöne Feuerkugeln aus sieben Mörsern von den Bergen über den Inn geworfen worden, daß sich höchlich zu verwundern war: das auf der Ebene hat ein Büchsenmeister aus Straßburg und ein Geistlicher zugerichtet. — Den 26. hat man den ritterlichen Knechten ein Kübelrennen und Stechen gehalten, wozu die Herrschaften vier schöne, silbervergoldete Becher aufgeworfen. Die M

ſo ihrer acht und vierzig, in zwei Haufen getheilt waren, ließ man an einander rennen. Der Letzte, ſo auf dem Pferde ſich erhielt, bekam das Beſte. Dabei ſind zuletzt aber ihrer Zwei ſo lang an einander geweſen und ſo abgemattet worden, daß man den Einen laben mußte, und endlich das Beſte unter dieſe Zwei getheilt hat. Dabei war viel Lachens wegen des vielfachen Fallens und Purzelns von den Pferden. — Den 27. haben die Herrſchaften zwanzig Thaler aufgeworfen, und für die Reitknechte ein Katzenrennen gegeben. Darauf hat man im Hof etliche engliſche Hunde an einen großen Löwen gelaſſen. Es ſind ſonſt auch noch viele andere ſchöne Kurzweilen vorübergegangen, ſo hier zu erzählen zu lang *)".

Der Zuſtand der Wiſſenſchaften und Künſte wurde zwar von den Kriegsſtürmen jener langen Periode vielfach durchwühlt und geſtört; doch wirkte das Ringen der Meinungen auch in mancher Hinſicht anregend. Die hohe Schule zu Prag war bei Ferdinand's I. Regierungsantritte im Verfalle, und wurde, wegen ihres Hinneigens zum Proteſtantismus, von dem Könige nicht begünſtigt. Dieſer gründete 1556 dort eine katholiſche hohe Schule, und übergab ſie den, zu dieſem Zwecke aus Rom berufenen Jeſuiten, unter denen viele durch Gelehrſamkeit und Bildung berühmte Männer. Dagegen beſuchten die proteſtantiſchen Böhmen die Univerſitäten zu Straßburg, Bologna und Wittenberg, von wo ſie ihre neuen Erfahrungen dann dem Vaterlande wieder zuführten. Der reiche und verhängnißvolle Wechſel in den Vorgängen der Gegenwart, ließ in Böhmen das Studium und die Bearbeitung der heimiſchen Geſchichte mit verdoppeltem Eifer wieder aufnehmen. Der hochverdiente Olmützer Biſchof, Johann Dubravius von Dubrawa, aus Pilſen gebürtig († 1553), ſchrieb unter anderem ſeine „Historia Bohemiae," während Martin Kuthen, Bohuslaw von Hodigowa, Kaſpar Kropác und David Crinitus Theile der böhmiſchen Geſchichte epiſch behandelten. Die lateiniſche Sprache blieb in der Wiſſenſchaft überwiegend, es wurde in ihr geſchrieben und gedichtet. Nachdem in Böhmen die Büchercenſur ſchon ſeit 1524 beſtanden, beſchloß 1539 die proteſtantiſche Partei auf einer Synode, daß alle theologiſchen Schriften dem Rector der Univerſität und dem proteſtantiſchen Conſiſtorium zur Prüfung übergeben werden ſollten, wogegen jedoch das Prager Domcapitel 1547 dem Könige neuerdings vorſtellte, daß ketzeriſche

*) a für 1843, S. 175.

Bücher ſowohl in Böhmen gedruckt, als dort eingeführt würden, und ihn bat, Beamte zu deſſen Verhinderung aufzuſtellen. Es erfolgte die königliche Genehmigung, und eine Büchercenſur, die eine große Abnahme in der bisherigen freieren Discuſſion und in der literariſchen Productivität ſelbſt herbei führte. Um dieſe Zeit wurden in Böhmen lateiniſche, kurz darauf auch ſchon Schauſpiele in böhmiſcher Sprache, doch meiſt im Geiſte der Martyrologien, aufgeführt, und zwar unter großem Zulaufe. Zur glänzendſten Höhe erhob ſich die Wiſſenſchaft in Böhmen unter dem gelehrten Rudolf II., der in Prag ſeinen Sitz aufſchlug und dieſe Stadt zu einem Aſyl berühmter Denker und Künſtler machte. Unter den Fremden, die er herbei zog, genügt es Namen zu nennen, wie: Tycho de Brahe, Keppler, Feſſenius. Der tiefſinnige und gelehrte Geiſt übertrug ſich ſogar auf die Frauen. Helena von Wakenfels und Katharina Albertin erlangten großen Ruf durch ihre Kenntniß der lateiniſchen, griechiſchen und hebräiſchen Sprache; Eva von Lobkowicz vertheidigte ihren Vater öffentlich vor Gericht. Am Carolinum lehrten die ausgezeichnetſten Männer, und die Schulen Böhmens, die höheren wie die niederen, in der Reſidenz wie in den übrigen Städten, konnten damals aller Welt als Muſter gelten. Die Bildung wurde dadurch dergeſtalt Gemeingut, daß es zu Rudolfs Zeiten in den böhmiſchen Städten viele Bürger gab, welche die griechiſchen und lateiniſchen Claſſiker in der Urſprache laſen, ja ſelbſt in dieſer Sprache dichteten. Zugleich wurde für die Ausbildung und Vervollkommnung der Nationalſprache erfolgreich gewirkt. Wenzel Hagek von Liboczan erwarb ſich durch ſeine vaterländiſche Chronik (1541), in welcher zugleich die böhmiſche Sprache rein und fließend behandelt war, den Ehrennamen des böhmiſchen Livius, und verſöhnte durch gewiſſenhafte Darſtellung ſeiner Zeit mit dem fabelhaften Eingange ſeines Werkes. Mehre eiferten ihm nach. Lebeda gab 1610 die erſte Beſchreibung des Königreichs Böhmen heraus. Unvergänglichen Ruhm durch ſeine hiſtoriſchen Forſchungen über die Alterthümer, die Geſchichte und Literatur Böhmens erwarb ſich der gelehrte Jeſuit Bohuslaw Aleis Balbin, geboren 1621 zu Königgrätz, geſtorben 1688 zu Prag als Profeſſor der Rhetorik und Präfect der Schulen und Congregation der heiligen Jungfrau. Manche in der Wiſſenſchaft gefeierte Männer verm[illegible] trug der berühmte Schulverbeſſerer Johann [illegible] Mähren, geboren

ſeinen Groll in das Ausland, und Paul Stransky (geboren 1582 zu Zapa bei Altbunzlau, geſtorben 1657 zu Thorn) ſchrieb, als Mitglied der mähriſchen Brüderſecte 1627 aus Böhmen verbannt, im Exil ſein von wahrhaft pragmatiſchem Geiſte durchdrungenes Werk: „Respublica Bojema.“ Im Sinne der Oppoſition verfaßte Holyk ſeine „päbſtiſche Geiſel“ (Wittenberg, 1673, früher böhmiſch), und die „blutigen Thränen des hochbedrängten Böhmerlandes“ (ebendaſelbſt), und den Federn böhmiſcher Exulanten entfloß die wichtige Parteiſchrift: „Historia persecutionum ecclesiae bohemicae“. (1648), an welcher Comenius, Adam Hartmann u. A. Mitverfaſſer waren und die ein Sohn des Letzteren, D. S. A. Hartmann, unter dem Titel: „Hyſtorya o tezkych Pertiwanſtwich cyrkwo ceske (Zittau, 1756) in's Böhmiſche überſetzte*).

In Ungarn hatte die Schlacht von Mohács die Tempel zerſtört, welche Mathias Corvinus der Wiſſenſchaft gegründet; die Bibliotheken wurden geraubt oder verbrannt, die ſtillen Gelehrten entflohen vor dem Toben des Krieges, die Zurückbleibenden beſchäftigte der Kampf um die eigene Sicherheit. Wer Bildung ſuchte, wurde wieder zu den hohen Schulen Roms, Bologna's, Padua's, oder Genfs, Baſels und vornehmlich Wittenbergs hingewieſen, von wo die Lehren der Reformation ſchnell den Weg nach Ungarn fanden. Dieſem entgegen zu arbeiten, berief der Graner Erzbiſchof, Niklas Olach, 1551 die Jeſuiten nach Tyrnau, wo dieſelben ein Gymnaſium gründeten und zahlreiche Hörer um ſich ſammelten, ſpäter aber von den Proteſtanten vertrieben, wandernd bald in Turocz, bald zu Sellye lehrten, bis ſie 1615 unter dem Schutze Mathias II. nach Tyrnau zurück kehrten. Die Theologie beſchäftigte, bei dem großen Zwieſpalte im Schooße der Kirche, die Geiſter am lebhafteſten; doch auch die Pflege anderer Wiſſenszweige: der Jurisprudenz, Arzneikunde, Philoſophie und Mathematik, Geſchichtſchreibung und Archäologie, Rede- und Dichtkunſt, Philologie ꝛc. wurde hierüber nicht verſäumt. Auch in Ungarn ſchloſſen ſich die Frauen von dem gelehrten Streben nicht aus; ſo Katharina Frangipani und Griſeldis Báthoryi, welch' letztere der lateiniſchen Sprache dergeſtalt mächtig war, daß ſie nur in dieſer ſich mit ihrem Gemale, dem polniſchen Reichskanzler Zamosky, unterhielt, und ſchöne lateiniſche Briefe verfaßte. Der Akademie zu Ofen brachte der

*) Peſchel a. a. O. I. in der Einleitung S. XIV.

Tag von Mohács den Untergang; jene zu Fünfkirchen, obgleich durch denſelben Schlag getroffen und geſchwächt, friſtete ſich doch bis in die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts. Der Kardinal Peter Pazmany, Erzbiſchof von Gran, ſtiftete 1635 die Univerſität zu Tyrnau, welche noch jetzt in jener von Peſth fortblüht. Ungeachtet der inneren und äußeren Kämpfe, ſorgten die Stände Ungarns für das Gedeihen der Wiſſenſchaften, und gaben zu dieſem Zwecke auf dem Landtage 1548 zwei Geſetze, des Inhalts: damit im Reiche leichter und ſchneller gute und unterrichtete Männer verbreitet werden, ſoll der König die im Gymnaſium Studirenden, zu Fortſetzung und Vollendung ihrer Studien, verſorgen; ingleichen: die Güter und Einkünfte der Klöſter und Kapitel ſollen verwendet werden zum Unterhalte gelehrter Pfarrer und aufrichtiger Prediger des Wortes Gottes, ferner zur Erneuerung und Errichtung von Schulen und zum Unterhalte der Lehrer an denſelben; endlich zur Unterſtützung gutgearteter und talentvoller Knaben und Jünglinge, welche ſich den Wiſſenſchaften widmen wollen. Doch entſtanden, nicht ſowohl in Folge jener geſetzlichen Anordnungen, als vielmehr durch den Eifer Einzelner, beſonders der Proteſtanten, bedeutende Gymnaſien: zu Bartfeld, Gyula, Erdöd, Lippa, Agram, Banovcze, Eperies, Kaſchau, Leitſchau, Schemnitz, Kremnitz, Neuſohl, Preßburg, Oedenburg, Tolna, Nere, Galgocz, Debreczin, Großwardein, Tyrnau, Saros-Patak, Hermannſtadt, Klauſenburg, Nagy-Enye, meiſt proteſtantiſch*).

Ferdinand I. zog viele ausgezeichnete Männer in ſeine unmittelbare Nähe; an ſeinem Hofe lebten der von ihm beſoldete Hiſtoriograph Urſin Welius, und Rudolf's Hiſtoriograph Brutus; der öſterreichiſche Kanzler Widmanſtad führte das Syriſche in Deutſchland ein. Wolfgang Lazius (geboren 1514 zu Wien, geſtorben daſelbſt 1565), Ferdinand's I. Rath, Leibarzt, Hiſtoriograph, Hofbibliotheksprăfect, und Director des Münzkabinets, ein unermüdeter Polyhiſtor und Sammler, ward Wiens erſter Geſchichtſchreiber, entdeckte die Reimchronik Ottokar's von Horneck, entriß das Lied der Nibelungen der Vergeſſenheit, und dient, trotz mancher ihm anhaftenden Leichtgläubigkeit und Fabelſucht, noch jetzt als Quellenſchriftſteller. Namentlich ſammelten ſich damals am Wiener Hofe gelehrte Aerzte. Die Jeſuiten, in deren Hände allmälig die Erziehung der katholiſchen Jugend überging,

*) Mailáth II. 378 u. f.

beherrſchten auch die Literatur der geſammten öſterreichiſchen Monarchie. Hinſichtlich der Reform der Wiener Univerſität erließ Ferdinand I. mehre Vorſchriften; es ſollte von dort aus im Wege der Wiſſenſchaft und Verſtändigung die Verbeſſerung der Kirche, doch ohne gewaltſame Neuerung, erzielt werden. Ueber weitere Entwickelungen der Intelligenz und Gelehrſamkeit werden wir in einem ſpäteren Culturabſchnitte im Zuſammenhange ſprechen.

Die Künſte blühten in Böhmen ſchön und ſtark empor. Bereits 1489 hatte der Kuttenberger Buchdrucker Martin von Tiſchnow die in ſeiner Officin aufgelegte böhmiſche Bibel mit verſchiedenen Holzſchnitten verſchönert, worin ihm alle böhmiſchen Buchdrucker, die im fünfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert in Prag, Pilſen und anderen Orten druckten, nachfolgten, und zum größten Theile ſelbſt die Holzſchneidekunſt trieben, wie es Paul Severin an der Hagek'ſchen böhmiſchen Chronik bewies. Schon zu Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts während der vielfachen typographiſchen Unternehmungen kam (1518) eine fünf Viertelellen lange und drei viertel breite Landkarte von Böhmen heraus, welche noch vor einigen Jahren in des Grafen von Waldſtein, Biſchofs zu Leitmeritz, Bücherſammlung zu ſehen war und für die allererſte Karte von Böhmen gehalten wird. Dadurch angeeifert, fügte Johann Koſorzſky von Skoſorcze der böhmiſchen Ueberſetzung der Münſteriſchen Kosmographie, welche er 1554 zu Prag in einem großen Foliobande druckte, auch eine Landkarte von Böhmen mit vielen Berichtigungen und überall eingeſchalteten Namen der Orte bei, und Johann Criginger gab 1568 in Prag eine dritte Landkarte von Böhmen heraus, die mit allgemeinem Beifalle aufgenommen wurde. Dies Alles hatte bisher die Holzſchneiderei gethan; Albrecht Dürer's Beiſpiel aber regte jetzt zu Verſuchen im Kupferſtiche an. Auch dieſe glückten, und ſchon unter Ferdinand I. und Maximilian II. kamen die ſchönſten Proſpecte, Abbildungen berühmter Männer, Landſchaften, ſpäter auch eine in Kupfer geſtochene vollſtändige Landkarte von Böhmen heraus. Mit dem Aufkommen der Kunſt vermehrten ſich die Künſtler; daher legte Rudolf II., als Mäcen derſelben, eine Künſtlerakademie zu Prag an. Unter ihm und ſeinen beiden Vorgängern lebten und wirkten in Prag: Ferrabosco und Scamozzi als Baumeiſter und Architekten; Egid Sadeler, Heinrich Golz, Bartholomäus Spranger, Joſeph Heinz, Roland Savery, Johann von Achen, Johann Hufnagel, Arcimbaldo u. A. als Maler,

Kurfürsten und Herzogen von Sachsen und Grafen zu Henneberg. Kurf. Johann Friedrich. Herzog Johann Friedrich, Herzog Johann Wilhelm zu Weimar. Johann Wilhelm, Herzog zu Sachsen. Friedrich Wilhelm, Johann Friedrich, Herzog zu Sachsen. Johann Ernst, Herzog zu Sachsen. Ernst August, Herzog zu Sachsen. Ernst August, Herzog zu Sachsen. Ernst August

Melber u. A. ſich als Bildhauer auszeichneten und die meiſten damaligen Bauwerke mit ihren Kunſtkabineten verherrlichen mußten. Um die Kupferſtichkunſt machten ſich in Böhmen verdient: Georg von Groß, Balthaſar von Weſterhout, der zu jener Zeit in Prag lebende Melchior Küſſel, Daniel Wuſſin, Johann Chriſtian Syſang, Auguſtin Neuräutter, Renz, Birckhardt mit ſeinem Sohne Karl und den zwei Schülern Martin Schödle und Joſeph Klauber, wie auch Johann Mansfeld*). Mehre dieſer Künſtler wirkten auch in und für Oeſterreich, wo ebenfalls einzelne tüchtige Kräfte ſich bemerkbar machten. Von Georg Has haben ſich noch einige Schnitzwerke erhalten, die eben ſo ſehr von einer bedeutenden Kunſtfertigkeit, als von einem durchgebildeten Geſchmacke zeugen. Ein ſchönes Denkmal hinterließ Derſelbe auch in einem Kupferwerke, welches 1583 zu Wien erſchien und den Titel führt: „Künſtlicher vnd zierlicher Newer vor nie geſehener fünfftzig Perſpectiſiſcher ſtück oder Boden, aus rechtem Grundt vnd arth des Circkels, Winkelmaß vnd Richtſcheit, mit rechter Schattirung tag vnd nachts, allen Malern, Tiſchlern vnd denen, ſo ſich des Bawens gebrauchen, ſehr nützlich vnd dienſtlich mit ſonderen Fleiß geſtelt, vnd in Kupffer geetzt durch Georgen Haſen, Hoff Tiſchler vnd Burger in Wienn.“

Nicht unerwähnt können wir hier eine Erfindung laſſen, die zwar nicht von Oeſterreich, doch von dem, durch Dynaſtie und Politik damals ſo nahe mit jenem verbundenen Spanien ausging, und welche, zu ihrer Zeit unbeachtet, ſpäter unter ſo großartigen Reſultaten der Vergeſſenheit wieder enttauchte: jene der Dampfmaſchine. Nach neueren ſpaniſchen Berichten hat man in den königlichen Archiven zu Salamanca authentiſche Beweiſe aufgefunden, daß der Schiffscapitän Don Blasco de Garray dem Kaiſer Karl V. eine Maſchine zeigte, welche „der Dampf des ſiedenden Waſſers bewegte, ſo daß Schiffe, ſo groß ſie wären, auf ſtillem Meere ohne Ruder und Segel gehen könnten.“ Auf Befehl des Kaiſers wurde auf der Rhede von Barcelona mit einem Schiffe von zwei hundert Tonnen, der „Santiſſima Trinidad,“ unter Commando des Capitäns Don Pedro de Scarpa, am 17. Juni 1543 ein Verſuch angeſtellt, welcher vollkommen gelang. Dies geſchah in Gegenwart des Kaiſers und ſeines Sohnes Philipp, Don Heinrich's von Toledo, des Gou-

*) Neuere Abhandlungen der königlich böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, III. S. 107 u. f.

veneurs Don Pedro de Cordona, des Großschatzmeisters Ravago, des Vicekanzlers Don Francisco Gralla und einer großen Zahl vornehmer Personen aus Castilien und Catalonien, so wie vieler Seeofficiere, die sich theils am Lande, theils am Bord des Schiffes befanden. Der Kaiser und die anderen ausgezeichneten Zuschauer waren erstaunt über die Leichtigkeit, mit welcher die Maschine das Schiff in Bewegung setzte; aber der Großschatzmeister Ravago rieth von Anwendung der Erfindung in der Staatsmarine ab, weil die Maschine zu complicirt und zu theuer, auch wegen des möglichen Zerspringens des Kessels gefährlich wäre. Die mit Berichterstattung über den Versuch beauftragte Commission begnügte sich zu beurkunden, daß das durch Dampf getriebene Schiff zuerst drei Leguas in zwei Stunden, hernach eine Legua in der Stunde zurück gelegt habe, und daß man ihm die doppelte Geschwindigkeit einer gewöhnlichen Galeere geben könne. So beschäftigte sich der Kaiser nicht mehr mit der Sache; doch ließ er dem Erfinder, Don Blasco de Garray, seine Kosten ersetzen und eine Belohnung von zwei hundert Maravedis auszahlen. In den Schriften des verstorbenen Akademikers Raynouard ist eine Ballade zu Ehren Garray's aufgezeichnet, welche man 1543 auf den Straßen von Barcelona sang*).

Aus einer Urkunde des Kaisers Maximilian II. von 1575 ist klar zu ersehen, daß beständige Posten in Ungarn schon im Jahre 1558 eingeführt waren. Die älteste bekannte Spur von einer ordentlichen Post zwischen Wien und Preßburg ist in dem Aktenstücke von 1530 zu erkennen, welches Georg von Gyurikovits aufgefunden. Es ist ein Befehl der Kriegscommissäre des Königs Ferdinand I. an den Schloßverweser von Kittsee, im Wieselburger Comitate an der österreichischen Gränze unweit Wolfsthal gelegen, wegen Herstellung der, auf dem gegen Kittsee fließenden Donauarme fürgewesenen, aber von dem Kittseer Kastellane abgetragenen hölzernen Brücke, welche die Landstraße von Preßburg nach Haimburg und Wien verband, und zur Beförderung der zwischen Wien und Preßburg schon damals bestehenden Post unendlich viel beitrug, da der Umweg, den die Kittseer Beamten über Markt Kittsee gewaltth[illegible]hren wollten, für die Post und die Reisenden zu unbequem wäre**)

*) Allg. Zeitung 1812, Nr.
**) Archiv für Geschichte XVI

Die fortgeſetzten blutigen Kriege, welche Oeſterreich gegen die Pforte zu führen hatte, ließen die Unvollkommenheit des ſeitherigen Kriegsweſens, des Aufgebotes und des Werbeſyſtems, in ein immer ſchärferes Licht treten; auch die Hilfsvölker, welche Spanien und das deutſche Reich ſtellten, waren weder ausreichend noch zuverläſſig. Unter Ferdinand I. belief ſich das Heer auf zwanzig bis dreißig tauſend Mann, darunter gerüſtete und geringe Pferde, deutſche Knechte, Hiſpanier, ungariſche Knechte, Naſſadiſten (Schiffsſoldaten), Schanzknechte. Ungeachtet mancher Verbeſſerungsvorſchläge, erhielt ſich dieſer Zuſtand noch längere Zeit mit allen ſeinen Mängeln, und nur allmälig trat ein Uebergang, ein Anfang zu einem feſten Heere ein, welches vorher, da man nach beendigtem Feldzuge die Truppen abzudanken pflegte, gänzlich unberückſichtigt geblieben war. Rudolf II. ließ zwar gegen das Ende ſeiner Regierung am Schluſſe des Feldzuges die Kriegsvölker üblicher Weiſe abdanken, verordnete jedoch, daß drei Regimenter Fußknechte und zwei tauſend gerüſtete Reiter als Beſatzung in den Gränzfeſtungen behalten werden ſollten. Die Benennung „Regimenter“ war früher im öſterreichiſchen Heere nicht gebräuchlich; das Fußvolk war nach Fahnen eingetheilt. Zwar werden 1552 einige Regimenter Fußknechte erwähnt; doch gehörten dieſe zu den Reichshilfstruppen, und waren alſo kein Beſtandtheil der öſterreichiſchen Armee ſelbſt.

Die Eintheilung des in den öſterreichiſchen Erblanden von verſchiedenen Fürſten und anderen hohen Perſonen vertragsmäßig geworbenen und geſtellten Kriegsvolkes zu Fuß, in geordnete Regimenter fällt in das Jahr 1594, unter dem oberſten Commando des Erzherzogs Mathias. Ein ſolches Regiment beſtand gewöhnlich aus zehn Fähnlein, jedes Fähnlein wieder aus fünf hundert Fußknechten, und zwar hundert Doppelſöldnern, hundert fünfzig Musketieren, fünfzig Schützen und zwei hundert Söldnern. Im Anfange des ſechzehnten Jahrhunderts wurde die Zuſammenſtellung der Infanterieregimenter weſentlich verändert, die Zahl der Mannſchaft nämlich von fünf tauſend auf drei tauſend herabgeſetzt. Der Staat des Oberſten betrug monatlich hundert ſieben und dreißig Gulden, wovon fünf und ſiebzig zu ſeiner Leibesbeköſtigung und Vortheil, drei für den Schreiber, acht für acht Trabanten, drei für den Kaplan, zwei für den Trommler, zwei für den Pfeifer, zwei für den Dolmetſch, achtzehn für ſechs reiſige Knechte, ſechs für den Wagen, einer für den Koch, fünfzehn für den Oberſtlieutenant, zwei

für deſſen beide Trabanten verwendet wurden. Der Staat der hohen Aemter erforderte monatlich ein und neunzig Gulden, davon erhielten zehn der Profoß, vier deſſen vier Trabanten, vier der Profoßenlieutenant, ſechs die ſechs Stöckelknechte, zwei der Stockmeiſter, vier der Scharfrichter, zehn der Schultheiß (jetzt Auditor), einen der Gerichtswaibel, einen die Schultheißtrabanten, zehn der Wachtmeiſter, einen der Wachtmeiſterstrabant, zehn der Quartiermeiſter, einen deſſen Trabant, ſechs der Proviantmeiſter, acht der oberſte Feldſcheer, einen der Hurenwaibel. Zudem bekommt der Oberſt als Zubuße monatlich hundert Gulden, der Oberſtlieutenant neunzig, jeder Hauptmann monatlich drei hundert ſechzig Gulden. Er muß vier Diener halten, ſo nicht Buben, ſondern gewachſene, ſtarkliche, bewaffnete Männer ſind, die in der Schlachtordnung und bei Stürmen ihm immer zur Seite ſtehen. Der Hauptmann hat ſo viel, damit er nicht allein wohl und ehrlich auskommen, ſondern auch ein Ziemliches dabei erhalten kann. Bei Leib, Ehre, Hab und Gut, höchſter Straf und Ungnad iſt aber verboten, ſich außer dem Angeſetzten irgend einen Vortheil zu verſchaffen. Das Regiment beſteht aus zehn Fähnlein, das Fähnlein zu drei hundert Mann, und zwar: Doppelſöldner hundert, Musketiere hundert fünfzig, Gemeine, Schützen, fünfzig. Für jedes Fähnlein werden monatlich ſieben hundert ſechs Gulden paſſirt, nämlich drei hundert ſechzig dem Hauptmann, achtzig dem Fähnrich, fünfzig dem Lieutenant, ſechs und dreißig dem Feldwaibel, zwanzig dem Feldſcheer, vier und zwanzig dem Führer, eben ſo viel dem Fourier, acht und vierzig zwei gemeinen Waibeln, vier und ſechzig den vier Spielleuten. Bei dem gemeinen Manne geſchieht die Löhnung nicht mehr nach der Wehre, ſondern nach dem Manne, ſo daß der gediente Mann, ohne Rückſicht auf die Waffe, nach ſeiner Perſon und Qualität eilf bis vierzehn Gulden, ein Unerfahrener aber acht bis zehn Gulden erhält. Dies gilt aber nur von den Musketieren und Doppelſöldnern, ſie können hierbei Muskete mit Spieß, und Spieß mit Muskete vertauſchen, je nachdem es ihre Neigung iſt und der Oberſt findet, daß der Mann zu dieſer oder jener Waffe mehr Geſchick hat. Wenn ein Schütze zwei, drei oder mehr Jahre mit dem Rohre gedient hat, kann ſein Lohn um einen halben, ganzen oder anderthalb Gulden, aber nicht mehr, gebeſſert werden. Auf das ganze Regiment wird Laufgeld bewilligt drei tauſend Thaler; für Zurichtung von zehn Fähnlein vier hundert Gulden; dem Oberſten ſind extra tauſend Gulden als Werb- und Muſte-

rungsunkosten angewiesen. Das ganze Regiment soll nicht höher, als auf vierzig tausend Gulden, gemustert, und keinem Doppelsöldner oder Gefreiten mehr, als vierzehn Gulden, gemacht und passirt werden. Dem Regimente wird vom Kaiser ein Commissär oder eine andere Person beigegeben, welche auf Alles ihr Aufsehen haben soll und von Allen zu respektiren ist. Gemustert wird bei jeder Zahlung, und in Ermanglung derselben monatlich. Außerdem kann der Commissär visitiren alle acht oder vierzehn Tage, oder so oft er will. Weder Oberst noch Hauptleute dürfen ohne des Commissärs Wissen und Willen den Abgang der Leute durch andere ersetzen oder sie auf Urlaub lassen. Die Wehre, die der Oberst dem Knechte gibt, muß neu und gut seyn und um bestimmten Preis gegeben werden. Wird das Regiment abgedankt, muß der Oberst in das Zeughaus vier hundert Rüstungen, fünf hundert Spieße, fünf hundert Musketen und zwei hundert Röhre abliefern. Das Fehlende wird an seinem und des Regiments Verdienen abgezogen. Es ist nicht mehr gestattet, dem Knechte für die Wehre einen Monatsold abzuziehen, sondern Denen, so Gefreite, Schlachtschwerter und kurze Wehre tragen sammt Zugehör, auch Spieß und Spießschaft, dreizehn Gulden, den Doppelsöldnern gleiche Rüstung und Zubehör, eilf Gulden, den Musketieren eine Muskete und Zugehör, auch Röckel und Flaschenleder, neun Gulden dreißig Kreuzer, den Schützen ein Rohr und Zugehör und Schützenröckel, sechs Gulden. Die Büchsenmeister, so sich unter dem Regimente befinden, soll der Oberst dem Oberstzeugmeister auf dessen Begehren überlassen, so oft man ihrer bei dem Artillerieweſen bedarf, und ihr Lohn läuft deshalb doch fort. Der Oberst darf sich nicht weigern, das Regiment abzudanken oder auf weniger Fähnlein zu reduciren, wenn es der Kaiser befiehlt. Er muß Zucht und Ordnung halten, auf dem Marsche jede Ungebühr verhüten und darüber Caution und Revers von sich geben. Erfolgt die Abdankung des Regiments am Ende eines Monats, so erhält Jeder einen halben Monat darüber, nicht aber, wenn die Abdankung zehn bis zwölf Tage vor dem Ende des Monats Statt hat. Der Oberst bekommt außerdem einen Bestallungs- und Artikelbrief. — Zur militärischen Einheit des Bataillons [illegible] man, wie das Vorstehende zeigt, bei der Unterabtheilung der Regimen[illegible] nicht gekommen.

[illegible]nsichtlich der Reiterei kommen zahlreiche Conventionen und Bestal[illegible] für Oberste und Rittmeister zu Anwerbung und Stellung von

hundert, hundert fünfzig, zwei hundert bis tausend Reitern, unter den Bezeichnungen Gerüstete, Archibusier, Curassier, Draconen, geringe Pferde; aber die Benennung Regiment erscheint erst im Jahre 1602. Sie waren in Corneten oder Compagnien getheilt, die Compagnie zu hundert bis anderthalb hundert Pferde. Das 1602 errichtete Tilly'sche Regiment wallonischer Reiter hieß ein Draconenregiment, und dies ist die Entstehung der Dragoner in der österreichischen Armee.

Zweierlei Hauptverordnungen gab es für die Reiter: das sogenannte Reiterrecht, welches eine Art militärischen Gesetzbuches ist, und ein Reglement. Das älteste Reiterrecht ist von 1554 mit vier und dreißig Kriegsartikeln. Das älteste Reglement ist für die Schützen oder schwarzen Reiter, und enthält eine Art Exerzierreglement als Vorschrift zur Aufstellung des Kriegsvolkes in Schlachtordnung. Ferdinand II. ließ, noch ehe er Kaiser ward, durch Albrecht von Waldstein (daher die Benennung „wallensteinisches Reiterrecht") ein neues Reiterrecht ausarbeiten, das den strengen Sinn des Friedländers charakterisirt.

Von einem Generalstabe ist durch längere Zeit keine Spur zu finden; wahrscheinlich hatten die dem Oberstfeldhauptmann beigegebenen Feldkriegsräthe einige Functionen des Generalstabes zu versehen; es waren ihrer gewöhnlich zwei bis vier. Auch das Geniecorps bestand nicht; in den Akten hieß es blos, daß die festen Plätze besser befestigt werden sollten, welches Geschäft Baumeister besorgten. In späterer Zeit wechseln die Namen, indem es bald Kriegsbaumeister, Architekt, Bauoffiziant, Kriegsbausuperintendent heißt. Beinahe gleichzeitig erscheinen die ersten Spuren des Generalstabes und der Ingenieure. Der Feldmarschall hatte die oberste Justiz; die Auswahl, Besichtigung und Bestimmung des Lagers; die Aufsicht über den Stand der Wege zum Zug des Heeres, bei'm Lager und vor dem Feinde mit dem Oberquartiermeister und dem Lieutenant des Feldmarschalls; die oberste Aufsicht über das Proviantmeisteramt. Er gab die Zug- und Schlachtordnung gegen den Feind an und stellte sie auf; er bestimmte die Alarmplätze des Heeres; die Anordnung für die ihm unterstehende Wagenburg und die gesammte Schiffbrücke. Ferner hatte er [redacted] und Kriegsbaumeister der Festu zeugmeister des Heeres, Festung.

Kaiser Maximilian I. richtete zuerst den Hofkriegsrath ein, und unter Ferdinand I. ist von letzterem zum ersten Male im Jahre 1531 die Rede. Hofkriegsräthe waren: Felizian von Petschach, Joseph von Lamberg, Hans von Greisenegg, Hans von Lapitz. Doch waren die Functionen des Hofkriegsrathes, da es noch kein stehendes Heer gab, nicht so ausgedehnt und ausgebildet, wie jetzt; sie galten damals nur der Berathung des nächsten Feldzuges.

Hinsichtlich der Verpflegung des Heeres bestand unter Ferdinand I. für den Proviantmeister im Wesentlichen folgende Instruction: Er hat einen Gegenschreiber. Er soll sich anmerken, wo die Vorräthe sind, und Ankäufe machen von Getreide, Hafer, Schmalz, Käse, Essig, Gerste, Erbsen, Wein. Für Alles was er kauft, soll er sich einen Gegenschein geben lassen, alles Gekaufte in ein Buch verzeichnen. Die, so Proviant haben und nicht verkaufen wollen, soll er anzeigen. Er soll die Frucht mahlen lassen und Fässer für das Mehl bestellen. In den bestimmten Niederlagsorten (Linz, Krems, Korneuburg, Wien und Preßburg) sollen Proviantlandlungen seyn. Die Weine müssen nach Qualität mit 1, 2, 3 bezeichnet, die unhaltbaren zuerst geschänkt werden. Ein Faß gibt zwei und dreißig Aechterin. Was ohne Schuld verdirbt, was die Knechte mit Gewalt nehmen, wird ihm in der Rechnung nachgesehen. Die Hauptleute müssen den Proviant quittiren. Das Verkaufte contrasignirt der Gegenschreiber. Das Gewicht des Brotes und der Semmeln wird bestimmt. Biskoten sind auch zu besorgen. Die Proviantsatzung im Lager bestimmt jedesmal der Feldmarschall. Er soll über Alles gute Rechnung halten. Alles soll mit Wissen und so viel möglich im Beisein des Gegenschreibers verhandelt werden. Es gibt einen obersten Proviantcommissär, dem über Alles Bericht erstattet wird. Proviantcommissärsgehalt monatlich hundert Gulden, ferner acht Pferde, für jedes zehn Gulden monatlich, und für sechs Monate, die er im Felde stehen muß, noch vier Pferde mit demselben Gelde. Für einen Wagen monatlich zwanzig Gulden. Auf einen Gotschi sechs Gulden monatlich. Für die Zeit des Feldzuges acht Trabanten, jeden zu acht Gulden monatlich. Für das übrige Dienstpersonale war ein Stab eingerichtet, fand sich aber nicht vor.

Die Zahlung ging nicht aus Einer Casse, sondern die Befehlshaber, risten und Festungscommandanten u. s. w. waren auf specielle Einkünfte iesen; der eine auf die Subsidien der nächsten Comitate, der andere n der Hofkammer bezahlt u. s. w.

Die Musterung wurde bei der Bezahlung oft durch Civilbeamten der eben zahlenden Branche vorgenommen. Für die Musterung der Fußknechte und Reiter erließ der Hofkriegsrath ein vollständiges Reglement; es kam hierbei besonders darauf an, sich zu überzeugen, ob die von den Hauptleuten verzeichnete Mannschaft auch wirklich und waffenfähig vorhanden sey *).

Große Veränderungen im deutschen Kriegswesen brachte Gustav Adolf's Erscheinen und der sein System bezeichnende neue Geist hervor. Zu der Zeit, als der Schwedenkönig in Deutschland einrückte, bestand, wie wir gesehen, die kaiserliche Reiterei vornehmlich aus drei Waffengattungen: Küraſſieren, Schützen zu Pferde, Dragonern und Kroaten. Letztere drei bildeten die leichte, erstere die schwere Reiterei. Die Küraſſiere waren vom Scheitel bis zum Fuß bepanzert, wie die Ritter des Mittelalters. Den Kopf bedeckte ein mit Federn geschmückter Helm, an welchem ein Visir angebracht war, das bei'm Gefechte niedergelassen wurde. Ein auf beiden Seiten mit Riemen zusammen geschnallter doppelter Harnisch umfing Rücken und Brust. Ein eiserner Halskragen schützte die Schultern; eine Schürze von gleichem Metall den Unterleib. Die Beinkleider bestanden aus starkem Leder, das mit Eisenplättchen, wie mit Schuppen bedeckt war. Die Füße staken in mächtigen Stulpstiefeln, an welchen schwere Sporen hingen. Eiserne Schienen bedeckten die Arme, und schwere Handschuhe von gleichem Metall, innen mit Leder gefüttert, die Hände. Der Reiter saß auf einem ungeheuren Sattel, dessen Knäufe hinten und vorn in die Höhe ragten, wie zwischen zwei Kissen eingeklammert. Der Zügel war mit Stahl belegt, das Gebiß sehr lang und plump. Ein langes, breites, zum Stoße wie zum Hieb berechnetes, unbiegsames Schwert hing an einem reichen Wehrgehenk. In den Halftern staken zwei Pistolen, welche zwei Fuß lang waren und eine Kugel von zwanzig auf das Pfund, schossen. Trotz der schweren Rüstung konnten sie sich auf den trefflichen Hengsten, welche sie ritten, noch ziemlich gut bewegen; fiel aber einer herunter, so bedurfte es der Hilfe von zwei Mann, um den Liegenden vom Boden aufzuheben.

Die Schützen zu Pferde oder Karabiniere bedienten sich mehr des Feuergewehrs, als des Degens. Ihr Schutz bestand aus einem Halbküraſſe, der die Brust bedeckte und über den Rücken mit Riemen angeschnallt wurde, und

*) Mailáth II., S. 395 u. f. nach Akten des k. k. Kriegsarchivs.

einem eisernen Helme. Zum Angriffe führten sie eine Büchse, zwei Pistolen und einen Degen. Der Lauf des Karabiners oder der Büchse war drei Fuß lang; diese Waffe schoß eine Kugel von Einem Loth und hing an einem Bandelier, das von der linken Schulter zur rechten Seite herab lief. An der rechten Seite des Sattels hing eine Tasche mit zwölf Patronen; eine andere mit sechs war am Sattelknopfe befestigt. Die Dragoner besaßen außer dem Helme keine Schutzwaffe; sie sollten zu Pferde wie zu Fuße fechten und bildeten eigentlich ein leichtes Fußvolk, das von den Pferden schnell vorwärts getragen wurde, um vor dem Feinde abzusteigen und zu Fuße gebraucht zu werden. Sie hatten keine Pistolen, sondern nur eine Muskete und ein Schwert, ebenso die Kroaten, die ein Hackmesser an der Seite und einen Karabiner führten. Die Feuergewehre aller vier Gattungen zu Pferde waren mit deutschen Radschlössern versehen. Bei'm Angriffe auf Reiterei rückte das erste Glied bis auf Pistolenschußweite an den Feind. Dann feuerten die Küraſſiere ihre Pistolen, die Karabiniere ihre Büchsen und Pistolen rechts und links ab. Gab es eine Lücke, so brachen sie ein; hielt der Feind [illegible] schwenkte das vorderste Glied, welches zuerst geschossen, zu beiden Seiten, galoppirte, um dem zweiten Gliede zu gleichem Gebrauche des Feuergewehres Raum zu machen, hinter die Fronte, stellte sich dort wieder auf und lud von Neuem. Dieses langsame Abfeuern dauerte eine gute Weile, ehe man zur blanken Waffe griff.

Die kaiserliche Infanterie bestand aus zwei, an Zahl gleichen Waffengattungen: Musketieren und Pikenieren. Letztere bildeten das schwere Fußvolk, ein Ueberbleibsel des Mittelalters. Auf dem Kopfe trugen sie eine Pikelhaube, die mit eisenbeschlagenen Riemen um das Kinn befestigt war. Die Schultern bedeckte, wie bei den Küraſſieren, ein eiserner Halskragen, die Brust ein Küraß, den Unterleib die eiserne Schürze. Die Hauptwaffe des Pikeniers war eine fünfzehn bis achtzehn Schuh lange Lanze, deren Schaft aus Eichen- oder Eschenholz, und deren Schneide aus einem zollbreiten, zweischneidigen, vorn gespitzten Eisen bestand. Auch das untere Ende war mit Eisen beschlagen, und konnte in die Erde gesteckt werden. Außerdem trug der Pikenier an der linken Seite ein ziemlich langes Schwert, eben so tauglich zum Stoß wie zum Hiebe. Sie wurden gelehrt, die Lanze in allen möglichen Richtungen gegen das feindliche Fußvolk zu halten. Bei einem Angriffe der Reiterei setzten die kaiserlichen Pikeniere den linken Fuß vor, hielten die Lanze

mit dem linken Arme, stemmten ihr Ende gegen den zurück geschobenen rechten Fuß; in der rechten Hand hielten sie das gezückte Schwert, und in dieser Stellung erwarteten sie den Feind. Auf eilf verschiedene Commandoworte belief sich die Handhabung der Lanze. Die zweite Waffengattung zu Fuß, oder die Musketiere, hatte keine andere Schutzwehr, als die eiserne Pikelhaube. Ihre Angriffswaffe bestand aus dem Degen und der Muskete. Letztere maß, den Schaft mit eingerechnet, fünf rheinländische Fuß in die Länge, wovon vierthalb auf die Röhre kamen. Weil sie sehr schwer war, trug der Musketier einen Gabelstock bei sich, um das Gewehr bei'm Abfeuern aufstützen zu können. Dieser Stock maß vier Fuß, sein unteres Ende lief in eine starke eiserne Spitze aus, welche in die Erde gesteckt wurde, die Gabel, auf welche bei'm Abschießen der Musketier das Gewehr legte, bestand ebenfalls aus Eisen. Die Musketen hatten kein Feuerschloß, sondern wurden mit der brennenden Lunte angezündet, welche der Musketier am kleinen Finger seiner linken Hand trug. Nicht mit fertigen Patronen, sondern auf eine höchst unbequeme und langwierige Weise wurde die Flinte geladen. An der Schulter des Musketiers lief von der linken zur rechten Seite ein vier Zoll breites ledernes Bandelier, an welchem an Schnüren eilf hölzerne oder blecherne, mit Leder überzogene und vorn mit einem Deckel versehene Kapselchen hingen. Zehn dieser Kapselchen enthielten eine Ladung, im eilften befand sich das Pulver für die Zündpfanne. Am untersten Theile des Bandeliers war noch das Pulverhorn und ein Beutel voll Kugeln befestigt, damit der Musketier die Kapseln, wenn ihr Inhalt verschossen war, von Neuem füllen konnte. Bei'm Gefechte schüttete er die Ladung aus der Kapsel in das Feuerrohr, preßte die Kugel mit dem Ladstocke darauf, brachte Pulver auf die Zündpfanne und zündete es dann mit der brennenden Lunte, die er aus der linken Hand herüber nahm, an. Auf dem Marsche trug er die Muskete auf der rechten Schulter mit der rechten Hand, schleppte den Gabelstock mit den drei großen Fingern der linken Hand nach, und trug die Lunte mit den zwei anderen Fingern derselben Hand. Das Feuern war selten sicher, weil die Richtung des Gewehrs durch das Spiel der vielbeschäftigten Hände bei dieser mühsamen Weise des Ladens und Abschießens meist verloren ging. Neun und zwanzig verschiedene Teufe's wurden erfordert, bis der Soldat abgeschossen und wieder geladen hatte. Man kann sich daher vorstellen, daß der Gebrauch des Feuerrohrs bei den Kaiserlichen eben so langsam, als unsicher war. Wundern

müßte man ſich, warum das deutſche Schloß, das doch ſchon bei der Reiterei im Brauche war, nicht auf die Muskete übertragen wurde, wenn nicht die Macht der Gewohnheit und der Koſtenpunkt dieſe auffallenden Erſcheinungen erklärte.

Bis zum dreißigjährigen Kriege glich ein Zeughaus voll Geſchütz einer Rumpelkammer, ſo verſchiedene Formen, Größen und Längen von Feuerſchlünden wurden darin aufbewahrt. Da gab es große und kleine Falken, Singerinnen, Schlangen, Rothſchlangen, Sperber; faſt jedes Thiergeſchlecht hatte ſeinen Vertreter im Reiche der Kanonen. Das gewöhnliche Feldgeſchütz, die Rothſchlange, ſchoß Kugeln von ſechzehn Pfund, die Röhre war neunthalb Fuß lang, und wog vierzig bis fünfzig Centner. Zehn Pferde wurden erfordert, um dieſe Art von Kanonen, drei, um die Kugeln, zwei, um das nöthige Pulver zu ziehen. Das Falkonet, oder ein kleines Falkenſtück, ſchoß zwei Pfund, wog zehn Centner, war ſechsthalb Fuß lang, und wurde von vier Pferden gezogen; ein einziges Pferd ſchleppte die Kugeln und das Pulver. Tilly führte nur große Batteriekanonen mit ſich, deren kleinſte vier und zwanzig Pfund ſchoß. Viele hatten ein Kaliber von ſechs und dreißig bis acht und vierzig. Zwanzig bis fünf und zwanzig Pferde mußten angeſpannt werden, um einen Vierundzwanzigpfünder, zwölf weitere, um den dazu gehörigen Vorrath von Pulver und Kugeln fortzuſchaffen. Bei den großen Stücken ſtieg die nöthige Zahl der Pferde in gleichem Verhältniſſe. Nur wenn ſie in der Batterie aufgeſtellt waren, ruhten die ſchweren Kanonen auf ihren Lafetten, bei Märſchen wurden ſie herunter genommen und auf plumpe Karren gepackt; die Lafetten ließ man dann nachführen. Man kann ſich denken, daß ſo große Metallmaſſen den verſchiedenen Bewegungen des Heeres in einer Schlacht nicht folgen konnten. Blos in Batterien wurden ſie aufgeführt, und wo ſie zu Anfang des Treffens ſtanden, da mußten ſie bleiben bis zu Ende. Gab das Gefecht dem Heere, welches ſie vertheidigen ſollten, eine andere Stellung, ſo wurden ſie völlig unnütz. Nicht minder fehlerhaft war die Art der Ladung. Man bediente ſich damals bei dem deutſchen Heere noch keiner Patronen für das grobe Geſchütz. Die aufgeſchlagene Pulvertonne war vor den Conſtabler hingeſtellt; mit einer krummen Schaufel fuhr Derſelbe hinein, lud dann das Pulver in die Kanone, das ſich natürlich in der ganzen Röhre zerſtreute, und ſo dem Schuſſe ſeine beſte Kraft entzog. Die Kugel wurde zuletzt auf das Pulver geſetzt, und mit der Lunte losgeſchoſſen.

In Waldſtein's Heere beſtand dieſelbe Einrichtung in Bezug auf ſein Geſchütz; doch vermehrte er es bis auf achtzig Stücke. Ein Oberſtzeugmeiſter

führte das Commando über das grobe Geschütz; unter ihm standen Artilleriehauptleute und Lieutenants. Eine Feldschlange, welche fünfzehn Pfund schoß, wurde von zwei Büchsenmeistern und zehn Schnellern oder Kanonieren bedient; eine Falkaune von einem Büchsenmeister und sechs Schnellern, und so in gleichem Verhältnisse von einer mehr oder minder starken Mannschaft, je nach dem Kaliber. Der Zug, die Geschützwagen und die nöthigen Zimmerleute standen unter der Aufsicht von Wagen- und Geschirrmeistern. Um die Stücke auf Märschen mit fort zu schleppen, nahm man den Bauern die Pferde weg, indem das grobe Geschütz keine regelmäßige Bespannung hatte.

Wenn man die außerordentlichen Vorzüge des schwedischen Geschützes vor dem deutschen und kaiserlichen, und überhaupt Gustav Adolf's weit überwiegende Taktik in Erwägung zieht, so muß man erstaunen, daß die Kaiserlichen einem in so wichtigen Punkten überlegenen Feinde gleichwohl mit solcher Ausdauer die Spitze boten. Dies kam daher, weil Tilly's und Waldstein's Soldaten an moralischer Kraft den Schweden wenig oder gar nicht nachstanden. Der lange Krieg hatte nicht nur eine große Erfahrung, sondern auch ein hohes Selbstgefühl in den katholischen deutschen Heeren hervorgebracht. Diese Soldaten wußten, was es hieß, des Kaisers eherner Arm zu seyn. Gewöhnt, in Deutschland die Herren zu spielen, und stolz auf die erfochtenen Triumphe, traten sie dem Feinde mit kühnem Trotze entgegen. Freilich wütheten die schwedischen Kanonen mörderisch in ihren Reihen, aber die gelichteten Glieder schlossen, folgsam der Stimme ihrer Offiziere, sich immer von Neuem zusammen. Die alten Banden Tilly's hielten bis zum letzten Manne Stand, und aus der Lützener Schlacht ging beinahe kein Soldat Waldstein's unverwundet hervor. Die kräftigsten Mittel wurden angewendet, um den kaiserlichen Soldaten an seine Fahne zu fesseln, und nächst der religiösen Begeisterung, die namentlich im Beginne des Krieges ein mächtiger Hebel war, im längeren Verlaufe des endlos werden wollenden Kampfes aber sich mehr und mehr abstumpfte, wirkte man besonders auf die Habsucht.

Hoch war schon das Handgeld, das jeder Recrut empfing, der sich anwerben ließ; jedem Eintretenden wurden zehn bis fünf und zwanzig Thaler geboten. Als bei Uebernahme seiner zweiten Feldhauptmannschaft die Zeit drängte, bediente sich Waldstein freilich anderer Mittel, um sein neues Heer schnell zu [illegible] Werber brachen in

Häuser ein, wo sie junge Bursche wohnen wußten, warfen einen Haufen Geld und einen Strick auf den Tisch, und ließen dann zwischen Soldat werden oder sich aufhenken lassen, wählen. Sehr hoch im Verhältnisse zu dem damaligen Werthe des Geldes und zu der jetzigen Bezahlung der Soldaten, belief sich der Sold. Bei der Reiterei bekam insgemein monatlich ein Obrist vier hundert, der Rittmeister hundert fünf und zwanzig, der Lieutenant vierzig, der Kornet dreißig, jeder Küraſſier vier und zwanzig Gulden, wofür er Alles bestreiten mußte. Reiter, welche Dienste nahmen, brachten nämlich ihre eigenen Hengste und eigene Bewaffnung mit. Außerdem war es jedem Reiter gestattet, ein oder zwei Handpferde mit sich zu führen, auf welchen die Leibbursche der Küraſſiere ritten. Letztere bestanden zum großen Theile aus Mitgliedern des kleinen, unbemittelten Adels, und ihr ganzes Erbgut war oft nur ein Schlachtroß und eine Rüstung. Bei dem kaiserlichen Fußvolk erhielt jeder Musketier monatlich sechs, jeder Pikenier neun Gulden Sold. Dagegen war die Ausbezahlung höchst unregelmäßig, und Monate lang mußten die Truppen oft warten. Hiezu kamen noch außerordentliche Belohnungen. Soldaten, die sich vor dem Feinde ausgezeichnet hatten, wurden mit Geldsummen und höheren Graden, Offiziere mit goldenen Ketten, confiscirten Gütern, und Vorrücken im Heere bedacht. Tilly vermachte in seinem letzten Willen seinen Nachlaß an baarem Gelde den alten Wallonenregimentern, den treuen Gefährten seiner langen Ruhmeslaufbahn. Von Waldstein ist es bekannt, daß er ausschweifend belohnte und bestrafte. Selten schenkte er unter tausend Thalern.

Zu den Belohnungen standen die Strafen im Verhältnisse. Ungehorsam aller Art, Feigheit wurde mit Stockprügeln, Spießruthen, Galgen und Rad geahndet. Fast täglich hatten die Generalgewaltiger Gelegenheit, ihr Amt auszuüben. Waldstein forderte unbedingten Gehorsam; ganze Compagnien, welche vor dem Feinde ihre Schuldigkeit nicht gethan, ließ er looſen, und den zehnten Mann aufknüpfen; feige Offiziere wurden hingerichtet, die Namen der Entflohenen an den Schandpfahl geschlagen. Fürbitten, hohe Geburt, Verwandte halfen Nichts. So blind der Soldat an des Friedländers Glück glaubte, so sehr bebte er vor dessen Zorne. Daher die bewunderungswürdige Standhaftigkeit in der Lützener Schlacht*). Waldstein suchte

*) Gfrörer's „Gustav Adolf."

ſeine Soldaten für die ſtrenge Knechtſchaft des Dienſtes durch die größte Ungebundenheit außerhalb desſelben, zu entſchädigen. Allen Begierden wurde, mit der erwähnten Ausnahme, der Zügel gelaſſen; eine Menge Freudendirnen und anderes loſe Geſindel folgte den Heeren, und der Raubſucht wurde nur ſelten gewehrt.

Unter ſolchen Umſtänden erlaubten ſich die Heere, die katholiſchen wie die proteſtantiſchen, die ſchrecklichſten Ausſchweifungen, und thieriſche Wildheit verbündete ſich mit raffinirter Grauſamkeit, um die unglücklichen Einwohner, oft ſogar in Freundes Land, zur Verzweiflung zu treiben. Die Schilderungen hierüber aus jener Zeit ſind herzzerreißend. Am ärgſten pflegten es die durch eine Niederlage zerſprengten Truppen zu treiben; ſo nach der Schlacht bei Liegnitz 1634 die führerloſen Kaiſerlichen, indem ſie, wie gemeldet wird, die Einwohner verjagten und gleichwie wilde Thiere auf dem Felde hetzten, das Frauenvolk aber wie ein Heerde Vieh in's Lager trieben, um alles Schmähliche und Entehrende mit ihnen vorzunehmen. Die armen Leute wurden bei'm Feuer oder in Backöfen gebraten, ihnen die Augen ausgeſtochen, Riemen aus dem Rücken lebendig geſchnitten, Arme und Beine, Ohren und Naſen, und ſäugende Brüſte abgeſchnitten oder ſie dabei empor gehoben, Kien und Schwefel unter die Nägel oder an heimliche Orte geſteckt und angezündet, mit Piſtolenſtöcken die Daumen geſchraubt, Miſtjauche und Urin in den Hals gegoſſen, die Fußſohlen aufgeſchnitten und Salz hinein geſtreut, Kinder den Eltern aus den Armen geriſſen, in Stücke gehauen und wider die Wände geworfen. Auf ähnliche Weiſe verfuhren die Kroaten unter Iſolani bei Höchſtädt. Sie zerſtachen die empfindlichſten Theile mit Nadeln, zerſägten die Schienbeine, zerrieben die Füße mit Scheitern bis auf die Knochen, und brieten ſogar Leute. Eben ſo verabſcheuungswürdig trieben es die Schweden und Franzoſen. Herzog Bernhard's Soldaten goſſen den Leuten ſo lange kaltes Waſſer oder Jauche in den Hals, bis es, wenn man ihnen mit dem Fuße auf den Bauch trat, oben wieder heraus kam, und nannten dies den ſchwediſchen Trank. Im Auguſt 1637 ſchreiben die niederheſſiſchen Stände von den Kroaten und anderen kaiſerlichen Söldnern: Sie haben Zungen, Naſen, Ohren abgeſchnitten, Augen ausgeſtochen, Nägel in die Köpfe und Füße geſchlagen, heißes Pech, Zinn, Blei und allerlei Unflath durch die Ohren, Naſe und Mund in den Leib gegoſſen, Viele mit den Rücken an einander gekoppelt, auf freiem Felde in eine Reihe geſtellt, und auf

ſie, wie nach einem Ziele, geſchoſſen, Weiber und Mädchen entehrt, ihnen die Brüſte abgeſchnitten, Kinder niedergeſäbelt, geſpießt, in den Backöfen gebraten und dgl. mehr. „Die Soldaten," berichtet ein Zeitgenoſſe, „lösen ſich oft in Raubhorden auf, fangen Bürger und Bauern, und mißhandeln ſie mit der ärgſten Grauſamkeit. Man bindet ihnen z. B. beide Hände auf den Rücken, ſtößt mittels einer durchlöcherten Ahle ein Roßhaar durch die Zunge, zieht dies zu entſetzlichem Schmerze auf und ab, und gibt für jeden Schrei der Angſt mehre Peitſchenhiebe auf die Wade. Finger werden eingeſchraubt, und dann das Fleiſch bis auf die Knochen abgeſchabt. Leute todtſchießen, ſey zu einfach und ſchmerzlos; deshalb ſchoß man drei Kugeln in ein Knie, und drehte dann das Bein um wie eine Garnwinde." Ueberall waren Kundſchafter verbreitet, welche, gleich den meiſten Gaſtwirthen, Reichthum und Reiſende verriethen. In frecher Umkehrung der Sprache nannte man Verbrechen begehen Gutes thun, und bezeichnete dagegen alles Gute als teufliſch. Manche beteten nicht, ſondern äußerten: ſie ſagten alle Morgen das ABC her, da ſteckten alle Gebete darin, und Gott möge ſich die beſten daraus machen.

Nothwendig mußte dieſe wüthende Grauſamkeit des Soldatenvolkes, von welcher man ſich mit Ekel und Grauen hinweg wendet, auch unter der übrigen Bevölkerung Gottgefühl und Sittſamkeit ertödten, und Alles mit Verwilderung anſtecken. „So kamen," ſagt ein Augenzeuge, „Viele zur Verzweiflung, daß ſie gar nicht mehr glauben wollten, daß ein Gott im Himmel wäre, vermeinend, wenn er lebte, ſolle er Alles mit Donner und Blitz in die Erde ſchlagen. Ja, es mußten die armſeligen, vor Schreck und Bekümmerniß thörichten Weiber, ihren Männern Leib und Leben zu friſten, den Vater bei ihren Kindern und ihre kleinen Kindlein vor Marter und Qual, das Haus aber vor Plünderung zu erhalten, endlich freiwillig und öffentlich (Ehr' und Tugend hintangeſetzt) ein Mehreres thun, und ließ es Jedermann alſo fortgehen, aus Herzeleid, Betrübniß und überſchwänglicher Wehmuth noch dazu lachend und erwartend, was die Hand des Höchſten der Sache für einen Ausſchlag geben möchte." *)

Die Ausbildung einzelner taktiſcher Details im dreißigjährigen Kriege anlangend, ſo iſt dieſelbe nur wenig bekannt. Die Kaiſerlichen ſcheinen, mit

*) Raumer's Geſchichte Europa's, III. 600 u. f.

wenigen Ausnahmen, bei ihrer tiefen Aufstellung geblieben zu seyn. Wenigstens blieb die Neigung zu dieser Aufstellung bis zum Aufhören des dreißigjährigen Krieges vorherrschend. Ob die lange Gewohnheit, die Unvollkommenheit des Feuergewehrs, oder endlich der Wunsch, in letzter Instanz die Entscheidung durch die blanke Waffe herbei zu führen, dies begründet haben mögen, ist jetzt schwer zu beantworten. So lange diese Massen nicht dem Artilleriefeuer ausgesetzt waren, gewährten sie allerdings bedeutenden Nutzen; sie bildeten gleichsam den Stock, von wo aus die Musketiere ihre Unternehmungen begannen, und wohin sie sich stets zurück zogen. Bei dem Angriffe selbst mußte deren Choc gewaltig seyn, durch die langen Spieße der Knechte die Einbruchskraft in hohem Grade vermehrt werden. Dies war es besonders, was die Offiziere noch lange nach dem dreißigjährigen Kriege, als sich bereits die Feuerwaffen bedeutend ausgebildet hatten, immer auf die Wiedereinführung der Piken zurück kommen ließ. Die Artillerie nahm im Verlaufe des Krieges an Beweglichkeit zu, so daß sie bei Nördlingen und Jenikau bei beiden Heeren, bald hier, bald dort, immer den Bewegungen der Truppen zu folgen vermochte.

Charakteristisch für die Schlachten des dreißigjährigen Krieges sind die Schanzen, Verhaue ꝛc., deren man sich, wo es nur irgend anging, bediente, und welche oft über Nacht entstanden. Die Lager Waldstein's und Gustav Adolf's waren in einigen Tagen vollendet, was eine Anstrengung voraus setzt, die heut zu Tage kaum den Heeren zugemuthet wird. Gewöhnlich wurden die Schanzarbeiten unmittelbar nach Ankunft eines Heeres begonnen, und bald darauf finden wir sie immer so weit vorgeschritten, daß die Vertheidiger einen Kampf darin annehmen konnten. Meistens waren sie gut angelegt und von starken Profilen, öfters hinten offen, und lagen so, daß sie einander flankirten. Bei Lagern waren die Werke solider construirt und gewöhnlich durch Linien verbunden. Einzelne geschlossene Werke deckten dann noch die schwächeren Seiten und Stellen; auch wendete man wahrscheinlich schon Minen zur Verstärkung der Vertheidigung an. Verhaue, Verschränkungen, Palissadirungen waren ein gewöhnliches Verstärkungsmittel.

Bei der Vertheidigung belagerter Plätze nahm man gewöhnlich auf jeden laufenden Fuß Feuerlinie einen Mann an. Oft ging man auch wohl von der Ansicht aus, daß zwei tausend Mann für jeden Platz ohne Ausnahme nöthig seyen, weil man so vieler Leute bedürfe, um das Maximum

der Angriffe, auf einmal drei nämlich, abzuweisen. Dazu brachte man ferner noch drei hundert Bürger als Gehilfen und Handlanger sowohl für jeden Angriff, als auch zur Bewachung der nicht angegriffenen Fronten in Anschlag. Ein beliebtes Mittel, den Feind in eine nachtheilige Stellung zu bringen, war wohl, Steinhaufen an gewissen, dem Feinde vortheilhaften Punkten so zusammen zu häufen, als bildeten sie irgend einen Abschnitt. Diese wurden dann palissadirt, mit Erde bedeckt, auch wohl anscheinend dem Feinde streitig gemacht. Nahte sich dieser nun einem solchen Punkte, um darauf festen Fuß zu fassen, dann wurden alsbald alle Geschütze darauf gerichtet, um sowohl durch die Steinsplitter, als überhaupt durch ein gutes concentrisches Feuer, dessen Verlust so stark wie möglich zu machen. Zur Vertheidigung der Gräben wendete man gern, wenn sie trocken waren, eingedeckte Abschnitte an, zu denen man sich jedoch nur des Holzes und der Erde bediente. Man suchte sich so gegen die Splitter von den Futterminen zu schützen. Bei nassen Gräben wurden Estakaten angebracht, oft auch Schiffe angewendet. Die Bresche wurde gewöhnlich mit großer Entschlossenheit vertheidigt. Vor allen Dingen suchte man sie ungangbar zu machen, wozu man sich gleichfalls der Estakaten, der Fußangeln, Faschinen ꝛc. bediente. Dann finden wir Abschnitte angelegt, welche immer beträchtlich den Widerstand verlängerten. Wo man in der Kunst schon etwas weiter vorgeschritten war, bediente man sich der künstlichen Feuer zur Vertheidigung der Wallbrüche, legte Minen an, grub Bomben ein u. s. w. In letzter Instanz entschied der Kampf mit der blanken Waffe, der oft bis zur äußersten Erbitterung durchgeführt wurde. Ein gewöhnliches Mittel, den Angreifer zu belästigen, war das Aufschütten hoher Cavaliere im Innern, wodurch man nicht nur den Vortheil erlangte, die Batterie des Gegners zu zerstören, sondern ihn auch, seine Arbeiten zu erhöhen, und hierdurch zu einem größeren Zeit- und Kraftaufwande zwang. Hauptprincip bei den Belagerungen des dreißigjährigen Krieges war bei dem Vertheidiger die offensive Defensive. Die Capitulationen wurden sehr häufig unter den gewöhnlichsten Vorwänden gebrochen; auch schützte die Ueberwundenen, wenn sie nicht in die Dienste des Siegers traten, gewöhnlich Nichts gegen Plünderung und sonstige Gewaltthätigkeiten. Der Angriff auf die Festungen geschah häufig mit unzureichenden Mitteln. Nichtsdestoweniger begann fast jede größere Belagerung mit Berennungsarbeiten, die entweder in einzelnen Werken, oder in Umwallungslinien, wodurch man den

Ort sowohl isolirte, als sich auch gegen Ausfälle zu schützen suchte, bestanden. Die Profile hierbei wechselten häufig. Oft waren es Gräben von sieben Fuß, eine Brustwehre von acht Fuß unterer Breite, sechs Fuß äußerer, und fünf Fuß innerer Höhe, mit einer Bank von drei Fuß Breite und einem Fuß Höhe. Linien selbst legte man nur an, wenn man von der Energie des Gegners viel befürchten zu müssen glaubte. Centrovallationslinien erhielten nur einfache Redans, weil man in diesen an und für sich selbst nicht viel vom Feinde befürchten zu dürfen meinte. Die Circumvallationslinien dagegen waren mit großen, nicht selten bastionirten Redouten versehen. Dem Angriffe selbst ging allemal die sorgfältigste Recognoscirung voran. Sie wurde gewöhnlich zu Pferde abgemacht, und oft legten die Belagerten darauf ein großes Gewicht, dies beritten zu thun und dem Gegner so nahe wie möglich unter die Augen zu rücken. Unter Benützung der Terrainvortheile tracirte man die nöthigen Linien. Die Eingrabungen begannen dann unter dem Schutze von Wollsäcken, die man wohl auf kleinen Wagen vorrollte, hinter denen sich die Leute so gut wie möglich bargen, knieend, stehend, wie es die Gelegenheit mit sich brachte. Der dann ausgehobene Graben wurde zwölf Fuß breit, und vier bis fünf Fuß tief gemacht, je nachdem dies die schnellere Deckung, oder das Bedürfniß an Erde nöthig machte. Er wurde gerade oder gekrümmt gezogen. Zwischen die Linien nun und die Redouten legte man die Batterien, wo man sie vollkommen gegen jeden Angriff sicher glaubte, und suchte zugleich durch Infanterie und Cavallerie die Belagerungsarbeiten zu decken. Bei einer, vielleicht noch durch das Terrain begünstigten Gegenwehr, legte man wohl noch eine Redoute an, von welcher her man das Terrain reinigte und fernere Vorkehrungen zur Belagerung traf. Man gab solchen Werken oft acht und vierzig bis sechzig Fuß Face und einen neun Fuß breiten Graben, den man möglichst tief zu machen suchte. — Man kannte in dieser Zeit erhabene, einfache (horizontale) und gesenkte Batterien. Die letzteren waren die häufigeren. Man legte sie nicht gern weiter als vier hundert Schritte vom Platze ab, und placirte [illegible] Geschütz [illegible]glich. Für jedes Geschütz rechnete man $22^1/_2$ [illegible] und gab den Schten $2^1/_2$ Fuß Oeffnung. [illegible] Magazin, hatten sonst keinen Zweck, a[illegible] Von jener Redoute nun ging [illegible] sich parallel mit der Courtine a[illegible]

dem Bedürfnisse gemäß mit Geschütz besetzte. Da dies meist schon nahe an der Contrescarpe geschah, so litt man hierbei nicht mehr viel vom feindlichen Feuer, indem, nach der damaligen Beschaffenheit der Artillerie, der Gegner seine Feuer nur unbedeutend plongiren konnte. Außenwerke nahm man gern mit Sturm, und da man diesen in der Regel kraftvoll betrieb, gelangte man meist auch zum Zweck. Schlug er jedoch fehl, so trieb man aus seinen Gräben gerade, aber tiefe Sappen gegen den Angriffspunkt, deckte diese mit Mantelets nach vorn, oder Blenden von oben. Diese Arbeit unterstützte man durch kleine Grabenabzweigungen nach den Seiten zu, denen man eine beliebige Form gab, um deren Bestreichung zu verhüten, und welche mit Schützen besetzt, auch wohl durch einige andere Leute vertheidigt wurden, die hinter Mantelets oder natürlichen Deckungen lagen und mit starken Harnischen versehen waren. — War man so bis zur Descente gekommen, so trieb man seinen Graben allmälig tiefer, hierbei jedoch immer gerade aus gehend. Von oben deckte man sich dabei gleichfalls durch Blenden. Ward das Vorgehen zu schwer, so bediente man sich der Minen, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und arbeitete dann hinter den stehen gebliebenen Deckungen fort. Unter diesen Verhältnissen errichtete man wohl auch einen Cavalier, um durch das dadurch erhaltene, überhöhende Feuer den Feind aus den gegenüberliegenden Werken zu verjagen. Konnte man sich im bedeckten Wege selbst festsetzen, so geschah dies in einem defilirten Logement, das man aus Materialien aller Art, Erd- und Wollsäcken construirte.

Den Sturm eröffneten gewöhnlich die Musketiere. Das Feuer der Geschütze fuhr bis zum letzten Augenblicke fort, um den Feind zu verhindern, irgendwo noch Hindernisse zu schaffen. So wie die Musketiere Platz gefaßt, folgten die Pikeniere, welche bei dergleichen Verhältnissen als die Haupttruppen betrachtet wurden. Die Offiziere und Höchstbesoldeten kämpften in den ersten Reihen. Gewöhnlich wurde die Elite der Truppen gegen die Hauptbresche benutzt, die weniger guten Truppen zu Demonstrationen verwendet. War man in Feindes Land, so trieb man auch wohl noch die armen [illegible]uern und Bürger den Colonnen voran. Das Loos traf eroberte Städte [illegible]l gewöhnlich, wie früher, d. h. sie wurden immer der Plünderung [illegible]n*).

*) V. 390 u. f.

Es würde zu weit führen, hier noch näher in die Einzelnheiten eingehen zu wollen; doch stellt sich aus dem Geschilderten der entschiedenste Uebergang der mittelalterlichen zur neueren und neuesten Kriegskunst deutlich heraus. Diese mit Strömen von Blut und dem Verluste schöner Provinzen erkaufte Verbesserung der Taktik und der Formen des Kriegswesens war der einzige Gewinn, welchen Deutschland aus einem dreißigjährigen Kampfe rettete, der, wie einst der Kampf um Troja, die Helden, die er geschaffen, auch fast insgesammt in seinem Abgrunde begrub.

Vierzehntes Buch.

Von dem Regierungsantritte Leopold's I. bis zum Nimweger Frieden; 1657 bis 1679.

Leopold, ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt und für denselben erzogen, war, wie wir gesehen, durch den Tod seines älteren Bruders, König Ferdinand's IV., der Herrscherlaufbahn zugeführt worden; die frühere Bestimmung hatte tiefe Eindrücke in ihm zurück gelassen, deren Merkmale häufig auch sein späteres Handeln bezeichneten. Im August 1657 wurde der Wahlconvent zu Frankfurt eröffnet, wo Ludwig's XIV. hoffärtiges Bestreben, sich mit der Krone Karl's des Großen zu schmücken, wieder Alles in Bewegung setzte. Einige Stimmen neigten sich ihm wirklich zu; aber diesmal waren es die, so oft von Frankreich getäuschten und überlisteten protestantischen Kurfürsten, welche am entschiedensten entgegen wirkten. Doch stand Anfangs die Aussicht für Leopold von Oesterreich zweifelhaft genug, indem mehre andere Throncandidaten, namentlich Kurfürst Ferdinand von Baiern, später der Erzherzog und Deutschmeister Leopold Wilhelm, endlich der Pfalzgraf von Neuburg in Vorschlag kamen. Allein theils standen diese freiwillig von der gefahrvollen Würde ab, theils erkaltete der Eifer ihrer Parteien. So neigten sich denn zuletzt alle Stimmen dem jungen Könige von Ungarn und Böhmen zu, demzufolge Dieser am 18. Juli 1658 als Leopold I. zum deutschen und römischen Könige und Kaiser erwählt, und am 1. August in Frankfurt als solcher gekrönt wurde. Die Schwierigkeiten, unter welchen seine Erhebung erfolgte, gaben den Reichsständen erwünschten Anlaß, ihm

eine ausgedehnte Wahlcapitulation aufzudringen, die er am Tage seiner Erwählung beschwören mußte. Dieselbe betraf in den meisten, die Kaisergewalt in noch engere Gränzen einschließenden Punkten, blos innere Verwaltungsgegenstände. Aber der zehnte Artikel verpflichtete den Kaiser, auch hinsichtlich seiner eigenen Länder keine anderen Bündnisse einzugehen, als solche, die dem Reiche nicht zum Nachtheile gereichten und mit den Bestimmungen des westphälischen Friedens nicht im Widerspruche stünden; — der dreizehnte, daß der Kaiser weder den gegenwärtigen, noch den künftigen Feinden Frankreichs (diesen und den folgenden Artikel hatten Mazarin's Umtriebe in die Wahlcapitulation eingedrängt) auf irgend eine Weise Vorschub leiste; — der vierzehnte, daß er in den, in Italien und den Niederlanden zwischen Frankreich und Spanien fortwüthenden Krieg sich nicht einmischen wolle, so wie dagegen auch Frankreich den Feinden des deutschen Reiches und des Hauses Oesterreich nicht beistehen werde.

Da Leopold bei seiner Thronbesteigung noch nicht sein siebzehntes Jahr vollendet hatte, so leitete die Verwaltung der Angelegenheiten noch durch einige Zeit sein Oheim, Leopold Wilhelm, mit dessen Genehmigung (27. Mai 1657) das Waffenbündniß mit Polen wider Karl Gustav vollzogen, und der Feldmarschall Hatzfeld mit sechzehn tausend Mann dem Könige Johann Kasimir zu Hilfe gesendet wurde. Bei Rákóczy's Annäherung hob der lithauische Feldherr Georg Lubomirski die Belagerung Krakau's auf, und fiel verwüstend in die Gespanschaften Bereg, Szathmár und Ugocs ein. Das Waffenglück wendete sich gegen Rákóczy, und nach dem Verluste wichtiger Plätze, wie Krakau, Posen und Brzesc an die vereinigten Oesterreicher und Polen, mußte er einen beschwerlichen Rückzug antreten, endlich um Frieden bitten und (22. Juli) eidlich angeloben, durch eine Gesandtschaft den König von Polen, den Tatarchan und den Großwesir, wegen seines unternommenen Zuges um Verzeihung zu bitten und Schadenersatz zu leisten. Entmuthigt zog er sich auf die Ecseder Burg zurück; aber sein Feldherr, Johann Kémény, welcher mit dem Reste des siebenbürgischen Heeres folgte, fiel (30. Juli) in einen Hinterhalt der Tataren, wobei seine walachischen Hilfsvölker zu den zahlreichen Feinden überliefen, wurde geschlagen, und verlor drei tausend Todte und drei und zwanzig tausend Gefangene. Der nutzlose verderbliche Feldzug Rákóczy's erweckte ihm in Siebenbürgen selbst Feindschaft; die Pforte sprach seine Absetzung aus, und beauf-

tragte die Stände, einen neuen Fürsten zu wählen. Ihre Wahl traf (3. November) den Franz Rhédey. Aber Rákóczy sammelte ein Heer, nahm den Fürstentitel wieder an, und bot die Siebenbürger zur Heerfahrt wider die Türken auf. An der Spitze eines Kriegshaufens überfiel er den zu Megyes versammelten Landtag, und zwang denselben, ihn wieder als Fürsten anzuerkennen, indem die Absicht der Pforte nicht sowohl gegen seine Person, als gegen des Landes Freiheit und Einheit gerichtet sey. Rhédey dankte hierauf freiwillig ab, mit dem eidlichen Versprechen, die Fürstenwürde selbst auf ausdrücklichen Befehl der Pforte nie wieder anzunehmen. Rákóczy aber, neu ermuthigt, zog jetzt dem gegen ihn anrückenden Pascha von Ofen entgegen, schlug ihn bei Lippa und schleifte die erstürmte Festung Arad. Als aber der Großwesir Mohammed Köprili mit Einmal hundert tausend Türken vor Bórós-Jenö ankam und diese Festung nahm, auch Lugos und Karansebes in seine Hände bekam, flüchtete Rákóczy, dem furchtbaren Gegner nicht gewachsen, in Wälder und Gebirge. Auch der Tatarchan fiel, mit den Woiwoden Siliströens, der Walachei und der Moldau vereinigt, in das Burzenland ein, brandschatzte Kronstadt und Hermannstadt und verwüstete die Umgegend, bis die Stände gegen ein auferlegtes Strafgeld und Erhöhung des Zinses auf jährlich fünfzig tausend Thaler, sich vom Großwesir Schonung erkauften, worauf unter türkischem bewaffneten Beistande Bartsay als Fürst von Siebenbürgen eingesetzt wurde (5. October 1658). Von Rákóczy vertrieben, entsagte Bartsay alsbald seiner Würde, und bot sie dem Johann Kémény an, der sie jedoch nicht annahm. Rákóczy, durch ein Bündniß mit Michne, dem Woiwoden der Walachei, gegen die Pforte verstärkt, erhob noch einmal trotzig sein Haupt, erzwang die Eröffnung eines Landtags zu Maros-Vásárhely, und ließ sich hier wieder als Fürst Siebenbürgens anerkennen. Aber sofort brach der Ofener Pascha Sidi Ahmed gegen ihn auf, und schlug ihn (21. November 1659) im Hetzeger Thale. Gleichwohl setzte Rákóczy den Kampf gegen den schwachen Bartsay erfolgreich fort, vermochte Denselben später, mit ihm in geheime Unterhandlungen zu treten, mußte aber, von Sidi Ahmed neuerdings bedroht, die Belagerung von Hermannstadt aufheben. Nach neuen gewaltsamen Anstrengungen und Rüstungen, entschloß er sich endlich, den Türken eine Hauptschlacht zu liefern, welche (22. Mai 1660) am rechten Ufer der Szamos, zwischen Klausenburg und Szamosfalva blutig entbrannte. Rákóczy focht heldenmüthig [illegible] macht, und achtete nicht

seiner Wunden; da traf ihn ein Hieb in den Kopf, und bewußtlos wurde er vom Kampfplatze getragen. Sein Heer wurde umzingelt und großentheils niedergemacht, die Fliehenden bis Gyalu verfolgt. Vier tausend eingesendete Köpfe der Erschlagenen wurden zu Adrianopel von Griechen und Armeniern auf Spießen im Triumphe einher getragen, und vor die Füße des Großwesirs geworfen, der darüber ritt und sie dann den Hunden zum Fraße gab. Am achtzehnten Tage nach der Schlacht (9. Juni) starb Rákóczy auf der Großwardeiner Burg an seinen Wunden. Ein Handschreiben der Pforte befahl dem Sidi Ahmed, seinen Gefangenen, Bartsay, wieder als Fürsten von Siebenbürgen zu bestätigen.

In Deutschland errang der noch immer nicht erloschene schwedische Einfluß einen neuen Vortheil, denn am 15. August 1658 (hundert zehn Jahre vor der Geburt Napoleon's) schlossen die Kurfürsten von Mainz und Köln, der Bischof von Münster, der Pfalzgraf von Neuburg, die Herzoge von Braunschweig-Lüneburg, der Landgraf von Hessen-Cassel, und der König von Schweden selbst, als Herzog von Bremen und Verden und Herr von Wismar, zu Frankfurt die sogenannte rheinische Allianz, ein Vorbild späterer Abhängigkeit. Ihr ausgesprochener Zweck war, bei dem Kriege der nordischen Mächte strenge Neutralität zu halten, — wenn aber die schwedischen Besitzungen im niedersächsischen und westphälischen Kreise von Polen oder Brandenburg angegriffen würden, dem Könige von Schweden beizustehen. Zugleich sicherten die Bundesglieder einander wechselseitigen Beistand gegen feindlichen Angriff und sonstige Bedrückungen zu. Ludwig XIV. wurde in dieses Bündniß aufgenommen, und versprach den Verbündeten seinen Beistand zur Aufrechthaltung des westphälischen Friedens, wogegen der Bund sich verpflichtete, den gegen Frankreich und dessen Alliirte bestimmten Truppen weder nach den Niederlanden, noch über den Rhein, durch die Bundesgebiete, den Marsch zu gestatten. Diese Uebereinkunft wurde in der Folge mehrmals, von drei zu drei Jahren verlängert. — Am 6. Juni 1660 wurde der nordische Krieg, in welchem der Kaiser und der Kurfürst von Brandenburg auf Polens Seite gestanden, durch einen zu Kopenhagen zwischen Schweden und Dänemark unterzeichneten Vertrag beendigt, nachdem (3. Mai) zu Oliva der Friede zwischen Polen und Schweden bereits zu Stande gekommen war.

Den Kampf zwischen Frankreich und Spanien hatte schon früher der am 7. November 1659 durch den spanischen Minister, Don Louis de Haro,

und Mazarin auf der Faſaneninſel in der Bidaſſoa unterzeichnete, ſogenannte pyrenäiſche Friede beendigt. Frankreich erhielt: in Artois Arras, Hesdin, Bapaume, Lieers, Lens, Terouanne und die Grafſchaft St. Pol mit Zubehör; in Flandern Gravelines, Bourbourg und St. Venant; im Hennegau Landrecies und le Quesnoy; in Luxemburg Thionville, Montmedy, Danvilliers, Marville, Marienburg, Philippeville, Avesnes; ferner Rouſſillon, Conflans und Cerdagne, ſo weit ſie nicht ſüdlich der Pyrenäen lagen. Die Herzoge von Savoyen, Modena und Lothringen wurden hergeſtellt; doch blieben Bar, Moyenvic und die Grafſchaft Clermont bei Frankreich. An dem Tage der Unterzeichnung des Friedens wurde auch der Heiratsvertrag zwiſchen Ludwig XIV. und der älteſten Tochter des Königs Philipp IV. von Spanien, der Infantin Maria Thereſia, vollzogen, nachdem Letztere zu Fuentarabia allen möglichen Rechten und Anſprüchen auf die ſpaniſche oder burgundiſche Erbfolge, für ſich und ihre Nachkommen, ſchriftlich und eidlich entſagt hatte.

Nach Rákóczy's Niederlage belagerten die Türken Großwardein, ohne daß der kaiſerliche Feldherr, de Souches, eingedenk des beſtehenden Waffenſtillſtandes, ſie beunruhigte. Doch nahm Letzterer die Burgen Szathmár, Kálló, Tokay, und die Geſpanſchaften Szathmár und Szabolcs für den Kaiſer in Beſitz. Großwardein ergab ſich nach heldenmüthigem Widerſtande (30. Auguſt 1660) den Türken. Bartſay, als nunmehriger Fürſt Siebenbürgens, war durch ſeine Schwäche und Abhängigkeit von der Pforte, im Lande verhaßt. Die Stände dachten dem Johann Kéményi die Fürſtenwürde zu, und eine große Partei ſammelte ſich um ihn, mit deren Hilfe er am rechten Szamosufer vordrang und Bartſay dergeſtalt bedrängte, daß Derſelbe ſich verpflichtete, weder bei der Pforte, noch ſonſt irgendwo Beiſtand zu ſuchen, ſondern dem Fürſtenſtuhle zu entſagen, ſobald die nächſte Ständeverſammlung dies dem Wohle des Landes zuträglich finden ſollte. Gleich nach Eröffnung dieſer Verſammlung (1. Januar 1661) wurde Kéményi zum Fürſten gewählt, worauf Bartſay allen ſeinen Anſ[illegible] entſagte und dieſen Wechſel bei der Pforte zu [illegible] ſich anheiſch[illegible] Als Letzterer jedoch nach einiger Zeit d[illegible] jener Ein[illegible] mit den Türken auf ſich lud, ließ Kémé[illegible] Göge[illegible] fangen halten. Als jener Verdacht ſich [illegible] rtſay zum Tode und ließ[illegible]n ihn hinrichte[illegible]

Nachdem Kéményi's Unterhandlungen mit der Pforte ſich zerſchlagen, brachen die Türken mit ſtarker Macht in Siebenbürgen ein. Der Kaiſer hatte dem Sultan anzeigen laſſen, daß er jeden Einfall in Siebenbürgen als eine Kriegserklärung anſehen werde, und ſendete jetzt ein Heer ab, das, geführt von dem Grafen Raimund Montecuculi, ſich bei Komorn aufſtellte. Unterdeſſen drang das türkiſche Heer unter Verwüſtungen tiefer in das Land, und der Anführer, Ali Paſcha, Statthalter von Siliſtria, forderte die Stände auf, dem Kéményi abzuſagen und ſich einen anderen Fürſten zu wählen. Ali trug die Fürſtenwürde dem Stephan Petki an, welcher weder ſie annahm, noch Unterwerfung zugeſtand, was die Türken durch Einäſcherung der Szeklerſtädte Maros und Udvárhely ſtraften. Endlich entſchied ſich die ſächſiſche Geſammtheit für Michael Apaffy, welchen Ali ſodann mit Kaftan und Keule als Fürſten Siebenbürgens inſtallirte. Gleichzeitig zog Kéményi, welcher mit den kaiſerlichen Truppen Montecuculi's ſchon bis Klauſenburg vorgedrungen war, wieder nach Ungarn zurück. Ali Paſcha forderte jetzt aus ſeinem Lager von Udvárhely die Szekler Stühle, Sepſi, Kezdi, Orbai und Szik auf, dem Apaffy zu huldigen, was ſie jedoch, auf die ſpäte Jahreszeit und zum Theile auf ihre feſte Lage bauend, verweigerten. Hierauf zog Ismail, der Paſcha von Ofen, mit einem Heer gegen Szik, verbrannte die Stadt, verheerte gräulich die Umgegend und ließ durch ſeine Truppen allenthalben Mord und Verwüſtung üben. Die Belagerung Udvárhely's aufgebend, rückte Ali Paſcha nach Hermannſtadt vor, zwang von hier aus die ſächſiſchen Städte, die Hälfte der Kriegskoſten mit dritthalb hundert tauſend Thalern zu erlegen, ordnete den Landtag von Kiſſelik an, auf welchem Apaffy den Ständen ſchwor und dagegen die Huldigung Derſelben empfing, und wo Letztere ſich gefallen ließen, daß die Szathmárer Geſpanſchaft als eine Zubehör von Großwardein erklärt wurde. Ali ließ dem Apaffy zwei tauſend Türken mit achtzehn Fahnen Walachen unter Ibrahim's Befehl zurück, und führte ſein eigenes Heer wieder nach Temesvár. Kéményi trat, ungeachtet des Abrathens ſeiner getreueſten Anhänger, Gabriel und Paul Haller, Johann und Wolfgang Bethlen, Dionyſius Bánffy und Johann Szentváły, ſeinen letzten unglücklichen Marſch gegen Megyes, Apaffy's Reſidenz, an. Ali Paſcha, von Letzterem um ſchnellen Beiſtand erſucht, ſendete ihm den Sandſchak von Jenö, ſeinen Mohammed Paſcha, mit zwei tauſend Reitern, mit welchen er ſich [illegible]burg einſchloß. Kéményi lagerte in kleiner Entfernung davon zu

Fejéregyház, die deutſchen Hilfstruppen zu Volkany, Szentváły bei Segesd. Kutſchuk Mohammed rückte indeſſen von Megyes gegen Schäsburg vor. Alle erkannten längeres Zögern als gefährlich, und riethen entweder zum ſchleunigen Angriffe oder zum ſchleunigen Rückzuge nach Ungarn. Peter Huszár ſprach warnend: Kutſchuk Mohammed werde mit gleicher Verwegenheit, wie geſtern den Einzug nach Schäsburg, ſo heute den Ausfall verſuchen. Man glaubte ihm nicht. Um Mitternacht traf die Kunde ein, daß Kutſchuk Mohammed aus Schäsburg gegen Hetur vorrücke. Alsbald ſtürzte ſich Derſelbe auf die deutſchen und kroatiſchen Hilfstruppen, und warf ſie. Emerich Radak, der mit ſechs hundert Mann Fußvolk auf dem rechten Flügel ſtand, flüchtete ſich in den Wald hinein; ihm folgte die Reiterei in größter Verwirrung. Kéményi ſtürzte von dem Pferde und wurde von den Hufen zertreten; Niemand fand ſeine Leiche mehr. So endete (23. Januar 1662) Johann Kéményi, ähnlich ſeinem Vorgänger Rákóczy, im Kampfe um das Diadem Siebenbürgens gegen türkiſche Macht.

Sein Fall weckte in Siebenbürgen neue Parteien, ſtatt ſie zu verſchmelzen. Dionyſius Bánffy, Wolfgang Bethlen, Stephan und Johann Torma, Stephan Ebenyi, Peter Kéményi, des Gefallenen Bruder, u. A. verbanden ſich gegen Apaffy, während Gabriel und Paul Haller, Johann Bethlen, Peter Huszár, Franz Rhédey, Stephan Lázár und die Cſiker Szekler ſich für Letzteren erklärten, welchem auch Gregor Bethlen und Johann Szentváły die Fogaraſer Burg, Franz Kereszteſy die Burg Dewa überlieferten.

Der Kaiſer ſuchte zwar dem Umſichgreifen türkiſcher Macht in Ungarn zu wehren, ließ aber gleichzeitig in Konſtantinopel wegen Waffenruhe unterhandeln. Auf dem am 1. Mai 1662 zu Preßburg eröffneten Landtage erklärte ſich eine zahlreiche Partei gegen den Türkenkrieg; auch brachten hier die Proteſtanten wiederholt und heftig ihre Beſchwerden über die von den katholiſchen Landbeſitzern gegen ſie ausgeübten Bedrückungen zur Sprache, ſendeten die königliche Antwort, weil ihnen darin der Titel evangeliſchen Standſchaft vorenthalten wurde, zurück, endlich, da ſie keine befriedigende Antwort erhielten, ſich thungen. Gleichwohl wurde am Berg- ſchluſſe geendigt, den Kaiſer Inſurrection und durch a

Jene Mißhälligkeiten der ungarischen Stände unter einander wirkten sehr auf die kriegerische Haltung der Pforte, obwohl der kaiserliche Resident zu Konstantinopel, Simon Reninger, Alles that, um den Frieden zu erhalten. Türkischer Seits erklärte man Siebenbürgen als Erbland der Pforte, und als Reninger eine von Wien erhaltene Friedensurkunde dem Großwesir zur Erneuerung vorlegte, stieß man sich an der freien Wahl des Fürsten von Siebenbürgen, welche die Türken nicht zugeben, und an den freien Haiduken, die sie nicht heraus geben wollten, ingleichen an Szekelhyd, welches der Kaiser ansprach. Ali Pascha von Temesvár berichtete an die Pforte: Szekelhyd habe dem Rhédey, Capitän von Wardein, gehört; Karoly sey ein altes türkisches Lehen von Erlau's Eroberung her, und ein Gleiches sey der Fall mit Kálló; die sogenannten freien Haiduken in Wardein gehörten zur Festung. Da man sich hierüber nicht einigen konnte, so beschloß die Pforte den Krieg, und der Sultan Mohammed IV. zog im März 1663 in Person zu Felde. In Belgrad ertheilte der Großwesir Ahmed Köprili den kaiserlichen Bevollmächtigten, dem Freiherrn von Goes, dem Kammerrathe Beris und dem Residenten Reninger Gehör, warf ihnen den, durch den Einfall in Siebenbürgen, die Besatzung von Szekelhyd, den Bau der Zrinyischen Festung bei Kanisa, verletzten Frieden vor, forderte die Zurückstellung Szekelhyds, die Schleifung Serinvárs, und ließ Goes auf eine Anhöhe führen, um ihm die ganze Stärke seines Heeres zu zeigen, welches, über hundert ein und zwanzig tausend Mann stark, hundert drei und zwanzig Feldstücke, zwölf Belagerungsstücke, sechzig tausend Kameele, zehn tausend Maulthiere mit sich führte. Später brachte er auch noch die alte Forderung des nach Suleiman's Kanun üblichen jährlichen Tributes von dreißig tausend Ducaten zur Sprache, ein Beweis, wie wenig er den Frieden eigentlich wollte. Die Bevollmächtigten erklärten sich zur Schleifung der siebenbürgischen Festungen bereit, forderten aber hinsichtlich der übrigen Punkte Aufschub zum Vortrage, worauf ihnen türkischer Seits ein Termin von vierzehn Tagen zugestanden, aber auch zugleich erklärt wurde, daß unterdessen der Marsch nach Ujvár nicht eingestellt, sondern fortgesetzt werden solle.

Kaiser Leopold hatte schon früher ein allgemeines Aufgebot an die Ungarn ausgeschrieben, und bald standen bei Szered am rechten Waagufer sechs tausend Mann unter Niklas Pálffy's Befehl; während jenseits der Donau über zwanzig tausend Mann, theils Reiterei, größeren Theils aber

Fußvolk, unter Niklas Zrinyi sich sammelten. Von deutschem Kriegsvolke standen fünfzehn tausend Mann im Lande, über welche Montecuculi als Feldmarschall den Oberbefehl führte, der elftehalb tausend Mann zur Verstärkung der Besatzungen von Raab, Komorn und Neuhäusel verwendete, mit den übrigen aber sich in Ungarisch-Altenburg einschloß, um den Marsch des Feindes zu beobachten. Der Fürst Apaffy von Siebenbürgen, welchen der Großwesir wiederholt zur Heerfolge mahnte, wußte unter allerlei Vorwänden sich dieser Aufforderung zu entziehen, wohl wissend, daß die Türken seine Anwesenheit nur dazu benutzen wollten, sich auf sein Land zu stürzen und es völlig für die Pforte zu erobern.

Das türkische Lager brach nun gegen Gran auf, und ein Theil des Heeres zog über die vor dieser Stadt geschlagene Brücke. Adam Forgács, der Burghauptmann von Neuhäusel, ließ sich durch eine falsche Nachricht, daß die Brücke in der Mitte geborsten, verführen, und eilte mit sechs tausend Husaren und Haiduken, mit acht Fähnlein Reiterei und fünf hundert Mann seines besten Fußvolkes heran, um die, wie er glaubte, durch den Fluß abgeschnittenen Türken anzugreifen. Als sie aber den bei Parkan stehenden Türken sich näherten, wurden die Brückenschiffe — welche man, um den Schein der zerbrochenen Brücke zu erhalten, vorher weggenommen — wieder eingesetzt, und es gingen gegen zwanzig tausend Türken, von Ibrahim Pascha und Kaplan Pascha befehligt, darüber, welche mit den Truppen des Serdars Ali und des Gurdschi Mohammed Pascha das ungarische Heer angriffen und auf das Haupt schlugen. Mehr als die Hälfte desselben blieb auf dem Platze; mit Noth entkam Forgács nach Neuhäusel, Pálffy mit nur zwei Reitern zu dem, aus Oberungarn heran ziehenden Palatin. Sieben hundert Gefangene wurden vor des Großwesirs Augen theils niedergesäbelt, theils mit Messern abgeschlachtet, vierthalb hundert andere Gefangene, worunter Hauptmann Räblad und Freiherr von Welß, nach Ofen geschleppt.

Der Großwesir, welcher während jenes Treffens sich nicht aus seinem Lager gewagt und durch sein Zögern Montecuculi Zeit gegeben hatte, einige Verstärkung nach Neuhäusel zu senden, zog nun über die Brücke nach Parkan, und schickte die Paschen Ali, Mustafa und Gurdschi voraus, um auf dem Wege nach Ujvár die Brücken über die Szitva und Nitra herzustellen. Forgács wurde von ihm aufgefordert, die Festung Neuhäusel zu übergeben, entließ aber den Boten mit der Antwort: die Festung gehöre nicht ihm; er

wolle ſich's während der Nacht überlegen, und morgen möge man die Antwort holen. In der Nacht noch (19. Auguſt) eröffneten die Türken die Laufgräben; ein und zwanzig große Kanonen, von denen die größten fünf und ſechzig Pfund ſchoſſen, und anderthalb hundert kleine, feuerten gegen die Feſtung. Arslan Paſcha mit den Minengräbern ſchnitt den Waſſergraben ab, welcher aus der Nitra die Gräben der Feſtung mit Waſſer füllte, und leitete das Waſſer aus dem unter Grund durchſtochenen Feſtungsgraben ab. Auch erſchienen im türkiſchen Lager der Sohn des Tatarchans, Ahmed Girai, mit hundert tauſend Tataren, und bald darauf ſein Bruder Mohammed Girai an der Spitze von zwanzig tauſend Koſaken; ferner die Woiwoden der Moldau und Walachei mit ihren Truppen. Um den Entſatz, welchen Montecuculi der Feſtung zuführen wollte, zurück zu ſchlagen, wurden die Tataren auf das andere Ufer der Nitra entſendet. Wie heftig auch das türkiſche Belagerungsgeſchütz arbeitete, ſo waren es doch meiſt nur Bogenſchüſſe, und den Baſteien widerfuhr Anfangs wenig Schaden. Dagegen traf eine Kugel der Feſtung das größte türkiſche Stück, den braunſchweigiſchen Mauerbrecher und zerſchmetterte deſſen Mündung. Tag und Nacht ertönten im türkiſchen Lager Trommeln, Pfeifen, Trompeten und Pauken; die Minengräber wurden vom Großweſir ermuntert, ihre Gänge bis an den Fuß der Mauern fortzutreiben. Als auf der Baſtei Sierotin ein Haus in Flammen gerieth, wurde die Feſtung abermals aufgefordert (22. September). Vier Tage hernach wurde an der Baſtei Friedrichin, einen Tag ſpäter auf die Forgácsin, und dann wieder auf die erſtere Sturm gelaufen; gleichwohl wurden die Türken, die ſchon mitten auf der Baſtei waren, zurück geworfen. Es wurde nun ein Generalſturm vorbereitet, den jedoch die Belagerten nicht abwarteten, indem die Ungarn und Deutſchen ihre Befehlshaber, den Marcheſe Pio und den Grafen Forgács, zur Uebergabe zwangen. Dieſe wurde unterzeichnet, freier Abzug der Perſonen und Güter, und ſonſtige ſchonende Bedingungen zugeſtanden und gehalten. Die Türken fanden in der Feſtung vierzig Kanonen und ſieben hundert Fäſſer Mehl. Vier Tage ſpäter wurden die zwei großen Kirchen Ujvárs durch das Freitagsgebet in Moſcheen verwandelt (28. September 1663).

Sogleich nach der Eroberung von Neuhäuſel ließ der Großweſir Aufforderungsbriefe an die umliegenden Schlöſſer und Palanken, nach Lewenz, Neográd, Neitra, nach Freiſtadtl, Schintau ergehen. Neitra ergab ſich gut-

willig (15. October), und die Besatzung erhielt freien Abzug mit ihrer Habe. Lewenz und Neograd aber widerstanden tapfer. Indessen streiften die Tataren zum zweiten Male in Mähren und Schlesien. Schon im August waren sechs tausend Tataren, nachdem sie das Land um Tyrnau, Freistadtl, St. Görgen verheert, die Frauen entehrt, die Kinder gegen die Wände geschleudert oder mit Säbeln gespalten, oder in Säcken zusammen gepackt auf die Pferde geworfen, die Männer und Weiber wie Hunde zusammen gekoppelt, — über die March und über den Weißenberg nach Mähren, über Landshut hinaus eingebrochen, wohin ihnen ungarische Gränzhusaren die Wege gezeigt. Freistadtl und Schintau hielten sich tapfer; den ersteren Ort berannten zehn tausend Janitscharen zehn Tage lang, und zogen, nach drei fruchtlosen Stürmen, und nachdem sie die Brücke über die Waag abgeworfen, ab. Die Tataren wüsteten und sengten bei Nikolsburg, Rabenburg, Brünn, bis drei Meilen gegen Olmütz; die Dietrichstein'schen und Liechtenstein'schen Besitzungen wurden ausgeraubt und ausgebrannt. Zwölf tausend Gefangene schleppten die Tataren auf den Sclavenmarkt von Neuhäusel, nach dessen Falle sie von Neuem gegen Preßburg streiften, St. Görgen und Geyersdorf in Brand steckten, über die Waag schwammen, und am Passe Rosincko im Hradischer Kreise einfielen. Vierzehn tausend Tataren, Janitscharen und Husaren streiften Braunau vorbei gegen Kloback, sengten, mordeten und plünderten, und trieben einen Haufen von zwei tausend Gefangenen in fliegenden Haaren mit Peitschen vor sich her, und vier vierspännige Wagen voll Frauen nach Ungarn zurück. Als sie in das Lager von Neuhäusel zurück gekommen, fiel der tapfere Niklas Zrinyi aus einem Hinterhalte über sie her und tödtete ihnen vier hundert Mann, wurde aber durch den, aus dem Lager wider ihn aufbrechenden Pascha von Haleb genöthigt, sich unter die Kanonen von Komorn zurück zu ziehen. Glücklicheren Erfolg hatte seines Bruders Peter Zrinyi Waffenthat gegen Dschengdschi Pascha, Statthalter von Bosnien, welcher, die Abwesenheit des einen Zrinyi benutzend, den anderen um so leichter zu schlagen und in die Steyermark einzufallen hoffte. Zu diesem Ende war der Pascha mit zehn tausend Mann aus Bosnien aufgebrochen, hatte zwei tausend bei Lica und Corbolo stehen lassen, und marschirte mit den anderen nach Ottochaz bei Karlstadt, um von dort aus Neu-Serinvár zu überrumpeln und, wenn der Anschlag mißlänge, die Steyermark zu verheeren. Peter Zrinyi lauerte ihm mit vier tausend Kroaten in einem Walde

auf, und als die Hälfte durchgezogen, fiel er über die andere Hälfte her, erschlug tausend Mann, nahm über dritthalb hundert gefangen, und eroberte acht Fähnlein. Die Zahl der von den Rennern und Brennern aus Mähren, Schlesien und Ungarn zusammen geschleppten Sclaven betrug vierzig tausend. Lewenz ergab sich den Türken, gegen freien Abzug der Besatzung; eben so, jedoch nach hartnäckigerem Widerstande, Neograd.

Die kaiserlichen Truppen benutzten die Strenge des Winters zu neuen Unternehmungen an der Mur und Drave. Der Befehlshaber der Reichstruppen, Graf Wolf Julius zu Hohenlohe, brach im Januar 1664 mit sechs tausend Fußgängern und tausend Pferden von Pettau auf. Zu Neu-Serinvár, dem von Niklas Zrinyi zum Trotze der Türken an der Mur neu erbauten festen Schlosse, war der Sammelplatz, wo Zrinyi, als Ban von Kroatien und Generalissimus von Ungarn, mit den vom Grafen Batthyányi angeführten Ungarn, mit zwölf tausend vom Generalwachtmeister von Puchard befehligten Baiern, mit sieben hundert Fußgängern und sechs Fähnlein Piccolominischer Reiter, unter des Grafen Leslie Befehl trat. Im Allem drei und zwanzig tausend Mann stark, wendete sich das Heer von Serinvár gegen Presnitz, welches zwei Tage hernach capitulirte, wobei die Haiduken und Husaren über einen Theil der frei abziehenden türkischen Besatzung herfallen wollten, die aber von Zrinyi mit eigener Lebensgefahr geschützt wurde. Auf ähnliche Weise fiel Babocsa in Zrinyi's Hände; das von den Türken verlassene Schloß Bercs an der Drave wurde in Brand gesteckt, und in beiden Orten zusammen zwanzig Kanonen erbeutet. Sodann ging Zrinyi mit der Reiterei voraus gegen den Paß von Szigeth, und weil kein Belagerungsgeschütz vorhanden war, dort vorbei nach Fünfkirchen, das mit seinen bleigedeckten Moscheen in Flammen aufging; nur das Schloß konnte ohne Belagerungsgeschütz nicht erobert werden. Da überdies die Hauptabsicht dieser Unternehmung darauf gerichtet war, den Anzug des türkischen Heeres für das nächste Jahr zu erschweren, wurde, Siklós vorbei auf die Brücke von Essek [redacted]schirt, die Palanke Darda, welche als Brückenkopf dieselbe vertheidigte, [redacted]n, und die ganze herrliche Brücke, das Werk Suleiman's des Gro[redacted]tausend fünf hundert fünf und sechzig Schritte lang, und siebzehn [redacted]wei Tagen niedergebrannt. Alle Dörfer längs des Marsches, [redacted]an der Zahl, fraß die Flamme. Zrinyi's siegreicher Winter[redacted]ken auf, und wurde selbst in Adrianopel und Konstan-

tigopel mit Bestürzung vernommen; man nannte ihn dort den Zug des Eisenpfahles. Der erschreckte Großwesir kehrte in das Winterquartier von Belgrad zurück.

Neue Anstrengungen auf türkischer Seite, wo man auf die kaiserlichen Friedensanträge nur unbestimmte Antwort gab, sollten Zrinyi's Siegeslauf dämmen. Zu diesem Ende wurden der Beglerbeg von Großwardein, Kutschuk Mohammed Pascha, der von Jenö, Kasim Pascha, der von Erlau, Chalil Pascha, der Fürst von Siebenbürgen, Apaffy, und der Jali Aga Ahmed befehligt, mit den in den Winterquartieren vertheilten Janitscharen aufzubrechen. Unterdessen aber hatte de Souches (7. Mai) Neitra zur Uebergabe gebracht, vierzig Geschütze und hinreichende Munition daselbst erobert, dann den Kutschuk Mohammed Pascha bei Szent-Kereszt (Heiligenkreuz) geschlagen, und bedrohte nun Lewenz. Seit Ende Aprils wurde die Festung Kaniffa durch Zrinyi, Hohenlohe und Strozzi belagert und mit Bomben beschossen. Weil aber der Großwesir mit einem Heere von dreißig tausend Mann, welchen die Belagerer kaum halb so viel entgegen zu stellen hatten, heran rückte; weil ferner die Lebensmittel ausgingen, und die Gefahr drohte, daß der Feind das belagernde Heer von Neu-Serinvár abschneide und über die Mur nach Pettau, Radkersburg und Graz ziehe; so hoben die Kaiserlichen die Belagerung von Kaniffa auf, und zogen sich mit dem ganzen Geschütze nach Neu-Serinvár zurück. Der Großwesir verfolgte schleunig das abgezogene kaiserliche Heer, welches, auf das rechte Ufer der Mur sich zurück zu ziehen gezwungen, dem Feinde den dreifachen Vortheil eines Waldes, um sich zu decken, einer Anhöhe, um das halb in der Erde vergrabene Serinvár zu beschießen, und die offene Straße zum Angriff desselben, bot. Serinvár, der große Zankapfel des Krieges, war von Zrinyi, sehr wider den Willen des Kaisers, der diesen Anlaß zu gegründeter Beschwerde von türkischer Seite gern vermieden hätte, vertragswidrig angelegt worden, als Brückenkopf der über die Mur führenden Brücke, ohne Graben, ohne bedeckten Weg, ohne Flanken, in der ungünstigsten, von einer Anhöhe beherrschten Lage, von zwei Seiten, deren Mauern nicht bis in's Wasser liefen, offen, eng, und deshalb für die wenigen Vertheidiger höchst beschwerlich, in seiner ersten Anlage so wenig eine Festung, daß man dasselbe gewöhnlich nur den Schafstall nannte. Schon war vom Hofkriegsrathe die Zerstörung desselben und der Bau eines neuen Schlosses beschlossen worden, als wegen des Ausbruches des Krieges

auf das Eiligste die bestehende unförmliche Festung mit allen möglichen Hilfsmitteln der Befestigungskunst in wehrhaften Stand gesetzt wurde.

Kaum waren die Türken vor Serinvár angelangt, so trachteten sie zuvörderst, die Mur zu überschreiten, zu welchem Ende Flöße herbei geschafft, drei hundert Janitscharen und eben so viele Segbane befehligt wurden. Die Hälfte war schon auf der Mur-Insel gelandet und auf derselben eingegraben, als Graf Strozzi mit anderthalb hundert Musketieren dieselben niedermachte. Die mit vier hundert anderen Janitscharen bemannten zwei Flöße wurden in Grund gebohrt. Leider bezahlte diese Waffenthat der Fall des tapferen Strozzi, den eine Kugel hinraffte (6. Juni). Sein Tod beschleunigte die Ankunft des Feldmarschalls Montecuculi, welcher zehn Tage später im Lager eintraf, und den Oberbefehl zur Vertheidigung Serinvárs und zur Verhinderung des Ueberganges über die Mur übernahm. Die kaiserlichen Truppen standen vom Zusammenflusse der Mur und Drave, bis gegenüber dem auf dem linken Ufer der letzten gelegenen Serinvár; von hier an bis nach Kotory die verbündeten Reichstruppen unter Hohenlohe's Befehle, dann von Kotory hinauf die Haiduken und Husaren unter Zrinyi, Batthyányi, Nádasdi. Die Belagerung ging ihren Gang fort; zwei Ausfälle mißlangen, weil das durch den Regen durchweichte Erdreich zu schlüpfrig war, als da die Ausfallenden die gegenüber gelegene Höhe, auf welcher die Stückbette des Feindes, hätten erklimmen können. Der Vorschlag, die Belagerer von hinten zu umgehen, d. i. zweimal über die Drave, einmal vor dem Zusammenflusse mit der Mur, und dann über die mit derselben vereinte bei Dernis zu setzen, und indessen die Ufer der Mur zu entblößen, wurde für gefährlich und unausführbar gehalten, und beschlossen, die Ankunft der im Anzuge begriffenen Hilfstruppen der Deutschen unter des Markgrafen Leopold von Baden, der französischen unter des Grafen von Coligny Befehle, abzuwarten. Ein wüthender Sturm wider den halben Mond der Festung wurde abgeschlagen, der wiederholte Versuch, über die Mur zu gehen, vereitelt. Zwei Tage darauf waren die Belagerer schon so weit vorgerückt, daß ihnen das Feuer der Belagerten nicht mehr schaden konnte; die Schanzpfähle waren verbrannt, die Officiere meldeten, daß sie, unfähig sich länger zu halten, die Wachen aus den Graben zurück ziehen wollten, ehe sie mit Gewalt vertrieben wurden. Montecuculi gab den Befehl, daß, wenn der Ravelin nicht mehr halt-

Holzwerk in Brand stecken, die schon gefüllten Minen sprengen und

ſich über die Brücke zurück ziehen ſollten. Aber die Belagerer ſtürmten plötzlich ſo heftig, daß die Vertheidiger in Verwirrung geriethen und, ohne die Feſtungswerke oder die Brücke zu zerſtören, in der größten Unordnung die Flucht ergriffen. Eilf hundert Vertheidiger wurden entweder niedergehauen, oder ertranken in der Mur, unter den Todten waren der Oberſtlieutenant Graf Thurn und viele Hauptleute (29. Juni). Die Türken führten aus dem eroberten Serinvár drei Mörſer, ſechs Falkaunen und eine Feldſchlange nach Kaniſſa; ſieben Tage ſpäter ſprengten und ſchleiften ſie die ganze Feſtung von Grund aus.

Der Befehlshaber von Klein-Komorn übergab den Türken den Platz gegen freien Abzug; gleichwohl wurde die Beſatzung treulos niedergeſäbelt. Die Türken erbeuteten hier vier Kanonen und zwei hundert Centner Pulver, und zerſtörten das Schloß. Egerszeg wurde, wegen Unhaltbarkeit der Feſte, von der kaiſerlichen Beſatzung ſelbſt verlaſſen und verbrannt. Huſein Paſcha zog gegen Pölöske, deſſen Beſatzung, nachdem ſchon der Ort verbrannt, mit der größten Tapferkeit in einer Kirche vier und zwanzig Stunden lang ſich vertheidigte, bis ſie alle mit derſelben verbrannten. Die Palanken von Egervár und Kemendvár capitulirten, und wurden von den Türken geſchleift; Gleiches geſchah mit Kapornak, das die Einwohner freiwillig verlaſſen. Von Egervár brachen die Türken gegen die Raab auf, an deren Ufer gegenüber von Körmend ſie lagerten; doch verſuchten ſie umſonſt, hier über die Raab zu gehen, denn Montecuculi, der, mit den Reichstruppen und franzöſiſchen Hilfsvölkern verſtärkt, ſchon am entgegen geſetzten Ufer ſtand, hielt ſie davon ab.

Während der Großweſir vor Serinvár ſtand, hatte de Souches mit zwölf tauſend Mann den Paſcha von Neuhäuſel, welcher mehr als doppelt ſo ſtark gegen Lewenz gezogen, zu St. Benedikt, dritthalb Meilen oberhalb Lewenz, angegriffen und geſchlagen. Das ganze Geſchütz und Gepäck fiel in die Hände der Sieger; ſechs tauſend Türken ſammt ihrem Anführer Ali Paſcha blieben in der Schlacht; nur drei Türken wurden lebendig eingebracht, fünf hundert abgeſchnittene Janitſcharen niedergehauen. Souches verfolgte den Feind bis Parkany, und zog dort als Eroberer

Montecuculi war, nach dem Falle Serinv
heit, ob der Feind gegen die Stadt Raab, oder w
Fluß gleiches Namens zumarſchire, bei Neu

um ſich mit den deutſchen und franzöſiſchen Hilfstruppen zu vereinigen, und auf dem linken Ufer der Raab Oeſterreich zu ſchirmen. Glücklicherweiſe war er zu Körmend zu derſelben Zeit, wie der Großweſir auf dem entgegen geſetzten Ufer, eingetroffen. Nachdem Dieſer den Uebergang fruchtlos verſucht und die Stadt vergebens beſchoſſen, ſetzte er ſeinen Marſch am rechten Ufer der Raab, und Montecuculi, welcher ihm bis gegenüber Körmend entgegen gekommen, marſchirte längs dem linken Ufer der Raab den Fluß aufwärts fort. Gegenüber von Csákány, das, wie Körmend, auf dem linken Ufer der Raab, verſuchten die Türken abermals den Uebergang, aber ihre Vorhut wurde von jener des kaiſerlichen Heeres tapfer zurück geſchlagen. Zwei Tage hernach ſtanden beide Heere weiter aufwärts bei St. Gotthard einander gegenüber, ſo daß das türkiſche Heer auf der Seite St. Gotthards, zwiſchen beiden die Raab. Montecuculi traf die Vorbereitungen zur nächſten, unvermeidlichen Schlacht durch einen Verhaltungsbefehl, welcher Stellung und Ordnung der Truppen genau beſtimmte. Die mittlerweile, von Reninger erneuerten Friedensunterhandlungen zerſchlugen ſich an der Halsſtarrigkeit und den anmaßenden Forderungen des Großweſirs.

An der Gränze von Ungarn und Steyermark, am Einfluſſe der Laufnitz in die Raab, erhebt ſich auf dem rechten Ufer der letzteren das Ciſtercienſerkloſter St. Gotthard. Die Raab durchſchneidet das auf beiden Seiten von ſanften Anhöhen begränzte Thal, das auf dem linken Ufer, wo geſchlagen wurde, nicht über zwei tauſend Schritte breit iſt. Eine Stunde oberhalb St. Gotthard, am rechten Ufer der Raab, liegt das Dorf Seming, und in der Mitte zwiſchen beiden das unanſehnliche Windiſchdorf, welches damals mit ungariſchem Namen Ciasfalu genannt wurde; gegenüber demſelben auf dem linken Ufer das anſehnliche Moggersdorf, der Mittelpunkt der Schlacht, welche eigentlich die von Moggersdorf heißen ſollte, deren Name aber nach dem weiter unten auf dem entgegen geſetzten Ufer gelegenen St. Gotthard der herrſchende geblieben. Auf dem rechten Ufer der Raab ſtand das türkiſche, auf dem linken das kaiſerliche Heer. Die Reichstruppen, welche den Mittelpunkt desſelben bildeten, wachten ſo nachläſſig, daß ſie den Uebergang der Türken, welche am linken Ufer ſich zu verſchanzen anfingen, nicht bemerkten. Am folgenden Morgen (1. Auguſt) rückte der Großweſir mit ſeiner ganzen Macht auf die Furt der Raabkrümmung los. Drei tauſend Sipahi und eben ſo viele Janitſcharen ſetzten zuerſt über. Die Janitſcharen verſchanz-

ten ſich zu Moggersdorf. Die Reichstruppen im Mitteltreffen (auf dem rechten Flügel die kaiſerlichen, auf dem linken die franzöſiſchen), dem einſpringenden Winkel der Krümmung gegenüber, wurden geworfen, und flohen in größter Verwirrung und mit empfindlichem Verluſte. Die Türken waren keinen Piſtolenſchuß von dem Lager der Reichsvölker und dem Zelte des Markgrafen, im Beſitze des Dorfes Moggersdorf. Der Prinz Karl von Lothringen, an der Spitze eines Regimentes, tödtete mit eigener Hand den Anführer der Leibwache des Großweſirs, die Türken wurden in den Halbmond des Fluſſes zurück getrieben. Moggersdorf wurde genommen und verbrannt; die Feinde richteten ihren Hauptangriff einzig auf den Mittelpunkt des chriſtlichen Heeres. Um die Sprengung desſelben zu verhüten, eilte Montecuculi mit den Regimentern Sparr, Taſſo, Lothringen und Schneidau herbei, fiel den Türken in die Seite, und jagte ſie über den Fluß zurück. Janitſcharen, welche ſich in die Häuſer des Dorfes geworfen, verweigerten ſtandhaft ſich zu ergeben, und ließen ſich lieber verbrennen. Da indeſſen neue Feinde über den Fluß ſetzten, ließ Montecuculi dem Befehlshaber der franzöſiſchen Truppen, Coligny, melden, daß jetzt der Augenblick, ihn zu unterſtützen, gekommen ſey, worauf Letzterer ihm tauſend Fußgänger und vier Geſchwader Reiter, vom Duc de la Feuillade und Beauvezé angeführt, ſendete; dazu kamen die kaiſerlichen Regimenter Spick und Pio zu Fuß und Rappach zu Pferde, welche die Ordnung der Schlacht herſtellten. Als Köprili die Franzoſen heran rücken ſah, ſagte er, die gepuderten Perrücken meinend: „Wer ſind dieſe Mädchen?“ Aber die vermeinten Mädchen ließen ſich durch der Türken wildes Allahgeſchrei nicht irr' machen, ſondern ſchrien: „Vorwärts! Vorwärts! Tödtet! tödtet!“ dergeſtalt, daß die Janitſcharen ſich dieſes von den Chriſten wahrgemachten Feldgeſchreies noch lange erinnerten und den Duc de la Feuillade ſeitdem Fuladi, d. i. den Stählernen, nannten. Um Mittag endlich machten die Türken Miene, die Flügel angreifen zu wollen; vier große Reitermaſſen rückten dem rechten Flügel (den Kaiſerlichen), drei andere dem linken (den Franzoſen) nach jenſeits des Fluſſes entgegen; zugleich aber bildeten ſich diesſeits dem Mittelpunkte gegenüber drei Reitermaſſen, um ſich auf die verbündeten Reitertruppen zu ſtürzen, während die Janitſcharen am Ufer ſich eingruben. Hierauf ſetzte türkiſche Reiterei eine halbe Stunde oberhalb des Schlachtgemenges über, und andere war im Begriffe, auch weiter unten überzuſetzen, ſo daß den Chriſten

die Gefahr drohte von beiden Seiten angegriffen und umzingelt zu werden. Auf dem rechten Flügel des kaiserlichen Heeres warfen sich die Reiterregimenter Montecuculi und Sporck, auf dem linken die der Franzosen den übersetzenden Türken entgegen, in der Mitte berieth Montecuculi mit den Generalen gemeinsamen Angriff. Schon wollten Einige davonziehen, schon hatten die Franzosen und Reichstruppen ihre Gepäckwagen gepackt, als der Feldherr vereinten und schleunigen Angriff ihnen als das einzige Mittel der Rettung schilderte, Sieg oder Tod als Losung gebend. Der General der Reiterei, Johann von Sporck, ein Kernkrieger, warf sich mit entblößtem Haupte auf die Erde nieder, und betete laut: „allmächtiger Generalissimus dort oben, willst du uns, deinen christgläubigen Kindern, heute nicht helfen, so hilf doch wenigstens den Türkenhunden nicht, und du sollst deinen Spaß sehen!" Alsbald wurde zum Angriffe geblasen, und das laute Feldgeschrei der Christen scholl den Feinden entgegen; auf dem rechten Flügel standen die Regimenter Spick, Pio, Tasso, Schneidau, Lothringen, Rappach, auf dem linken die Franzosen, in der Mitte die Reichstruppen. Die ganze Schlachtordnung, einen halben Mond bildend, warf sich mit Ungestüm auf die Türken und jagte sie in die Krümmung des Flusses, so daß diese in der wildesten Verwirrung in die Fluten der Raab stürzten. Ueber zehn tausend Türken wurden erschlagen, oder ertranken, darunter der Statthalter von Bosnien, Ismail Pascha, des Sultans Schwager, der Aga der Janitscharen und jener der Sipahi, dreißig Aga des Großwesirs und sein Stallmeister, endlich der Alaibeg von Kaniſſa, Fethibegsade, d. i. der Renegate Garba. Bis vier Uhr Nachmittags dauerte das Gemetzel; dreißig tausend türkische Reiter, welche jenseits des Ufers ruhige Zuschauer geblieben, ergriffen die Flucht, und ließen sogar die fünfzehn Kanonen zurück, welche, nebst vierzig Fahnen, die Trophäen bildeten. Groß war die Beute an silbernen und vergoldeten Harnischen, juwelenbesetzten Dolchen und Säbeln, reichen Kleidern und Scha[illegible]. Am folgenden Morgen dankte Montecuculi dem Himmel durch ein [illegible] Tedeum an dem Orte, wo die auf demselben gebaute Kapelle [illegible] Andenken des Schlachtfeldes und jenes Sieges über den [illegible] größten und glänzendsten Sieges, welchen christliche [illegible] Jahren wider die Türken erstritten.

[illegible] die Streitlust des Großwesirs, welcher jetzt [illegible] den Frieden unter folgenden Bedin-

gungen unterzeichnete. Siebenbürgen sollte sowohl von den kaiserlichen, als den türkischen Truppen geräumt werden. Apaffy, von dem Kaiser und dem Sultan als Fürst von Siebenbürgen anerkannt, dem letzten den bisherigen Tribut zahlen. Von den sieben ungarischen, zwischen Siebenbürgen und der Theiß gelegenen Gespanschaften, sollen drei dem Kaiser, die vier anderen, welche dem Rákóczy abgenommen worden, den Türken bleiben. Neograd und Neuhäusel bleiben im Besitze des Sultans, so wie Szekelhyd in dem des Kaisers, welchem dagegen freisteht, Lewenz, Schinta, Guta, Neitra zu befestigen, und eine neue Festung an der Waag zwischen Schinta und Guta zu bauen. Die Einwohner des Landes an der Gran, Waag, Neitra bis an die March, die freien Haiduken sollen den Türken zu huldigen nicht gehalten, die Streifzüge von beiden Seiten eingestellt seyn. Neu-Serinvár bleibt geschleift, von beiden Seiten sollen Großbotschafter mit Geschenken von zweimal hundert tausend Gulden im Werthe den Frieden bestätigen, und alle übrigen, durch diesen Frieden nicht abgeänderten Punkte der vorigen Friedensschlüsse bleiben in voller Kraft. Trotz des voran gegangenen glänzenden Sieges von St. Gotthard war dieser Friede für die Pforte ungleich günstiger, als für den Kaiser, welcher durch denselben nicht nur Serinvár, den Anlaß des Krieges, sondern auch noch überdies die wichtige Gränzfestung Ujvár verlor*). In Ungarn erweckte daher dieser Friede neue Unzufriedenheit und neue Besorgniß vor den Türken.

Kaiser Leopold sah durch jene Kämpfe die Kräfte seiner Länder zu sehr in Anspruch genommen, als daß er es unternommen hätte, sich in den Krieg zwischen Frankreich und Spanien zu mengen, welcher nach Philipp's IV., am 14. September 1665 erfolgtem, Tode 1667 ausbrach, wie nahe ihn derselbe auch berührte. Ludwig XIV. wollte das, unter Privatpersonen in den Niederlanden geltende Erbrecht der Töchter erster Ehe auf die während derselben von den Eltern besessenen oder erworbenen Güter, vor dem Sohne zweiter Ehe, geltend machen, und begehrte daher für seine Gemalin, die Infantin Maria Theresia, den burgundischen Kreis oder die spanischen Niederlande. Die gegründete Einwendung, daß ein unter Familien oder Unterthanen übliches Recht nicht auf die Landesherrschaft der Staaten angewendet werden könne, und daß die Königin von Frankreich vor ihrer Vermählung [illegible]

*) Hammer: Geschichte des osmanischen Reich

rechte auf die spanischen Länder feierlich entsagt habe, beachtete Ludwig nicht, sondern eroberte 1667 mehre niederländische Gränzfestungen, und 1668 im Winter die Franche-Comté. Um seinen Eroberungen ein Ziel zu setzen, schlossen England, Holland und Schweden am 23. Januar 1668 eine Tripleallianz, und in Folge derselben kam am 2. Mai zu Aachen der Friede zu Stande, kraft dessen Ludwig die Franche-Comté zurück gab, dagegen aber Charleroi, Binch, Ath, Douay, Scarpe, Dornik, Oudenarde, Ryssel, Armentières, Kortryk, Winorbergen, Furnes und andere Orte erhielt. Spanien trat eine Woche später diesem Vertrage bei.

Der Kaiser hatte 1663 einen Reichstag nach Regensburg berufen. Die Berathungen über mehre Gegenstände, die man zu erledigen hoffte, und unter welchen der Entwurf einer beständigen Wahlcapitulation der wichtigste war, hielten die Versammlung länger, als gewöhnlich, beisammen, weil wenige Reichsstände persönlich gegenwärtig waren, die sonst wegen der Kosten auf baldige Ausfertigung des Reichsabschiedes zu dringen pflegten. Seit 1670 wurden die Legationskosten zu einer Reichssteuer gemacht, und die Verhältnisse mit Frankreich verwickelten fast ununterbrochen in Verhandlungen, bei welchen die Fortdauer der Reichsversammlung unentbehrlich schien. Von ihrer Auflösung war freilich noch öfter die Rede; aber unvermerkt gewöhnte man sich an eine permanente Reichsversammlung, welche den Reichsständen den Vortheil gewährte, ohne große Kosten in beständigem diplomatischen Verkehr zu bleiben und, ohne die Berufung eines Reichstages erwarten zu müssen, mit dem Kaiser über Reichsangelegenheiten zu verhandeln, dem Kaiser selbst aber die Vereinigung der minder mächtigen Stände gegen die größeren erleichterte, die für ihn oft sehr wichtig war. Leopold constituirte den Reichstag in dieser neuen Form durch organische Gesetze.

Französische List wußte die so mächtig scheinende Tripleallianz bald wieder zu lösen. England trat zuerst zurück, und schloß (10. December 1670) zu Whitehall mit Frankreich ein Angriffsbündniß gegen Holland. Eben so kamen Defensivbündnisse Frankreichs mit Köln, Münster und Osnabrück zu Stande, und am 1. November ging der Kaiser ein geheimes Freundschaftsbündniß mit Frankreich ein, mit dem Versprechen, sich in die kriegerischen Verhältnisse Frankreichs mit England, Schweden und den Niederlanden, in so weit sie nicht

des Reichs berühren würden, nicht zu mischen und Frankreichs

en; wogegen Ludwig XIV. sein Wort gab, den Aache-

ner Frieden gegen Spanien, beſonders in Bezug auf die Niederlande, genau zu erfüllen. Aber nicht nur die deutſchen Fürſten ließen ſich großentheils von Frankreich gewinnen; auch Schweden ſchloß mit Letzterem (14. April 1672) ein zehnjähriges Bündniß, und verpflichtete ſich, wenn der Kaiſer, oder das deutſche Reich, oder Spanien, in dem bevorſtehenden Kriege die Holländer unterſtützen würden, jene Mächte durch Vorſtellungen, und nöthigenfalls auch mit Waffengewalt, daran zu hindern. So würdigte Ludwig, indem er ſich gegen Holland rüſtete, ſeine Bundesgenoſſen zu der Rolle herab, ſich gegenſeitig zu überwachen. Auch verjagte er zum zweiten Male den Herzog Karl von Lothringen, verwarf kaiſerliche Vermittelung, und behauptete kurzweg: das Land gehöre ihm. Das bedrängte Holland fand nur bei Spanien und Brandenburg Hilfe; aber die franzöſiſchen Waffen machten unter Condé und Turenne in den Niederlanden reißende Fortſchritte. Dennoch leiſtete Holland beherzten Widerſtand, und Brandenburg unterhandelte für daſſelbe bei dem Kaiſer. So kam es, daß am 25. Juli 1672 im Haag ein Bündniß unterzeichnet wurde, durch welches der Kaiſer, gegen verhältnißmäßige Subſidie, zu dem brandenburgiſchen Heere wenigſtens zwölf tauſend und höchſtens vier und zwanzig tauſend ſeiner Truppen ſtoßen laſſen wollte. Wirklich traf Montecuculi mit ſiebzehn tauſend Mann noch im Auguſt im Hildesheimiſchen ein, und vereinigte ſich dort mit den Brandenburgern. Doch bekam dieſes Heer keinen Feind zu Geſichte. Um über den Rhein zu gehen, zog es durch Heſſen in die Länder der rheiniſchen Fürſten hinab, welche aber alle, als Glieder der rheiniſchen Allianz, den Uebergang innerhalb ihrer Gränzen nicht geſtatteten. Unterdeſſen ſtellte ſich jenſeits des Fluſſes eine ſo bedeutende franzöſiſche Macht auf, daß der Uebergang nicht mehr thunlich war, und das Heer, durch Witterung, Strapazen und Mangel mitgenommen, durch Heſſen zurück nach Weſtphalen in die Winterquartiere gehen mußte.

Ludwig XIV. hatte durch dieſes Auftreten einer neuen Kriegsmacht ſich genöthigt geſehen, einen Theil ſeiner Truppen unter Turenne aus Holland heraus zu ziehen. Ob nun gleich ſeitdem in den Niederlanden [redacted] Schlachten vorfielen, wurde das franzöſiſche [redacted] Krankheiten, Deſertionen, doch ſehr geſch
Oberbefehlshabers, des Herzogs von
nerſte Hollands vorzudringen,

Niederlande zu erobern, betrogen, beſchloß Ludwig, ſich jetzt wider Deutſchland zu wenden, wie wenig hierzu auch ein Anlaß vorhanden war. Er ließ (15. November 1672) die Straßburger Rheinbrücke abbrennen, die Reichsſtädte im Elſaß beſetzen, Kaufmannsgüter anhalten oder wegnehmen, ſeine Kriegsvölker nach Belieben durch deutſche Landſchaften ziehen, daſelbſt einlagern und verpflegen, Steuern eintreiben und andere Willkürlichkeiten verüben, Alles unter der höhnenden Erklärung: ihm ſey ganz ungemein an des Reiches Wohlfahrt gelegen, und ſein Heer betrete deſſen Boden nur, um Ordnung und Ruhe aufrecht zu halten; doch ſey er bereit, ſeine Mannſchaft aus Deutſchland hinweg zu ziehen, wenn der deutſche Kaiſer ein Gleiches thue! Statt nun einig und kräftig zu handeln, haderten die deutſchen Fürſten und Stände über unnütze Kleinigkeiten, gaben weniger den triftigen Ermahnungen des Kaiſers, als den Anerbietungen und Schmeicheleien des mächtigen Feindes Gehör, und täuſchten und übervortheilten zuletzt ſich unter einander. Am 28. Auguſt 1673 erging des Kaiſers wohlbegründete Kriegserklärung wider Frankreich; aber es dauerte faſt noch ein Jahr, bevor ein Reichsheer ſich ſammelte und thätig ward. Ueberhaupt gab die Kraft und Einheit der franzöſiſchen Regierung, ſo wie die Unabhängigkeit der franzöſiſchen Feldherren, den deutſchen gegenüber, große Vortheile, weil der Letzteren Heere bunt zuſammen geſetzt, und ihre Anführer meiſt abhängig, uneinig oder ungehorſam waren. Deshalb mußte ſich, wenn Montecuculi auch noch ſo ſehr als Feldherr glänzte, der Sieg größtentheils auf franzöſiſche Seite wenden. Zugleich führten die Franzoſen den Krieg auf eine verheerende Weiſe; die Pfalz wurde 1674 von Turenne grauſam verwüſtet, Städte und Dörfer geplündert und niedergebrannt.

Obgleich Condé die Franche-Comté ohne Mühe zum zweiten Male beſetzte, und am 11. Auguſt 1674 den Angriff Wilhelms von Oranien bei Senef zurück[illegible], blieben doch die Leiden des Krieges auch für Frankreich ſchon jetzt [illegible] Manche glaubten, Ludwig müſſe, bei dem Mangel aller genü[illegible] Beiſpiele König Karl's II. von England folgen[illegible] auf unbedeutende Bedingungen mit Ho[illegible]lament ihn hierzu gezwungen hatte, wo[illegible] Fall war.

Fürſten[illegible] den Prinzen Wilhelm von [illegible] nehmen ließ, erhoben

einsetzung. Im Norden wurde der frühere Besitzstand, zum großen Verdrusse des Kurfürsten von Brandenburg, fast ganz wieder hergestellt.

In Ungarn währte die üble Stimmung, welche der Eisenburger Friede erzeugt, fort, und wurde alsbald von Parteihäuptern für ihre Zwecke ausgebeutet. Der kaiserliche Gesandte Leslie, und der siebenbürgische, Christoph Pasko, bemühten sich in Konstantinopel fruchtlos, eine Herabsetzung des siebenbürgischen Tributes zu bewirken, und die Mißvergnügten ließen nicht umhin, diesen widrigen Erfolg dem bösen Willen der Regierung beizumessen. Auch religiöse Verhältnisse mengten sich ein, indem der neuernannte Erzbischof von Gran, Georg Szelepcsényi, für einen Verfolger der Protestanten angesehen wurde, deren Partei nun um so enger zusammen trat. Von allen Seiten zeigten sich die Vorwehen eines bürgerlichen Krieges. Eine sehr bedenkliche Stimmung herrschte auf dem Neusohler Tage 1667, wo die königlichen Commissarien, die Grafen Rothal und Heister, mit einer starken Opposition zu kämpfen hatten. Neben den täglichen Rechtsverhandlungen wurden noch besondere heimliche Zusammenkünfte gehalten und hier bittere Klagen über den nachtheiligen Frieden, über die Besetzung des Landes mit ausländischen Feldobersten, Burghauptleuten und Truppen, und über andere Dinge mehr, geführt. Der Palatin Franz Veselényi behauptete: man müsse eine beträchtliche Heeresmacht sammeln, und die Siebenbürger, als die alten Beschirmer der ungarischen Freiheit, zum Beistande auffordern, den König aber an Erfüllung seiner Verheißungen mahnen, und im äußersten Falle das Schicksal Ungarns durch die Waffen entscheiden. Dagegen beantragte Peter Zrinyi, Ungarn und seine Provinzen dem römischen Reiche einzuverleiben, wodurch das Land sowohl gegen die Türken, als gegen Eingriffe des Königs in seine Rechte, besser geschützt seyn werde. Eine dritte, und zwar die zahlreichste, Partei schlug geradewegs vor, Ungarn solle sich freiwillig der Pforte unterwerfen, um dadurch wenigstens einen Theil seiner alten Verfassung zu retten. Dieser Partei traten leider auch Veselényi, Nádasdy, Zrinyi, bald darauf dessen Eidam, Franz Rákóczy, und der ganze unzufriedene, katholische sowohl, als protestantische Adel bei. Es wurde beschlossen, dem Könige abzusagen, und sich und das Land der Oberherrlichkeit und dem Schutze des Sultans zu unterwerfen. Zum leit[illegible] Oberhaupte der Verschwörung wurde Veselényi, [illegible]
heimschreiber Franz Boer er[illegible]

und Niederungarn dem Peter Zrinyi, an der Theiß und in Oberungarn dem Sároser Obergespan, Franz Rákóczy, übertragen. Mittlerweile starb Beselényi, das Haupt des Bundes, und der Neusohler Tag wurde geschlossen. Die Verschworenen hielten sich verborgen, ohne ihr Vorhaben aufzugeben. Ihre Angelegenheit bei der Pforte betrieb der siebenbürgische Fürst Apaffy. Als jedoch Peter Zrinyi den Versuch machte, denselben aus Siebenbürgen zu verdrängen und die Herrschaft über Ungarn, der Pforte zinsbar, für sich zu erwerben, wollte Apaffy Nichts mehr mit jenem Auftrage zu thun haben, und auch die Pforte, eben durch den Krieg mit Venedig beschäftigt, widmete den ungarischen Angelegenheiten keine große Aufmerksamkeit. Die Verschworenen, somit noch mehr auf sich selbst angewiesen, versammelten sich am 22. Februar 1670 zum letzten Male in Kaschau, beschlossen den Aufstand, bestimmten die Zahl der Mannschaft, welche die dreizehn Gespanschaften nach Verhältniß stellen sollten, und wählten die Anführer.

Aber gleichzeitig wurde Erasmus Tattenbach, ein Mitglied der Verschworenen, in Graz durch seinen Kammerdiener verrathen, und zu Tersatz in Kroatien entdeckte Frangipani dem Hauptmann Csolnics schriftlich das ganze Complot, worauf von beiden Orten unverzüglich nach Wien berichtet wurde. Gleich nachher erschien Zrinyi, der mittlerweile nebst Nádasdy auch mit dem französischen Hofe geheime Unterhandlungen angeknüpft und von Ludwig XIV. Beistand zugesagt erhalten hatte, mit einigen tausend Mann Reiterei an den Gränzen von Steyermark, wo er die von den Paschen von Bosnien und Kanissa ihm versprochenen Hilfsvölker erwarten wollte. Tattenbach ging zu Zrinyi, und verabredete mit ihm den Plan, wie er ihm Graz überliefern wollte, wurde aber, als er dorthin zurück kehrte, auf höheren Befehl verhaftet; bei Untersuchung seines Hauses fand man für wenigstens sechs tausend Mann Waffenvorrath. Unterdessen zog Spankau mit sechs tausend Mann königlicher Truppen gegen Kroatien. Auf die Nachricht von seiner Ankunft wurden Zrinyi und Frangipani von dem größten Theile ihrer Haufen verlassen, und flüchteten sich, da auch jene Paschen keine Truppen sendeten, mit zwei tausend Morlaken auf die Csáktornyer Burg, von wo aus sie an Lobkowicz Versicherungen ihrer Treue gegen den König sendeten und ihre bisherigen Rüstungen als Sicherheitsmaßregel gegen die Türken auslegten. Lobkowicz machte ihnen Hoffnung auf Verzeihung und bewog sie dadurch, in Person nach Wien zu kommen, während Spankau sich der

Csáktornyer Burg bemächtigte. Beide Grafen wurden in Wien sogleich in Verhaft genommen, den übrigen Verschworenen, welche sogleich die Waffen niederlegen würden, durch ein Edict Gnade und Verzeihung zugesichert. Der gefangene Zrinyi mahnte seinen Eidam Rákóczy von aller ferneren Meuterei ab, worauf sich Derselbe unterwarf und straflos ausging. Während Spankau in Niederungarn und Kroatien Zrinyi's und Frangipani's Burgen und Herrschaften besetzte, führten Johann von Sporck, Herzog Karl von Lothringen, Gottfried von Heister und Johann Adolf Herzog von Holstein-Plön neun tausend Mann zu Roß und zu Fuß gegen Oberungarn, und kamen nach Kaschau, wo Sporck auf höhere Anordnung dem zum Generalissimus ernannten Spankau den Oberbefehl über die dreizehn Gespanschaften und Städte Oberungarns übergab. Die Häupter der Verschwörung hatten noch zu rechter Zeit sich geflüchtet; Stephan Bocskay und Franz Ipsán in die Marmaros; Gabriel Kende, Ladislaw Gyulaffy, Paul Tsernel, Wolfgang Fábián, Paul Veselényi, Stephan Petróczy, Niklas Forgács, nach Siebenbürgen zu Apaffy, der sie gastlich aufnahm und sich für sie in Wien verwendete. Der Kaiser war zur Milde geneigt, aber Lobkowicz rieth zur Strenge, und ordnete zu Leutschau eine Commission an, zur Untersuchung des Aufstandes und zur Herstellung der Ordnung. Neue Verhaftungen und Gütereinziehungen erfolgten. Franz Nagy von Leszenye mußte den aufgefundenen geheimen Briefwechsel der Verschworenen entziffern, wurde durch die Folter zu Geständnissen gezwungen und wegen Unterlassung früherer Entdeckung des Geheimnisses enthauptet. Auch der königliche Landrichter Franz Nádasdy wurde eingekerkert, und unterwarf sich, allen Rechtsmitteln zu seiner Vertheidigung entsagend, der Gnade des Kaisers. Zrinyi und Frangipani wurden, nachdem sie mehrmals verhört worden, nach Wienerisch-Neustadt abgeführt. Umsonst erklärten die Gespanschaften die Verhaftung der drei ungarischen Grafen, und die Verhandlung ihrer Sache vor einem auswärtigen Gerichtshofe für Verletzung des Herkommens; der halspeinliche Prozeß wurde verhängt, und Lobkowicz war leidenschaftlich genug, die demüthigen Bittschriften Zrinyi's, Frangipani's und Nádasdy's an den Kaiser, zu unterschlagen. Am 30. März 1671 erfolgte der richterliche Ausspruch, der über Peter Zrinyi, Franz Frangipani, Franz Nádasdy und Tattenbach Verlust des Adels, Einziehung ihrer Güter, Abhauung der rechten Hand *und Hinrichtung* durch das Schwert, verhängte. Die drei Erstgenannten

erlitten den Tod am 30. April; Zrinyi und Frangipani (Dieser der Letzte seines berühmten Geschlechtes) zu Neustadt, Nádasdy zu Wien; Tattenbach den 1. December zu Graz. Der vier und achtzigjährige Nikolaus Drabitius, Pastor von Varanno, verlor die rechte Hand und das Haupt, weil er in einer Schrift: „das Licht in der Finsterniß," verwegene Prophezeiungen ausgesprochen hatte*). Sein Schicksal theilten noch Einige; Andere büßten mit Güterverlust und Zwangsarbeit. Außerdem wurde das Land im Allgemeinen für den Aufstand bestraft, indem die Würden des Palatins und des Ban's von Kroatien unbesetzt, alle Festungen durch deutsche Truppen unter deutschen Befehlshabern bewacht blieben, die königliche Kriegsmacht in Ungarn vermehrt, zur Erhaltung derselben eine Lieferung an Getreide, eine außerordentliche Contribution, die unentgeltliche Ernährung der einquartierten Soldaten, die Nichtbezahlung der Arbeiter bei den Festungsbauten und eine Auflage auf Fleisch, Bier, Wein und Branntwein eingeführt wurde. Zugleich nahm der Kaiser die Bauern gegen die Bedrückungen ihrer Grundherren in kräftigen Schutz, und gewährte endlich allen übrigen Theilnehmern an dem Aufstande eine Amnestie.

Der Aufstand war hiermit noch nicht beendigt, wurde vielmehr durch unzeitige Verfolgungen, welche katholische Eiferer sich jetzt gegen ungarische Protestanten erlaubten, noch genährt. Das Mißvergnügen wuchs, und die nach Siebenbürgen geflüchteten Unzufriedenen knüpften an diese Umstände neue Hoffnungen für ihre Sache. Apaffy, selbst ein eifriger Protestant und über die Bedrückung seiner Glaubensgenossen erbittert, leistete ihnen Vorschub. Dadurch ermuthigt, führten am 29. August 1672 die geächteten Häupter der Mißvergnügten, Stephan Petróczy, Mathias Suchay, Paul Szepessy und Gabriel Kende, ihre durch Räuberrotten verstärkten Haufen aus Siebenbürgen durch die Marmaros in die Ugocser Gespanschaft. Sogleich erließ Spankau ein allgemeines Aufgebot, erklärte die Häupter der Rebellen vogelfrei und setzte Preise auf ihre Köpfe. Die Haiduken traten, trotz der drohenden Abmahnung von türkischer Seite, dem Aufstande bei, und das Heer der Empörer wuchs bedeutend an Zahl. Sie schlugen Spankau in einem Treffen, umzingelten Kaschau, und würden noch größere Erfolge gehabt haben, hätte es ihren Unternehmungen nicht an Plan und Einheit gemangelt,

*) Gleichzeitige Grabschriften auf die Hingerichteten s. in Austria für 1844, 108.

wodurch sie unter Teleky bei dem Dorfe Basvári eine empfindliche Niederlage erlitten. Aber bald vermehrte sich das Heer von Neuem; unter dem Vorgeben, daß türkische, moldauische und walachische Hilfsvölker zu ihnen stoßen würden, bewogen sie Viele, unter ihre Fahnen zu treten; Bartfeld, Zeben, Sáros, Eperies und Käsmarkt ergaben sich ihnen freiwillig, die protestantischen Kirchen und Schulen wurden hergestellt, die Jesuiten und Franciscaner in Eperies nach grausamen Mißhandlungen verjagt, die Gespanschaften Beregh, Unghvár und Zemplin mit Streifzügen heimgesucht. Vor Eperies schlugen sie die Deutschen unter Cob; aber bei Gyórke wurden sie (27. October) von Letzteren auf das Haupt geschlagen, der größte Theil ihres Heeres aufgerieben und versprengt. Eine zweite Niederlage erlitten sie bei Nyir-Béltek in der Szabolcser Gespanschaft. Auch Apaffy sagte sich jetzt von ihnen los, und die von dem Großwesir neuerdings ihnen zugesagte Hilfe wurde durch den zwischen der Türkei und Polen ausbrechenden Krieg vereitelt. Unterdessen verfolgten in dem unglücklichen Ungarn Katholiken und Protestanten einander mit beispielloser, in Grausamkeiten wetteifernder Wuth, und die Anführer des deutschen Heeres mehrten durch Bedrückungen das Elend und die Erbitterung. Letztere wurden einigermaßen dadurch beschwichtigt, daß der gerechte Kaiser den Herzog von Sagan, Wenzel von Lobkowicz, der durch Härte und Strenge die Gemüther nur noch mehr aufgeregt hatte, 1674 seiner Aemter und Würden entsetzte und vom Hofe verbannte; der durch Erpressung und Grausamkeit verhaßte Paris von Spankau starb. Letzterer erhielt 1675 in dem Grafen Karl von Strasoldo einen nicht minder strengen Nachfolger. Dieser überfiel und nahm im folgenden Jahre Debreczin, wo die Mißvergnügten unter dem Namen „Kurutzen“ *) türkischen Schutz genossen und ihren Raub zusammen häuften. Weil die Pforte dies für Friedensbruch erklärte, mußte Strasoldo den Platz wieder räumen.

Am Wiener Hofe wünschte man aufrichtig den Frieden, und es wurden dieserhalb unter Apaffy's Vermittelung Verhandlungen eingeleitet. Aber fünf tausend Mißvergnügte erklärten, die Waffen nicht eher niederlegen zu wollen, als bis die alte Reichsverfassung wieder hergestellt, ein Palatin gewählt und die fremden Truppen aus dem Lande entfernt seyn würden; eine ähnliche Erklärung gaben im nächsten Jahre (1677) die Kurutzen, welche

*) Wahrscheinlich von dem türkischen Kurudschi, d. i

unter türkiſchem Schutze in Waffen ſtanden. Straſoldo wurde von Kaſchau abgerufen, und der tapfere, aber auch grauſame Wolf Friedrich Cob zum General-Burghauptmann in Oberungarn ernannt. Frankreich benutzte auch den Aufſtand in Ungarn dazu, Feindſeligkeiten gegen das Haus Oeſterreich zu beginnen. Durch ſeinen Botſchafter in Warſchau, Franz Bethune, ließ Ludwig XIV. ein Heer von ſechs tauſend Polen anwerben und ſendete es unter dem Normann Forwall nach Siebenbürgen; auch beſoldete er ſieben bis acht tauſend Ungarn, und gab ihnen den kriegserfahrenen Grafen Boham zum Anführer, mit der Verſicherung, es den Ungarn nie an Geld und Mannſchaft fehlen zu laſſen. Auch Apaffy erklärte ſich jetzt wieder offen für die Rebellen, deren Muth mit ihrer Anzahl wuchs. Die Kurutzen ſchlugen den General Schmid von Kaſchau hinweg, und brachten ihm bald darauf, von Boham angeführt, eine noch ſchwerere Niederlage unweit Nyálás bei; Veſelényi nahm Nagy-Banya ein, und ſelbſt Cob mußte vor den ſiegreichen Empörern ſich zurück ziehen. Er vergalt dieſe Schmach durch Hinrichtungen, welche die Kurutzen durch Grauſamkeiten gegen die dem Könige treu geſinnten Ungarn einzubringen ſuchten. Graf Michael Teleky trat als oberſter Befehlshaber an die Spitze der Inſurgenten; ſein Unterfeldherr ward der junge Emerich Tökölyi, verdrängte aber Jenen alsbald aus ſeiner Stellung. Tökölyi zog durch die Unghvárer in die Zempliner Geſpanſchaft, nahm die Burgen Terekes, Ujhely, Tarczal, Zombor und Szerencs, und in der Abaujvárer Geſpanſchaft Boldokkö, Göncz, Misle, Szepläk und Enyiszke, und bedrängte Kaſchau. Ein vom Kaiſer nach Preßburg ausgeſchriebener Tag öffnete nur den Factionen den Mund, ohne Mittel des Friedens zu gewähren.

Der Aufſtandskrieg währte fort. Eperies widerſtand dem Angriffe der Inſurgenten, aber während die königlichen Feldherren Leslie, Würben und Dünewald in Kaſchau einzogen, theilte Tökölyi ſeine zuſammen gezogene Kriegsmacht in zwei Heere, deren eines er unter Teleky's Oberbefehl, durch die Sároſer in die Geſpanſchaften Zips, Arva und Lipto entſendete, das andere aber durch die Geſpanſchaften Torna, Borſod, Gömör, Hont, Bars und Szohl führte. Teleky drängte die Abtheilungen Leslie's zurück, und unterwarf ſich die Geſpanſchaft Arva, ferner Lietava in der Geſpanſchaft Lipto und Roſenberg. Das andere Heer unter Tökölyi eroberte Torna, Szendrö, Putnok, das Felſenſchloß Muranyi, Karpfen, Altſohl, Neuſohl [illegible], wobei ihm hinreichendes ſchweres Geſchütz in die Hände fiel,

an welchem es ihm vorher gemangelt. Zugleich zog er aus den Gold- und Silbergruben der eroberten Bergstädte reichliche Mittel zur Betreibung des Krieges. Zwischen Heiligenkreuz und Trézelhái mußte er, nach heißer Schlacht (2. November), zwar den Königlichen weichen, vollführte aber ziemlich glücklich den Rückzug nach Altsohl, während Türken und Kurutzen den kleinen Krieg mit Erfolg fortsetzten. Der Graner Erzbischof Szeleptsényi übernahm abermalige Vermittelung, und Tökölyi erklärte: er und die Seinigen ständen dem Könige mit Leib und Leben zu Gebote, wenn Derselbe eine allgemeine Verzeihung ergehen zu lassen, die alte Reichsverfassung und das Palatinat wieder herzustellen, die Protestanten in den Besitz ihrer Kirchen wieder einzusetzen, gewisse Ordensmänner aus dem Lande zu verweisen, und über dies Alles hinreichende Bürgschaft zu gewähren geruhen wollte. Aber auch diesmal scheiterten die zu Oedenburg fortgesetzten Unterhandlungen, theils an den Anmaßungen und dem Uebermuthe der Aufständischen, theils an dem Mangel an Mäßigung von Seite der königlichen Commissarien, und die Kriegsfurie wüthete in Ungarn ungehemmt fort.

Fünfzehntes Buch.

Von dem Frieden von Nimwegen bis zu dem Tode Kaiser Leopold's II.; 1679 bis 1705.

Zwar sendete Ludwig XIV. nach Unterzeichnung des Nimweger Friedens seinem Feldherrn Boham den Befehl zu, sich in Ungarn unthätig zu verhalten, gleichwohl aber fuhr er fort, die dortigen Mißvergnügten mit Geld zu unterstützen. Dadurch erhielt sich die Empörung in ungeschwächter Kraft, und der Erfolg des Kampfes schwankte unentschieden hin und her. Der Feldmarschall Leslie erstürmte und zerstörte die von Kurutzen besetzte [illegible] Burg, erlitt aber bei seinem vergeblichen Angriffe auf die Tor[illegible] Burg empfindlichen Verlust, und vor Szikszo eine schreckliche Niederlage. [illegible] war Strasoldo, indem er Balassa's Raubfeste Divény in der [illegible], und die Burg Torna eroberte. Dagegen überfielen [illegible] an Jósa, Paul Szepessy und Bellos die [illegible] Theile nieder, und schleppten eine

ungeheure Beute an Gold und Silber hinweg. Jósa setzte noch durch vier Monate seine Raub- und Verwüstungszüge in den Gespanschaften Zips, Sáros, Unghvár und Abaujvár fort, trat dann, von Neue erfaßt, zu den Königlichen über, wurde in einem Gefechte von den Kurutzen gefangen genommen und hingerichtet. Einer Waffenruhe, während welcher man neue fruchtlose Unterhandlungen pflog, folgte (Juni 1680) der Wiederausbruch der Feindseligkeiten. Tökölyi erließ einen Aufruf an die Ungarn zu den Waffen, unter Verbreitung einer heftigen Druckschrift: „Hundert Beschwerden der Ungarn wider die Deutschen," und mit Unterzeichnung der Bundesurkunde, kraft welcher die Verbündeten ihren Heerführer Tökölyi in keinem Mißgeschick verlassen, keinen Unterschied der kirchlichen Confession berücksichtigen, sondern sich Alle in Bruderliebe verbinden, Gotteslästerer und Frevler bestraft, Kirchen, Bergwerke und Mühlen unbeschädigt erhalten, die dagegen Handelnden mit dem Tode bestraft werden, die auf Raub Ausziehenden ihre Ehre verlieren, und Alle, welche ihre Unfähigkeit zum Waffendienste nicht durch Zeugnisse ihrer Comitate erweisen könnten, bei Strafe des Güter- und Ehrenverlustes aufsitzen sollten. Käsmark ergab sich ihm; Leutschau und Bartfeld, die seiner Aufforderung nicht Folge leisteten, wurden von ihm theilweise in Asche gelegt.

Durch die Pforte des kräftigsten Beistandes versichert, und von Ludwig XIV. noch reichlicher unterstützt, durfte Tökölyi mit neuer Hoffnung auf den vermessenen Kampf blicken. Da auf diese Weise keine Aussicht vorhanden war, ihn mit Waffengewalt zu unterwerfen, und die Gefahr wuchs, so drang des Kaisers längst genährter Wunsch, die Ruhe auf friedlichem Wege herzustellen, jetzt selbst bei seinen kriegerischer gesinnten Räthen durch. Tökölyi, ebenfalls von dem Wunsche beseelt, auf gütliche Art seine Wünsche für Ungarn zu erreichen, verstand sich zu einer viermonatlichen Waffenruhe, die er nach der Hand verlängerte, und es wurde (28. April 1681) ein Landtag nach Oedenburg ausgeschrieben, welchen der Kaiser in Person eröffnete, und der durch acht Monate dauerte. Die Wünsche der Mißvergnügten, welche, zu Kapos in der Unghvárer Gespanschaft mit Tökölyi vereinigt, „für Gottes Ehre und ihres Vaterlandes Freiheit verbannte, unter Waffen stehende Ungarn, Magnaten, Edle und Krieger" sich nannten, wurden schriftlich vorgelegt. Zuvor wurde hier in der Person des Paul Eszterházy ein Palatin erwählt, auch, in Bestätigung des Wiener Friedens, einem Jeden freie Ausübung

seiner Confession, doch unbeschadet des grundherrlichen Rechtes, zugestanden, ferner bestimmt, daß alle von Protestanten erbauten Kirchen, welche zu dem katholischen Cultus noch nicht eingeweiht worden, ihnen wieder eingeräumt, und in eilf Gespanschaften und königlichen Freistädten Plätze zum Bau ihrer Kirchen, Pfarren und Schulen angewiesen werden sollten. Auch wurden, nebst dem Palatinat und der Banalwürde, die Rechte und Freiheiten der Stände wieder hergestellt, den zur Reue und Pflicht Zurückkehrenden Verzeihung und Wiedereinsetzung in ihre Güter zugesichert, die neu eingeführten Steuern und Abgaben abgeschafft. Dennoch glaubten die Mißvergnügten noch keine hinlängliche Bürgschaft zu besitzen, und Tökölyi, obgleich in Folge der Amnestie von Vielen verlassen, erneuerte die Feindseligkeiten. Der Pascha von Großwardein brachte sieben tausend Mann nach Debreczin, welches zum Sammelplatze angewiesen war, und Apaffy, von dem Großwesir zum Oberbefehlshaber ernannt, führte den vereinigten Heerhaufen vor Böszörmény, das, eben so wie Nagy-Kalló, sich ergab. Aber Eifersucht zwischen Apaffy, Tökölyi und Teleki hemmten die Unternehmungen der Verbündeten; daher wurde Szathmár entsetzt, und Kalló von dem kaiserlichen Feldherrn Caprara wieder eingenommen.

Der Kaiser ließ, um von dieser Seite gesichert zu seyn, in Konstantinopel eifrig die Verlängerung des Waffenstillstandes mit der Pforte auf weitere zwanzig Jahre betreiben, und schon war diese Verhandlung ihrem Ziele nahe, als Ludwig's XIV. Botschafter die Vollziehung der Urkunde zu hintertreiben wußte. Auch Tökölyi, der schon auf dem besten Wege war, die Waffen niederzulegen und sich dem Könige zu unterwerfen, wurde statt dessen nur noch tiefer in die Empörung verstrickt, indem der Pascha von Ofen, Ibrahim, ihn folgendes Bündniß einzugehen bewog: Tökölyi sollte Fürst von Ungarn seyn, und nach seinem Absterben, seines Nachfolgers Wahl den Ungarn freistehen; die Pforte werde sie bei ihren Rechten und Freiheiten schützen, und das jährliche Schutzgeld nie über vier tausend Ducaten steigern. Außerdem erhielt Tökölyi von dem Pascha die Zusage: wenn der König Ungarn sogleich in den Stand, in welchem es vor sieben und zwanzig Jahren war, [illegible] len, dem Sultan fünfmal hundert tausend Gulden jährlichen [illegible] richten, die Festungen Leopoldstadt und Gutta schleifen lassen, vergnügten alle Güter und unbeschränkte Kirchenfreiheit mit zeihung zurück geben wolle, so sollte der Eisenburger

Jahre verlängert werden, im Weigerungsfalle aber es bei dem, mit Tökölyi geschlossenen Vertrage bleiben. In Wien verwarf man standhaft jene entehrenden Anträge. Tökölyi selbst schmälerte durch jenen Vertrag mit den Türken das Vertrauen, welches die Ungarn in ihn setzten; dennoch blieb ihm ein bedeutender Anhang, mit welchem er im Juli 1683 Szathmár überwältigte und die Kaschauer Festung erstürmte, worauf im folgenden Monate auch diese Stadt an ihn überging. Auch die Fileker Felsenburg fiel in seine Hände, und wurde von ihm gesprengt und geschleift. Hier rief im Beisein Apaffy's und ungarischer und siebenbürgischer Edlen, Ibrahim Pascha den Grafen Emerich Tökölyi im Namen des Sultans zum Könige von Ungarn aus, und überreichte ihm die Zeichen der Herrschaft, Fürstenhut, Reichsfahne, Schwert und Streitkolben. Dieser entsagte dem Königstitel und maßte sich nur jenen eines Fürsten und Gubernators von Ungarn an. Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neusohl fielen fast ohne Widerstand in seine Gewalt, worauf er dem Könige eine sechsmonatliche Waffenruhe zugestand.

Vergebens hatte Caprara, als kaiserlicher Gesandter, zu Konstantinopel den Frieden zu verlängern getrachtet; die siebenbürgischen Gesandten wußten alle seine Bemühungen zu vereiteln, und die Pforte beschloß den Krieg, und zunächst den Zug nach Wien. Mit großer Pracht geschah der Ausmarsch. Tökölyi fand sich im Lager des stolzen Großwesirs, Kara Mustafa, ein, und wurde mit kostbarem Zobelpelze geehrt.

Der Wiener Hof wendete sich in dieser Gefahr an den Kurfürsten Maximilian von Baiern und an den Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen. Ersterer sagte acht tausend Mann, Dieser Beistand mit seiner ganzen Macht zu. Der Polenkönig Johann Sobiesky, zu einem Schutz- und Trutzbündnisse eingeladen, verpflichtete sich, in Person mit vierzig tausend Mann an dem Feldzuge Theil zu nehmen; wogegen der Kaiser selbst sechzig tausend Mann aufstellen, und zur Bestreitung der ersten Kriegskosten zweimal hundert tausend Thaler an Polen bezahlen sollte. Zum obersten Befehlshaber ernannte der Kaiser den Herzog Karl von Lothringen, und hielt über das von allen Seiten zusammen gezogene Waffenvolk (6. Mai 1683) auf dem Kittseer Felde Heerschau. Seine gesammte Kriegsmacht bestand jetzt noch aus nicht mehr, als sechzehn tausend Mann zu Fuß, zwölf tausend zu Pferde, nebst neunthalb tausend Ungarn und Kroaten unter dem Palatin Paul Eszterházy und anderen Magnaten. Von dem deutschen Volke wurden

vorläufig drei tauſend Mann unter dem Grafen Ernſt Rüdiger von Starhemberg zur Beſatzung Wiens verwendet; die übrigen führte Karl von Lothringen zur Belagerung Neuhäuſels, die jedoch alsbald aufgehoben werden mußte, um, wiewohl vergeblich, die Raaber Feſtung zu decken und dem Feinde den Zug über die Raab zu verwehren.

Das türkiſche Heer wälzte ſich jetzt in bunten, abenteuerlichen Rieſenmaſſen heran. Sein Vortrab unter Kara Mohammed Paſcha ereilte die nach Raab fliehenden Einwohner des Kloſters St. Marton, ſäbelte ſie nieder, und ſprengte das Kloſter in die Luft. Vor Raab kam es zu unbedeutendem Gefechte. Das Lager der Chriſten ſtand in der Ebene zwiſchen der Rabnitz und Raab, an deren Zuſammenfluſſe die Feſtung Raab gelegen. Die Beglerbege von Diarbekr, Haleb, Adana, Siwas, nahmen mit zwanzig tauſend Mann die drei Stunden oberhalb des türkiſchen Lagers gelegene Palanka Moriphida, und ſuchten von hier die Raab zu überſetzen, um dem chriſtlichen Lager in den Rücken zu kommen. Da aber keine ſichere Furt vorhanden, ſo ſchlug der Woiwode der Moldau mitten in der Nacht eine Brücke, und mit anbrechendem Tage ſetzte ein Theil des türkiſchen Heeres über, während die Tataren ſich verheerend zwiſchen der Rabnitz und der Raab ausbreiteten. Das königliche Fußvolk zog ſich nach Raab, die Reiterei weiter hinauf über die Rabnitz zurück, die Brücke hinter ſich verbrennend; aber die Tataren durchritten den Fluß, und verfolgten die Flüchtigen bis zum Schloſſe Altunbardak. Kara Muſtafa ſammelte ſeine Truppen, und verbrannte die Vorſtadt von Raab. Der Befehlshaber gab auf die Aufforderung zur Uebergabe die ſchlaue Antwort: er werde ſich ergeben, ſobald Wien gefallen ſey, und dorthin möge der Großweſir ſeinen Marſch richten. Dieſe Antwort ſtachelte den Eifer des Großweſirs, geradewegs auf Wien loszugehen, und er ſetzte ihn gegen alle Einreden in's Werk. Die benachbarten Schlöſſer, Dotis und Papa, wurden von den Türken genommen. Der Nurebin Chan, welcher mit fünfzehn tauſend Tataren voraus nach Peſth geſchickt worden war, ſetzte (7. Juli) über die Leytha, überfiel den Vortrab des gegen Wien ſich zurück ziehenden kaiſerlichen Heeres bei Petronell, ſchlug denſelben in die Flucht und plünderte das Gepäck. Auf die an demſelben Tage durch den General Caprara und den Oberſten Montecuculi nach Wien gelangt richt von dem bevorſtehenden Anzuge der Türken, verließ der Hof A begab ſich nach Linz. Auf die noch am nämlichen Abende erhaltene

nachricht von Petronell, ging Kara Mustafa am folgenden Tage (8. Juli) über die Raab. Der Statthalter von Ofen, Ibrahim Pascha, und der von Silistria, Mustafa Pascha, wurden mit einigen Tausend Mann Janitscharen, Kanonieren und Zeugwarten zur Hut der Brücke zurück gelassen. Altenburg, dessen Besatzung sich mittels der Wassergräben einige Stunden tapfer vertheidigte, wurde von Kara Mohammed Pascha, dem Statthalter von Adana, erstürmt, die Besatzung niedergemacht, und das in den Magazinen aufgespeicherte Getreide, über dreißig bis vierzig tausend Kilo, damit es nicht den Christen wieder in die Hände fallen möchte, unkluger Weise verbrannt; auch wurde diesem Pascha die weitere Verheerung aller Oerter bis nach Wien anbefohlen. Haimburg wurde von Ebubekr Pascha, dem Statthalter Halebs, erstürmt, die Vertheidiger niedergehauen, die Kornmagazine dem Heere preisgegeben, die hohen kaiserlichen Gebäude niedergebrannt, während jenseits und diesseits der Donau Tökölyi's Truppen an fünfzig Schlösser in Asche legten, und eine gleiche Anzahl von Märkten und Dörfern in der Gegend von Wien durch die Tataren verheert wurde. Nur Bruck, Oedenburg und Eisenstadt blieben, weil sie sich unter Tökölyi's Schutz begaben, uneingeäschert. Neustadt, die allezeit getreue, beantwortete des Großwesirs und des Tatarchans Aufforderungsschreiben mit dem Donner der Kanonen. Von den Ufern der Leytha bis an den Kalenberg flammte Ort an Ort auf, und beleuchtete das Elend der Bewohner, die gemißhandelt, gemordet oder in die Sclaverei geschleppt wurden. Die Grausamkeit der Türken kam ihrer Treulosigkeit gleich. Am 14. Juli erschien ein türkischer Haufe vor dem Markte Perchtoldsdorf, und warf, da die Mauern den Eingang verwehrten, Feuer in den Ort. Die Einwohner retteten sich und ihre Habe in die Kirche und den festen Thurm, und unterhandelten am dritten Tage mit den Feinden um freien Abzug gegen die Erlegung von vier tausend Gulden. Das Geld wurde auf drei Schüsseln dargebracht, und die Einwohner zogen aus dem Thurme, ihnen voran eine Jungfrau mit einem Kranze auf dem Haupte, eine Fahne in der Hand, wurden aber alsbald, drei tausend acht hundert an der Zahl, von den Türken treulos niedergemacht und der Ort verbrannt. Noch jetzt wird dort alljährlich jener Bluttag (17. Juli) gefeiert. Ueber vierzig tausend Menschen führten die Renner und Brenner aus den niedergebrannten Märkten und Dörfern von Oesterreichs und Steyermarks Gränze als Sclaven fort, längs der Donau und der Enns nach Oberösterreich, wo die Landwehr sich an der

Enns verschanzt hatte, bis nach Ips und nach Lilienfeld streifend und sengend. Melk und Lilienfeld, durch ihre Lage und ihre Mauern geschützt, leisteten unter ihren Aebten, Georg Müller und Matthäus Kalmeis, erfolgreichen Widerstand; noch beherzteren Klosterneuburg, gegen welches die Tataren, nachdem sie die Kirche und das Schloß auf dem Kalenberge abgebrannt, über das Gebirge heran zogen. Hier aber stellten sich ihnen der Priester Lebsaft und der Sacristan Marcellin Ortner als kühne Vertheidiger entgegen. Der Letztere vereinigte die Bürgerschaft unter der burgundischen Kreuzfahne des heiligen Leopold, und schlug den Sturm von dreizehn tausend Türken zurück, welche die untere Stadt, die Wiener Vorstadt in Asche gelegt, und das Stift selbst schon an vier Orten angezündet hatten.

Am 14. Juli 1683 lagerte der Großwesir Kara Mustafa mit zweimal hundert tausend Mann vor Wien, in welchem sich nicht über zehn tausend Mann regelmäßige Streiter befanden. Schon zwei Tage vorher hatten sich türkische Reiter auf dem Wienerberge gezeigt, und einige Haufen Tataren, welche sich bis unter die Kanonen der Festung gewagt und hier zurück geworfen worden waren, hatten sich zwischen dem Gatterhölzel und dem Hundsthurme aufgestellt. Reiter, zur Verfolgung derselben ausgeschickt, brachten zwei gleichlautende Aufforderungsschreiben des Großwesirs an den Commandanten Wiens, den Grafen Rüdiger von Starhemberg, zurück. Ohne sie zu beantworten, ließ Dieser die Vorstädte, nachdem die Einwohner Tags vorher ihre beste Habe gerettet, anzünden; alle Vorstädte diesseits der Donau traf dieses Schicksal. Um von einer anderen Seite, als Suleiman, der von der Seite der Augustiner, des Kärntnerthores und der Wasserbastei angestürmt, den Angriff zu unternehmen, beschloß Kara Mustafa denselben auf die Burg- und Löwelbastei und den dazwischen liegenden Ravelin. In der Nacht wurden die Arbeiten der Laufgräben an den drei Angriffspunkten begonnen. An deren mittelstem, der wider das erwähnte Ravelin gerichtet war, befand sich der Großwesir selbst, dessen Zelt zu St. Ulrich, mit dem Aga und ersten Generallieutenant der Janitscharen und der rumelischen Truppen, dem Beglerbeg Kutschuk Hasan Pascha; auf dem rechten wider die Burgbastei der Statthalter von Diarbekr, Kara Mohammed Pascha der von Haleb, Ebubekr Pascha, und der von Anatolien, Ahmed Pascha mit dem dritten Generallieutenant der Janitscharen, dem Saghardschibaschi; auf dem, wider die Löwelbastei gerichteten, dritten, der Statthalter von Temes-

vár, Ahmed Paſcha, der Beglerbeg von Siwas, Chalil Paſcha, der von Karaman, und der zweite Generallieutenant der Janitſcharen, der Ssamſundſchibaſchi. An dieſem Tage brach im Schottenhofe ein Feuer aus, das den Traun'ſchen, Auersperg'ſchen und Pálffy'ſchen Palaſt verzehrte, das Arſenal und den Pulvervorrath am neuen Thore und rothen Thurme bedrohte; aber Guido von Starhemberg, des Commandanten ſechs und zwanzigjähriger Neffe, ließ ſchnell den brennenden Gang einreißen und die Pulverfäſſer mit Waſſer begießen, und that ſo glücklich dem nur vierzig Schritte von achtzehn hundert Pulvertonnen entfernten Feuer Einhalt. Das Geſchützweſen der Belagerten leiteten der Oberſt Chriſtoph von Börner aus Mecklenburg, der Oberſtlieutenant Gſchwind, die Hauptleute Weidlinger, ein edler Böhme, die Sachſen Mied und Zimmermann, der Däne Creſſel, und der Wiener Wilhelm Jemagne. Zwei Tage hernach (16. Juli) wurde der Statthalter von Adana, Eßeid Mohammed Paſcha, mit ſeinen Truppen, der Sandſchak Haimed Hasan mit den ſeinigen und den ägyptiſchen, der Sandſchak von Sſaruchan oder Magneſia, Ahmed Paſcha, der von Nikopolis, Ali Paſcha, unter des Erſteren Oberbefehle, zur Verfolgung des Heeres des Herzogs von Lothringen abgeordnet, welcher mit zehn Regimentern Küraſſieren, fünf Regimentern Dragonern, drei Regimentern Kroaten, und den vom Fürſten Lubomirsky geführten polniſchen Truppen, aus der Leopoldſtadt über die Donau abzog. Es war noch nicht Alles abgezogen, als die Türken über die Donau ſetzten, und dem Nachtrabe der Abziehenden ein dreiſtündiges Treffen lieferten; die Brücke über die Donau wurde vom General Schulz, welcher den Rückzug deckte, abgeworfen. Hierauf flammte die ganze Leopoldſtadt auf; alle Kirchen und Klöſter, beſonders die neue Favorite (das kaiſerliche Gebäude des Augartens), gingen in Feuer auf. Die Belagerer errichteten Tag für Tag Stückbette auf der Höhe des Kroatendörfels, des rothen Hofes, der Laimgrube, wider die Burg- und Löwelbaſtei und das Ravelin, nach und nach zehn Stuckbette, und zwei in der Leopoldſtadt. In der Stadt wurden auf der Kärntner-, Burg- und Löwelbaſtei Gegenſtuckbette errichtet, und auf denſelben gegen dreißig Stücke und Haubitzen aufgeführt. Um dem Mangel an regelmäßiger Beſatzung in der Stadt abzuhelfen, wurden fünf Corps gebildet: das der Studenten, der Niederlagsverwandten, d. i. der Großhändler, der Hofbedienten, der Hofbefreiten, der Buchhaltereiverwandten oder Kammerbeamten. Alles Geläute wurde eingeſtellt; das Zeichen der Sturmnoth und

Feindesangst gab die große Glocke von St. Stephan, Angstern genannt. Auf dieses Zeichen mußten sich die Soldaten auf den Wällen, die Bürger auf dem Hof, die Universität auf der Freiung, die Niederlags- und Buchhaltereiverwandten mit den Hofbefreiten auf dem neuen Markte einfinden. Das türkische Lager von außen umfing die Stadt und die Vorstädte in einem ungeheuren Halbmonde; von dem rechten Ufer der Donau an, von der Schwechat und dem Neugebäu, über Bösendorf und Inzersdorf, über Schönbrunn, Hietzing und Ottakring, Hernals, Währing und Döbling, Heiligenstadt und Nußdorf, bis wieder an's Ufer der Donau, ein Umkreis von wenigstens sieben Stunden; außerdem lagen am Donauufer die oben gedachten Truppen vom Lusthause des Praters bis zur Kapelle der Brigittenau, an deren Ende die Verbindung mit Nußdorf mittels Schiffbrücke hergestellt war. Die Schlagung dieser Brücke war den Woiwoden der Moldau und Walachei aufgetragen. Die Türken ließen alle zu Klosterneuburg und Nußdorf vorhandenen Schiffe den Donaukanal herunter schwimmen, um damit statt der abgebrannten Schlagbrücke eine Schiffbrücke zu bilden, über welche sie dann leicht Sturm laufen könnten. Diese Schiffe wurden durch kühne Männer der Wiener Stadtmiliz theils in den Kanal des Arsenals geschleppt, theils verbrannt; auch der Bau der großen Donaubrücke, den sie beginnen wollten, wurde ihnen durch das Geschütz der am linken Donaufer befindlichen Truppen verwehrt, indem der Oberst Heißler und Graf Archinto, die auf Kundschaft übergefahren, von ihrem Fährmann verlassen, sich in den Strom warfen und im Angesichte der Feinde überschwammen. Die anschwellende Donau zerriß die Schiffbrücke bei Nußdorf, welche aber bald wieder hergestellt wurde.

Die Arbeiten der Belagerer gegen die Burg- und Löwelbastei und das inmitten derselben gelegene Ravelin rückten fort; die Stuckbette feuerten unabläßig auf dieselben, so auch die in der Leopoldstadt angelegten gegen den Wall am rothen Thurme. Das Thor dieses Thurmes wurde, so wie das Burg- und Schottenthor, gleich im Anfang der Belagerung, verbollwerkt, später aber alle, bis auf das einzige Stubenthor. Am zehnten Tage der Bela[gerung] (22. Juli) flogen die ersten Minen an den Spitzen der Gegenböschu[ng] Löwel- und Burgbastei auf: in dem ganzen Laufe der Belagerung [wurden] nicht mehr als vierzig Minen von den Belagerern, und zehn Gegenminen gesprengt. Dagegen wurde achtzehn gestürmt, und vier und zwanzigmal fielen die Bela

Noth von sechzig Tagen hatten die Belagerten nur siebenmal Nachricht von dem kaiserlichen Heere, mit der Hoffnung nächsten Entsatzes. Das erste Mal am siebenten Tage der Belagerung, durch einen übergeschwommenen Schiffer aus dem Lager des Herzogs von Lothringen, dann durch Jakob Haider, den Bedienten des kaiserlichen Residenten Herrn von Kunitz, welcher mit dem polnischen Gesandten, Proski, im türkischen Lager gefangen gehalten wurde; ferner durch den Lieutenant Gregorovicz, und endlich durch den Polen Koltschitzky aus Szombor, vormaligen Dolmetsch der orientalischen Handelsgesellschaft, welcher, türkische Lieder singend, sich mit seinem Bedienten durch das türkische Lager bis nach Nußdorf stahl, dort, von Schiffern übergesetzt, in's kaiserliche Lager, und nach drei Tagen wieder zurück kam, nicht ohne große Lebensgefahr, worauf dessen Bedienter noch zweimal dasselbe Wagniß glücklich wiederholte. Zur Belohnung wurde, nach dem Entsatze Wiens, dem Koltschitzky die Befugniß, das erste Kaffeehaus zu errichten, ertheilt; denn die große Menge des im türkischen Lager gefundenen Kaffee's gab den ersten Anlaß zur Einführung desselben in Wien, und Koltschitzky, der „Bruder Herz," wie man ihn nannte, weil er jedem seiner Gäste diesen traulichen Namen zu geben pflegte, ward auf solche Weise der erste Kaffeesieder daselbst. — So oft die ausgesendeten Boten glücklich zurück kehrten, flogen Racketen vom Stephansthurme auf, und als der Entsatz nahte, antwortete ein ähnliches Freudenfeuer von der Spitze des Hermannskogels und des Kalenberges. Das Schreiben des Herzogs von Lothringen durch Koltschitzky meldete dem Grafen von Starhemberg die Ankunft der Reichstruppen, die Annäherung des Königs von Polen, die Einnahme von Preßburg und den zweimal über Tökölyi erfochtenen Sieg. Ein aus Wien an den Herzog von Lothringen gesandtes, in Ziffern abgefaßtes Schreiben war dem Großwesir in die Hände gefallen, der es durch einen Pfeil in das Ravelin vor dem Burgthore schießen und dazu schreiben ließ, „es sey nicht nöthig, in Ziffern zu schreiben; der üble Zustand der Stadt sey bekannt genug. Wolle die Bürgerschaft des Großwesirs Milde nicht anerkennen, so würde sie seiner Zeit Gottes Zorn erfahren." Dies und ein Paar gleich am ersten Tage der Ankunft des Großwesirs vor Wien, auf dem Glacis ausgestreute Aufforderungsschreiben, welche von scharmützelnden Reitern aufgehoben und dem Grafen Starhemberg überbracht worden, waren die einzigen Mittheilungen Kara Mustafa's, die aber ganz unbeantwortet blieben. Dieser war seines Erfolges

ſo ſicher, daß die Türken es ſich in Allem bequem machen durften; daher rückten auch, zum Heile der Kaiſerſtadt, die Arbeiten in den Laufgräben überaus langſam vorwärts. Sobald die Erde aufgeworfen war, wurden die Gänge überdielt und mit Balken und Sandſäcken dergeſtalt überdeckt, daß ſie wider Granaten und ſogar Bomben ſchußfeſt wurden; für die Paſchen und Sandſchake unterirdiſche Gemächer ausgeweitet, mit Ziegeln gepflaſtert, mit Teppichen, Sofa's und anderen Bequemlichkeiten verſehen, und dieſe mit den aus den Kirchen geraubten Heiligenbildern ausſpaliert. Am achtzehnten Tage der Belagerung (31. Juli) waren die Türken endlich mit den Laufgräben an die Gegenböſchung gelangt, wo ſie, mit den Belagerten handgemein, mit Prügeln und Stöcken auf die hinter den Pfählen liegenden kaiſerlichen Soldaten ſchlugen, wogegen dieſe mit Hellebarden und, nach des Grafen Daun Erfindung, mit an langen Stangen gebundenen Senſen den Türken zu ſchaffen machten. Am anderen Tage warfen Dieſe, auf Anſtiften von Renegaten und ungariſchen Rebellen, beſonders nach St. Stephan und der Kapuzinerkirche Bomben, die jedoch wenig Wirkung thaten. Da es ihnen ſpäter an Kugeln mangelte, ſchoſſen ſie Degenknöpfe, Eiſen und Steine in die Stadt, womit ſie ihre eigenen Geſchütze verderbten. In der Nacht des 3. Auguſt ſtürmten ſie an der Spitze der Gegenböſchung des Ravelins unter einem Regen von Kugeln, Wurfſpießen und vergifteten Pfeilen, wobei drei Freiherren von Kottulinsky ſich durch tapfere Vertheidigung auszeichneten, zwei derſelben mannhaft fielen, der dritte ſchwer verwundet wurde. Zwölf Tage nachher (15. Auguſt) hatten die Belagerer ſich am Wallrande der Löwelbaſtei feſtgeſetzt. Die Löwel- und Burgbaſtei mit ihren Zwiſchenwällen wurden von den Belagerten auf das Eifrigſte mit Abſchnitten verſehen, je einer vier und zwanzig Schuh vom anderen, und je einer höher, als der andere, zur bequemen Streichwehr. Am 20. Auguſt gingen tauſend Tataren aus dem Lager ab, dem Tökölyi zu Hilfe, deſſen Schwager, der junge Zrinyi, als Anführer der bis an die Enns ſtreifenden Tataren, gefangen und in das Schloß Rottenburg nach Tirol abgeführt wurde. Am 23. Auguſt, dem vierzigſten Tage der Belagerung, war der dritte Theil des [redacted] lins erobert. Von nun an ſank der Muth der Belager[redacted] [redacted]ſchem Kriegsbrauche keine Belagerung über vierzig [redacted]ſende von Türken, unter ihnen mehre Paſchen, h[redacted] den eiſernen Wällen Wiens gelaſſen. Entmuthig[redacted]

die ägyptischen Truppen die Laufgräben vor der Burgbastei, und auch die Janitscharen wurden mit Mühe bewogen, noch einige Tage auszuharren. Minen wurden gesprengt, Ausfälle zurück geschlagen, Stürme angelaufen, doch ohne entscheidenden Erfolg.

In Wien hielt Graf Rüdiger von Starhemberg durch unerschütterlichen Gleichmuth, aufmunternden Zuruf den Muth der Belagerten aufrecht, deren Ausdauer und Tapferkeit in jener furchtbaren Lage ein unvergängliches Beispiel des Ruhmes bleibt. Zugleich wachte Starhemberg mit eiserner Strenge über Mannszucht, Gehorsam und Ordnung. Ein Hauptmann, der nur einen Augenblick mit dem Vordringen gezögert, wurde in Ketten vor ein Standrecht gestellt. Einem Lieutenant, welcher verschuldet, daß die Feinde während der Nacht sich ruhig vor der Löwelbastei hatten eingraben können, ließ Starhemberg nur die Wahl zwischen dem Galgen oder mit nicht mehr, als vier und zwanzig Mann, auszufallen und diese Arbeiten wieder zu zerstören. Murrende Soldaten mußten auf der Stelle um ihr Leben würfeln; zwei Knaben von zehn und fünfzehn Jahren, die sich von den Türken als Kundschafter hatten gebrauchen lassen, wurden hingerichtet.

Am 29. August, einem den Türken wegen des Sieges von Mohács, der Eroberung von Belgrad und Stuhlweißenburg glücklichen Tage, wurde von den Belagerten ein Hauptsturm gefürchtet; doch blieb es bei Sprengung von zwei Minen, und bei einem leichteren Sturme durch drei bis vier hundert Mann. Am 3. September wurden die Türken endlich Meister des, drei und zwanzig Tage lang mit äußerster Tapferkeit vertheidigten Burgravelins, des „Zauberhaufens," wie Kara Mustafa ihn nannte, wo so zahllose Moslimen gefallen waren. Diese gruben sich sogleich hier ein, und führten noch in der Nacht zwei Kanonen und zwei Mörser auf, mit denen sie jetzt die Burgbastei aus der Nähe beschlossen. Tags darauf flog an der Burgbastei eine Hauptmine auf, welche fürchterliche Wirkung that, und drei bis vier tausend Türken liefen durch anderthalb Stunden Sturm auf diese Bastei, auf welcher sie bereits zwei Roßschweife aufpflanzten. Aber die Verzweiflung gab den Belagerten übernatürliche Kräfte; das Querfeuer ihres Haupt- [illegible] schmetterte die Stürmenden massenweise nieder, diese wurden zurück

Wallbruch der Mine eiligst mit Fässern und Sandsäcken verrammt. Ein Schreiben, welches der Bediente aus der Stadt in's türkische Lager brachte und

das die übertreibende Nachricht enthielt: es wären nicht mehr als fünf tausend Soldaten in der Stadt, die Bürger und Soldaten uneinig, und der Befehlshaber in der äußersten Bedrängniß, — ermuthigte den Großwesir zu erneuertem Sturme, welcher durch vier und zwanzig Stunden auf die Burgbastei fortgesetzt wurde, um die gestern erreichte Höhe wieder zu gewinnen; aber aus den Abschnitten fuhren Kugeln, Hiebe von Sensen, Streithämmern und Morgensternen heraus und warfen die Stürmenden nieder. Tages darauf (6. September) flog unter der Löwelbastei eine ganze Garbe von Minen auf, welche die vier und zwanzig Schuh dicke Mauer sechs Klafter weit aus ihrer Grundfeste riß. Abermals liefen mehre Tausende Sturm, aber der Löwenmuth der Vertheidiger warf sie auch jetzt blutig zurück; auf christlicher Seite fielen ein Graf Starhemberg und Graf Orazio Sicco. Mit gesunkenem Muthe musterte der, kurz vorher noch so großsprecherische Großwesir sein Heer, das um ein volles Viertel zusammen geschmolzen war.

Am 9. September brach das türkische Lager auf, und stellte sich gegen den Wald von Dornbach und gegen den Kalenberg in Schlachtordnung, weil mittlerweile die Nachricht von der Annäherung des christlichen Heeres eingelaufen war. Das am Hundsthurme und bei Gumpendorf gestandene Lager zog auf den Wienerberg, das vom Prater ebenfalls dem Kalenberge zu. Am anderen Tage waren die Polen und Baiern über Königstetten, St. Andrä, das Hagen- und Kirlingerthal nach Klosterneuburg marschirt, und hatten sich mit den Kaiserlichen und Sachsen vereint, die der Donau nach über Höflein gezogen waren. Am folgenden Tage wurde von dem christlichen Heere das Gebirge erstiegen, von wo aus die Wucht des Angriffs auf die Häupter der Türken niederrollen sollte. Mit Einbruch der Nacht kam ein Reiter über die Donau geschwommen, und überbrachte dem Herzog von Lothringen die lakonisch abgefaßten Zeilen Starhemberg's: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! ja keine Zeit mehr verlieren!“ Zugleich kündeten Racketen vom Stephansthurme der Stadt äußerste Bedrängniß. Vom Hermannskogel aus zeigten Racketen die erhaltene Nachricht und die Nähe der Hilfe an, und drei Kanonenschüsse von der Melkerbastei donnerten die Freude und Zuversicht Wiens zurück.

Sonntags den zwölften September, mit Sonnenaufgang, las der Priester Marco d'Aviano auf dem Altare des Leopoldsberges die Messe, und

der Polenkönig Johann Sobiesky diente ihm am Altare. Dieser schlug seinen Sohn feierlich zum Ritter, zum Andenken des größten Tages, den er erleben könne, und sagte in kurzer Rede seinen Feldherren: daß der bevorstehende Sieg unter den Mauern Wiens nicht eine Stadt, sondern die Christenheit retten werde. Fünf Kanonenschüsse gaben das Zeichen zur Schlacht. Sobiesky, und unter ihm der Großhetman Jablonowsky, befehligten den rechten Flügel, der über die Höhen jenseits des Kogels bei Neustift und Dornbach heraus brach, an der Spitze die edlen Polen: Seniavsky, Leszinsky, Lankorowsky, Potocky, Rzewusky; den auf Nußdorf herunter ziehenden linken Flügel befehligte der Herzog von Lothringen, unter ihm zwei Markgrafen, Hermann und Ludwig von Baden, die Generale Grafen Caprara und Leslie, die Feldmarschalllieutenante Fürst von Salm, zwei Herzoge von Croy, der Fürst von Lubomirsky, die Generalmajore Grafen Mercy und Taaffe, und unter der Schaar von drei und dreißig Prinzen, die auf dem linken Flügel stritten, der neunzehnjährige Eugen von Savoyen, die Erstlinge seines bald so glorreichen Schwertes erprobend. In der Mitte die Kurfürsten von Sachsen und Baiern, dann alle Brüder der Kaiserin, Johann Wilhelm, Karl Philipp, Ludwig Anton, Alexander Sigmund und Franz Ludwig, unter den Fahnen des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern. Die baierischen, sächsischen und fränkischen Truppen, unter den Herzogen von Eisenach, Weißenfels, Sachsen-Lauenburg, Braunschweig-Lüneburg, Würtemberg, Holstein, Pfalz-Neuburg; die Fürsten von Baireuth und Waldeck; die Feldmarschalle Golz, Flemmingen, Rabatta, Dünewald; die Feldmarschalllieutenante, Freiherren von der Leihe und Degenfeld; die Generalwachtmeister Bannau, Steinau, Thüngen, Rumpel und Münster; die Generalmajore Gondola und Pálffy; das glänzende Heer in drei Treffen hinter einander geschaart. Der Angriff begann auf dem linken Flügel, wo die Hohlwege von Nußdorf und Heiligenstadt von den Janitscharen vertheidigt wurden. Kara Mustafa war in der Mitte des Heeres bis zum sinkenden Abend. Bei dem ersten Angriffe war der Herzog von Croy verwundet worden, sein Bruder Moriz gefallen. Da die Janitscharen wichen, begab sich der Großwesir in den Mittelpunkt, während der Kiaja in den Laufgräben das Feuer gegen Wien beharrlich, doch fruchtlos, fortsetzte. Die Oesterreicher und Sachsen drangen fechtend Schritt für Schritt durch den Hohlweg von Heiligenstadt herein, und dann über Döbling, wo sich der Kern der Janitscharen mit zehn Kanonen in die Sand-

ſchluchten geworfen hatte, welche noch heutigen Tages die Türkenſchanze heißen. Bis um zwei Uhr Nachmittags war der Mittelpunkt, wo die Baiern und Franken ſtanden, noch nicht in's Feuer gekommen. Jetzt erſt brachen die Polen aus dem Walde von Dornbach hervor, und ſtürmten auf die Türken. Auf polniſcher Seite verbluteten Stanislaus Potocky, Maczensky und der durch die Türkenſchlacht von Chocim berühmt gewordene Montreosky; von den Hügeln hinter Dornbach herunter befeuerte die Seinigen Maligni, der Bruder der Königin von Polen. Um vier Uhr waren die Türken bis an ihr Hauptlager in den Vorſtädten zurück gekehrt, wo ſie die Kanonen vor dem Schottenfelde umkehrten und gegen die Polen richteten. Das türkiſche Lager aber zerſtäubte, vom Schrecken ergriffen, in wilder Flucht. Eine Stunde währte der Kampf in den Vorſtädten; um ſieben Uhr Abends war Wien befreit. Die Beute war ungeheuer; drei hundert Stücke Geſchütz, fünfzehn tauſend Gezelte, das ganze Zelt des Großweſirs mit allen Feldkaſſen und Kanzleien, ſechs hundert Beutel voll Piaſter, ſeine juwelenbeſetzten Waffen und ſein Reitzeug, dies Alles fiel in die Hände der Sieger; auch Waffen, Heerpauken, Fahnen, obwohl nicht, wie die Sieger wähnten, die heilige Fahne des Propheten, welche zu retten den Türken gelungen war. Ueber zehn tauſend Türken deckten das Schlachtfeld. In Wien hatte während der Belagerung, nebſt den feindlichen Kugeln, die Ruhr gewüthet; Starhemberg ſelbſt war davon befallen worden. Unter den dortigen Befehlshabern wurden die Grafen Souches und Leslie, die Freiherren Walter und Kottulinsky, Galenfels und Rumpler vermißt. Der kaiſerliche Reſident, Herr von Kunitz, welcher im Lager gefangen gehalten worden, und der polniſche Geſandte, Proski, wurden befreit, aber ſechs tauſend Männer, acht tauſend Weiber, vierzehn tauſend Mädchen, fünfzig tauſend Kinder wurden aus Oeſterreich in die Sclaverei geſchleppt. Nur von den Letzten rettete der Biſchof Collonicz gegen ſechs hundert vom Schlachtfelde, und ſorgte für ſie durch Nahrung und Unterricht.

Am folgenden Tage (13. September) beſichtigte der König von Polen mit den Kurfürſten von Baiern und Sachſen und dem Herzoge von Lothringen den Schutt der Feſtungswerke. Am nämlichen Tage wagten auch die Wiener ſich wieder zur Stadt hinaus, in welche ſie durch zwölf Wochen eingeſchloſſen geweſen waren. Da die Stadtthore noch geſperrt und verrammelt waren, ſo kletterten ſie über die an der Burg- und Löwelbaſtei nieder-

gestürzten Mauern und durchbrochenen Palissaden, in das feindliche Lager hinaus, wo die Beute so erstaunlich, daß die nunmehr zum Plündern berechtigten Soldaten nur baares Geld und Kostbarkeiten nahmen, alles Andere aber den Wienern überließen. Es wurden an zwanzig tausend Büffel, Ochsen, Kameele und Maulthiere, gegen zehn tausend Schafe, hundert tausend Malter Korn, ganze Magazine von Kaffee, Zucker, Honig, Oel, Reis, Schmalz, Baumwolle, Leinwand, Leder, Pelzwerk, eisernen Platten, und eine erstaunliche Zahl von Munition und Kriegsvorrath erbeutet. Viele Hausherren der Vorstädte konnten sich, als sie wieder hinaus kamen, in den Trümmern kaum zurecht finden, trafen aber ihre Keller und ihre Höfe so mit Vorräthen jeder Art vollgepfropft, daß sie ihre Häuser leicht wieder neu, und schöner, als vorher, aufbauen konnten. Wirklich trug nach der angstvollen Belagerung — welche vor dem Feinde vier und vierzig Oberofficieren und Gemeinen, durch Seuchen aber über zwanzig tausend Menschen das Leben kostete — und nach der vorangegangenen großen Pest, die unermeßliche türkische Beute nicht wenig dazu bei, den Wohlstand wie den Muth der Wiener Bürger wieder zu heben, an deren Standhaftigkeit und tapferem Sinne sich der seither fast unwiderstehliche Schwall der Osmanenheere abermals gebrochen hatte. Die allgemeine Begeisterung erhob vorzugsweise den ritterlichen Polenkönig, um den sich die Bewohner jauchzend drängten, seine Hände, seine Kleider, ja seine Stiefel zu küssen; die übrigen Sterne fürstlichen Heldenthumes, selbst der mannhafte Johann Georg III., der sächsische Mars genannt, schienen neben jener Sonne zu erbleichen. Mittlerweile führte der Herzog von Lothringen die Armee aus dem verpesteten Türkenlager hinweg, nach St. Marx, wo sie sich bis gegen Simmering und Schwechat ausbreitete und wo Abends auch der König eintraf. Der Herzog aber und Starhemberg eilten nach Nußdorf, um den Kaiser zu empfangen, der am 14. Vormittage dort ankam, unter Geschützesdonner durch das türkische Lager ritt, am Stubenthore den Magistrat und die Schlüssel der befreiten Stadt empfing, die er mit gerechter Anerkennung der bewiesenen Tapferkeit und Treue zurück gab. Bei St. Stephan hörte er das vom Bischof Kollonics gehaltene Tedeum, und am anderen Tage zog er auf die Einladung der Polen in das Lager hinaus. Noch verewigt eine Pyramide die Zusammenkunft Kaiser Leopold's und König Sobiesky's. Dann ging der Kaiser wieder nach Linz, um die nöthige Zeit zur Herstellung der Burg, der Wälle und der

Straßen zu laſſen. Starhemberg erhielt, als verdienten Lohn, den Marſchallsſtab, die Würde eines Staats- und Conferenzminiſters, hundert tauſend Reichsthaler, einen koſtbaren Ring, und in ſeinem Wappenſchild den Stephansthurm. Papſt Innocenz XI. drückte ihm in einem eigenen Breve den Dank und die Bewunderung der geſammten abendländiſchen Chriſtenheit aus, und der Hof von Madrid überſendete ihm das goldene Vließ, ſo wie die Wiener Bürgerſchaft ſein Haus auf ewig von allen Abgaben befreite, und die öſterreichiſchen Stände ihn anſehnlich beſchenkten. Der Biſchof Kollonics erhielt von Rom den Kardinalshut, und Alle, die bei Vertheidigung der Kaiſerſtadt ſich hervor gethan, namentlich die Glieder des Stadtrathes, wurden nach Rang und Verdienſt belohnt*).

Kara Muſtafa, der theils aus Geiz, um die Schätze der belagerten Hauptſtadt nicht der Plünderung des Heeres preiszugeben, ſondern für ſich zu behalten, einen allgemeinen Sturm zu unternehmen gezögert, theils aus Hochmuth von dem heran nahenden Entſatze Kunde zu nehmen verſchmäht hatte, ſchob die Schuld des mißlungenen Angriffes und der ſchimpflichen Niederlage auf die Paſchen und Officiere. Der Paſcha von Ofen wurde, als Opfer dieſer Beſchönigung, hingerichtet. Zu Raab, wohin der Großweſir zunächſt mit ſeinem geſchlagenen Heere floh, raſtete er vier Tage, und wendete ſich dann, nachdem die Sprengung Tata's angeordnet worden, nach Ofen. Die tapfere öſterreichiſche Landwehr ſchützte die Gränzen der Steyermark glücklich gegen türkiſche Verheerung. Die Lilienfelder, welche zwei Stürme auf ihr Stift abgeſchlagen, waren mit drei hundert Scharfſchützen ausgezogen, um die Tataren, die ſich zu Kleinzell mit ihrem Raube in einer Felſenkluft geborgen, daraus zu vertreiben, was ihnen mit Hilfe der Bauern von Hohenberg gelang, und wobei zwei hundert Chriſtenſclaven befreit wurden. Die obere Steyermark wurde auf dieſe Weiſe gegen die Streifereien der Feinde bewahrt, aber in die untere fielen die Türken, die ſich bei St. Gotthard und Göſſing geſammelt, von Friedberg und Hartberg durch das Feiſtritzthal ein, und ſchleppten Menſchen und Vieh weg. Sie lagerten ſechs Stunden von Graz an der Raab, überſchritten dieſelbe, plünderten Ober- und Unter-Pimbach, Neudau, Fehring und das Raabthal. Zu Graz

*) Hammer: Geſchichte des osmaniſchen Reiches III. 736 u. f. u. Hormayr: Geſchichte Wiens, 12. Heft S. 150 u. f.

wurde die, drei tausend Mann starke Landwehr aufgeboten; die Mur vom Grafen von Herberstein besetzt, und zu Wildon sammelten sich Hilfsvölker aus Kärnten und Krain, von Valvasor befehligt, der, um Fürstenfeld und Radkersburg zu schirmen, seine Mannschaft nach Burgau, Neidau, Hohenbruck, Rittengrab, Kapfenstein, Bertholdstein und Heinfeld vertheilte. Graf von Dietrichstein eilte mit den Küraſſieren des Regimentes Metternich zur Unterstützung Valvasor's herbei, schlug die Türken bei Klech, nördlich von Radkersburg, tödtete ihnen drei hundert Mann, und verfolgte sie über die Raab bis über Riegersburg hinaus.

Johann Sobiesky und der Herzog von Lothringen zogen längs der Donau hinunter bis an die türkische Gränzfeste derselben, Gran, welcher gegenüber, auf dem linken Ufer, Parkany liegt, von den Türken Dschigerdilen, d. i. herzdurchbohrend, genannt. Auf dem Marsche dahin, von Komorn, geriethen die Polen (7. October) in einen türkischen Hinterhalt; zwei tausend derselben, unter ihnen Graf Denhoff, wurden zusammen gehauen, der König und der Kronprinz selbst geriethen in die dringendste Gefahr, und wurden von der drohenden Gefangenschaft nur durch den, vom Herzoge von Lothringen zu Hilfe gesendeten Grafen Dünewald gerettet. Die Schlachtordnung wurde hergestellt; neun tausend Reiter, achtzehn Compagnien zu Fuß, jede vier hundert Mann stark, auf dem rechten Flügel, wo die Polen unter dem Markgrafen von Baden mit Mercy und Gondola, auf dem linken der Herzog von Lothringen und Dünewald mit Palffy und Taaffe; das Fußvolk befehligten Starhemberg und der Herzog von Croy. Die Polen waren in drei Schaaren getheilt; der König auf dem linken, Jablonowsky auf dem rechten Flügel. Zwei Tage später (9. October) geschah die Schlacht bei Parkany. Die Türken warfen sich wüthend auf den linken Flügel, wurden aber hier von den, über den vor zwei Tagen erlittenen Verlust aufgebrachten Polen mit gleicher Wuth empfangen, und in solchen Massen zurück gejagt, daß die Schiffbrücke bei Parkany unter der Wucht der Fliehenden zerborst. Was nicht in der Donau versank, ereilte in den Moräſten der Säbel der ergrimmten Polen. Sieben tausend Türken kamen um; darunter der Statthalter von Bosnien, Chisr Pascha; unter den zwölf hundert Gefangenen waren die Statthalter von Siwas und Silistria; zwei andere Paschen wurden vermißt. Der König von Polen und der Herzog von Lothringen maßen mit ritterlicher Artigkeit einander gegenseitig das Verdienst des Sieges

bei; dagegen geriethen die Deutſchen und die Polen über die Beute in ernſthafte Händel. Die Polen, in die Beſatzung Parkany's gelegt, wurden bei dem Anblicke der aufgepfählten Köpfe ihrer Landsleute in ſo ungemeſſene Wuth verſetzt, daß ſie Alles, was ihnen unter die Hände kam, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, zuſammen hieben; doch ſollen acht hundert gefangene Chriſten gerettet worden ſeyn.

Gran war von den Türken ſchwach beſetzt. Nachdem das chriſtliche Heer Brücke über die Donau geſchlagen, erſtürmte es (20. October) das Blockhaus am Thomasberge, tödtete gegen zwei hundert Türken und machte eine noch größere Anzahl zu Gefangenen. Zwei Tage wurde von den Stuckbetten Breſche geſchoſſen, ſchon am dritten Tage, jedoch fruchtlos, Sturm gelaufen. Binnen drei Tagen waren ſieben tauſend Kugeln in die Stadt geſchoſſen worden; am vierten wurde die Uebergabe unterhandelt und zugeſtanden; die Paſchen zogen mit ſieben hundert Mann ab; fünfzig Kanonen und tauſend Centner Pulver wurden erbeutet. So kam das von Suleiman erſtürmte Gran, nach mehrfachen vergeblichen Verſuchen der Zurückeroberung, jetzt wieder in die Hände der Chriſten. Der Großweſir ließ in ſeinem Zorne die Paſchen und Generale, welche die Stadt übergeben hatten, hinrichten. Aber jetzt ereilte ihn ſelbſt gleiches Loos; er wurde, auf Betrieb ſeiner Feinde, am 25. December zu Belgrad ſtrangulirt.

Im Januar 1684 knüpfte Tökölyi mit dem Kaiſer neue Unterhandlungen an, ſuchte aber zugleich, heimlich ſich auch ferneren Beiſtand der Türken zu ſichern, und bis dieſe zu einem neuen Feldzuge gerüſtet haben würden, den Kaiſer hinzuhalten, was Letzterem verrathen wurde. Schon im December 1683 hatte der Kaiſer die Niederſetzung von Commiſſionen zu Preßburg und Neuſohl angeordnet, von welchen alle Theilnehmer der Empörung, die vor Ende Februar 1684 dort den Eid der Treue ablegten, Amneſtie und Schutzbriefe erhielten. Wirklich unterwarfen ſich in dieſem Zeitraume vierzehn der angeſehenſten Landherren; ſiebzehn Comitate und zwölf Städte. Dem Bündniſſe zwiſchen dem Kaiſer und dem Polenkönige traten (31. März) auch die Venetianer bei, welche den Peloponnes erobern wollten. Nachdem am 15. Auguſt zu Regensburg eine zwanzigjährige Waffenruhe zwiſchen dem Kaiſer und dem Könige von Frankreich unterzeichnet worden, ſchloß der Fürſt von Siebenbürgen ein geheimes Bündniß mit Oeſterreich, vermög deſſen er ſich aller Theilnahme an dem nächſten türkiſchen Feldzuge nach Kräften

entziehen und, ſobald kaiſerliche Truppen ſeinem Lande nahen würden, ſich mit denſelben vereinigen wollte.

In dieſem Feldzuge befehligte der Herzog von Lothringen die kaiſerliche Hauptmacht. In der Mitte des Juni 1684 ging Derſelbe, nachdem er die unter dem General Hallewyl, Heißler, Fürſten von Salm und Freiherrn von Mercy ſtehenden Truppen an ſich gezogen, mit zwölf Regimentern zu Pferde und acht zu Fuß über die Schiffbrücke bei Gran, und befehligte den Oberſten Styrumb gegen Wiſſegrád, das ſich nach fünf Tagen (18. Juni) ergab. Den wider Waizen ziehenden Kaiſerlichen ſendete der Oberbefehlshaber der türkiſchen Heere, der Serdar Muſtafa Paſcha, die Paſchen von Ofen, Temesvár, Erlau und Bosnien mit den aus Aegypten angekommenen Truppen und dem Sohne des Tatarchans, entgegen, und es kam bei Waizen (27. Juni) zur Schlacht, in welcher die Türken geſchlagen wurden und der Statthalter von Temesvár blieb. Hierauf fiel Waizen. Das kaiſerliche Heer zog nach dem Rákosfelde und Peſth, welches verbrannt und von den Türken geräumt wurde. Bei Waizen wurden mittels der Andreasinſel Brücken über die Donau geſchlagen, deren eine über den großen linken Donauarm aus ſechzig, die andere über den kleinen linken, welchen die Türken den Bulgarenſchlund nennen, aus vierzig Schiffen beſtand, und das kaiſerliche Heer ſtellte ſich bei St. Andrá, von den Türken die weiße Kirche genannt, auf. Der Serasker Muſtafa Paſcha ging ihnen mit allen ſeinen Streitkräften entgegen. Im kaiſerlichen Heere waren der Herzog von Lothringen, die Fürſten von Neuburg und Baden, die Grafen Taaffe und Scharfenberg, Ernſt und Maximilian Starhemberg, Gondola und Feldmarſchalllieutenant Caprara. Der Angriff der Türken wurde abgeſchlagen, und ſie flohen nach Ofen zurück, zu deſſen Vertheidigung ſie jetzt alle Vorkehrungen trafen. Der Serasker ſendete anſehnliche Truppenabtheilungen dorthin, und lagerte mit dem übrigen Heere zu Hamſabeg, dem Flecken in der Nähe von Erceſt, welchem Hamſa, der Sandſchak von Stuhlweißenburg unter Suleiman, den Namen gegeben, und wo jetzt ein anderer, wegen ſeiner Grauſamkeit von den Chriſten gefürchteter Hamſabeg hauſ'te. Dieſer ſpannte den in ſeine Gefangenſchaft gerathenen tapferen ungariſchen Grafen Peter Szapáry mit dem Pferde vor den Pflug, und zwang ihn, das Feld zu ackern, dreißig tauſend Gulden Löſegeld für ihn verlangend, die ſeine Gemahlin durch eine Sammlung im ganzen Lande aufzubringen ſich bemühte. Graf Adam Batthyányi befreite den gemißhandelten

Freund durch einen kühnen Streifzug, und nahm Hamsabeg gefangen, welchen der Herzog von Lothringen zu Szapáry's Verfügung stellte. Hamsabeg, die Rache des Schwergereizten fürchtend, nahm heimlich Gift; da trat Szapáry zu ihm, hielt ihm in milden Worten seine Härte vor, und schloß damit, daß seine Religion ihm gebiete, auch den Feind zu lieben und ihm Böses mit Gutem zu vergelten. Mit diesen Worten schenkte er ihm die Freiheit. Tieferschüttert von des Christen Großmuth, nahm Hamsabeg dessen Glauben an, der so göttliche Grundsätze lehre, und erlag dann, bekehrt und versöhnt, der Wirkung des Giftes.

Am 14. Juli 1648, dem Jahrestage des Anfangs der Belagerung von Wien, stand der Herzog von Lothringen mit dem Heere vor Ofen. Bei seiner Annäherung verließen die Türken das obere oder Kaiserbad und die von der Badequelle getriebene königliche Mühle, und zogen sich in die Wasserstadt zurück, welche am sechsten Tage der Belagerung erstürmt wurde, worauf die Belagerten sich in die Festung zurück zogen und das Wienerthor verbollwerkten. Drei Tage später ging der Herzog von Lothringen dem, unter Suleiman Pascha's Befehle, in der Nähe von Hamsabeg, auf der Höhe von Ercsi gelagerten türkischen Heere entgegen, schlug dasselbe, und erbeutete, nebst zwölf Fahnen, zwei Heerpauken und vielen schönen Pferden und Zelten, die große, acht Ellen lange, vier Ellen breite Blutfahne des Seraskers, welche nach dem St. Stephansdome, von da in das bürgerliche Zeughaus gebracht, in letzterem noch jetzt aufbewahrt wird. An demselben Tage, wo Karl von Lothringen den Serasker vor Hamsabeg schlug (22. Juli), besiegten Leslie und Trauttmansdorff die Paschen von Bosnien und Gradiska bei Berovicz in Kroatien, worauf sich die Festung ergab und, nachdem die Türken hundert ein und dreißig Jahre im Besitze derselben gewesen, wieder unter kaiserlichen zurück kehrte. Hierauf fielen Bresewicz, Sopia, Slatina, Wewazin und andere Schlösser in die Hände der Kaiserlichen. Die Belagerer Ofens führten von vier Seiten Stuckbette auf; gegenüber der Nordseite der Festung, welche die Türken das Erdschloß nannten, zwei Stuckbette mit acht Karthaunen, eilf Falkaunen, acht Bombenmörsern; auf dem Krähenhügel (dem Blocksberge) ein Stuckbett gegen Pesth gerichtet, mit sieben Karthaunen, vier Mörsern und einigen Falkaunen; unter dem Hügel von Gürs Glias (dem Josephsberge) ein großes Stuckbett mit sieben Karthaunen, und oberhalb ein anderes mit vier kleinen Kanonen, vier Bombenkesseln und sie-

den Falkaunen. Diese Stuckbetten beschossen das Erdschloß, das Thalthor und die drei Thürme der Festung, welche der Thurm Kasim Pascha's, der des schwarzen Kopfes (Karabasch) und der fränkische hießen. Drei und vierzig Mauerbrecher und acht und zwanzig Bombenkessel schossen täglich tausend bis fünfzehn hundert Kugeln und sieben bis acht hundert Bomben in die Festung; eine große Mine, welche sie im Erdthurme gesprengt, schlug zum Schaden der Belagerer aus, und drei, nächst dem Thurme Kasim Pascha's angelegte, wurden durch die Minirer der Stadt, wozu die rumelischen Truppen verwendet wurden, aufgefunden und vernichtet. Die belagerten Türken fielen häufig aus, wurden aber von den Belagerern zurück getrieben. Bei einem solchen Ausfalle erhielt der Prinz von Savoyen einen Schuß in den Arm, und bald darauf wurde der schon früher verwundete Statthalter Ofens, Kara Mohammed, durch eine zerplatzende Bombe getödtet (1. August). Sein Nachfolger, Ibrahim, setzte die Vertheidigung Ofens mit gleicher Beharrlichkeit fort, ermunterte die Minengräber und Kopfabschneider durch Belohnungen, und vernichtete die Minen, womit die Belagerer den Thurm Kasim Pascha's und den von Karabasch (den Rondel- und kleinen Thurm) untergruben. Jetzt boten die Belagerer alle ihre Kräfte in der Unterstadt auf, um den Belagerten das Wasser abzuschneiden. Die Türken fielen dagegen in die Laufgräben aus, und durch acht gefangen genommene Minirer der Belagerten erfuhr der türkische Statthalter, daß die Belagerer einen, unter die Burg führenden unterirdischen Gang gefunden, und nun bis unter den Kerker mit einer großen Mine beschäftigt wären. Er ließ die gefangenen Minengräber in Kleider von türkischen Gränzern stecken, und sie mit ein paar Tausend freiwilligen Janitscharen und Rumeliern gerade auf die Kanonen der Belagerer ausfallen; durch die Angabe der Minengräber wurde die Mine gefunden und von vier hundert Pulversäcken entleert. Am 13. September ließ der kurz zuvor im Lager angekommene Kurfürst von Baiern die Festung im Namen des Kaisers auffordern; der Pascha wies die Aufforderung zurück. Der wiederholte Verlust, das eingetretene Regenwetter, die Krankheiten, bewogen nach Ankunft des Markgrafen Herrmann von Baden die im Kriegsrathe versammelten kaiserlichen Generale zur Aufhebung der Belagerung.

Während des Winters erfochten die Türken einige Vortheile auf Streifzügen. Tausend Tataren fielen in die, oberhalb Ofen gelegene Andreasinsel ein, wo die Spitäler der Kaiserlichen waren, hieben neun hundert Kranke

zusammen, und schleppten die Soldaten, welche das Gepäck bewachen sollten, hinweg. Auch auf der nur eine Meile oberhalb Ofens gelegenen, sieben Meilen langen Margaretheninsel, hoben sie gegen tausend Mann zerstreuter kaiserlicher Kriegsvölker auf, sammt Krankenwagen und Gepäcke des Grafen Piccolomini. Waizen fiel wieder in die Hände der Türken, welche einen großen Theil der abziehenden Besatzung zusammen hieben. Die Besatzung von Verovicz schnitt jetzt den Türken die Zufuhr von Kanissa ab, und General Heißler erschwerte die von Neuhäusel, wo Mangel an Mundvorrath die türkische Besatzung in Aufruhr brachte. Nachdem Szolnok und Szarvas in die Hände Heißlers gefallen, hatte zwischen seinem Heere und dem Beglerbeg von Rumelien ein Treffen Statt, in welchem die Türken zwar einige Beute machten, aber gleichwohl sich nach Temesvár werfen mußten. Heißler's Anschlag, von Szolnok aus, wo er im Winterquartiere lag, Szegedin und später Waizen zu überrumpeln, war mißglückt. Dagegen scheiterten auch die Absichten der Türken auf Ueberrumpelung Raabs und Vissegráds, durch den in jener Festung entdeckten verrätherischen Briefwechsel, und in dieser durch die Tapferkeit des Grafen Marsigli.

Erst in der Hälfte des Juli 1685 setzte sich das kaiserliche, und um vierzehn Tage später das türkische Heer in Bewegung. Die kaiserliche Heermacht operirte in diesem neuen Feldzuge in drei Heeren: das erste, unter des Herzogs von Lothringen Befehl, in Ungarn, fünfzig tausend Mann; das zweite, vom Grafen Leslie befehligt, an der kroatischen und steyerischen Gränze, dreißig tausend Mann; das dritte, vom Feldmarschalllieutenant Schulz angeführt, in Oberungarn, fünf und zwanzig tausend Mann stark. Der Herzog von Lothringen, nachdem er Miene gemacht, auf Neograd loszugehen, brach von Gran gegen Neuhäusel auf. Die Belagerungsarbeiten wurden auf zwei Seiten, auf der einen von dem Herzoge von Lothringen, auf der anderen vom Kurfürsten von Baiern, oder vielmehr vom General Serene geleitet; baierische und polnische Truppen vom Prinzen von Hannover befehligt; fränkische unter dem Fürsten von Waldeck, schwäbische und lüneburgische nahmen an der Belagerung Theil. Nachdem am drei und zwanzigsten Tage derselben (23 Juli) der Wassergraben durchgestochen und dreißig tausend Sandsäcke [illegible] in Bereitschaft waren, wurde der türkische Befehlshaber zur Uebergabe aufgefordert; doch vergebens. Sieben Tage später [illegible]

Gran mit vier tauſend Mann belagere. Kraft des von Wien eingeholten Befehles, ſollten neunzehn tauſend Mann vor Neuhäuſel zurück bleiben, der Herzog mit dem übrigen Heere Gran entſetzen, das der Serasker mit zwei hinter einander aufgeſchlagenen Lagern umzingelte und es aus ſieben Stuckbetten beſchoß, deren zwei auf dem Thomasberge, zwei auf dem Georgenberge, zwei in der Ebene, das ſiebente in der Donauinſel aufgeführt waren. Der Herzog marſchirte von Neuhäuſel hinweg, und griff zehn Tage hernach (16. Auguſt) das türkiſche Lager vor Gran an, welches, die Ueberzahl des chriſtlichen Heeres ermeſſend, aufbrach, aber ſo viel Geſchützvorrath zurück ließ, daß damit tauſend ſechsſpännige Ochſenwagen und vier Schiffe vollgeladen wurden. Unterdeſſen waren zu Neuhäuſel die fünf Stuckbette alle an den Graben gerückt worden. Das größte, dem Mittelwalle gegenüber, von vier und zwanzig Karthaunen, die zwei, welche der Stirnſeite des Bollwerkes gegenüber, jedes mit fünf halben Karthaunen, die zwei gegen die Seiten gerichteten, jedes mit fünf halben Karthaunen beſetzt, neunzehn Bombenmörſer vertheilt. Am 19. Auguſt wurde Sturm gelaufen. Zwar ſteckten während desſelben die Belagerten eine weiße Fahne aus; aber die Stürmenden achteten in ihrer Wuth nicht darauf, ſondern hieben Alles, was ihnen in den Weg kam, nieder, ſo daß von drei tauſend Mann der Beſatzung nur zwei hundert dem Tode entrannen. Der Kopf des Paſcha wurde auf einer langen Stange am Wienerthore aufgepflanzt, vierzig gefangene Chriſten erlöſet, die türkiſchen Weiber und Kinder an kaiſerliche Cavaliere verkauft, drei und neunzig, meiſt kaiſerliche, Kanonen zurück erbeutet. Auch die große, nicht tragbare, ſondern auf einem beſonderen Fußgeſtelle aufgerichtete Feſtungsſtandarte, achtzehn Schuh lang und zehn breit, fiel, als Haupttrophäe, in die Hände der ſiegenden Chriſten. Die Eroberung Neuhäuſels wurde durch ganz Deutſchland, Polen und Italien mit Siegesfeſten gefeiert. Der Serasker Ibrahim ſendete ein, Frieden antragendes Schreiben an den Herzog von Lothringen, welches aber eben ſo wenig beantwortet wurde, als Tökölyi's zu gleicher Zeit nach Wien gebrachter Antrag.

Unterdeſſen hatte auch das kroatiſche Heer unter Leslie's und Herberſtein's Befehlen muthvoll und mit Glück gekämpft. Joſeph Graf von Herberſtein, General von Karlſtadt, fiel mit tauſend Fußgängern und drei hundert Reitern in Licca und Corbavien ein, eroberte und ſchleifte Wuniz und verheerte das Thal von Udvina. Leslie aber zog nach Eſſek, um dasſelbe zu

überrumpeln und die große Brücke zu verbrennen. Mit siebzehn hundert Reitern und zwei tausend Kroaten lagerte er im Felde von Essek, erstürmte (13. August) die befestigte Stadt, und steckte die große, unter Suleiman durch fünf und zwanzig tausend Mann binnen zehn Tagen gebaute, neun tausend ein hundert Schritte lange, und zwölf Ellen breite Brücke in Brand. Doch brannte nur der neunte Theil derselben ab, und statt des Restes ging Essek in Flammen auf, worüber Leslie's Truppen dergestalt erschraken, daß sie schleunig entflohen. Einen Monat später (14. September) brach Leslie zu einem Streifzuge wider die Licca auf, verbrannte das Schloß Gretenar, lagerte am Flusse Liccavoda, berannte Budak, die Hauptstadt der Licca, und verheerte Alles rings umher, marschirte dann nach Novi und Ribnik, auf Serwaz und bis auf Bellay, und dann zurück an dem Flusse Licca über Peruschin nach Karlstadt. Mehr als vier tausend Häuser wurden in diesem Feldzuge eingeäschert. Der Feldmarschallieutenant Graf Pálffy eroberte Dubiza; der Ban von Kroatien, Graf Erdödy, in seinem Plane, Krupa anzugreifen, durch die angeschwollene Unna gehindert, zog mit dem Grafen Mathias Strasoldo gegen Belassena, eroberte und verließ dasselbe, verbrannte Ozazin, Mutinisa, Troczaz, und kehrte nach zwölftägigem Zuge mit schwerer Beute nach Karlstadt zurück. In Oberungarn hatten die türkischen Befehlshaber von Neográd und Visegrád ihre Schlösser selbst in die Luft gesprengt und verlassen, Waizen verbrannt. General Schulz hatte von Tökölyi Unghvár, Krasnahorka und Eperies erobert. Wie schon früher das Mißgeschick vor Wien, so maßen die Türken auch jene neuesten Nachtheile ihrer Waffen dem Tökölyi bei; er wurde daher plötzlich von ihnen gefangen genommen und in Ketten nach Konstantinopel abgeführt. Diese Behandlung ihres Oberhauptes empörte die ungarischen Mißvergnügten gegen den türkischen Schutz; viele huldigten dem Könige, und Petróczy bewog sogar Kaschau, sich dem, die Stadt belagernden Caprara zu unterwerfen, was am 25. October auch wirklich geschah.

Tökölyi, welchem in Konstantinopel schon die Hinrichtung gedroht hatte, wurde durch den neuen Großwesir Suleiman befreit und wieder in seine Würden eingesetzt; zugleich erhielt er ein Corps von neun tausend Mann anvertraut. Dagegen wurde das kaiserliche Heer durch eine große Anzahl Reichstruppen, und durch freiwillig dem Zuge sich anschließende Edle aus den meisten christlichen Ländern verstärkt. Mit dem Kurfürsten von Branden-

burg wurde ein Bündniß auf zwanzig Jahre geschlossen, und im Mai 1686 rückten daher acht tausend Mann brandenburgische Truppen in Ungarn ein. Desgleichen unterzeichneten Apaffy's Bevollmächtigte am 28. Juni in Wien ein neues geheimes Bündniß, kraft dessen dem Fürsten die Integrität seines Gebietes, seinem Sohne das Erbrecht, den Siebenbürgern die Religionsfreiheit, nach Apaffy's und seines Sohnes Tode anderweite freie Wahl, und die Befreiung von dem türkischen Tribute bei dem künftigen Friedensschlusse, zugesagt wurde. Apaffy versprach dagegen für jetzt zwar nur heimliche Unterstützung mit Proviant, Waffen u. dgl., sobald aber Großwardein und Temesvár den Türken entrissen seyn würden, offenen Beistand mit ganzer Macht, Aufnahme kaiserlicher Hilfstruppen, welche auch zwei Drittheile der Besatzungen nach Deva und Klausenburg geben sollten, und ein jährliches Schutzgeld von dreißig tausend Ducaten. Nachmals verweigerte jedoch Apaffy diesem Vertrage die Ratification.

Der neue Feldzug von 1686 wurde mit großen Mitteln begonnen. Das kaiserliche Heer war neunzig tausend Mann stark, darunter zwanzig tausend Ungarn und Kroaten, und dreißig tausend Hilfstruppen des deutschen Reiches, drei tausend Franken von Thüngen geführt, die gedachten acht tausend Brandenburger, sechs tausend Schwaben, fünf tausend Sachsen, acht tausend Baiern unter Anführung ihres Kurfürsten; der kaiserliche Oberfeldherr war Herzog Karl von Lothringen. Dieses Heer zog gegen Ofen, das durch sechzehn tausend Mann türkische Kerntruppen unter dem kriegserfahrenen Abdurrahman Pascha, früherem Janitscharenaga, vertheidigt wurde. Die Belagerung begann (18. Juni) von drei Seiten; auf dem Gerhards- oder Blocksberge oder Krähenhügel stand der Kurfürst von Baiern, auf der entgegen gesetzten Seite am Wienerthore der Herzog von Lothringen, die Brandenburger und Reichstruppen an der Wasserstadt. Das Spital war in der Margaretheninsel; in die Insel Csepel wurden leichte Reiter gelegt, wo in den ersten Tagen Adam Batthyányi das Harem des Pascha, zwei und neunzig Weiber, darunter des Pascha eigene Frau, wegnahm, hundert der schönsten Weiber wurden im Lager als Sklavinnen verkauft, die Ducaten von den Dragonern in Hüten gemessen, die Beute auf zweimal hundert tausend Gulden geschätzt. Nach fünftägiger Eröffnung der Laufgräben wurde auf der Wienerseite die untere Stadtmauer mit Sturm erobert, und durch den Deutschmeister Prinzen von Neuburg und den Feldmarschallieutenant Sou-

ches in Beſitz genommen; hier rückten ſpäter die Schweden ein und beſetzten den Berg, der noch jetzt nach ihnen genannt wird. Die Brandenburger lagerten in der Richtung des Kaiſerbades: den Sohn ihres Feldmarſchalls Dörfling tödtete eine Kugel. Vierzehn Tage hernach geſchah der dritte Sturm gegen die Feſtung, wurde aber zurück gewieſen; die Grafen Herberſtein und Kuefſtein fielen, viele andere vornehme Führer wurden verwundet. Drei Tage ſpäter (16. Juli) ſaßen die Baiern auf dem Graben des türkiſchen, ihnen gegenüber ſtehenden Rundels Peſen: doch wurde der Graf Fontaine mit fünf und dreißig Freiwilligen getödtet, Graf Aſpremont ſchwer verwundet. Das Geſchütz der Belagerer wurde wirklich bedient: eine glühende Kugel fiel (22. Juli) in das Hauptzeughaus, durchſchlug die Gewölbe und ſprengte das ganze Pulvermagazin in die Luft, daß die Erde bebte, die Donau aus ihren Ufern trat, und der Wall ſechzig Schritte breit aus einander barſt. Der Herzog von Lothringen ließ hierauf den türkiſchen Statthalter auffordern. Statt der Antwort beſtraften die Belagerten die Häupter der in einem Ausfalle Gefangenen an einem Baum, zunächſt dem Thore von Stambul. Abermals erfolgte ein Sturm. Von dem Prinzen von Neuburg und Souches angeführt, griffen zugleich ſechs tauſend Mann am Wienerthore, vier tauſend Baiern am Schloſſe, zwei tauſend Ungarn von der Waſſerſeite an. Vier von den Belagerten während des Sturmes geſprengte Minen trieben die Stürmer zurück; der Markgraf von Baden und Prinz Eugen von Savoyen hemmten die Flucht der Ihrigen. Ein Haiduck von Raab hatte die erſte Fahne aufgepflanzt. Zwei tauſend ſechs hundert Kaiſerliche, vier hundert Brandenburger, acht hundert Baiern waren gefallen, über zwei hundert Officiere todt oder verwundet. Die Türken wieſen alle Aufforderungen zurück, und der Großweſir, bereits zu Erfolg eilend, nahte zum Entſatze. Die dem anziehenden türkiſchen Heere entgegen geſtellten kaiſerlichen Truppen beſetzten die um Wien gelegenen Berge und Anhöhen; der linke Flügel am Bleksberge und an der Donau, der Mittelpunkt am Adlerberge, der rechte Flügel am Bürgerberge, die Flanke durch einen Morast gedeckt. Das türkiſche Heer ſtellte ſich zwiſchen dem Promontorium und dem Dorfe Hia auf; durch das Gebirge von Buda Gödſ ſuchten die Türken den Kaiſerlichen in die Flanken zu fallen (14. Auguſt). Der Kampf war heftig; zuerſt wurden die Kaiſerlichen, dann die Türken geworfen, von denen drei tauſend, die meiſten auserleſene Janitſcharen, auf dem Platze blieben; auch verloren [illegible] Fahnen, eilf Kanonen, zehn Muni-

tionswagen. Der Verluſt der Kaiſerlichen war unbedeutend. Sechs Tage darauf (20. Auguſt) machte der Großweſir einen zweiten Verſuch, die Beſatzung zu verſtärken, aber mit größter Vorſicht, indem er nur mit zwei tauſend Sipahi und eben ſo vielen berittenen Janitſcharen die Nacht hindurch über Bia und Klein-Turbal marſchirte, und mit Tagesanbruch im Thale von St. Paul erſchien. Es gelang ihm, fünf hundert Mann in die Feſtung zu werfen, ohne daß jedoch die bedrängte Lage der Stadt weſentlich gebeſſert wurde. Die Türken machten einen dritten Verſuch, in die Feſtung zu dringen, indem ſie von Altofen neben der Donau auf das Kaiſerbad zu marſchirten. Freiherr von Aſti trieb ſie zurück. Freiherr von Mercy hatte ſie mit drei Dragonerregimentern umzingelt, ohne daß ſie ſich ergaben. Mercy ſelbſt und viele Offiziere wurden von den verzweiflungsvoll ſich wehrenden Türken getödtet, dieſe endlich bis auf den letzten Mann zuſammen gehauen. Da mittlerweile Caraffa aus Oberungarn, Scherfenberg aus Siebenbürgen angekommen, beſchloß der Herzog von Lothringen, Ofen im Angeſichte des Großweſirs durch Sturm zu nehmen. Die vorher wiederholte Aufforderung wurde, wie die früheren, trotzig abgelehnt, weil der Sultan der Beſatzung befohlen hatte, entweder als Männer, oder unter dem Richtſchwerte zu fallen. Am 2. September um ſechs Uhr Morgens gaben ſechs Kanonenſchüſſe das Zeichen zum Angriffe. Freiherr von Aſti und die meiſten Freiwilligen fielen zuerſt; der Erſte auf der Mauer war Petneházy, früherer Anhänger Tökölyi's. Er wurde von den Türken übermannt und aufgeknüpft; aber die Seinigen drangen eilig nach und retteten ihm das Leben. Abdurrahman Paſcha und die Beherzteſten ſeiner Türken fochten nächſt dem Wienerthore und fielen in mannhafter Vertheidigung. Die ganze Stadt wurde geplündert, und der anbrechende Morgen beleuchtete vier tauſend Leichen in den Straßen der Stadt. Die eroberte grüne Fahne Ofens ſendete der Herzog von Lothringen durch den Grafen Archinto an den Kaiſer, Dieſer an ſeinen Erſtgeborenen, den Erzherzog Joſeph. So kam Ofen, das Gränzbollwerk des Islams in Europa, nach hundert fünf und vierzigjähriger türkiſcher Herrſchaft wieder in den Beſitz des Kaiſers. Nach Eroberung dieſer Stadt ergaben ſich dem Markgrafen Ludwig von Baden Simontorna und Siklós; Kaposvár und Tarda wurden in Brand geſteckt, Fünfkirchen auf die erſte Aufforderung, und Szegedin nach vier und zwanzigtägiger Belagerung erobert. Ueberall mußten die Türken zurück weichen.

Am 15. October 1687 wurde zu Preßburg ein Landtag eröffnet, auf welchem der Kaiser selbst in Begleitung des Erzherzogs Joseph erschien. Als hier die Aufhebung der Wahlförmlichkeit und der berüchtigten Klausel der goldenen Bulle des Königs Andreas II. beantragt wurde, widersprachen nur Wenige, und der Antrag ging durch. So wurde denn (9. December) der Erzherzog Joseph zum erblichen Thronfolger in Ungarn gekrönt, und hierauf in dem Reichsdecrete die Erbfolge in Kaiser Leopold's männlicher Nachkommenschaft, wenn diese aber erlöschen sollte, in den Nachkommen Karl's II., Königs von Spanien, anerkannt und festgesetzt; nur wenn von beiden österreichischen Linien, der deutschen und der spanischen, kein männlicher Leibeserbe mehr vorhanden wäre, sollte den ungarischen Ständen die freie Königswahl wieder heimfallen. Auch jene in Andreas II. goldener Bulle festgestellte, mit der Ordnung und Sicherheit im Staate völlig unvereinbare Befugniß der Prälaten, Magnaten und Edelleute zur Selbsthilfe gegen verfassungswidrige Verfügungen eines Königs, wurde gänzlich aufgehoben. Die Amnestie vom Jahre 1664 wurde wiederholt; nur Tököli und die auch jetzt noch mit ihm haltenden Ungarn wurden hiervon ausgeschlossen und für Feinde des Vaterlandes erklärt. Das Bürgerrecht wurde dem Jesuitenorden im ganzen ungarischen Reiche verliehen, den Protestanten in Talmatien, Kroatien, Slavonien abgesprochen; im eigentlichen Ungarn die Kirchenfreiheit, wie sie der letzte Oedenburger Landtag bestimmt hatte, ihnen zwar bestätigt, doch nur aus königlicher Gnade.

Das kaiserliche Heer rückte gegen Essek vor, wo Suleiman Pascha mit zwölf und vierzig tausend Mann stand, und schlug den Damm, welchen die Türken über der abgebrannten Strecke der dortigen Brücke aufgeführt. In der Nähe von Mohács, wo vor hundert ein und sechzig Jahren der junge König Ludwig die mörderische Niederlage und den Tod erlitten, standen die Heere einander gegenüber, und die Kaiserlichen löschten das Andenken jenes Unglückstages durch einen glänzenden Sieg aus (12. August), welcher ihnen kaum tausend Mann den Türken des Zwanzigfache im Kampfe und auf der Flucht tödtete. Von der Beute fiel das herrliche Zelt des Großwesirs mit vierzehn Thürmen dem Kurfürsten von Baiern, die türkischen Kanzleien dem Herzoge von Lothringen zu. Diese dritte Niederlage setzte die Türken in Slavonien und Kroatien in Furcht und Schrecken. Sie räumten Essek, übergaben Valpo, und verließen vierzehn andere Schlösser und Palanken in

Slavonien. In Niederungarn ergab sich Palota dem Grafen Eszterházy, das Schloß Szokalu dem Obersten Arriezaga. Der General Dünewald besetzte das Kloster Posega, Csernik und andere kroatischen Schlösser. Kastanovicz und Dubicza wurden überrumpelt und eingeäschert; Buschin am Tage des Sieges von Mohács beschossen und zwei Tage später erobert. Am 18. Januar 1688 ergab sich Munkács mit Vertrag, und am 6. Februar wurde Tökölyi vom General Heißler an der Körös geschlagen. Caraffa erhielt das Obercommando der Truppen in Siebenbürgen. Eine Deputation des zu Fogaras versammelten Landtages unterzeichnete zu Hermannstadt am 9. Mai den Vertrag, durch welchen Siebenbürgen sich dem Kaiser und dessen erblichen Nachfolgern als Schutzprovinz unterwarf, und jeder Abhängigkeit von der Pforte feierlich entsagte. Der Kaiser sicherte hierauf (17. Juni) den Ständen die Aufrechthaltung ihrer Religionsfreiheit, und die gute Mannszucht seiner Truppen zu.

In Konstantinopel hatten die bisherigen Niederlagen der türkischen Waffen einen Janitscharenaufruhr zur Folge, in welchem Mohammed IV. nach neun und dreißigjähriger Regierung abgesetzt, und dessen Bruder Suleiman (II.) auf den Thron erhoben wurde. Diese Empörungen und Umwälzungen im türkischen Reiche ebneten den christlichen Waffen die Bahn des Sieges. Die kaiserliche Hauptarmee, statt des erkrankten Herzogs von Lothringen jetzt vom Kurfürsten von Baiern befehligt, eroberte am 19. Mai Stuhlweißenburg, Caraffa mit dem siebenbürgischen Corps Lippa und Lugos, während in Bosnien Prinz Ludwig von Baden das verbrannte Gradiska besetzte. Illok und Peterwardein waren verlassen worden, und also der Weg nach Belgrad frei. Die Hauptarmee nahm nun auch Titel, und erschien, als das türkische Lager kaum von Konstantinopel nach Daudpascha ausgezogen, am 11. August schon vor Belgrad. Durch die christlichen Unterthanen unterstützt, begannen die Kaiserlichen mit Flößen auf der Zigeunerinsel überzusetzen und von dort eine Brücke nach Belgrad zu bauen, worauf Jegen Osman Pascha, welcher die Stadt vertheidigen sollte, mit Tökölyi während der Nacht heimlich nach Semendra aufbrach, und die Einwohner nach allen Seiten flüchteten. Die abziehenden Türken hatten die Vorstadt von Belgrad in Brand gesteckt; das kaiserliche Heer eilte zur Löschung herbei, und faßte in der Wasserstadt Posten, um die Belagerung anzufangen; den Oberbefehl des Heeres führte der Kurfürst von Baiern, die Belagerungsarbeiten leitete Feldzeugmeister

Sereny. Durch ein und zwanzig Tage wurde die Stadt aus vierzig großen Kanonen und fünfzehn Mörſern hart beſchoſſen. Während der Belagerung zog ſich Jegen Osman auch von Semendra, nachdem er dasſelbe in Brand geſteckt, gegen Sofia zurück, und Golumbaz wurde von den Türken verlaſſen. Drei hundert Türkinnen, welche den Haiducken in die Hände fielen, wurden getauſt und zum Theil auch vermält. Am 6. September fiel Belgrad nach einem blutigen Sturme, der vielen der ausgezeichnetſten kaiſerlichen Generalen, z. B. den Grafen Scherfenberg, Fürſtenberg, Thurn, dem Fürſten von Liechtenſtein, zwei Grafen von Starhemberg, das Leben koſtete; mehre andere, darunter der Herzog von Mantua, Eugen von Savoyen, der Kurfürſt von Baiern, waren verwundet. Die ſiegenden Stürmer, durch den Verluſt ſo vieler Tapferen in ungemeſſene Wuth verſetzt, hieben Alles nieder; Troßbuben, welche kein Gewehr hatten, erſtachen unbewaffnete Türken mit Brodmeſſern. Der Verluſt der Stürmer wurden auf ſieben hundert, jener der Belagerten auf ſieben tauſend geſchätzt; auch wurden Mohammed Paſcha, der Janitſcharenaga, und dreizehn hundert Türken gefangen. Die Beute war nicht ſehr reich, weil das Meiſte auf die Donau geflüchtet worden war. Unter den eroberten ſieben und ſiebzig Kanonen waren zwei ungeheure Mauerbrecher, deren einer Kugeln von drei hundert zwanzig, der andere von vier hundert vierzig Pfunden ſchoß; zwei eroberte Fahnen ſendete der Kurfürſt Maximilian nach Rom an den Papſt Innocenz XI. Die Moſcheen Belgrads wurden in Kirchen verwandelt, eine derſelben den Jeſuiten übergeben. In einem Grabmahle wurde auch jener Schädel aufgefunden, welcher, als der vermeintliche Kara Muſtafa's, des Bedrängers von Wien, noch jetzt im bürgerlichen Zeughauſe daſelbſt aufbewahrt wird, während der wirkliche Schädel und der Leichnam dieſes erdroſſelten Großweſirs in der von ihm zu Adrianopel erbauten Moſchee ruhen*).

Während der Belagerung Belgrads hatte der General Veterani in Slavonien Karanſebes und Sickovár erobert, der Markgraf Ludwig von Baden in Bosnien einen glänzenden Feldzug vollführt. Zwar waren die Türken auf die erſte Nachricht von der Annäherung der Chriſten, gegen Uſidſcha, Begbaſari, Hiſſardſchik, Tſchatſchka, Perepol und Zwornik geeilt, hatten die Kaiſerlichen, welche Hiſſardſchik belagerten, geſchlagen, den Pere-

*) Hammer a. a. O. III., S. 818.

pol zunächstgelegenen District von Komoran verheert, und Männer und Weiber in die Sclaverei geschleppt; aber der Markgraf von Baden rächte bald hernach diesen Verlust durch den Brand von Butica, Jesnevicz, Gradiska, und durch einen Sieg über den Pascha von Bosnien, wobei fünf tausend Türken erschlagen, zwei tausend, alle mit Wunden bedeckt, gefangen wurden. Der Pascha selbst wurde, weil er, obwohl entwaffnet, sich nicht ergeben wollte, durch einen Schuß niedergestreckt. Das ganze Lager, das Gepäck, der Mundvorrath, Banyaluka mit seinen schönen Eisenminen, fielen in die Gewalt des Markgrafen, welcher mit eigener Hand sechs Türken erlegt hatte. Einen Monat später (4. September) eroberte Derselbe Zwornik, dessen Bewohner, vier tausend Köpfe stark, nach Bosnaserai abgezogen waren. Nicht so glücklich war der Ban von Kroatien, Erdödy, vor Bihacz; doch schlug er bei'm Rückzuge über die Unna den Serasker Bosniens, Mohammed Iwanovicz. Auch die Feldzüge der Polen und Russen wider die Türken waren in diesem Jahre nicht so glänzend und siegreich, als jene der kaiserlichen Waffen.

Ludwig XIV. hatte unterdessen mit beispielloser Willkür sein Eroberungssystem verfolgt. Unter dem Vorwande, rechtlich zu ermitteln, was eigentlich in dem letzten Friedensschlusse an Frankreich abgetreten sey, ließ er durch die in Metz und Breisach 1680 errichteten Reunionskammern die unbegründetsten Ansprüche hervorsuchen und sich allmälig an sechs hundert Städte, Flecken, Dörfer, Burgen, Schlösser, Mühlen ꝛc. zusprechen, mehr, als alle wahrhaften Friedensabtretungen betrugen. Die Könige von Schweden und Spanien wurden, als wären sie französische Unterthanen, vor jene Kammern geladen, und als sie nicht persönlich erschienen, ihnen das in Anspruch Genommene (so dem Könige von Schweden das Herzogthum Zweibrücken, dem von Spanien die Grafschaft Chinay) abgesprochen. Gleicherweise eignete sich Ludwig die freien Städte im Elsaß und die Grafschaft Mümpelgard zu. Die lauten Klagen der Verletzten, und insbesondere des deutschen Reiches: daß der König alle Grundsätze des Völkerrechtes und alle beschworenen Friedensverträge rücksichtslos übertrete, und nach eigenem Belieben als Kläger, Untersucher, Zeuge, Richter und Vollstrecker auftrete, blieben unberücksichtigt, oder wurden durch die höhnende Antwort abgefertigt: die Errichtung eines Gerichtshofes beweise ja augenscheinlich, daß der König nicht ungerecht seyn wolle. Zur einstweiligen Beruhigung der Gemüther wurde eine Zusammen-

kunft in Cambray eingeleitet, um insbesondere die weiteren Ansprüche Frankreichs an Spanien zu erörtern und zu beseitigen. Unbekümmert um die hier gepflogenen Unterhandlungen, behielten die Franzosen alle bereits weggenommenen Plätze, besetzten nach Willkür andere, drückten ringsum das platte Land, und hemmten die Zahlung der Abgaben an Spanien. Auf die Klagen und Gegenvorstellungen des deutschen Reiches antwortete Ludwig mit Scheinbeweisen seines Rechtes und mit heuchlerischer Versicherung seiner wohlwollenden Meinung für Deutschland. Während hier im guten Glauben über die Form der weiteren Verhandlungen mit Frankreich breit und umständlich berathen wurde, beschlossen Ludwig und sein Minister Louvois, den Unentschlossenen, Uneinigen und Furchtsamen gegenüber noch mehr zu wagen. Er besetzte an demselben Tage (30. September 1681) Casale, den Schlüssel Italiens, und Straßburg, den Schlüssel Deutschlands; dort hieß es: der Herzog Ferdinand Karl von Mantua habe das Reichslehen an Frankreich verkauft; hier: Straßburg sey ein unabhängiger Staat, und habe sich freiwillig dem Könige ergeben.

Eben so wie Deutschland, und unter ähnlichen Vorwänden, mißhandelte Ludwig XIV. auch Spanien. Unbegnügt mit dem schon Entrissenen, besetzte er im November 1683 Courtray, Dirmünde und andere Orte, belagerte Luxemburg und brach in Catalonien ein. Daß Spanien ihm endlich den Krieg ankündigte, konnte Ludwig XIV. wenig kümmern; da jenes Land nach wie vor ganz erschöpft, und der Kaiser damals von den Türken auf das Aeußerste bedrängt war, von welchem Umstande Ludwig den möglichsten Vortheil zu ziehen kein Bedenken trug. Schwedens Abfall von Frankreich wurde durch ein Bündniß mit Dänemark ausgeglichen, und nur in Holland lebte noch in Wilhelm von Oranien und dessen Freunden ein Kern unabhängiger Gesinnung, welchen Ludwig durch seinen verschlagenen Botschafter d'Avaux auf alle Weise auszurotten suchte. Gleichwohl vermochte der Prinz von Oranien, durch Parteien bedrängt, den angegriffenen Spaniern nur geringe Hilfe aus eigener Macht zu senden, und so wurde das wichtige Luxemburg (1. Juni 1684) von den Franzosen erobert. Gegen Deutschland half Ludwig sich, wie immer [illegible] Flüchten und Freundschafts versicherungen; der Kaiser befand sich ni[illegible]en Kern dieser Redens arten mit der [illegible]vertes zu [illegible]wurde (15. Augu[illegible] 1684) zu R[illegible]un[illegible]iger

mit Frankreich abgeschlossen, kraft dessen dem Könige Ludwig Alles, was er bis zum 1. August 1681 weggenommen, nebst Straßburg und Kehl, diesen Schlüsseln des südwestlichen Deutschlands, überlassen blieb. Gleichermaßen sahen sich die Spanier genöthigt, Bedingungen anzunehmen, über welche sich auf ihre Kosten die Holländer und Franzosen geeinigt hatten. Auch hier behielt Ludwig das widerrechtlich Gewonnene (Luxemburg, Bouvines, Beaumont und Chinay), und gab nur Courtray und Dixmünde, aber geschleift, zurück.

Den mit Deutschland abgeschlossenen Waffenstillstand verletzten die Franzosen am Oberrhein sehr bald auf mannigfache Weise; sie legten z. B. Beschlag auf Einnahmen, die ihnen nicht gebührten, erbauten einen Brückenkopf in Hüningen ꝛc. Noch weit umfassender und gefährlicher waren die Ansprüche, welche Ludwig XIV. im Namen seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans, auf einen großen Theil der pfälzischen Lande machte. Als nämlich der Kurfürst Karl, ein Bruder der Herzogin, am 26. Mai 1685 starb, folgte ihm nach Reichsgrundgesetzen, persönlichem Abkommen und testamentlicher Entscheidung, der Herzog Philipp Wilhelm von Neuburg. Ludwig verlangte dagegen für seine Schwägerin nicht blos die Mobiliarerbschaft und Einiges vom Allode, sondern (mit Verwerfung aller früheren Rechte, Verträge und Entsagungen) einen großen Theil des Landes. Unstreitig gehörte die Entscheidung aller Streitigkeiten über eine solche deutsche Angelegenheit vor die deutschen Reichsgerichte und den Kaiser. Ludwig aber verwarf deren Einmischung als unzuverläßig und parteiisch, und wollte sich höchstens dem schiedsrichterlichen Spruche des Papstes unterwerfen. Die durch Frankreich verletzten Mächte thaten vor der Hand nicht mehr, als daß sie gegenseitige Vertheidigungsbündnisse für die Erhaltung des Friedens und des letztgeschlossenen Waffenstillstandes errichteten. Diese Bündnisse zwischen Holland, Brandenburg und Schweden, zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und einem großen Theile des deutschen Reiches — das letzte unter Wilhelm's von Oranien Einfluß zu Augsburg am 9. Juli 1686 abgeschlossen, — welche Frankreich nirgends zu nahe traten, ja den letzten aufgezwungenen Zustand geduldig anerkannten, veranlaßten Ludwig, die lautesten Klagen zu erheben. Er verlangte, daß der mit ihm geschlossene Waffenstillstand in einen Frieden verwandelt, und ihm alles früher Weggenommene für immer überlassen werde; daß man ferner seine Ansprüche auf die pfälzische Erbschaft

anerkenne und den Bund von Augsburg auflöse. Die Franzosen machten bittere Spöttereien über diesen Bund. Sie ließen eine große Medaille, mit ihres Königs Bildnisse, prägen, auf welcher man nicht nur die gebährenden Berge mit der geborenen Maus, sondern auch einen Riesen mit einer großen Fahne erblickte, woran alle Wappen der augsburgischen Alliirten.

Bald darauf zeigte sich von Neuem, daß Ludwig sich für berechtigt hielt, in deutschen Angelegenheiten mitzusprechen, ja zu entscheiden. Nach dem Tode des Kurfürsten Maximilian Heinrich von Köln (3. Juni 1688) erwählte ein Theil der Stiftsherren den Straßburger Bischof Kardinal Wilhelm Egon von Fürstenberg, der zweite den baierischen Prinzen, Joseph Clemens, Bischof von Regensburg und Freisingen. Beide litten dergestalt an kanonischen Mängeln, daß allein vom Papste die Bestätigung oder Verwerfung der Vorgeschlagenen abhing. Papst Innocenz XI., damals von Ludwig XIV. in dem Streite über die Quartierfreiheit übermüthig behandelt, entschied um so mehr nach den Wünschen des Kaisers und der Deutschen, da Köln ein deutsches Erzbisthum, Fürstenberg aber ein undeutsch gesinnter Mann, und ganz dem Könige von Frankreich ergeben war. Ludwig aber nahm von der Uebergebung seines Schützlings nicht nur Anlaß, französische Mannschaft in kölnische Städte einzulegen, sondern leitete sogar davon einen Hauptvorwand zum Kriege her. Im Vertrauen auf Deutschlands Uneinigkeit und Schwäche, auf seine eigene Uebermacht und den durch französische Einwirkung fortdauernden Türkenkrieg, begann Ludwig am 10. September 1688 die Feindseligkeiten, und erklärte vierzehn Tage später den Krieg an Kaiser und Reich, mit bitteren Klagen wegen des Augsburger Bundes, des der Herzogin von Orleans angeblich verweigerten Rechtes und der kölnischen Wahl, und mit Versicherungen seiner Friedensgeneigtheit, — wenn man ihm das seit dem Nimweger Frieden in Besitz Genommene für alle Zeiten bestätigen, den Waffenstillstand von 1684 in einen dauernden Frieden verwandeln, die Herzogin von Orleans entschädigen, den Fürstenberg als Erzbischof von Köln anerkennen, Hüningen und Kehl als Festungen an Frankreich überlassen, Philippsburg schleifen wolle u. Drei Tage nach dieser Kriegserklärung (27. September) [illegible] Ludwig durch seinen Oberstallmeister wegen seiner Streitigkeiten mit dem Papste und der römischen Welt eine Berufung an eine künftige Kirchenversammlung einlegen. Dem Kaiser und dem deutschen Reiche ward es nicht schwer, die A[illegible] zu widerlegen und ihn

als den in Wahrheit Angreifenden darzustellen; aber freilich kam das Meiste darauf an, die kräftigeren Gründe auch durch die kräftigste Kriegführung zu unterstützen. Aber ungeachtet aller Bündnisse war das deutsche Reich ohne Schutz, und die kaiserlichen Ermahnungen konnten erst nach mehren Monaten (14. Februar 1689) den Reichstag zu der Erklärung des Reichskrieges gegen Ludwig XIV. bewegen. Dieser König bot kühn nach allen Seiten Schach, denn er befand sich gleichzeitig im Kampfe mit allen seinen Nachbarn: nämlich mit den Holländern, weil sie durch ihre See- und Landmacht das Haus Oranien auf den englischen Thron gesetzt hatten; dann mit dem neuen Könige von England, Wilhelm III. von Oranien, selbst, und endlich mit Spanien.

Unter solchen Umständen hätte sich vermuthen lassen, daß die eingefallenen Franzosen sich nicht lange auf deutschem Boden würden behaupten können; aber durch ein fürchterliches Verheerungs- und Brandsystem, das sie in den von ihnen besetzten Rheinländern übten, wußten sie das Vorrücken der Deutschen zu erschweren. Heidelberg, Mannheim, Offenburg, Kreuznach, Ladenburg, Oppenheim, Gernsheim, Bruchsal, Frankenthal, Pforzheim, Baden, Rastadt, Speyer, Worms, und viele andere Städte, nebst mehren hundert Dörfern, wurden ausgeplündert, die Einwohner gemißhandelt und an mehren Orten gänzlich ausgetrieben, die Festungswerke überall zerstört und die Häuser in Brand gesteckt. Die Barbarei steigerte nicht nur den Trieb der Selbsterhaltung, sondern auch den Rachedurst der Deutschen, und bewog sie, sich kräftig zu vertheidigen. Der Kaiser schloß wieder mehre Verträge mit einzelnen Fürsten, so mit dem Kurfürsten von Baiern am 4. Mai 1689, mit jenem von Sachsen am 12. Mai, und am nämlichen Tage auch mit den Generalstaaten, wonach Holland dem Kaiser auch seinen Beistand zur Erlangung der spanischen Erbfolge versprach, im Falle König Karl II. ohne Leibeserben verstürbe. Diesem letzteren Bunde traten, weil Ludwig XIV. schon damals seinen Plan, einen seiner Enkel auf den spanischen Thron zu setzen, hatte laut werden lassen, der König von England am 20. December 1689, der Herzog von Savoyen und der König von Spanien selbst im Juni 1690 bei. Der König von Dänemark verpflichtete sich (15. August 1689), England sieben tausend Mann Hilfstruppen zu stellen. Der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg hatte im März den Krieg in den Gebieten von Lüttich und Köln wirklich begonnen, die Franzosen bei

Neuß geſchlagen, und im Mai aus allen Städten jener Gegend vertrieben. Der Herzog Karl von Lothringen, welcher den Oberbefehl über die ſechzig tauſend Mann ſtarke, vereinigte kaiſerliche und Reichsarmee führte, eroberte (11. September) Mainz, und der Kurfürſt von Brandenburg (12. October) Bonn.

Nach dem Tode Karl's von Lothringen (18. April 1690) übernahm der Kurfürſt Maximilian II. Emanuel von Baiern den Oberbefehl über die auf ſiebzig tauſend Mann angewachſene Reichsarmee. Doch im Ganzen wurde der Krieg glücklich für Frankreich geführt. Am 1. Juli 1690 ſiegte in den Niederlanden der Marſchall Luxemburg bei Fleurus über das vereinigte holländiſch-engliſch-ſpaniſche Heer unter dem Fürſten von Waldeck, worauf der Kurfürſt von Baiern einige Truppen nach den Niederlanden abſchicken mußte, und daher weder den vorgenommenen Angriff auf Hüningen ausführen, noch dem Dauphin den Uebergang über den Oberrhein ſtreitig machen konnte. Ohne ein bedeutendes Gefecht geliefert zu haben, rückten beide Heere in die Winterquartiere. Den Herzog Victor Amadeus von Savoyen ſchlug der Marſchall Catinat (18. Auguſt) bei Staffarda, und eroberte einen großen Theil von Savoyen und Piemont.

Im März 1691 wurde von dem im Haag gehaltenen großen Kriegsrathe der Alliirten beſchloſſen, hundert zwanzig tauſend Mann gegen Frankreich zu verwenden; doch ehe dies noch zur Ausführung kam, hatte Ludwig XIV. ſchon gehandelt. Am 9. April eroberte Derſelbe Mons, und dann das ganze Hennegau; ſeinen weiteren Fortſchritten ſetzte König Wilhelm von England, welcher dort die verbündete Armee führte, einen Damm. Der Kurfürſt Johann Georg III. von Sachſen befehligte die Reichsarmee, Graf Caprara die kaiſerliche, am Rheine. Der Kurfürſt von Mainz trat (4. Mai) dem Bündniſſe gegen Frankreich bei; der fränkiſche und der ſchwäbiſche Kreis verbanden ſich (8. Juni) zu Nürnberg, neunzehn tauſend Mann zum Reichsheere zu ſtellen. Letzteres ging (8. Juli) bei Sandhofen über den Rhein, aber der Zwieſpalt ſeiner Anführer verſchuldete, daß der Marſchall de Lorges bei Philippsthal über den Rhein zog, und Durlach, Pforzheim und Reutlingen plünderte. Das deutſche Heer zog ſich (5. Auguſt) auf das rechte Ufer des Rheins, und trieb endlich d[illegible]en nach Fort Louis zurück. — In Italien hatte Catinat Nizza [illegible] genommen, und bedrohte Turin. Das b[illegible] Prinz

Eugen von Savoyen. Der Kurfürst von Baiern eroberte, im Herbste mit zwanzig tausend Mann in Piemont eintreffend, Carmagnole; wogegen Catinat durch die Einnahme von Montmelian die Eroberung Savoyens vollendete.

Auch der Feldzug 1692 ließ sich glücklich für die Franzosen an. Sie nahmen (5. Juni) Namur, und schlugen (3. August) bei Steenkerken den König von England und den zum Statthalter der spanischen Niederlande ernannten Kurfürsten von Baiern. Dagegen rieben die Engländer und Holländer (29. Mai) bei la Hogue die französische Flotte auf, welche in England zu landen und den vertriebenen Jakob II. dort wieder auf den Thron zu setzen versuchte. Auf deutscher Seite, wo der Markgraf Christian Ernst von Baireuth die Reichsarmee befehligte, wurde die günstige Zeit mit Hin- und Herzügen versäumt. De Lorges ging bei Fort Louis über den Rhein, und nahm Pforzheim; der Herzog Friedrich Karl von Würtemberg, welcher letzterem Platze zu Hilfe kommen sollte, wurde bei Oettisheim überfallen und gefangen. Im October nahm de Lorges auch Ebernburg; aber die von Tallard belagerte Festung Rheinfels wurde durch den Landgrafen von Hessen-Kassel entsetzt. Der Herzog von Savoyen drang im August in die Dauphiné ein, eroberte Embrun, und ließ, als zwecklose Rache für die Verwüstung der Pfalz, an achtzig Städte und Dörfer plündern und niederbrennen, kehrte aber dann, ohne Bedeutenderes unternommen zu haben, nach Piemont zurück.

Der Kaiser ward nicht müde, sich durch Bündnisse zu verstärken. Am 22. März 1692 hatte er ein solches mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg geschlossen, welches Diese verpflichtete, außer ihrem üblichen Reichscontingente noch zwei bis drei tausend Mann gegen die Franzosen zu stellen, und den Kaiser außerdem zum Türkenkriege mit sechs tausend Mann und fünfmal hundert tausend Gulden zu unterstützen. Hierfür ertheilte der Kaiser diesem Hause eine neunte Kurwürde, die jedoch erst später und nach mancherlei Widerspruch von den deutschen Ständen anerkannt wurde. In einem besonderen Vertrage sicherten diese Herzoge dem Hause Oesterreich Waffenhilfe zur Behauptung der spanischen Erbfolge, und ihre Kurstimme bei künftiger Kaiserwahl zu. Der Kurfürst Johann Georg IV. von Sachsen schickte, kraft eines mit dem Kaiser geschlossenen Tractates, im Mai 1693 zwölf tausend Mann wider die Franzosen an den Rhein, und kam selbst zur Armee.

Ludwig XIV., durch die fortwährend wachsende Zahl seiner Gegner überrascht, machte 1693 nach den meisten Seiten geheime Friedensanträge, legte

aber dabei so wenig guten Willen, von seinen Usurpationen abzustehen, an den Tag, daß nicht darauf einzugehen war. Inmitten der Unterhandlungen wurden die Feindseligkeiten fortgesetzt. Den Oberbefehl am Rheine übertrug der Kaiser dem Prinzen Ludwig von Baden, der mit seiner, kaum dreißig tausend Mann starken Armee eine treffliche Stellung bei Heilbronn nahm, und diese Stadt sammt dem Lager befestigen ließ. Im Mai ging das ungleich zahlreichere französische Heer unter de Lorges über den Rhein, nahm durch Verrath Heidelberg, mußte aber zweimal seine Absichten auf Heilbronn aufgeben, und kehrte endlich über den Rhein zurück. In den Niederlanden eroberten die Franzosen Furnes, Dirmünde, Huy, und endlich, nachdem sie (29. Juli) den König von England bei Neerwinden geschlagen, Charleroi. In Italien siegte (4. October) Catinat bei Marsaglia über den Herzog von Savoyen.

Aehnliche wechselnde, im Ganzen zu keiner Entscheidung führende Vorfälle brachten die Feldzüge 1694, 1695 und 1696, und in Italien trat durch die Unthätigkeit des Herzogs von Savoyen, welcher geheime Unterhandlungen mit Frankreich angesponnen, Stille ein. Am 10. December 1694 kam zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg ein Vertrag zu Stande, wonach Letzterer den Schwibuser Kreis in Schlesien, gegen hundert tausend Thaler, dem Kaiser zurück gab, als souverainer Herzog von Preußen anerkannt wurde, und die Anwartschaft auf die Herrschaft Limburg und das Fürstenthum Ostfriesland erhielt. Der großen Allianz von 1689 trat (18. März 1695) auch der Bischof von Münster bei, und im Haag wurde dieselbe bald darauf von dem Kaiser und Holland erneuert. Wenig später schlossen dem neuen Vertrage sich auch die Könige von Spanien und England, die Herzoge von Lothringen, Savoyen und Braunschweig, die Kurfürsten von Baiern und Brandenburg an. Am 23. Januar 1697 errichteten die sechs Kreise von Baiern, Schwaben, Franken, Oberrhein und Westphalen eine Association zur Vertheidigung, und vereinigten sich zur Aufstellung eines stehenden Heeres, in diesem Kriege von sechzig tausend, im künftigen Frieden von vierzig tausend Mann.

Sein größeres Ziel gegen Spanien jetzt ausschließend im Auge, suchte Ludwig XIV. nach den übrigen Seiten eifrig den Frieden, und trachtete daher, einzelne Mitglieder des gegen Frankreich gerichteten Bundes von demselben abzuziehen. Am schnellsten gelang ihm dies bei dem Herzoge von Savoyen,

welcher (29. Auguſt 1696) einen Separatfrieden mit Frankreich ſchloß, den Oberbefehl der franzöſiſchen Armee in Italien übernahm, und (24. September) die zu Mailand gehörige Stadt Valenza am Po zu belagern anfing. Doch bereits am 7. October zu Vigevano ſchloſſen der Kaiſer und die Könige von Spanien und Frankreich einen Vertrag, nach welchem Italien als neutral erklärt, und die Truppen aller drei Mächte aus dieſem Lande zurück gezogen wurden.

Die 1697 gegenſeitig angeknüpften Unterhandlungen wegen eines allgemeinen Friedens hinderten den Fortgang der Feindſeligkeiten nicht. Auf dem Schloſſe Riewburg bei dem Dorfe Ryswick, zwiſchen Haag und Delft, wurde unter ſchwediſcher Vermittelung, am 9. Mai 1697 der Friedenscongreß eröffnet, und durch die Geſandten des Kaiſers, der Könige von Spanien, Frankreich und England, Hollands und des deutſchen Reiches beſucht. Eine Hauptſchwierigkeit zeigte ſich darin, daß Ludwig XIV. den Nimweger, Kaiſer und Reich den weſtphäliſchen Frieden, den Verträgen zum Grunde legen wollten. Nachdem aber England, Holland und Spanien bereits am 20. September 1697 Separat-Friedensverträge eingegangen, ſchloſſen am 22. September auch Kaiſer und Reich einen Stillſtand mit Frankreich, und am 30. October wurde der wirkliche Friede unterzeichnet. Ludwig hatte die Hauptzwecke ſeines verderblichen neunjährigen Krieges meiſt verfehlt. So mißlang ihm die Herſtellung Jakobs in England ꝛc. Daher zeigte er, im Vergleiche mit früheren Forderungen, ſich jetzt gemäßigter, theils weil das Uebergewicht ſeiner Macht geringer war, theils weil er, die Zukunft im Auge behaltend, ſeine Gegner beruhigen, und durch den Frieden ihre engen Verbindungen auflöſen wollte. Doch blieb er der gewinnende Theil. Die Spanier verloren zwei und achtzig Städte und Ortſchaften, welche Ludwig ſeit dem Nimweger Frieden in Belgien weggenommen hatte, und einen Theil von Domingo; die Deutſchen verloren Straßburg und alles ähnlicher Weiſe im Elſaß Reunirte; die Holländer gaben Pondicheri zurück. Des pfälziſchen Erbſchaftsſtreites Entſcheidung wurde Schiedsrichtern zugewieſen. In den von Frankreich zurück gegebenen Orten ſollte die katholiſche Religion ſo erhalten werden, wie ſie bei dem Abſchluſſe des Friedens beſtand; welcher Beſtimmung Frankreich nachmals eine ſo umfaſſende Deutung gab, daß da, wo nur der Prieſter eines durchziehenden Regimentes Meſſe geleſen hatte, der katholiſche Gottesdienſt begründet ſey. Dieſem Verfahren lag nicht allein

Religionseifer, sondern auch der Wunsch zum Grunde, hierdurch zwischen den katholischen und protestantischen Staaten Deutschlands Zwiespalt zu erregen. Wirklich veranlaßte jener Artikel den heftigsten Widerspruch der deutschen Protestanten, ja die meisten ihrer Abgeordneten unterzeichneten den Friedensvertrag nicht, sondern reichten (1. November) eine Protestation gegen den Artikel ein, worauf jedoch keine weitere Rücksicht genommen wurde, indem vielmehr Kaiser und Reich (12. December) den Frieden förmlich ratificirten.

Der Sultan Suleiman II. hatte zu Anfang des Jahres 1689 dem Kaiser Frieden geboten, mit dem Antrage, ihn im Besitze aller ungarischen Eroberungen, so wie Siebenbürgens, lassen zu wollen; nur bestand er auf Rückstellung Belgrads, für welches er Temesvár hingeben wollte. Der Kaiser aber forderte für Belgrad die ganze Walachei. An diesem Begehren, wie an den übertriebenen Ansprüchen Polens und Venedigs, zerschlug sich das Friedensgeschäft, und der Markgraf Ludwig von Baden übernahm den Oberbefehl des Heeres, mit welchem er, obgleich dasselbe durch den Wegzug vieler Truppen nach dem Rheine, sehr vermindert worden, schon am 15. Januar 1689 Szigeth eroberte. Doch auch die Türken blieben nicht müßig. Der Eerasker Redscheb Pascha war über Gregorofdscha bis sechs Stunden vor Belgrad vorgerückt, wo er drei hundert Husaren aufrieb, dann aber durch die Kaiserlichen zurück gedrängt, auf der Straße zwischen der Morava und Widdin gerade nach Aladschahissar marschirte, und die Dörfer an der Save verheerte. Von Bosnien zogen vier albanesische Paschen gegen fünf bis sechs tausend Ungarn und Haiducken aus, welche, zwischen Dschadschka und Posega gelagert, sich zu Korgoeza und Valpova verschanzt hatten, zerstörten die Schanzen, verfolgten die Fliehenden bis gegen Belgrad und Sirmien, verheerten die Dörfer um Kopanik, Sabács, und versprengten die zu Kasrebina und Varenidscha Versammelten. Dagegen wurde in Kroatien ein türkisches Heer von fünf tausend Mann bei Kastanoviczа durch den Grafen von Draskovicz vernichtet; das ganze türkische Lager, eilf Fahnen, viele Standarten, mehr hundert Pferde erbeutet (29. Juli). Der Pascha von Bosnien, Topal Hus[illegible] sein, eroberte nach neunzehntägiger Belagerung [illegible] glücklichen Treffen gegen die kaiserliche [illegible] Feldsklam; hingegen wurde der Serask[illegible] set überfallen und hinter die Mora[illegible]

mit zwei hundert Kanonen, drei Mörſern, vielen Bomben, einer Heerpauke, einem Roßſchweife, tauſend Kameelen, vielen hundert Maulthieren und anſehnlichen Mund- und Kriegsvorräthen, erobert (30. Auguſt). Der Markgraf von Baden marſchirte auf Niſſa, und nahm, bevor noch die Türken ihre Verſchanzungen vor der Niſſa beendigt hatten, dieſelben im Rücken, ſo daß die Feinde, mit Zurücklaſſung des Lagers und Geſchützes, bis an die Schlucht von Dragoman zurück flohen (24. September), worauf das von den Türken verlaſſene Niſſa, bald darauf, ohne Schwertſtreich, auch Florentin, Fethislam und Widdin in die Hände der Kaiſerlichen fielen. Dieſe drangen, nach Niſſa's Eroberung, durch den Paß von Schehrköi oder Pirot bis gegen Dragoman vor, wurden aber hier zurück gewieſen. Indeſſen war der Feldmarſchalllieutenant Piccolomini, durch die Serbier begünſtigt, über den Orbelus bis nach Uskub (Scopi) vorgedrungen, und der Häuptling der Serbier, Karpos, welchem der Kaiſer den Fürſtenhut von Komanova geſendet, hatte ſich zu Komanova, Katſchanik und Egridere befeſtigt, bereit, nebſt einem Theile der Albaneſen die Waffen gegen die Türken zu erheben. Durch Piccolomini's Tod wurde der Fortgang dieſes Unternehmens gehemmt, indem ſein Nachfolger im Commando, Herzog Karl von Holſtein, ſich nicht im gleichen Grade bei jenen Völkern in Anſehen zu ſetzen wußte. Auf der Ebene von Koſſova erlitt ein kaiſerliches Corps durch den Tatarchan eine Niederlage, und verlor dreißig Kanonen, zwei Mörſer und viele Munition. Hierauf ergab ſich Katſchanik den Türken; der Beſatzung wurde freier Abzug verſprochen, aber nur den Deutſchen und Ungarn gehalten, die Albaneſen zuſammen gehauen.

Um die in den letzten Feldzügen erlittenen Niederlagen der türkiſchen Waffen wett zu machen, ſetzte der neue Großweſir, Muſtafa Köprili, ſich ſelbſt an die Spitze des Heeres. Kamiſſo wurde (9. April 1690) von den Kaiſerlichen erobert, und Großwardein hierauf eingeſchloſſen, Dragoman aber, der äußerſte von ihnen beſetzte Poſten, geräumt. Veterani und der Markgraf von Baden vermochten Niſſa wider den Großweſir nicht zu entſetzen, indem ihre Gegenwart dringend in Siebenbürgen erfordert wurde, wo

der, auf Muſtafa Köprili's Betrieb neuerdings zum Fürſten ernannte Tö-

den Törzburger Paß eingefallen war, den General Heißler

it achtzehn Officieren gefangen genommen hatte; die Gene-

tſchan, Teleky, waren tapfer fechtend gefallen. Nach

vorübergehender Belagerung eroberte sie am 6. September, gegen seinen Befehl der Besatzung, den Türken, welche darauf Semendria und die Walachei verheerten. Der Großvezier belagerte Belgrad, wo am gleichen Tage der Belagerung eine Breche des Pulvermagazins mit furchtbarer Detonation in die Luft sprengte. Belgrad fiel 6. October; weiter in nächster Gemeinschaft mit Ofen, von welchem Starhemberg den Commando von Peterwardein, Herzog Carl, zurück ging. In Peterwardein hatten während dieses Feldzuges gegenseitige Streitereien und Uebervortheilungen Statt. Der kaiserliche Befehlshaber von Zrin und Novi überließ mit gewaltsamer Erpressung, Diebstahl, Plünderung und Brandlegung das ganze Gebiet von Cernagora. Serina wurde von den Kaiserlichen, Gradiska von den Türken überrumpelt, wo den Franciskanern und mehreren Priestern entgegenstehenden ihren Glauben zu ändern, für welchen Fanatismus mannigfaltige Tod erlitten. Im folgenden Jahre, 1691, Anfangs Juni 23. Juni verschwand Sultan Solyman II. seinen Bruder, Ahmed II., auf den ottomanischen Thron, und der Großvezier Mustafa Koprili zog als Sieger mit dem Heere nach Belgrad, übersetzte hier Brücken über die Save, und ging dem von Slavonien heranmarschirenden vom Markgrafen Ludwig von Baden befehligten kaiserlichen Heere auf dem rechten Ufer der Donau entgegen. Am 19. August standen sich die beiden Heere bei Salankemen gegenüber. Eine blutige Schlacht erfolgte; die Kaiserlichen erkämpften einen der glänzendsten Siege. Der Großvezier selbst fiel durch eine Flintenkugel; unter den Todten des kaiserlichen Heeres waren der General Herzog Eduard von Holstein, die Obersten Grafen Kaunitz, Strassoldo, Obristlieutenant Graf Ulmigen und Ritter von Starhemberg. Das ganze türkische Lager fiel mit mehreren, mehr als hundert Pferden, Zelten und vierzig Stücken des mit Kupfermünzen gefüllten, prunkenden Kriegs- und Staatsschatzes, sammt Fahnen und sämmtlich bronzenen Kanonen. Unter denen Beute Standarte und andere Fahnen in Siebenbürgen, wurden meisten Gefangenen mit Jubel empfangen. Am Rückzuge wurde Belgrad im Frühjahre den Türken wieder als Derselbe von der Walachei aus mit Streifzügen einzudringen versuchte. Am 4. December 1691 zu Wien gest. — nachdem der am 27. April Anna den 14. April 1690 geboren — der Kaiser den Statthalterposten zu Tirol, durch welches er von den Landständen gefreiten Einladung des jungen Anna zum Fürsten, wegen seiner großen Jugend, entschieden noch beibehielt,

die Religionsfreiheit bestätigt, das Justizwesen, die innere Civilverwaltung, die Landtage, Steuern, Zölle, Zehnten, die militärische Besetzung, endlich die Verhältnisse der verschiedenen, im Lande wohnenden Stämme geregelt wurden.

Am 5. Juni 1692 eroberte der General Heißler, von Haiducken und Serbiern unterstützt, Großwardein, dabei vier und siebzig Kanonen, worunter eine, die aus sieben Läufen mit Einem Zündloch sieben Kugeln schoß, zwei und zwanzig Mörser, sieben hundert Centner Pulver, drei tausend Kugeln, zwei hundert Centner Eisen und eine Menge Mundvorrath. Der ausbedungene freie Abzug der Besatzung wurde gehemmt, weil die Türken bei Uebergabe der Schanze von Piscabona und Mare Cobila ihr Wort gebrochen. Die sechsthalb Stunden von Alt-Orsova entfernte große Felsenhöhle im Berge Tamantisches, wurde, auf Veterani's Befehl, vom Freiherrn von Arnau mit drei hundert Mann besetzt und mit größter Tapferkeit gegen die Albanesen vertheidigt, welche mit Steigeisen die Felsen über der Höhle erstiegen, und von dort aus Felsenstücke auf die Vertheidiger herab wälzten, während von dem anderen Ufer Kanonen gegen den Eingang der Höhle arbeiteten. In dieser fürchterlichen Lage hielten sich die drei hundert Braven, bis alle ihre Musketen zersprungen oder unbrauchbar geworden; erst dann ergaben sie sich den Feinden. Der Name der „Veterani'schen Felsenhöhle" verewigt diese That.

Im Jahre 1693 befehligte Heißler das kaiserliche Corps in Oberungarn, bei Großwardein, und eroberte im Sommer Jenö und Villagosvár. Die Vertheidigung Siebenbürgens leitete Veterani, als der Großwesir durch die Walachei heran zog. Der Herzog von Croy begann (23. Juli) mit der Hauptarmee Belgrad zu belagern, zog aber, als der Großwesir, jetzt seine Absichten auf Siebenbürgen aufgebend, im September aus der Walachei zurück nach Serbien marschirte, aus der Festung ab. In diesem, wie in dem folgenden Jahre trafen die deutschen Hilfstruppen immer erst gegen das Ende des Feldzuges in Ungarn ein, was die Unternehmungen der kaiserlichen Waffen nicht wenig lähmte. 1694 befehligte Caprara die nur sechs und zwanzig tausend Mann starke Hauptarmee. Der Großwesir hielt dieselbe vom 29. August an durch drei und zwanzig Tage in ihrem Lager vor Peterwardein eingeschlossen, bis Regenströme und Anschwellung der Gewässer, wodurch die Laufgräben gefüllt und die Zelte weggeschwemmt wurden, ihn zum Abzuge nöthigten. Da Veterani die Furten der Maros kräftig vertheidigte, so

[illegible]

Den Feldzug 1696 eröffneten Streifzüge des Bans von Kroatien, Adam Batthianyi, und des Kurfürsten von Sachsen Vorbereitungen zur Belagerung von Temesvár, welchen Platz zu entsetzen der Sultan selbst sich näherte. Auf diese Nachricht hob der Kurfürst die Belagerung auf, zog dem Sultan drei Tagemärsche entgegen, und verschanzte sich bei Olasch, wo es (26. April) zur Schlacht kam, welche beiden Theilen einige tausend Mann und mehre ihrer Anführer kostete, im Ganzen aber Nichts entschied. Doch behaupteten die Türken das Schlachtfeld, und der Kurfürst schrieb „die entgangene Victoria der unzeitigen Flucht und lâcheté einiger Regimenter" zu*). Die Türken ließen verstärkte Besatzung in Temesvár, und stürmten die Palanke Moravich an der Save. Der Kurfürst von Sachsen zog nach der Schlacht von Olasch sich zurück, übergab das Commando an Caprara, ließ sich am Dreifaltigkeitssonntage 1697 in Baden bei Wien durch seinen Vetter, den Bischof zu Raab und Herzog zu Sachsen, in den Schooß der katholischen Kirche aufnehmen, und wurde darauf (27. Juni) auf dem Felde Wola bei Warschau durch eine zahlreiche polnische Partei zum Könige als August II. proclamirt. In Kroatien war während dieses Feldzuges gegenseitig gestreift worden. Graf Keglevich, der Anführer des kroatischen Heerbannes, hatte im August die in der Mitte des Flusses mit vier Thürmen befestigte Palanke Chyaplia eingenommen; Graf Simon Forgács in Bosnien mehre Palanken verheert.

In der Zempliner Gespanschaft brach 1697 unter Anführung Franz Tokay's, Georg Szalontay's und des vertriebenen protestantischen Predigers Martin Kabay, ein Aufstand aus. Schnell durch mehre tausend Mißvergnügte verstärkt, hatten sie Patak, Tokay, Szerencs überwältigt, und unter Tökölyi's Namen einen Aufruf an die Ungarn zu allgemeinem Aufstande ergehen lassen. Karolyi wehrte sie mit dem Comitatsbanner von der Szathmárer Gespanschaft ab. Nigrelli schlug sie auf ihrem Zuge gegen Onod bei Harangod, wo ihrer Tausend auf dem Platze blieben, die Uebrigen die Flucht ergriffen. Auf der Tokayer Burg leisteten sie so verzweiflungsvollen Widerstand, daß Vaudemont sie erst nach dreimaligem Sturme bezwingen konnte (18. Juli). Vor Patak mußte er sich mit Szalontay in ein Treffen einlassen;

*) Des Kurfürsten Bericht an Kaiser Leopold, im Mag. d. sächsischen Geschichte I., 383 u. f.

die Rebellen unterlagen, ihr Anführer entfloh, Patak ergab sich. Durch die schnellen und kräftigen Maßregeln der Feldherren war der Aufruhr erstickt; aber die Gespanschaften Zemplin und Abaujvár mußten noch lange vereint sich anstrengen, um die Räubereien verübenden Flüchtlinge aus den Gebirgen Szalánz, Füzér und Zöldvár zu vertilgen. Am 1. Juni eröffneten Adam Batthianyi und General Auersperg die Belagerung von Bihacz, und setzten sie einen Monat lang unter vergeblichen Stürmen und mit ansehnlichem Verluste fort, bis der Statthalter von Bosnien den Platz entsetzte. Im Juli übernahm Prinz Eugen von Savoyen den Oberbefehl. Sowohl das von ihm geführte kaiserliche, als das vom Großwesir befehligte türkische Heer setzte sich gegen das, oberhalb der Mündung der Theiß in die Donau gelegene Schloß Titel in Bewegung. Letzterer kam dem Prinzen zuvor, stürmte und verbrannte Titel, und marschirte in der Richtung von Peterwardein weiter. Eugen, mit der Macht seines Heeres an der Theiß stehend, sendete den Prinzen Commercy mit fünfzehn Bataillons und zwölf Kanonen voraus, und folgte selbst nach. Ehe der Großwesir ankam, stand das kaiserliche Heer (7. September) in dem verschanzten Lager bei Peterwardein. Bei der Unmöglichkeit, dieses Lager mit Erfolg anzugreifen, und nachdem alle Versuche, den Prinzen hervor zu locken, mißlungen waren, beschloß der Großwesir, gegen Szegedin zu ziehen, und die türkische Donauflotte in die Mündung der Theiß zu befehligen, um das Heer mit Lebensmitteln zu versehen. Eugen, durch Kundschafter von dem Vorhaben des Großwesirs benachrichtigt, entsendete den Grafen Schlick mit siebzehn hundert Mann Fußvolk, um sich nach Szegedin zu werfen, während er selbst in zwölf Heersäulen, sechs aus Fußvolk, sechs aus Reiterei gebildet, dem Großwesir nachmarschirte. Dem gefangen genommenen Kutschuk Dschaafer Pascha wurde durch angedrohten Tod das Geheimniß erpreßt, daß der Sultan den von Tökölyi angerathenen Marsch nach Szegedin aufgegeben, und den Entschluß gefaßt habe, bei Zenta (Szenta) im Bács-Bodrogher Comitate über die Theiß nach Temesvár zu ziehen, um von dort in Oberungarn und Siebenbürgen einzufallen. Eugen beschleunigte daher den Marsch seines Heeres, um das türkische noch vor dem Übergange der Theiß zu erreichen. Er zog vom Sirker Moraſt nach [redacted]
wo damals eine Brücke über den Moraſt führte. Da d[redacted]
ken abgebrannt war, wurden in der Nacht zwei B[redacted]
volk, die andere für die Artillerie, geschlagen. [redacted]

am Moraste stehen, und marschirte dann nach Pecske. Am Nachmittage des 11. September waren die Ufer der Theiß erreicht; die Reiterei zog schon unabläſſig über die Brücke bei Zenta, dem Sultan auf das linke Ufer der Theiß folgend, wo bereits der größte Theil des türkiſchen ſchweren Geſchützes und Gepäckes, und das Lager geſchlagen war, indeß der größte Theil des Heeres, das Fußvolk, noch diesſeits auf dem rechten Ufer der Theiß hinter einem zweifachen Erddamme ſtand, der, hoch wie Feſtungsmauern, verſchanzt, von hinten durch Kanonen vertheidigt, hart am Fluſſe, dieſen und die Brücke deckte.

Den rechten Flügel des kaiſerlichen Heeres befehligte Graf Guido von Starhemberg, den linken Graf Buſſy Rabuttin, im Mittelpunkte Eugen. Bis Alles geordnet, und das kaiſerliche Heer von allen Seiten die türkiſchen Verſchanzungen im Halbmonde umzingelt hatte, waren nur noch zwei Stunden bis zum Untergange der Sonne übrig. Wären die Türken während jener zwei Stunden, welche Eugen zur Anordnung der Schlacht brauchte, nur mit zwanzig tauſend Mann auf den Mittelpunkt der Kaiſerlichen ausgefallen, ſo hätten ſie denſelben unfehlbar geſprengt; aber kein Mann rührte ſich hinter dem doppelten Erdwalle. Bei'm Angriffe ſaß die kaiſerliche Reiterei ab, rückte bis an den Graben der Verſchanzung vor, hielt das Feuer des Feindes aus, und ſchoß wie das Fußvolk. Alsbald geriethen die Türken hinter der Verſchanzung in die größte Verwirrung; Alles drängte ſich nach der Brücke, auf welche von zwei Seiten das kaiſerliche Geſchütz losdonnerte; der linke Flügel des kaiſerlichen Heeres, welchen anzugreifen die Türken Miene machten, drang zwiſchen dem Fluſſe und dem türkiſchen rechten Flügel ein, fiel den Türken in den Rücken, und ſchnitt dieſelben von der Brücke ab; zugleich wurden die Verſchanzungen von vorn erſtiegen. Hier und in der Wagenburg erfolgte ein furchtbares Blutbad; die Kaiſerlichen gaben in ihrem Kampfeszorne keinem Türken Pardon, wie Viel er immer für ſein Leben bieten mochte. Kaum tauſend Türken entkamen jenſeits des Fluſſes, über zehn tauſend ertranken in der Theiß, gegen zwanzig tauſend ereilte der Tod auf dem Schlachtfelde. Viele Paſchen wurden nicht von den Gegnern, ſondern von den ergrimmten Janitſcharen erſchlagen. Das Ende der Schlacht traf mit dem Ende des Tages zuſammen, als hätte, wie Eugen in ſeinem Berichte an den Kaiſer ſagte, die Sonne gezögert, um mit ihren letzten Strahlen den herrlichſten Sieg kaiſerlicher Waffen zu beleuchten. Der Großweſir und vier

[illegible]

mit Frankreich zu verwickeln drohte. England und Holland übernahmen die Vermittelung. Während der Vorbereitungen zu dem Friedensgeschäfte zogen Prinz Eugen und der Großwesir wieder zu Felde, doch ohne anders, als vertheidigungsweise zu verfahren. Am 15. October 1698 kamen die Bevollmächtigten des Kaisers in das Lager bei Futak, und nachdem auch die Botschafter der übrigen theilhabenden und vermittelnden Höfe sich eingestellt hatten, wurden am 27. zu Karlovicz in Sirmien die Unterhandlungen begonnen. Die Bevollmächtigten des Kaisers waren der Reichsgraf Wolfgang von Oettingen, und Leopold Schlick, Reichsgraf in Passaun und Weißkirchen. Am 26. Januar 1699 wurde der Friede zwischen dem Kaiser und der Pforte auf eine Dauer von fünf und zwanzig Jahren unterzeichnet, drei Wochen später von Leopold genehmigt und urkundlich vollzogen. Kraft dieses Vertrages sollte dem Kaiser Siebenbürgen mit seinen vormaligen Gränzen verbleiben; der Temeser Bezirk hingegen, so, wie ihn die Donau, Theiß, Maros und ein Theil Siebenbürgens begränzen, der Pforte zufallen. Dem Kaiser sollte freistehen, die Festungen Karansebes, Lippa, Csanád, Lugos und Becskerek außer haltbaren Stand zu setzen; den Türken aber nicht erlaubt seyn, diese Plätze wieder zu befestigen. Von Titel aus bis zu dem Flusse Boszut, und von dort an bis zum Ursprunge der Unna sollte die Gränze gezogen werden; Letzterer und die Save das kaiserliche von dem türkischen Gebiete absondern. Die Inseln in der Theiß und Maros gehören dem Kaiser; die Inseln in der Save sollten er und der Sultan gemeinschaftlich besitzen, beide befugt seyn, freien Handel zu Wasser und zu Lande zu treiben. Zur Entscheidung allenfalls entstehender Streitigkeiten werden beide Monarchen Schiedsrichter ernennen. Weder dem Kaiser noch dem Sultan soll gestattet seyn, auf den Gränzen unbesoldetes, von Streif- und Raubzügen lebendes Kriegsvolk zu unterhalten. Dem Tököly und dessen noch übrigen, ausgewanderten Anhängern wird die Rückkehr in das ungarische Reich untersagt, und die Pforte verpflichtet sich, denselben in entfernten Ländern ihren Aufenthalt anzuweisen. Die Gesandten des Kaisers sollen von dem Sultan mit derselben Achtung, wie die Botschafter der übrigen Bundesgenossen und Freunde der Pforte, aufgenommen wer-

der, zumeist aus den inneren Unruhen Ungarns erzeugte
mit den Türken, und dieser Friede bezeichnete zugleich
idende Zurückprallen osmanischer Unterjochung
e, und den beginnenden Verfall der Macht

des türkischen Reiches, dessen einst ungehemmte Kraft sich jetzt mehr und mehr den Gesetzen des Staats- und Völkerrechtes zu beugen genöthigt wird.

Seit dem pyrenäischen Frieden, und noch mehr seit dem Tode König Philipp's IV. von Spanien (1665), war unter allen politischen Fragen die über das künftige Schicksal der spanischen Monarchie, eine der bedeutendsten und wichtigsten. Die zunächst auf die Verwandtschaft sich gründenden Erbansprüche theilten sich zwischen Oesterreich und Frankreich.

Die spanische Linie des Hauses Oesterreich stammte, wie wir wissen, von Philipp I., dem Sohne Maximilian's I., und von Johanna, der Erbin der spanischen Monarchie. Da jedoch die Vererbung des spanischen Thrones nicht blos in der männlichen, sondern auch in der weiblichen Linie gesetzlich war, so wurden durch Heiraten folgende Ansprüche begründet: Kaiser Ferdinand's III. Gemalin, Maria, welcher Leopold I. sein Daseyn verdankte, war die jüngste Tochter König Philipp's III.; und Kaiser Leopold's I. Gemalin, Margaretha Theresia, war die jüngste Tochter Philipp's IV. Letztere hatte 1669 eine Tochter, Maria Antonie geboren, welche 1685 an den Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern vermählt wurde. Deren Sohn war Ferdinand, geboren den 28. October 1692. Die Söhne Kaiser Leopold's I., Joseph und Karl, stammten nicht von jener spanischen Prinzessin, sondern von seiner dritten Gemalin, Eleonora Magdalena Theresia, Kurprinzessin von der Pfalz.

Das Haus Bourbon war ebenfalls zweifach mit der spanisch-österreichischen Linie verwandt. Anna Maria Mauritia, die Gemalin König Ludwig's XIII. von Frankreich, war die ältere Tochter Philipp's III.; und Maria Theresia, die Gemalin Ludwig's XIV., war die ältere Tochter Philipp's IV. von Spanien. Hieraus ergibt sich: daß das Haus Oesterreich zweimal von der jüngeren, das Haus Bourbon aber zweimal von der älteren weiblichen Linie abstammte. Da nun die ältere Verwandtschaft die jüngere ausschloß, so würde in beiden Fällen allerdings Bourbon ein näheres Erbrecht gehabt haben, wenn nicht die Gemalinnen Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV., bei Abschließung der Heirat, feierlich auf die spanische Erbfolge verzichtet hätten. Weil hingegen diese Rechte den Gemalinnen beider Kaiser ausdrücklich vorbehalten waren, so hatte Leopold I., der überdies der nächste männliche Abkömmling Philipp's I. war, unzweifelhaften Anspruch auf die ganze spanische Monarchie, v[illegible]wurde noch dadurch bekräftigt,

daß Leopold's mit der Spanierin erzeugte Tochter, Maria Antonia, vor ihrer Vermählung mit dem Kurfürsten von Baiern 1685, ihren Ansprüchen auf Spanien zu Gunsten ihres Vaters entsagte, und ihr einziger Sohn, der erwähnte Kurprinz Joseph Ferdinand, den 16. Februar 1699 starb.

Natürlich sah Ludwig XIV. in der Entsagung seiner Gemalin das größte Hinderniß seiner politischen Plane, und suchte daher die Spanier durch lange Unterhandlungen und günstige Anerbietungen zur Aufhebung jenes Versprechens zu bewegen. Aber alle seine Versuche scheiterten an der Standhaftigkeit, womit man in Spanien auf die geschlossenen Verträge hinwies. Sobald Ludwig sich überzeugt hatte, daß er in Madrid nicht zum Ziele komme, trachtete er mit dem Kaiser, als dem eigentlich Erbberechtigten, sich zu einigen. Die Verhandlungen begannen in Wien, und führten den 18. Januar 1668 zu einem Theilungsvertrage, nach welchem der Kaiser Spanien, Indien, Mailand, die Plätze am toscanischen Meere, Sardinien, die Balearen und die canarischen Inseln, Ludwig XIV. dagegen die Niederlande, Franchecomté, Navarra, nebst Rosas, Neapel und Sicilien, die afrikanischen Plätze und die Philippinen erhalten sollte. Beide Theile, der Kaiser wie der König, hielten indeß jenen Vertrag äußerst geheim; Jener, um Spanien keinen Anstoß zu geben, Dieser, um nach Maßgabe der Umstände mit erweiterten Ansprüchen hervor zu treten.

Als König Karl II. von Spanien — welcher kinderlos, und mit dessen Tode daher die spanisch-österreichische Linie zu erlöschen im Begriff stand — 1679 die Tochter des Herzogs Philipp von Orleans, Maria Louise, heiratete, glaubte man: der Einfluß der französischen Partei werde in Madrid sehr wachsen. Die neue Königin war aber so wenig ehrgeizig und so abgeneigt, sich in politische Händel zu mischen, daß Plane zum Vortheile Oesterreichs nicht durch sie, sondern von Frankreich aus hintertrieben wurden. Nach dem Tode seiner ersten Gemalin heiratete der kränkelnde und kraftlose Karl, Maria Anna, die Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, eine Schwester der Kaiserin. Hierdurch wurde allerdings die österreichische Partei sehr verstärkt; aber die Königin wußte sich nicht hinlänglich bei den Spaniern beliebt zu machen, und dies schwächte ihren Einfluß.

Nachdem die Königin Mutter, eine Tochter Kaiser Ferdinand's III., welche ihren Sohn Karl II. vermocht hatte, ein Testament zu Gunsten des Kurprinzen von Baiern zu vollziehen, den 16. Mai 1696 gestorben war,

gelang es der regierenden Königin, ihren Gemal zur Rücknahme dieses Testamentes zu bewegen; sie und der österreichische Botschafter, Graf Harrach, konnten ihn indeß nicht dazu bringen, einen anderen Nachfolger zu ernennen. Endlich gab er ihren Vorstellungen in so weit nach, daß er erlaubte: der Erzherzog Karl von Oesterreich, Kaiser Leopold's jüngerer Sohn, möge nach Spanien kommen, so fern er zehn bis zwölf tausend Mann zur Vertheidigung Cataloniens mitbringe. Anstatt diese Erlaubniß im Laufe des gegen Frankreich noch fortdauernden Krieges eiligst zu benutzen, und mit allen Kräften zu unterstützen, erhoben die kaiserlichen Minister Schwierigkeiten, und verlangten wegen Mangels hinreichender Geldquellen, daß der König von Spanien jenes Heer selbst besolde. Dieser wies jedoch ihr Gesuch aus gleichem Grunde zurück. Nach dem Abschlusse des Ryswicker Friedens hätte Oesterreich wohl jene Forderung bewilligt; allein es besaß keine Flotte, um eine Heeresmacht nach Spanien überzusetzen. England und Holland durften laut der Friedensbedingungen die übrigen dazu nicht hergeben, und so erbat der Kaiser nur die Statthalterschaft von Mailand für den Erzherzog, um zunächst wenigstens Italien zu sichern; da das Interesse der Seemächte sie dereinst schon zwingen werde, seine Ansprüche auf die ganze spanische Monarchie zu unterstützen.

In der That standen um diese Zeit die Verhältnisse weit günstiger für den Kaiser, als im Jahre 1668, wo er sich bewegen ließ, den erwähnten Theilungsvertrag abzuschließen. England war aus seiner politischen Nichtigkeit zu neuem Leben erstanden, Hollands ehemalige Verbindung mit Frankreich, so wie die rheinische Allianz, aufgelöset, Deutschland durch Ludwig's Härte und Eroberungslust zum Kriege hingetrieben, Schweden unbedeutend und im Norden beschäftigt, der Sultan überall im Nachtheile; — mithin Ludwig XIV. vereinzelt in Europa.

Diesem mußte es also zunächst darauf ankommen, in friedlichem Wege und durch Unterhandlungen neuen Boden und eine sichere Stellung zu gewinnen. Deshalb sendete er im September 1687 den Grafen von Harcourt als Botschafter nach Madrid, mit dem Auftrage, die Stimmung der Großen und des Volkes in Bezug auf die Erbfolge zu erforschen, die Pläne und Maßregeln der kaiserlichen Botschafter zu entdecken und zu verhindern, zugleich auch die Verbindungen Baierns zu [illegible]. Trotz aller Zurücksetzungen und Vorsichtsmaßregeln, die Harcourt [illegible]

wickelte er gleichwohl große Umsicht und Thätigkeit; gemeinschaftlich mit ihrem Gemale wirkte die gewandte Gräfin von Harcourt auf die Königin und deren Günstlingin, Fräulein von Berlepsch, indem sie Jener die Aussicht auf eine dereinstige Vermälung mit dem Dauphin, und dieser auf ein Fürstenthum in den Niederlanden eröffnete. Um dieselbe Zeit zog sich der ältere Graf Harrach gänzlich zurück, und sein Sohn verstand das Anwachsen einer französischen Partei, zu welcher der einflußreiche Kardinal Portocarrero übertrat, noch weniger zu verhindern.

Als nun König Karl II. im März 1698 nochmals schwer erkrankte, glaubte die Königin, nebst dem in Catalonien befehlenden Prinzen von Darmstadt, nachdrücklich hervor treten zu müssen. Indem sie aber die Spanier zurück setzten und die Deutschen begünstigten, vermehrte sich die Abneigung gegen Diese, und mittelbar auch die Besorgniß vor einer österreichischen Herrschaft. Stimmungen solcher Art konnten jedoch bei der völligen Ohnmacht Spaniens Nichts entscheiden, wohl aber fürchteten die meisten fremden Mächte: eine Vereinigung der ganzen spanischen Monarchie mit Oesterreich oder Frankreich möchte der Unabhängigkeit der europäischen Staaten Gefahr bringen und dem sogenannten Gleichgewichte ein Ende machen. Diese Ansicht wahrnehmend, wendete sich Ludwig XIV. im März 1698 durch den damaligen englischen Botschafter in Paris, den Herzog von Portland, an England und Holland. Er lebte der Ueberzeugung, daß König Wilhelm III. von England, von seinem politischen Standpunkte aus, den Uebergang der ganzen spanischen Monarchie in die Hände des Kaisers nicht wünschenswerth finden, und daher auch einen Theilungsvertrag eingehen werde. Wirklich kam, nach mancherlei Unterhandlungen, am 11. October 1698 der erste Vertrag zwischen Frankreich, England und Holland über die Theilung der spanischen Monarchie zu Stande, des Inhalts: Frankreich erhält Neapel, Sicilien, die Besitzungen und Inseln an der Küste von Toscana, Guipuzcoa; Erzherzog Karl von Oesterreich bekommt Mailand; alles Uebrige aber der Kurprinz von Baiern, oder, wenn er ohne Kinder sterben sollte, sein Vater. Wer nicht einwilligt, dessen Antheil soll in Beschlag genommen werden.

Als König Karl II. von diesem Vertrage vernahm, ließ er in Paris, im Haag vorstellen: es sey ein sträflicher Ehrgeiz, über die Länder benden Nachbarn in solcher Weise zu schalten, und dabei

nur die Gewalt, nicht das Recht, zu hören. Er werde schon selbst für das Wohl seiner Staaten sorgen, das Volk aber nie zugeben, daß eine so schmähliche Theilung und Verkäuferei zur Ausführung komme. Hierauf zeigte er (14. November) den versammelten Räthen eine Schrift, und sagte: dies sey sein Testament, worin er den Kurprinzen von Baiern für seinen einzigen Erben und Nachfolger erkläre. Er unterzeichnete diese Schrift in Gegenwart aller Räthe, und sie thaten dasselbe.

Mit Recht war der Kaiser mit dieser Verfügung höchst unzufrieden, da, wie wir wissen, seine Tochter bei ihrer Verheiratung an den Kurfürsten von Baiern, zum Besten ihres Vaters und seiner männlichen Nachkommen auf die spanische Erbfolge Verzicht geleistet hatte, jenes Testament also verletzend in sein Recht eingriff. Doch auch Ludwig XIV. empfand darüber bitteren Unmuth, und ließ, wegen der Ernennung des Prinzen von Baiern, durch seinen Gesandten in Madrid drohende Worte fallen. Alles gewann jedoch eine andere Gestalt, als dieser Kurprinz von Baiern den 16. Februar 1699 in Brüssel unerwartet starb. Ludwig verwandelte jetzt seinen vorigen drohenden Ton gegen König Karl II. plötzlich in Schmeichelei und Freundschaftsversicherung, welche Letzterer mit voreiligem guten Glauben hinnahm. Der französische Gesandte verlor keinen Augenblick, von dieser günstigen Stimmung Karl's II. Gebrauch zu machen. Um Demselben Argwohn gegen die fremden Mächte einzuflößen, übergab er eine Schrift, worin er auseinander setzte: Spanien sey in großer Gefahr, Indien durch die zahlreichen Flotten zu verlieren, die von Engländern und Schotten dorthin gesendet würden, welche Ketzer noch überdies die Ausrottung der katholischen Religion im Sinne zu führen schienen, und zwar mit Hilfe ihrer Prediger, deren sie eine große Anzahl auf ihren Schiffen mit sich nähmen. Karl II., dadurch in Angst gesetzt, ließ sogleich Befehle an alle spanischen Statthalter in den Colonien ergehen, kein englisches Schiff unter irgend einem Vorwande in ihre Häfen aufzunehmen, oder ihnen Wasser und Lebensmittel zu verabreichen, oder in die geringste Verbindung mit ihnen zu treten. Zwischen Spanien und England trat eine sehr gereizte Stimmung ein; die beiderseitigen Gesandten wurden ausgewiesen.

Ungeachtet Ludwig XIV. jetzt in Madrid günstig[illegible] zuvor, angeschrieben stand, und Spanien fast [illegible]
doch nicht hin, den König [illegible]

den Kaiser zu vermögen, von seinem guten Rechte zurück zu treten. Deshalb erneuerten sich die Unterhandlungen in London, und nach mancherlei Bedenken kam im März 1700 zwischen Frankreich, England und Holland ein zweiter Theilungsvertrag über die spanische Monarchie zu Stande, des Inhalts: Frankreich erhält, außer den ihm laut des ersten Theilungsvertrages zugestandenen Landschaften, noch Lothringen und Bar; der Herzog von Lothringen aber zur Entschädigung Mailand, und der Erzherzog Karl von Oesterreich alle übrigen Länder der spanischen Monarchie. Jeder entsagt allen Ansprüchen auf die Theile der Uebrigen, und wenn Karl von Oesterreich binnen drei Monaten dem Vertrage nicht beitreten will, so werden sich die drei Mächte über einen anderen Besitzer einigen. Bei Lebzeiten des Königs von Spanien darf der Erzherzog weder nach Spanien, noch nach Mailand gehen, es darf weder österreichische, noch französische Kriegsmacht in spanische Länder einrücken. Derjenige, welcher Kaiser wird und die österreichischen Erbstaaten erhält, darf nie die spanischen Antheile beherrschen. Die den Vertrag abschließenden Mächte werden sich zur Aufrechthaltung dieser Bestimmungen gegenseitig unterstützen.

Der Kaiser schwieg auf die Mittheilung dieses Vertrages drei Monate lang und ließ dann die mündliche Antwort geben: er halte es nicht für geziemend, über die Länder seines noch lebenden Schwagers zu schalten, behalte sich aber seine Ansprüche auf die ganze Erbschaft vor. In Madrid steigerte die Nachricht vom Abschlusse dieses zweiten Theilungsvertrages den schon früher vorhandenen Unwillen, der sich jedoch mehr gegen die protestantischen Staaten, England und Holland, richtete, welche, wie man glaubte, das katholische Spanien vernichten, und Handel und Schiffahrt allein an sich bringen wollten. Man schickte einen Eilboten an den spanischen Gesandten, den Herzog von Melos, nach Wien, um darauf zu dringen, daß österreichische Mannschaft eiligst nach Italien ziehe und der Erzherzog Karl nach Madrid komme. Der Kaiser war jedoch mit einer so gewaltsamen Lösung der Frage um so weniger einverstanden, als er mit Recht annehmen durfte, daß eine für Oesterreich zuletzt unbedingt günstige Entscheidung des Königs von Spanien nicht ausbleiben könne, und lehnte daher jene Zumuthung ab. Von allen Seiten bestürmt, verlor der kranke und geschwächte Karl II. alle Fassung, und an der Schwelle des Todes, keiner vollen Besinnung mehr mächtig, ließ sich von seinen Räthen endlich hinreißen, sich für die Bourbons zu

entſcheiden. An Ludwig XIV. erging daher jetzt die Frage: ob er wohl für einen ſeiner Enkel die ganze ſpaniſche Monarchie ungetheilt annehmen wolle? Ehe hierüber Etwas entſchieden war, ſtarb König Karl II. am 1. November 1700, im neun und dreißigſten Jahre ſeines Alters, und hinterließ ein Teſtament vom 2. October, deſſen Inhalt keine Macht in Europa und, wie behauptet wird, ſelbſt Ludwig XIV. nicht kannte. Er ſetzte darin den Philipp von Anjou, zweiten Sohn des Dauphins, zum Univerſalerben des in keiner Weiſe zu theilenden ſpaniſchen Reiches ein, und drückte den Wunſch aus, daß Derſelbe ſich mit einer Erzherzogin vermälen möge; die Königin ſollte einſtweilen an der Spitze einer Regentſchaft ſtehen. Ein Eilbote überbrachte dieſes Teſtament dem ſpaniſchen Geſandten in Paris, Caſtel dos Rios, um es dem Könige Ludwig XIV. zur Annahme vorzulegen. Im Weigerungsfalle hatte aber jener Eilbote den Befehl, ſeine Reiſe nach Wien fortzuſetzen, um dem Erzherzoge Karl die ungetheilte und untheilbare ſpaniſche Monarchie anzubieten.

Oeſterreich erhob nun laut ſeine Stimme gegen jenes Teſtament. Der letzte Willen Karl's II., ſo wurde auf dieſer Seite mit Grund angeführt iſt nicht frei, öffentlich und vor vielen Zeugen gemacht, ſondern erſchlichen und an ſich ſchon deshalb ungiltig, weil nach Entſagung der Königin von Frankreich auf die ſpaniſche Monarchie, das geſammte Erbrecht dem Hauſe Oeſterreich verblieben iſt. Ueberdies hat der König von Spanien keine Befugniß, jene Entſagung umzuſtoßen, Reichsgrundgeſetze abzuändern, oder mehr und andere Rechte zu übertragen, als er jemals ſelbſt beſaß. Jene Ausſchließung der Bourbons beruht weſentlich darauf, daß erſtens beide Kronen immerdar getrennt bleiben, und zweitens ſpaniſche Prinzeſſinnen nicht Rechte nach Frankreich bringen ſollen, welche franzöſiſche Prinzeſſinnen, zufolge des ſaliſchen Geſetzes, niemals auf Frankreich übertragen können. Dieſer Grund beſteht noch in ſeiner vollen Stärke, und jener wäre (bei dem unmittelbaren überall vorherrſchenden Einfluſſe Ludwig's XIV. auf ſeinen unbedeutenden Enkel) blos zum Scheine gehoben. — Nur wenn ein Habsburger die ſpaniſche Monarchie erbt, ändert ſich Nichts in den bisherigen Machtverhältniſſen; wogegen Frankreich (welches ſchon jetzt den beiden Zweigen jenes Hauſes überlegen iſt, durch das ſpaniſche Erbe eine allgemeine Herrſchaft zur Unterdrückung aller Uebrigen begründen würde. — Der Einwand: die freiwillige, feierliche Entſagung der Maria Thereſia binde nicht, weil ſie von ihr während

ihrer Minderjährigkeit eingegangen ſey, fällt in ſich zuſammen, weil ſie ſpäter nie widerſprach, Ludwig XIV. beiſtimmte, und Philipp IV. jene ältere Tochter und ihre Nachkommen nochmals in ſeinem Teſtamente ausſchloß. Eben ſo nichtig iſt der Einwand, mit der Geburt ſolcher Nachkommen werde das vernichtete Erbrecht wieder lebendig, oder es ſey dem Könige von Frankreich das verſprochene Heiratsgut nicht pünktlich ausgezahlt worden. Dieſe Zahlung unterblieb, weil Frankreich den pyrenäiſchen Frieden nicht auf die zugeſagte Weiſe durch die Parlamente eintragen ließ; auch ſteht dieſe ganze Sache mit dem Erbrechte auf die ſpaniſche Krone in gar keiner weſentlichen Verbindung. Beſonders verkehrt erſcheint es endlich, einerſeits die Nichtigkeit aller ſpaniſchen Entſagungen zu behaupten, und andererſeits die Welt überreden zu wollen: franzöſiſche Entſagungen (z. B. des Dauphins auf Spanien, oder Anjou's auf Frankreich) ſeyen hinreichend, alle Beſorgniſſe vor einer Ueberlegenheit franzöſiſcher Macht zu beſeitigen. — Die unbedingten Anſprüche des Hauſes Oeſterreich auf die ganze ſpaniſche Monarchie ſtehen alſo unläugbar feſt, und was etwa fremde Mächte über die Anrechte eines Dritten, unter dem Vorwande, den Frieden zu erhalten, feſtſtellten, hat durchaus keine Gültigkeit, ſondern führt vielmehr zu ungerechten Kriegen.

Ludwig XIV. war, wie voraus zu ſehen, ebenfalls mit Gründen zur Hand, und äußerte nebenbei, er ſey darauf gefaßt, daß, welche Partei er auch ergreife, viele Menſchen ihn verdammen würden. An den früheren Theilungsvertrag wurde jetzt nicht mehr gedacht. Vielmehr gab Ludwig, als mittlerweile aus Spanien günſtige Nachrichten über die Zufriedenheit des Volkes und die Beiſtimmung der Großen eingingen, jede weitere Zögerung auf, nahm öffentlich das Teſtament Karl's II. an, und begrüßte am 16. November 1700 ſeinen Enkel Philipp vor dem verſammelten Hofe als König von Spanien. Am 24. November wurde Philipp in Madrid als König ausgerufen, und im December hielt er als ſolcher dort ſeinen feierlichen Einzug.

Gleichwohl erzählten in Spanien der Großinquiſitor Mendoza und der Beichtvater Torres laut: König Karl II. habe zwei Tage vor ſeinem Tode geſagt, er ſey zur Unterzeichnung des Teſtamentes gezwungen worden; auch wurde behauptet: er würde, ſobald er ſich von ſeiner Schwäche erholt, die Urheber jenes Schrittes beſtraft, und ein neues Teſtament gemacht haben. Von franzöſiſcher Seite verletzte man gleich Anfangs den letzten Willen

Karl's II. indem die verwitwete Königin, welche, laut des Testaments, bis zur Großjährigkeit Philipp's an der Regierung Theil haben sollte, durch die übermüthige französische Partei aus Madrid vertrieben wurde. Um so mehr sah der Kaiser sich aufgefordert, sich dem entschiedenen, ungültigen Testamente zu widersetzen, gegen welches er wiederholt protestiren ließ, und endlich sein Recht mit bewaffneter Hand geltend zu machen beschloß. Obgleich sein Heer und seine Finanzen erschöpft waren, und der Theilungsvertrag noch manche Bewohner fand, zogen, nach dem Rathe des Prinzen Eugen von Savoyen und von Denselben geführt, schon im December 1700 dreißig tausend Mann kaiserlicher Truppen nach Italien, während der Prinz Ludwig von Baden mit zwanzig tausend an den Rhein ging, und dreißig tausend zur Deckung Oesterreichs zurück blieben. Man war hier überzeugt, daß England, Holland und Deutschland Beistand auf die Dauer nicht ausbleiben könne. Ungeachtet verließ sich Ludwig zunächst auf seine eigene überlegene Macht, so wie auf die Umtriebe in Ungarn, die friedensliebe der deutschen Fürsten, und die Abneigung des englischen Parlaments, Geld zu bewilligen. Im April 1701 näherten sich die Franzosen über Mailand der venetianischen Grenze, und Anfangs Juni kam es bereits zu ernsten Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Oesterreichern. Nach heimlich getroffenen Verabredungen mußten in der Nacht des 15ten französische Soldaten in die meisten niederländischen Festungen ein, so daß die, wenige Tage darauf förmlich bekannte holländische Neutralität gleichsam gefangen war. Um dieselbe zu retten, mußten die Generalstaaten (22. Februar) Philipp V. anerkennen, und König Wilhelm III. folgte für England diesem Beispiele. Nach der glücklichen Heimkehr jener holländischen Truppen, führte Ludwig's Uebergriffen zu neuen Verabredungen. Am 22. März 1701 übergaben die englischen und holländischen Gesandten in Frankreich nachstehende Erklärungen: der Kaiser erhält wegen seiner Ansprüche eine billige Genugthuung; die Niederlande dürfen nie mit Spanien oder Deutschland, aber nicht mit Frankreich, vereint werden. Gleichzeitig wurden Klagen und Drohungen der Engländer, Erwartung, Rath und Hülfe gegen neuen Eifer der Holländer eingelegt. Am Tage der feierlichen Neuwahl trat auch Frankreich vertragig.

Ludwig [illegible] Vorschläge ab, u[illegible] Kaiserlichen Frie-

den schließen. Nachdem ab

kräftigerem Auftreten gehemmt, sich mit Demselben geeinigt, und die Zusicherung der nöthigen Unterstützung erhalten hatte, kam es am 7. September 1701 zu einer großen Allianz zwischen dem Kaiser, England und Holland, des Inhalts: Man wird, wo möglich in friedlichem Wege, dem Kaiser für seine Ansprüche an die spanische Monarchie eine billige und genügende Entschädigung, dem Könige von England und den Generalstaaten aber eine angemessene Sicherheit für ihre Länder, so wie für Handel und Schiffahrt verschaffen. Sollte dies nicht gelingen, so wird man sich bestreben, die spanischen Niederlande, Mailand, Neapel und Sicilien, und die Besitzungen an der Küste von Toscana zu erobern, und die stäte Trennung Spaniens von Frankreich durchzusetzen. Die Seemächte behalten, was sie in Indien erobern, werden in ihren Freiheiten und Handelsrechten nirgends beschränkt, die der Franzosen aber in keiner Weise ausgedehnt. Sollte es zum Kriege kommen, so bleibt jeder besondere Friedensschluß untersagt. Noch immer hofften die Verbündeten, auf friedliche Weise zum Ziele zu gelangen. Als aber Ludwig, den Bestimmungen des Ryswicker Friedens entgegen, den Sohn des am 16. September 1701 gestorbenen, vertriebenen Jacob II. als König anerkannte, rüstete sich England mit Ernst zum Kriege. Der Tod Wilhelm's III. (19. März 1702) änderte hierin Nichts, denn seine Schwester und Nachfolgerin, die Königin Anna, blieb dem politischen Systeme ihres Bruders treu, und alle Theile betrieben die Kriegsvorbereitungen mit Nachdruck. Nur das deutsche Reich zeigte sich hierbei wieder lässig und uneinig. Französische Gesandte zogen an den Höfen umher, klagten den Kaiser des Unrechts und der Tyrannei an, und empfahlen die gleißende Forderung Ludwig's XIV.: daß seine guten deutschen Nachbarn in einer unthätigen Neutralität verharren möchten. Manche fanden an diesem Vorschlage großes Gefallen, und obgleich später ein Reichskrieg beschlossen wurde, hatte Frankreich doch Braunschweig-Wolfenbüttel, Sachsen-Gotha, Münster, und vor Allen Köln und Baiern für sich gewonnen, wodurch der Krieg sogleich in das Herz von Deutschland versetzt wurde. Am thätigsten für den Kaiser zeigte sich der neue König Friedrich von Preußen, sowohl aus Dankbarkeit, als im Gefühle des Rechts und der Pflicht. Die Kreise Franken, Schwaben, Oesterreich, Oberrhein und Kurrhein, schlossen im März 1702 zu Nördlingen eine neue Association, durch welche sie sich zur Aufstellung eines Heeres von vier und vierzig tausend drei hundert Mann verbanden, und wurden in die große Allianz aufgenom-

men. Der Association und Allianz traten noch am 8. Mai der Kurfürst von Trier, am 1. August der westphälische Kreis mit einem Contingente von neun tausend zwei hundert Mann bei. In der Mitte des Mai hatten der Kaiser, England und Holland an Frankreich und Spanien, am 3. Juli Ludwig XIV. den Alliirten, am 6. October das deutsche Reich gegen Ludwig und Philipp den Krieg erklärt.

Als der französische Marschall Catinat 1701 den Oberbefehl in Italien übernahm, fand er fast Nichts vorbereitet, sondern das französische Heer ohne Kleider, Zelte, ja Viele ohne Waffen. Weil er, unter solchen Umständen, sich vor den Oesterreichern unter dem Prinzen Eugen von Savoyen bis hinter den Oglio zurück ziehen mußte, wurde er abgerufen, und der Marschall Villeroi zu seinem Nachfolger ernannt, welcher schon am 1. September in dem Gefechte bei Chiari vier bis fünf tausend Mann verlor, während Eugen fast gar keinen Verlust hatte.

Neapel und Sicilien erklärten sich, durch Einwirkung des Vicekönigs, Herzogs von Medina-Celi, für Philipp V. Am 23. September 1701 brach jedoch in Neapel ein Aufstand aus, an welchem mehre Große Theil hatten. Man rief: es lebe der Kaiser! erbrach die Gefängnisse, zerstörte den Palast der Justiz, verbrannte Urkunden, Bücher und Schriften. Dennoch wurden die Freunde Oesterreichs zuletzt besiegt, mehre hingerichtet, ihre Güter eingezogen und ihre Häuser niedergerissen. Im April 1701 kam Philipp V. selbst nach Neapel, fand indessen wenig Theilnahme, konnte den Papst nicht dahin bringen, ihm eine unbedingte Belehnung mit Neapel zu ertheilen, und begab sich im Juni über Finale zum Heere nach der Lombardei.

Hier hatte Prinz Eugen den Marschall Villeroi am 1. Februar 1702 in Cremona gefangen genommen, ohne jedoch die Stadt behaupten zu können. Unter dem Duc de Vendome, Villeroi's Nachfolger, wurde das französische Heer verstärkt, wogegen die Kaiserlichen oft an Geld, Lebensmitteln und Kriegsbedarf Mangel litten. Dennoch blieb die am 15. August 1702 zwischen Eugen und Vendome gefochtene Schlacht bei Luzzara so unentschieden, daß beide Theile ein Tedeum singen ließen. Für Deutschland war der Feldzug von 1702 im Wesentlichen ungünstig, weil die Franzosen den größten Theil des linken Rheinufers besetzten, und der [illegible]n durch Wegnahme Ulms auch einen inneren [illegible] die Franzosen in

trotz großsprecherischer Drohungen, unverrichteter Dinge nach Paris zurück kehrte. Der berühmte Herzog von Marlborough hingegen, welcher das englisch-holländische Heer befehligte, zeigte sich schon in diesem Feldzuge als Meister, und nahm Venlo, Rüremonde und Lüttich, ohne daß Marschall Boufflers es hindern konnte.

Im Frühjahre 1703 wurden die baierischen Länder von zwei kaiserlichen Corps angegriffen. Das eine führte General Schlick nach Oberbaiern, erlitt aber bei Schärding Nachtheile, und der Kurfürst nahm (11. März) Neuburg am Inn. Mit dem anderen Corps drang Graf Styrum in die Oberpfalz, und bezog ein festes Lager zwischen Amberg und Neumarkt. Der Marschall Villars hatte (9. März) die Festung Kehl erobert, aber das von dem Prinzen Ludwig von Baden geführte deutsche Heer in den Linien bei Stollhofen (24. April) vergeblich bestürmt. Dann war er durch den Schwarzwald nach Baiern gezogen, und hatte sich (12. Mai) bei Duttlingen mit dem Kurfürsten vereinigt. Während nun Villars mit dem größten Theile seiner Truppen das Corps Styrum's beobachtete, drang der Kurfürst im Juni nach Tirol vor, nahm Kuefstein, Rattenberg, Schwaz, Hall, Scharnitz und Ehrenberg und zog (25. Juni) in Innsbruck ein. Aber Vendome, der aus der Lombardie nach Trient vordringen, und den Baiern die Hand bieten sollte, setzte sich zu spät in Bewegung. Indeß hatte der Kurfürst die Tiroler durch schwere Contributionen, und andere Bedrückungen zur Verzweiflung gebracht. Sie griffen zu den Waffen, vereinigten sich mit einem, eben in's Land gerückten österreichischen Corps, und gegen das Ende des Julimonats wurden die Baiern, von allen Seiten angegriffen, mit großem Verluste aus dem Lande hinaus geschlagen. Nur Kuefstein blieb noch von ihnen besetzt, und wurde erst 1704 von den Kaiserlichen erobert.

Der Prinz von Baden hatte ebenfalls sich von Stollhofen nach Baiern gewendet, sich an das Corps des Generals Styrum angeschlossen, und bisher den Marschall Villars in dessen Lager zwischen Dillingen und Lauingen beobachtet. Am 5. September besetzte er die von dem Kurfürsten bedrohte Reichsstadt Augsburg, und eroberte dann Friedberg. Der Kurfürst und Villars siegten (20. September) zwischen Oberklau und Höchstädt über Styrum, konnten sich aber so wenig mit einander vertragen, daß Ludwig XIV., auf des [illegible] Beschwerden, sich genöthigt sah, Villars abzurufen und Marsin [illegible] zu setzen. Mit Letzterem vereinigt, eroberte der Kurfürst Augs-

burg. Die Kaiserlichen beschlossen diesen Feldzug im December mit der Einnahme der Feste Rothenberg und der Stadt Amberg; die Baiern im Januar 1704 mit der Besetzung Passaus.

Am Niederrheine eroberte Marlborough im Mai Bonn, während die Franzosen, unter Villeroi und Boufflers, Tongern einnahmen. Hierauf ereigneten sich zwischen den von beiden Heeren entsendeten Corps blutige Gefechte auf verschiedenen Punkten der niederländischen Gränzprovinzen. Marlborough nahm im August Huy, im September Limburg, bemühte sich aber umsonst, Villeroi zu einer Schlacht zu nöthigen. Das preußische Corps hatte im Februar die kölnische Festung Rheinbergen, im December Geldern genommen. Am Oberrheine eroberte das französische Heer, unter dem Herzoge von Bourgogne, im September Breisach. Dann übernahm Marschall Tallard den Oberbefehl, belagerte seit 17. October Landau, und schlug am 15. November das zum Entsatze an den Speyerbach gerückte Corps des Erbprinzen von Hessen-Kassel, worauf sich am folgenden Tage die Festung ergab. In Italien befehligte Graf Guido von Starhemberg die Kaiserlichen. Das von den Franzosen belagerte Ostiglia am Po wurde im Juni entsetzt; ein Ueberfall Derselben auf Mirandola abgeschlagen. Dagegen nahmen sie im Juli Bresello ein, und besetzten das Herzogthum Modena. — Wie schon gedacht, hatte Vendome, zur Unterstützung des Kurfürsten von Baiern, bereits im Juni sich auf den Marsch nach Tirol gemacht. Am 8. September beschoß er Trient, eilte aber, um nicht im Etschthale abgeschnitten zu werden, am 9. wieder nach Italien zurück. Der Herzog Victor Amadeus von Savoyen, dessen dreijähriger Vertrag mit Frankreich eben ablief, war mit dieser Macht unzufrieden, weil man ihm nicht den Oberbefehl anvertraute und die Hilfsgelder nicht pünktlich auszahlte; während die Fortschritte der Kaiserlichen ihn beunruhigten, und deren Anerbietungen mehr Vortheile zeigten, als die französischen. Um in diesem günstig scheinenden Augenblicke sein Haus zu vergrößern, eröffnete der Herzog Unterhandlungen mit den Alliirten, worauf Ludwig XIV. die bei dem französischen Heere stehende savoyische Mannschaft gefangen nehmen ließ und dem Herzoge einen drohenden Brief schrieb. Dieser ließ nun ebenfalls alle, in seinen Staaten befindlichen Franzosen verhaften, rüstete schleunig ein neues Heer aus, und trat zu Turin (25. October 1703) der Allianz bei. Durch diesen Vertrag überließ der Kaiser dem Herzoge den mantuanischen Anth

von dem Herzogthume Mailand die Landschaften Alessandria, Valenza, Lumellina und Val di Sesia abzutreten. Am 4. December kündigte Ludwig XIV. dem Herzoge den Krieg an, und ließ durch den Marschall Tessé Savoyen besetzen; wogegen Starhemberg dem Herzoge sechzehn tausend Mann kaiserliche Truppen zu Hilfe führte, und (13. Januar 1704) bei Canelli sich mit Demselben vereinigte. Auch der König Peter II. von Portugal schloß (16. Mai 1703) zu Lissabon ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß mit den Alliirten, und erkannte den Erzherzog Karl von Oesterreich als König von Spanien. Der Kaiser und sein ältester Sohn, König Joseph von Ungarn und Böhmen, entsagten am 12. September 1703 allen ihren Ansprüchen auf Spanien, zu Gunsten Karl's, worauf Dieser (19. September) von Wien nach Holland abreis'te, über England nach Portugal schiffte und am 7. März 1704 im Tajo landete.

Bei der feindlichen Stellung des Kurfürsten von Baiern war es dringend nothwendig, ihn entweder zu gewinnen, oder vollständig zu besiegen. In dieser Absicht wurden Unterhandlungen mit ihm angeknüpft, die er aber, bereits zu tief in das französische Interesse verstrickt, zurück wies. Nunmehr faßten Eugen und Marlborough den kühnen und meisterhaft durchgeführten Plan, alle ihre Streitkräfte wider die französisch-baierische Macht zu vereinigen. Nachdem Marlborough, welcher aus den Niederlanden herbei geeilt war, und Ludwig von Baden am 2. Juli 1704 die baierisch-französischen Linien auf dem Schellenberge bei Donauwerth gestürmt hatten, bot man, mit seltener Mäßigung und Bereitwilligkeit, dem Kurfürsten von Baiern nochmals die Oberpfalz, das Herzogthum Neuburg, die Statthalterschaft der Niederlande, Hilfsgelder, ungehinderten Abzug für die Franzosen und andere Vortheile. Schon wollte er den Vertrag unterzeichnen, als ein Schreiben des Marschalls Tallard einlief, welches ihm baldige Hilfe zusicherte. Da warf er die Feder weg, und rief aus: seine Ehre erlaube ihm nicht, von Frankreich abzufallen. Hiermit war sein Schicksal entschieden. Am 13. August erfochten Eugen und Marlborough bei Höchstädt einen so vollständigen Sieg über das französisch-baierische Heer unter Tallard und Marsin, daß von sechzig tausend Mann der Letzteren sich nur etwa zwanzig tausend wieder sammelten, und hinter den Rhein, in die Linien der Queich flohen. Die Alliirten machten zwölf bis fünfzehn tausend Gefangene, erbeuteten fünf tausend drei hundert Wagen, drei tausend sechs hundert Zelte, hundert siebzehn Kano-

nen, hundert neun und zwanzig Fahnen, hundert ein und siebzig Standarten ꝛc. Auf dem Schlachtfelde ließ der Kaiser eine Ehrensäule errichten, deren passende Inschrift mit folgenden Worten schloß: „Mögen die Fürsten lernen, daß Verschwörungen mit den Feinden des Vaterlandes selten ungestraft bleiben; Ludwig XIV. aber erkennen, daß man, vor dem Tode, Niemand den Glücklichen oder den Großen nennen soll!" Der Kurfürst ging nach Flandern, die Kurfürstin nach Rom, ihre Kinder wurden nach Graz gebracht. Augsburg, Regensburg, Ulm, Straubing und Passau; Landau, Trier und Trarbach wurden von den Alliirten eingenommen, und vermöge des, von den baierischen Bevollmächtigten mit dem römischen Könige Joseph zu Ilbersheim nächst Landau, am 7. November geschlossenen Vertrages, nahmen die Kaiserlichen ganz Baiern in militärischen Besitz.

In Italien eroberten der Duc de Vendome und dessen Bruder, der Großprior, Susa, Vercielli und Ivrea, schnitten das savoyische Heer in Piemont, von der Schweiz ab, und drängten die Kaiserlichen aus der Lombardei bis an die Gränze Tirols zurück. Nur die Belagerung von Verrua mußte Vendome, nachdem der Herzog von Savoyen ihn bei einem Hauptausfalle am 26. December geschlagen, mit empfindlichem Verluste aufheben. — In den Niederlanden beschossen die Alliirten im Juni Namur und Brügge. — In der pyrenäischen Halbinsel erließ Karl von Oesterreich ein Manifest, vom 9. März aus Lissabon, in welchem er seine Ansprüche auf Spanien entwickelte. Ihm, wie dem Könige von Portugal, der schon früher durch zwei Manifeste seinen Beitritt zur Allianz öffentlich gerechtfertigt hatte, kündigte Philipp V. am 30. April den Krieg an. Auf der Gränze Portugals entbrannte der Kampf um verschiedene Plätze mit wechselndem Erfolge. Am 4. August eroberten die Alliirten Gibraltar, und drei Wochen später geschah die unentschiedene Seeschlacht auf der Höhe von Malaga.

Der Karloviczer Friede mit der Pforte, welcher auf einer Seite die Kriegsflamme auslöschte, wurde in Ungarn mit Mißvergnügen aufgenommen, besonders, weil derselbe blos im Namen des Kaisers, nicht auch des Königs von Ungarn abgeschlossen worden war. Zudem flößte ein nach Wien ausgeschriebener, von mehren ungarischen Prälaten, Magnaten und Herren besuchter Tag, Denselben Besorgniß ein, daß man ihre Verfassung auf gleichen Fuß mit jener der kaiserlichen Erbländer zu stellen beabsichtigte. Diese und andere Umstände führten zu bedenklicher Gährung, die in Franz Rákóczy alsbald

ihren Brennpunkt fand. Dieser vier und zwanzigjährige Fürst, welcher mit seiner Familie auf der Sároser Burg lebte, wurde von mißvergnügten Freunden, dem Grafen Niklas Bercsényi, Paul Okolitzanyi, den Gebrüdern Adam Ladislaw und Michael Vaj, und dem französischen Hauptmann Longueval, in staatsverrätherische Verbindungen mit Ludwig XIV. verstrickt, und, da diese an das Licht kamen, im April 1701 gefangen nach Wienerisch-Neustadt geführt. Während noch die Untersuchung gegen ihn im Gange war, entkam er (im November) aus seiner Haft, und entfloh nach Polen, worauf man die meisten seiner Mitgefangenen freiwillig ihrer Haft entließ. Ihm aber, dem Entflohenen, sprach man, weil er sich nicht zu weiterer Verantwortung stellte, Ehre, Würden und Güter ab, und verurtheilte ihn zum Tode. Mittlerweile gaben fünf berüchtigte Räuberhauptleute, Albert Kiß, Thomas Esze, Michael Papp, Georg Bige und Martin Nagy, in Ungarn die Losung des Aufstandes, indem sie (im April 1703) Haufen unzufriedenen Volkes um sich sammelten und an Rákóczy Aufforderungen sendeten, an ihre Spitze zu treten. Dieser, mit Frankreich und einigen polnischen Großen bereits in Unterhandlungen, und von dort des Beistandes versichert, sagte den Rebellen Hilfe zu, schickte ihnen Fahnen mit der Inschrift: „für Gott, Vaterland und Freiheit!" und verschaffte sich durch Verpfändung seiner Güter die nöthigen Summen, um einige tausend polnische Reiter anzuwerben. Binnen wenigen Tagen sammelten sich unter jenen Fahnen zwei tausend Mann, größentheils Räuber und verarmte Ungarn, nur theilweise mit schlechten Schießgewehren, die meisten blos mit Sensen, Dreschflegeln und Knitteln bewaffnet. Trotz Rákóczy's strengem Verbote, überfiel diese Horde bis gegen Munkács und Dotha hin die ihr verhaßten Salzämter, Vorrathshäuser, Einnehmer, Edelhöfe und Güter, und verübte allenthalben schreckliche Verwüstungen. Der Szathmárer Obergespan, Alexander Karoly, zog ihnen mit einigen schnell gesammelten Truppen entgegen, griff sie bei Dotha in der Mármaros, wo sie auf Rákóczy's Ankunft warteten, an, tödtete ihnen hundert siebzig Mann, nahm ihnen mehre Fahnen ab, und scheuchte den Rest in die Gebirge hinauf. Auf die Nachricht dieser Niederlage, kam Rákóczy nach Ungarn, wo das unzufriedene Volk ihn mit großem Jubel empfing, erließ einen Aufruf, und sammelte bald eine große Partei um sich, übte diese Banden militärisch ein, wurde bald darauf von Montecuculi geschlagen, seine Truppen zersprengt, er nahe gefangen genommen. An der polnischen Gränze sammelte er

die Flüchtigen, und bald war sein Anhang größer, als je, nachdem die Jazger und Kumanen ihm gehuldigt und ihn, sobald er jenseits der Theiß erscheinen würde, ihres allgemeinen Aufstandes versichert hatten. Durch sechs hundert Walachen und Polen verstärkt, und mit Geld versehen, um seinem Volke einen Monatssold auszuzahlen, erzwang er zu Ende Juli's bei Tissa-Becs den Uebergang über die Theiß, worauf immer neue Schaaren ihm zuströmten, und sein verwegenes Unternehmen eine glücklichere Wendung nahm. Durch Einnahme der Burg Groß-Kálló wurde er nicht nur mit einigen Artillerievorräthen versehen, sondern es fielen ihm auch die Haiducken zu, und mit der Huszter Burg, deren Besatzung sich verrätherisch ihm ergab, gewann er den Schlüssel nach Siebenbürgen, und der gesammte Marmaroser Adel trat zu seiner Partei, so wie auch der ungarische Adel, der ihm vorher in Kis-Varda Trotz geboten, sich ihm freiwillig im Lager bei Dioszeg stellte. Die Stadt Szathmar fiel in seine Hand, und das Gebiet zwischen der Donau und der Theiß wurde ihm durch einen Sieg über die Raizen geöffnet. Der Aufstand in Oberungarn ward nun allgemein; mit Mühe behauptete Rabutin Siebenbürgen für den Kaiser, dessen Kampf gegen Frankreich ihn der Mittel beraubte, den ungarischen Rebellen eine entscheidende Heeresmacht entgegen zu stellen. Rakoczy's Feldherren bemächtigten sich der Bergstädte. Endlich zog Graf Leopold Schlick mit einem kaiserlichen Heerhaufen nach Ungarn, vereinigte sich in der Preßburger und Neutraer Gespanschaft mit dem Palatin Paul Esterhazy und einigen treugebliebenen Magnaten [illegible] tausend Mann stark über die [illegible] 1. November [illegible] Rebellenhaufen des [illegible]

ner von Mjava, Brezova und Brunótz, für Rákóczy unter den Waffen. Das von Schlick, Forgács und Kohárÿi vertheidigte Preßburg anzugreifen, wagte Károlyi nicht; wohl aber beſetzte er die Inſel Schütt, unternahm einen Streifzug über die March nach Mähren, zerſtörte die dortigen Stromſchanzen, ſchlug die daſelbſt aufgeſtellten Landwehrmänner in die Flucht, zündete die Stadt Hof an, und kehrte mit einigen hundert Gefangenen in ſein Lager zwiſchen Wartberg und Királyſalva zurück.

Auf des Prinzen Eugen von Savoyen Anrathen, ſuchte der Kaiſer durch Milde dem Weitergreifen des Aufſtandes ein Ziel zu ſetzen. Er ließ die Mißvergnügten um ihre Beſchwerden fragen; dieſe klagten über Willkür der Statthalter, über die Ausſchweifungen des ausländiſchen Waffenvolkes; ferner, daß die von den Türken zurück eroberten Gebiete nicht wieder dem ungariſchen Reiche einverleibt worden; die Proteſtanten beſchwerten ſich über Verfolgung und Zwang, ſo ſie auszuſtehen hätten. Den angebotenen Waffenſtillſtand ſchlug Rákóczy aus, ließ aber zu Gyöngyös die Unterhandlungen mit den kaiſerlichen Bevollmächtigten fortſetzen, während Graf Sigbert Heiſter mehre Vortheile über die Empörer erfocht, Weszprim im Mai 1704 einnahm und mit Härte behandelte, dadurch jedoch auch die Erbitterung mehrte und die Unterhandlungen nutzlos machte. Bald darauf ſiegte Heiſter auch bei Koronzó über Forgács; dagegen wurde der, zu Heiſters Verſtärkung heran ziehende Grazer Burghauptmann, Joſeph Rabatta, (4. Juli) von Karolyi unterwegs bei St. Gotthard überfallen und gänzlich geſchlagen. Nach dieſem Siege faßte der Erzbiſchof Szecſényi die Forderungen der Mißvergnügten in fünf und zwanzig Artikel zuſammen, und überſendete ſie dem Kaiſer; aber da auf beiden Seiten immer neue Schwierigkeiten entſtanden, Rákóczy nach der Einnahme von Tokay, Kaſchau, Eperies und Szathmár ſeine Anſprüche ſteigerte, ſo führten die fortgeſponnenen Unterhandlungen zu keinem Erfolge, und der Bürgerkrieg tobte mit ſteigender Erbitterung weiter. Rákóczy's Anſehen ſtieg ſo hoch, daß eine Partei in Polen ihm ſogar die Krone ihres Reiches, welche Karl XII. von Schweden von Auguſt's II. Haupte zu reißen im Begriffe ſtand, antrug, die er jedoch, angeblich um ſeine Kräfte ungetheilt dem Vaterlande zu widmen, ablehnte, und daß die Siebenbürger ihn zu ihrem Fürſten wählten, welche ungeſetzliche Wahl er

[illegible] einigem Zögern annahm. Er bezwang ſodann Neuhäuſel, erlitt aber

[illegible]mber) bei Gerencſér, eine halbe Meile unterhalb Tyrnau, eine

Mißvergnügten zu bewilligen, damit er, nach Beilegung des einheimischen Krieges, die übrigen Erbländer Oesterreichs gegen die vereinigte Macht auswärtiger Feinde um so kräftiger vertheidigen könne.

Am 5. Mai 1705 starb Kaiser Leopold an der Brustwassersucht, im fünf und sechzigsten Jahre seines Lebens, im acht und vierzigsten seiner Regierung. — Leopold besaß nicht jene Fülle, Rüstigkeit und Gesundheit, deren die meisten Habsburger sich erfreuten; seine Gestalt war klein und schwächlich, seine Gesichtsfarbe bleich; die stark hervor ragende Unterlippe vermehrte den ununterbrochenen Ernst seiner Züge. Die Formen der spanischen Etiquette beobachtete er mit großer Sorgfalt und unter jedem Verhältnisse, selbst das engere Familienleben nicht ausgenommen. Weil er, in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt, sich, im Geiste der Zeit, ganz den speculativen Studien hingegeben hatte, blieb ihm das praktische Leben großentheils verschlossen, und er faßte dasselbe mehr vom wissenschaftlichen Standpunkte, als nach seiner inneren Natur und Wesenheit auf, wodurch sein guter und reiner Wille meist fremdem Rathe und fremdem Willen verfiel, der nicht immer zum Heile und Nutzen führte. Je schwerer sein Vertrauen zu gewinnen war, desto unbegränzter schenkte er es Demjenigen, welchem es gelungen, dasselbe zu erringen. Ungeachtet seines tiefen Ernstes, besaß er ein weiches und mildes Herz; Bitten zu versagen, fiel ihm unbeschreiblich schwer, und wo seine äußere Würde es zu verbieten schien, spendete er doch heimlich Almosen aus, welche die Kräfte seines Schatzes nicht selten überstiegen. Gegen alle Verbrechen, außer in Religions- und Staatssachen, übte er eine oft zu weit getriebene Nachsicht, welche, in vielen Fällen gemißbraucht, namentlich zu einer großen Bestechlichkeit unter den Geschäftsmännern führte; daher Montecuculi einmal mit militärischer Unumwundenheit dem Kaiser schrieb: er möge künftig die Operationsplane und Armeebefehle lieber gerade nach Paris schicken, damit der Feind wenigstens an der Aufrichtigkeit dieser Mittheilungen zweifle; denn bisher habe er dieselben immer früher aus den Bewegungen und Gegenanstalten der Feinde errathen, als er sie aus Wien erhalten habe. Leopold war tief und innig fromm, und wirkte für Gedeihen und Ausbreitung des katholischen Glaubens mit Wärme und Eifer, doch, so

ohne Härte. Nicht so gemäßigt, als er, waren in diesem

Räthe, deren Verfolgungsgeist in Schlesien und Ungarn

nd erbitterte, und in diesem Lande immer neues Oel

in die Flamme des Bürgerkrieges goß; auf anderer Seite (1669—1670) die Juden aus Wien verbannte und ihr Quartier, in dem unteren Werd, in die jetzige Leopoldstadt verwandelte. Leopold liebte und unterstützte die Wissenschaften, und gehörte selbst zu den gelehrtesten Fürsten. Er besaß gediegene Kenntnisse in der Alterthumskunde, Numismatik, im römischen Rechte, in der Bau- und Befestigungskunst, und verwendete beträchtliche Summen auf Denkmäler und Gebäude. Sein außerordentlich scharfes Gedächtniß unterstützte seinen Fleiß; die griechische Sprache war ihm nicht fremd, und die lateinische dergestalt geläufig, daß er in Bittschriften und Zueignungen unrichtige Ausdrücke selbst verbesserte. Deutsch, französisch, italienisch und spanisch sprach er mit Fertigkeit, und auch mehre slavische Sprachen verstand er; doch war er der französischen so sehr abgeneigt, daß sie von seinem Hofe durchaus verbannt blieb. Er war der Stifter zweier Universitäten, zu Innsbruck und Breslau; mehre andere vervollkommnete er, und besetzte sie mit den berühmtesten Lehrern seiner Zeit. Durch seine Freigebigkeit und den Eifer seines Hofbibliothekdirectors, des verdienstvollen Peter Lambeck (Lambecius), dessen Büchersammlung Leopold für drei und zwanzig tausend Gulden an sich brachte, wurde die kaiserliche Hofbibliothek mit den werthvollsten Büchern und Manuscripten bereichert. Auch stellte der Kaiser sich selbst an die Spitze der Leopoldinischen Akademie der Naturforscher in Deutschland, stiftete das sogenannte kaiserliche Collegium der Historie, mit der Bestimmung, vollständige Spezialgeschichten der deutschen Reichslande, und dadurch des gesammten Reiches, zu Stande zu bringen, und ermunterte und veranlaßte das, von Weigl errichtete Collegium für Künstler und Mathematiker zu Nürnberg. Seine strenge Etiquette that der Aufrichtigkeit seines Gemüthes und seinem das Wahre suchenden und gern ertragenden Freisinne, keinen Abbruch. Daher legte er es dem Lehrer seines Sohnes Joseph, dem Freiherrn Wagner von Wagenfels, an das Herz, in der Geschichte seiner Zeit alle von ihm begangenen Staatsfehler unverhohlen anzugeben, und machte dieselbe Freimüthigkeit auch dem niederösterreichischen Statthalter, Grafen von Jörger, der die Begebenheiten unter Leopold's Regierung beschrieb, zur Pflicht.

Seine inneren Einrichtungen werden wir weiterhin im nächsten Culturabschnitte kennen lernen. Unter seiner Regierung wurde das österreichische Gebiet, theils durch Erbschaft und Unterhandlungen, theils durch siegreiche Feldzüge, beträchtlich vermehrt; nur die Vorlande waren, durch Abtretung

des Elsasses an Frankreich, enger begränzt worden. Nach dem Aussterben der habsburgisch-österreichischen Nebenlinie 1665, fielen dem Kaiser Tyrol und die Vorlande; 1675 nach dem Ausgange der schlesischen Piasten, die Fürstenthümer Brieg, Liegnitz und Wohlau zu, wobei Brandenburg zwar für seine Ansprüche den Schwiebuser Kreis erhielt, denselben aber 1695 zurück gab. Endlich wurde, wie wir wissen, durch den Karloviczer Frieden der Kaiser in dem Besitze Siebenbürgens und der, den Türken entrissenen Comitate und Bezirke in Ungarn, Slavonien und Kroatien bestätigt. Der österreichische Länderbestand, den er bei seinem Regierungsantritte mit 6837,$_{48}$ geographischen Quadratmeilen übernahm, betrug deren, bei seinem Tode, 9069,$_{21}$.

Von fünfzehn Sprößlingen — fünf Prinzen und zehn Prinzessinnen — welche Leopold mit drei Gemalinnen erzeugt, starben neun in zarter Jugend. Von den übrigen gebar die Kaiserin Margaretha Theresia, Infantin von Spanien († 1673), die Erzherzogin Maria Antonia, welche sich 1685 mit dem Kurfürsten Maximilian II. Emanuel von Baiern vermälte, und 1692 starb. Leopold's zweite Gemalin war die Erzherzogin Claudia Felicitas von Tyrol (vermält 1673, gest. 1676); die dritte, Eleonora Magdalena Theresia von Pfalz-Neuburg (vermält 1676, gest. 1720). Letztere gebar die nachmaligen Kaiser Joseph und Karl, dann die Erzherzoginnen Maria Elisabeth, Regentin der Niederlande (geb. 1680, gest. 1741); Maria Anna, seit 1708 König Johann's V. von Portugal Gemalin (geb. 1683, gest. 1754); und Magdalena Josepha (geb. 1689, gest. 1743).

Sechzehntes Buch.

Die Regierungszeit Kaiser Joseph's I.; von 1705 bis 1711.

Der sieben und zwanzigjährige Joseph (geb. 26. Juli 1678) übernahm die Regierung des Reiches, wie seiner Erbstaaten, unter schwierigen Verhältnissen; denn gegen Frankreich und dessen Bundesgenossen währte der Kampf um die spanische Krone fort, und im Innern Ungarns gährte

und glühte der Aufstand der Kuruzzen. Zum Glücke hatte der junge Monarch schon in den letzten Monaten der Regierung seines Vaters, thätigen Antheil an denselben genommen, und sich daher, als er selbst den Thron bestieg, die Zügel mit bereits geübter Hand fest. Den Kurfürsten stellte er, als unmittelbarer Kaiser, eine neue Wahlcapitulation aus, die er ihnen bei seiner Erhebung zum römischen Könige (24. August 1690) abgezwungen hatte, und bestätigte die Freiheiten des Reichstages zu Regensburg.

Den Krieg gegen Frankreich betrieb Joseph mit großem Eifer, und stellte dem Prinzen Eugen von Savoyen, unter dessen ruhm- und siegreichem Commando 1705 das kaiserliche Heer in Italien stand, welches den Herzog von Savoyen zu unterdrücken bestimmt war, nicht seltene Hand, denn zuvor. Während aber Eugen dieses Heer bei Roveredo sammelte, und dann an die Chiese rückte, eroberten die Franzosen Mirandola, Villafranca, Verona und andere Orte, und besetzten darauf Turin. Um sich mit dem Herzoge zu vereinigen, hatte Eugen sein festes Lager bei Carpi an der Chiese verlassen, und zog über den Oglio an die Adda. Die Schlacht bei Cassano zwischen Eugen und Vendome (16. August) entschied Nichts; Jener vermochte nicht, nach Piemont vorzudringen, Dieser sich mehr von der Adda zu entfernen und Turin zu belagern. Die Franzosen schlossen den Feldzug mit der Einnahme Mantuas und des Schlosses von Nizza.

In Deutschland wurde der Plan, von Trier in die Champagne einzudringen, durch Uneinigkeit zwischen Marlborough und Ludwig von Baden, und durch das theils laue, theils unwillfährige Einverständniß der deutschen Reichscontingente, vereitelt. Villars und Marsin überwältigten zu Anfang Julis die Weißenburger Linien, warfen hierauf bei Hagenau zurück geschlagen. Die Deutschen unter Ludwig von Baden eroberten im September die Linien bei Pfaffenhofen, und die Städte Drusenheim und Hagenau. Zu Ende Junis eröffnete Marlborough das von Villeroi belagerte Schloß von Limet, nahm (11. Juli) Hun, und besetzte sohin Tag hinter die französischen Linien bei Tillemont. In Spanien suchten die Franzosen die Belagerung Gibraltars in eine Blockade [illegible] Allianzarmee suchte in die Hände [illegible] Schiffen, die jedoch von der [illegible] Belagerung von Gibraltar abstehen mußten. Karl (als König von Spa[illegible] von Oesterreich) hielt endlich (9. October) Ba[illegible] Pon[illegible] und Valencia huldigten

ihm. Gegen die Kurfürsten von Baiern und Köln wurde, weil sie auf Seite der Franzosen, am 29. April 1706 die Reichsacht ausgesprochen.

Das Gelingen des Rheinfeldzuges 1706 scheiterte ebenfalls an der Lauheit der deutschen Stände, die ihre Contingente entweder später, oder gar nicht schickten. Villars entsetzte (1. Mai) das von Ludwig von Baden belagerte Fort Louis, und nöthigte dann Denselben zum Rückzuge hinter den Rhein, in die Linien von Stollhofen. In den Niederlanden erfocht Marlborough (23. Mai) bei Ramillies einen glänzenden Sieg über Villeroi und den Kurfürsten von Baiern, eroberte dann Brabant, Flandern und Hennegau für Karl III., und befreite solchergestalt die Niederlande. In Italien schlug zwar Vendome (19. April) das kaiserliche Corps des Generals Reventlau, bei Calcinatto an der Chiesa; aber Eugen eilte jetzt nach Piemont, vereinigte sich mit dem Herzoge von Savoyen bei Carmagnola, und besiegte (7. September) das, Turin belagernde, Heer der Herzoge von Orleans und la Feuillade, welches in größter Verwirrung über Pignerole nach Frankreich flüchten mußte. Eugen eroberte nun die Lombardie, der Herzog von Savoyen Piemont. Der Kaiser belehnte durch ein Edict vom 12. Februar 1707 seinen Bruder, den König Karl III., mit dem Herzogthume Mailand, den Herzog von Savoyen (23. Februar) mit den vier mailändischen Bezirken Alessandria, Valenza, Lomellina und Val di Sessia; während die französischen Heerestrümmer in Italien (13. März 1707) capitulirten, alle von ihnen besetzten festen Plätze räumten, und dagegen freien Abzug über die Alpen zugestanden erhielten.

In Spanien entsetzte 1706 die alliirte Flotte das von den Franzosen zu Lande und zur See belagerte Barcelona (11. Mai). Der von den Alliirten verfolgte Philipp räumte (21. Juni) Madrid, und eilte nach Burgos, worauf (24. Juni) die Portugiesen und Engländer in die Hauptstadt Spaniens rückten, und Karl III. (2. Juli) daselbst als König ausgerufen wurde; obgleich Karl, damals eben zu Saragossa die Huldigung einnehmend, nicht in Madrid erschien. Die Alliirten verließen die Hauptstadt im September, um über dem Tajo zurück zu gehen, und Philipp zog (22. September) wieder in Madrid ein, indeß Karl III. in Arragonien die Winterquartiere bezog.

Im Mai des folgenden Jahres (1707) wendete sich der Graf Wirich von Daun mit acht tausend Mann gegen Unteritalien, und unterwarf sich binnen drei Monaten das ganze Königreich Neapel. Im Juli rückten der

Herzog von Savoyen und Prinz Eugen mit dreißig tausend Mann durch Savoyen in die Provence, belagerten aber fruchtlos Toulon, und kehrten im September nach Italien zurück, wo Eugen (3. October) Susa eroberte. Am Rheine hatte, nach dem Tode Ludwig's von Baden, der Markgraf Christian Ernst von Baireuth das Commando über das Reichsheer, wurde durch Villars (23. Mai) aus den Linien von Stollhofen verdrängt, und bis nach Ellwangen sich zurück zu ziehen genöthigt, worauf die Franzosen, nicht nur den fränkischen und schwäbischen Kreis, sondern auch einen Theil der österreichischen Vorlande überschwemmten und brandschatzten, und Villars bis Schwäbisch-Gemünd vordrang, bis, nach mittlerweile eingetroffener Verstärkung, der Markgraf (im August) die Franzosen bis an den Rhein, und hinter die Murg bei Rastadt zurück warf, nach diesem Siege aber das Commando dem Kurfürsten Georg Ludwig von Hannover übergab. Bei Offenburg erlitt (24. September) das französische Corps unter Vivans, durch den Grafen Mercy eine Niederlage, und bald darauf wurde Villars durch Mangel an Lebensmitteln über den Rhein zurück zu gehen gezwungen. In Spanien schlug (25. April) der Marschall Berwick die Alliirten unter Galloway, und unterwarf die Königreiche Valencia und Aragonien.

In dem folgenden Feldzuge (1708) befehligten Eugen und Marlborough gemeinsam das alliirte Heer in den Niederlanden, welches, trotz seiner Schwäche, den Franzosen so furchtbar werden sollte. In der großen Schlacht bei Oudenarde (11. Juli) siegten jene beiden großen Feldherren über Bourgogne, Vendome und Matignon. Lille, Gent, Brügge und andere Städte wurden in Folge dieses Sieges eingenommen, und der Eingang in das Herz Frankreichs schien offen zu stehen. Bei der Annäherung der Alliirten mußte der Kurfürst auch die unternommene Belagerung Brüssels, mit Zurücklassung von Geschütz und Munition, aufheben. Minder entscheidend waren die kriegerischen Ereignisse am Oberrhein, wo der Kurfürst von Hannover mit dem schwachen Reichsheere sich auf keine größere Unternehmung einlassen konnte. In Spanien eroberten die Franzosen Alcoy, Tortosa, Denia und Alicante, worauf der Feldmarschall Graf Starhemberg den Befehl über Karl's III. Heer in Spanien übernahm. Sardinien und Minorca fielen in die Hände der Engländer.

Papst Clemens XI., der Sache der Bourbons zugethan, schritt wegen der Einquartierung kaiserlicher Tru[illegible] Piacenza, über welche

Länder der römiſche Stuhl die Oberlehensherrſchaft anſprach, zu Proteſtationen, drohte mit dem Banne, und weigerte ſich zugleich, Karl III. als König von Spanien anzuerkennen. Im Mai 1708 ließ der Kaiſer das in der päpſtlichen Provinz Ferrara gelegene Commachio, als ein deutſches Reichslehen, beſetzen; worauf der Papſt ein Corps von fünf und zwanzig tauſend Mann ſammeln und dort die Feindſeligkeiten eröffnen ließ, bei Daun's Eindringen in den Kirchenſtaat aber ſich nachgiebiger zeigte. Den Unterhandlungen folgte (15. Januar 1709) der Friede, und der Papſt erkannte durch ein Breve (vom 10. October) Karl III. als König von Spanien an. Der Herzog von Savoyen und Daun eroberten in dieſem Feldzuge die Forts Exiles, Perouſe und Feneſtrelles, an der Gränze der Dauphiné. Der Herzog Karl IV. von Mantua wurde, wegen ſeiner Verbindung mit Frankreich, (30. Juni 1708) in die Acht erklärt, und ſtarb eine Woche ſpäter. Seine erledigten Länder beſetzte der kaiſerliche Oberfeldherr, Erbprinz von Heſſen-Kaſſel. Die Linie der Gonzaga's von Guaſtalla erhielt Bozzolo, Sabbionetta, Oſtiano und Pomponesco, und der Herzog von Savoyen wurde (7. Juli) mit dem mantuaniſchen Antheile von Montferrat belehnt; das Herzogthum Mantua aber verlieh der Kaiſer ſeinem Bruder, dem Könige Karl von Spanien. Die Kurwürde des geächteten Herzogs von Baiern übertrug der Kaiſer (23. Juni 1708) auf den Pfalzgrafen Johann Wilhelm, und belehnte Denſelben zugleich mit der Oberpfalz, der Grafſchaft Cham, und den in erſterer gelegenen böhmiſchen Lehen. Am 30. Juni nahm das Haus Oeſterreich von der, in den letzten Jahrhunderten nicht benutzten, böhmiſchen Kurwürde auf's Neue Beſitz, und der königlich böhmiſche Geſandte begann deren Ausübung. Das Königreich Böhmen, welches während jener Zeit ſich, als vom deutſchen Reiche beinahe unabhängig gebahrt hatte, übernahm nun wieder die Obliegenheiten jedes anderen Reichslandes, ſammt den damit verbundenen Rechten und Anſprüchen.

Ludwig XIV., durch Kriegsunglück am Rheine wie in Italien, durch Geldmangel, inneren Aufruhr, und die Fortſchritte der Kaiſerlichen in Spanien gedrängt, hatte ſchon im October durch den Kurfürſten von Baiern Friedensanträge machen laſſen. Er bot den Oeſterreichern Spanien und Indien, den Holländern die Niederlande, mit dem Rechte, ſie weiter an Karl von Oeſterreich abzutreten, und verlangte zuletzt für Philipp nur Neapel und Sicilien, was damals noch in Deſſen Händen war. Er wollte Anna

als Königin von England anerkennen, günstige Handelsverträge abschließen, und Landau nebst Kehl, für Breisach zurück geben. Aber auf kaiserlicher Seite bestand man auf der Erfüllung des vollen Rechtes, nämlich, daß die ganze spanische Monarchie für Karl III. erobert, und alles Besitzthum der geächteten Kurfürsten von Köln und Baiern eingezogen werde, um so mehr, da man mit gutem Grunde befürchtete, daß Ludwig durch jene Anerbietungen die Verbündeten nur täuschen und trennen wolle. Auch Marlborough trat, schon um seine Bedeutung als Feldherr nicht zu verlieren, der Ansicht des Kaiserhofes bei, und sein Einfluß siegte in England, wo (22. December 1707) die Königin und das Parlament den Beschluß faßten: nur unter der Bedingung solle Friede geschlossen werden, daß die ganze spanische Monarchie an Oesterreich, und Nichts davon an Frankreich gelangen dürfe.

Die Folge davon war, daß zu Anfang Juni's die Unterhandlungen abgebrochen, die Feindseligkeiten wieder eröffnet wurden. Am Rheine wurde mit abwechselndem Erfolge gefochten. Mercy wurde am 26. August 1709 bei Rumersheim durch den französischen General du Bourg geschlagen, und dadurch der Uebergang über die Rhone vereitelt. Dann rückte im Juli aus Piemont in Savoyen ein, eroberte die französischen Verschanzungen in der Tarantaise bei Moutiers, dann diese Stadt, nebst Conflans und Annecy, wurde aber durch Mercy's Niederlage von dem Rheinübergange abgehalten, und durch Mangel an Proviant zum Rückzuge nach Piemont genöthigt. In den Niederlanden hatten Eugen und Marlborough (13. Juli) Tournay, und (3. September) dessen Kastell erobert. Am 11. September wurde Villars bei Malplaquet geschlagen; am 20. October Mons eingenommen. Hingegen erlitten in Spanien die Alliirten unter Lord Galloway (7. Mai) an dem Segurafluße, in der Ebene von Gudina, eine Niederlage. Doch eroberte Starhemberg (im August) Belaguer in Catalonien.

Frankreichs Bedrängniß wuchs mit jedem Tage. Zu dem Kriegsunglücke gesellten sich dort Mißernten, und 1709 ein so entsetzlicher Winter, daß fast alle Oelbäume und Weinstöcke gefroren, eine furchtbare Hungersnoth eintrat, und alle Mittel unzureichend blieben, [redacted] vor der äußersten Noth zu schützen. [redacted] das fran[redacted] in einem bejammernswerthen Zustand[redacted] S[redacted] mittel gefunden. Die Soldat[redacted] bekommen. Die Rathgeber

Frieden schließen müsse. In dieser Absicht eilte der Präsident Rouillé im März 1709 nach den Niederlanden, und als zweimonatliche Verhandlungen mit holländischen Abgeordneten in Mardyk und Wörden nicht zum Ziele führten, ging der Marquis Torcy zu gleichem Zwecke nach dem Haag, wo Demselben (28. Mai) folgende Präliminarartikel vorgelegt wurden: Der König von Frankreich erkennt Karl III. als Herrn der ganzen spanischen Monarchie an (nur mit Ausnahme dessen, was Savoyen und die Niederlande erhalten), und entsagt derselben für immer. Er unterstützt seinen Enkel Philipp auf keine Weise, und wird, im Fall dieser binnen zwei Monaten nicht einwilligt, mit den Alliirten Maßregeln ergreifen, um ihn zu zwingen. Die Königin von England und die Erbfolge des Hauses Hannover wird anerkannt, der Prätendent entfernt, Terreneuve abgetreten, Dünkirchen, Hüningen, Neubreisach und Fort Louis geschleift. Straßburg, Kehl, Breisach und Landau gibt der König zurück, und behält nur das ihm im westphälischen Frieden buchstäblich Zugesicherte. Die Holländer erhalten mehre Städte, (so Fürnes, Menin, Ypern, Commines, Lille, Tournay, Condé und Maubeuge) als sichernden Gränzwall; der Herzog von Savoyen aber Exiles, Fenestrelles, Chaumont und einige andere Bezirke. Alle seit 1664 erlassene, den Niederländern nachtheilige Gesetze hören auf, und Frankreich handelt nie unmittelbar nach dem spanischen Indien. — Ludwig widersprach blos der Schleifung von Hüningen und dem Verlassen der Kurfürsten von Baiern und Köln, deren Schicksal man durch Kaiser und Reich entscheiden lassen wollte, gab aber zuletzt auch hierin nach, und beharrte nur darauf, daß er zwar seinen Enkel Philipp nicht unterstützen wolle, ihn aber unmöglich selbst bekriegen und vom Throne stürzen könne. Hierzu kam, daß, wenn Ludwig auch Alles eingehen, heraus geben, Festungen schleifen wollte u. s. w., man ihm doch nur einen zweimonatlichen Waffenstillstand bewilligte, und sich vorbehielt, den Krieg zu erneuern, so fern in dieser Frist nicht jede Bedingung erfüllt sey; was zunächst in Beziehung auf die Schleifung der Festungen und die Vertreibung Philipp's, für welchen in Spanien selbst sich eine große und mächtige Partei erhob, ganz unmöglich war.

Bei diesen Verhältnissen verwarf Ludwig XIV. die ihm vorgelegten Friedensbedingungen, erklärend: er wolle lieber seine Feinde, als seine Kinder bekriegen. Aber die erwähnte Niederlage der Franzosen bei Malplaquet dämpfte seinen Stolz abermals, und er sendete im März 1710 den Marschall

Hurelles und den Abt Polignac nach Holland, um die Friedensunterhandlungen wieder anzuknüpfen. Sie traten in Gertruidenberg unmittelbar blos mit den holländischen Abgeordneten Buys und van der Dyssen zusammen; obgleich Oesterreich und England den wesentlichsten Einfluß behielten. Ueber das im vergangenen Jahre Nachgegebene, räumte Ludwig XIV. allmälig noch ein: er wolle den buchstäblichen Inhalt des westphälischen Friedens anerkennen; sich für seinen Enkel mit Sicilien und Sardinien begnügen; wenn Dieser die Bedingungen ablehne, ihn nicht allein in keiner Weise unterstützen, sondern auch monatlich eine Million Livres zur Kriegführung wider ihn zahlen, und hiefür französische und holländische Banker als Bürgen stellen, ja einige Städte und Festungen, selbst Valenciennes, als Pfand einräumen. Aber je mehr Ludwig bot, desto mehr forderten seine Gegner, desto lauter widersprachen sie seinen Vorschlägen, und jener stolze König, der im Glücke keine Schonung und Mäßigung kannte, erfuhr nun im Unglücke den Druck solcher Behandlung an sich selbst. Der österreichische Botschafter, Graf Sinzendorf, nannte in einer Staatsschrift den Antrag: Philipp mit Sicilien abzufinden, ungerecht, verfänglich und verwerflich, und Karl III., unbegnügt mit der ganzen spanischen Monarchie, verlangte außerdem noch Roussillon und alles im pyrenäischen Frieden an Frankreich Abgetretene. — Sogleich nach dem Empfange jener Erklärungen, brachen die französischen Bevollmächtigten die Verhandlungen ab, und verließen am 25. Juli 1710 Gertruidenberg.

Es schien, daß Ludwig XIV. durch die Nachgiebigkeit und doch Beharrlichkeit, die er diesmal zeigte, das ihm untreu gewordene Glück zurück trotzen sollte; denn, obgleich auch jetzt noch der Erfolg der Waffen ihn meist im Nachtheile ließ, gestalteten sich doch im Allgemeinen die Verhältnisse wieder zu seinen Gunsten. Eugen und Marlborough eroberten 1710 in den Niederlanden Douai, Fort Scarpe, Bethune, St. Venant und Aire. Die Schwäche der Reichsarmee war Ursache, daß am Oberrheine Nichts unternommen wurde. In Italien ging aus dem, im vergangenen Jahre zwischen dem Herzoge von Savoyen und dem kaiserlichen Hofe entstandenen Zwiste über die langhischen Reichslehen, die völlige Unthätigkeit jenes Fürsten hervor. Dem kaiserlichen Feldherrn, Grafen Daun, fehlte es an den nöthigen Streitkräften, um in die, durch d[illegible] Berwick wohlbesetzte, Dauphiné einzurücken. [illegible] in Spanien [illegible]rl III. und Star-

hemberg, am 27. Juli bei Almenara, am 20. Auguſt bei Saragoſſa über die Franzoſen und Spanier, worauf im September Philipp aus Madrid nach Valladolid flüchtete, und Karl in jene Hauptſtadt einzog. Unerwartet wendete ſich die Lage der Dinge, indem die Portugieſen ſich der Vereinigung mit den Deutſchen und Engländern weigerten, die alliirte Armee (weil die für Philipp geſtimmten Catalonier bei Annäherung der Gegner ihre Dörfer verließen, und vorher Waſſer und Lebensmittel verderbten oder mitnahmen) drückenden Mangel an Mundvorrath litt, und Philipp anſehnliche Verſtärkungen erhielt. Die Folge davon war, daß Karl im November Madrid, und dann überhaupt Catalonien verlaſſen mußte, und Philipp (3. December) abermals in die Hauptſtadt Spaniens einzog. Am 9. December mußte das in der Stadt Brihuega eingeſchloſſene engliſche Corps des Generals Stanhope nach tapferer Gegenwehr, ſich aus Mangel an Pulver und Blei ergeben. Der zu ſeiner Rettung zu ſpät eingetroffene Starhemberg ſchlug und verjagte zwar am folgenden Tage in der Schlacht bei dem Dorfe Villaviciosa die Feinde, konnte aber, theils wegen ſeiner geringen Stärke, theils weil die Bauern der Umgegend ihm das Gepäck und die Beſpannung des Geſchützes geraubt hatten, und er daher die Wagen zu verbrennen, die eigenen, wie die eroberten Kanonen zu vernageln genöthigt war, endlich auch weil es ihm an Lebensmitteln fehlte und er mit der Ungunſt der Jahreszeit zu kämpfen hatte, ſeinen Sieg nicht benutzen, und mußte ſeinen Marſch nach Aragonien fortſetzen. In Catalonien verloren die Alliirten auch noch Girona an den Duc de Noailles (23. Januar 1711).

Aber mehr, als durch dieſe einzelnen Nachtheile im Felde, ſanken Karl's III. Hoffnungen durch den Miniſterwechſel in England, wo die Whigs, durch deren Beiſtand Marlborough bisher die Fortſetzung des Krieges erzwungen hatte, den Tories weichen mußten, und der Einfluß dieſes Feldherrn hiermit ſogleich gelähmt wurde. Das neue Miniſterium, an ſeiner Spitze Orford und Bolingbroke, war der Meinung, daß man, zumal nach den neueſten Waffenereigniſſen, Spanien niemals erobern, Philipp niemals zur Entſagung bewegen werde, mithin dieſen Kriegszweck gänzlich aufgeben müſſe. Die Sehnſucht nach Frieden ward in England lebhaft laut; anſtatt aber wieder den, bisher erfolgloſen Weg gemeinſamen Verhandelns einzuſchlagen, ließen die neuen engliſchen Miniſter ſchon im Januar 1711 durch den Abt Gaultier dem Könige von Frankreich gewiſſe Vorſchläge

überreichen, worauf die Unterhandlungen auf geheimen Wegen in Gang kamen.

Kaiser Joseph's reiner Wille, noch angeregt durch die Ermahnungen seines sterbenden Vaters, strebte aufrichtig dem Frieden und der Ausgleichung mit den ungarischen Mißvergnügten nach, so viel sich dies mit seiner Würde und den Rechten seines Thrones vereinbaren konnte. Kurz nach seinem Regierungsantritte erfolgte daher eine feierliche Erklärung: „er habe die Ungarn immer geliebt, nie gegen ihre Rechte und Freiheiten Etwas unternommen, noch etwaigen solchen Unternehmungen seinen Beifall gegeben. Für sie zu handeln, so lange sein Vater lebte, sey ihm vermöge seines Krönungseides verboten gewesen. Was daher vielleicht der Reichsverfassung zuwider vorgefallen, sey den Machtverwesern, nicht aber dem verewigten Könige, welcher weder davon gewußt, noch seine Einwilligung dazu gegeben, anzurechnen, am allerwenigsten aber ihm selbst. Er werde pünktlich und gewissenhaft erfüllen, was er bei seiner Krönung schriftlich verheißen und eidlich gelobt habe." Die Mißvergnügten nahmen jedoch keine besondere Kenntniß von dieser Erklärung, weil sie durch den Palatin Paul Eszterházy, welchem sie sehr abgeneigt, erlassen war. Nur Rákóczy selbst schrieb einen, Dank und Unterwürfigkeit athmenden Brief an den Kaiser, welcher, auf Eugen's Anrathen, sogleich den, den Ungarn durch seine Härte verhaßten Feldmarschall Heister abrief, und dafür den Oberbefehl über die königlichen Heere in Ungarn dem Grafen Herbeville übertrug. Trotzdem hatte der innere Krieg seinen Fortgang, und Rákóczy schrieb eine allgemeine Reichsversammlung auf das Rákoser Feld aus, die aber, nachdem Herbeville (12. August) bei Bibersburg die Mißvergnügten geschlagen hatte, nach Szecsény in der Neográder Gespanschaft verlegt, von sämmtlichen Gespanschaften und allen königlichen Freistädten — mit Ausnahme von fünf, mit deutscher Mannschaft besetzten — beschickt, und am 1. September eröffnet wurde. Hier trennten sich, nach vorgebrachten Beschwerden, die Protestanten von den Katholiken, und vereinigten sich zu einer eigenen Tafel, von welcher Trennung Bercsényi Gelegenheit nahm, auf die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Oberhauptes der Conföderation hinzuweisen. Sein Antrag wurde sogleich vollzogen, Franz Rákóczy einhällig (20. September) zum Herzoge, Führer und Oberhaupte der Conföderation ernannt, und die höchste Gewalt in allen öffentlichen Staats-, Kriegs-, Kirchen- und Finanzsachen ihm übertragen. So über-

spannt war das Vertrauen zu ihm, daß man ihm zwar fünf und zwanzig Staatsräthe beiordnete, aber ohne seine Macht an ihre Entscheidungen zu binden. Er beschwor seine Verpflichtungen in die Hände des Bischofs Telekesy, wurde, nach alter ungarischer Sitte, auf dem Schilde in die Höhe gehoben, und empfing die eidliche Huldigung der Prälaten, Staatsräthe, Magnaten und der Machtboten der Gespanschaften und der Freistädte. Die von allen Anwesenden namentlich unterzeichneten und besiegelten drei Abschriften dieser Eide wurden, eine dem Fürsten übergeben, die andere dem Primas von Polen, die dritte dem Kurfürsten von Hannover zugesendet. Hierauf wurden (30. October) zu Tyrnau Friedensunterhandlungen mit den kaiserlichen Bevollmächtigten eröffnet, an welchen englische und holländische Abgeordnete als Vermittler Theil nahmen. Man suchte hier die vorläufigen Bedingungen des Friedens festzustellen; aber während der Verhandlungen wurden gleichwohl die Feindseligkeiten fortgesetzt.

Rákóczy war nach Siebenbürgen gegangen, um diese Provinz, die sich schon früher ihm angetragen hatte, einzurichten, und suchte dem dort heran dringenden Herbeville den Paß zu verlegen. Dieser aber schlug ihn (11. November) bei Sibo, nahm Klausenburg und alle haltbaren Plätze ein, und versammelte zu Hermannstadt die siebenbürgischen Stände, welche hier dem Kaiser den Huldigungseid leisteten, und, durch feierliche Urkunde, Rákóczy's Wahl widerriefen. Auf anderen Seiten unternahmen die Conföderirten glückliche Streifzüge. Der blinde Botyani trieb von Slavoniens Gränzen an, bis in Wien's Vorstädte, Verheerung, Raub und Brand, nachdem er Földvár, Simontornya, Papa bezwungen, Stuhlweißenburg und Güns ausgeplündert und angezündet, den Ban von Kroatien, Johann Pálffy, aus dem Lande nach Bruck an der Leitha, und weiter hinter die Mauern von Wienerisch-Neustadt gejagt hatte. Nicht besser schaltete Ladislav Ordskay an beiden Ufern der March bis zur Wiener Leopoldstadt hin, und suchte durch Abschneidung aller Zufuhr auf der Donau, Preßburg und Wien mit Hungersnoth heim. Mit Anfang des nächsten Jahres (1706) wurde durch volle vier Monate, mit hochherziger Nachgiebigkeit von Seite des Kaisers, und oft kleinlichem Mißtrauen von Seite der Conföderirten, theils zu Miskolcz, theils zu Tyrnau, über die Bedingungen des Friedens fort verhandelt, und am 8. Mai zu Preßburg vorläufig ein zweimonatlicher Waffenstillstand geschlossen. Der Kaiser sendete dem Fürsten Rákóczy dessen Gemalin zu,

welche bisher in Wien in anständiger Haft gehalten worden, und ließ ihm durch den Grafen Wenzel von Wratislaw die Markgrafschaft Burgau als deutsches stimmfähiges Reichslehen, den ungeschmälerten Besitz seiner ungarischen Erbgüter, und noch andere Vortheile anbieten, unter der Bedingung, daß er seinen Ansprüchen auf Siebenbürgen entsage und, da der Kaiser ohnehin allen gegründeten Beschwerden der Ungarn abzuhelfen fest entschlossen sey, von der Conföderation zurück trete. Rákóczy, von der Selbsttäuschung befangen, daß sein Unternehmen dem Heile seines Vaterlandes gelte, lehnte diese Anerbietungen ab, und zeigte sich bereit, den siebenbürgischen Ständen sein Wahldiplom zurück zu stellen, wenn seine Person dem Vortheile dieses Landes im Wege stehe. Am 12. Juli, nach verlängertem Waffenstillstande, übergaben die Conföderirten den Vermittlern in Tyrnau drei und zwanzig Punkte als Friedensbedingungen zu weiterer Beförderung an die königlichen Bevollmächtigten. Einige dieser Bedingungen wurden von Letzteren genehmigt, andere gänzlich verweigert, die meisten auf den Landtag verwiesen. Hierüber zeigten sich die Conföderirten sehr aufgebracht, suchten in einer, den Vermittlern übergebenen Protestation, alle Schuld des mißlungenen Vergleichs von sich ab und auf die österreichischen Bevollmächtigten zu wälzen, und ließen, als Gegenantwort auf die Bemerkungen der Letzteren, eine heftige Schrift durch ganz Europa ergehen.

Nach aufgehobenem Waffenstillstande schritt man auf beiden Seiten zu neuen Feindseligkeiten. Rákóczy belagerte und nahm Gran ein (18. August), verlor aber durch des Simon Forgács Schuld Preßburg. Rabuttin zog mit kaiserlichen Truppen aus Siebenbürgen gegen Kaschau; seine Mannschaft hatte aber auf dem Marsche, weil die Gegner die ganze Straße verödet, so sehr gelitten, und die Stadt war durch die Conföderirten so gut gedeckt, daß er sich zurück ziehen mußte; er ging nach Tokay zur Weinlese, wo der unmäßige Genuß der Trauben und des Mostes die Schaaren seines deutschen Kriegsvolkes sehr lichtete. Um seinem drückenden Geldmangel abzuhelfen, schrieb Rákóczy auf einem Tage zu Rosenau bestimmte Lieferungen von Landeserzeugnissen, im Werthe von zwei Millionen aus, und brachte dadurch sein Heer wieder auf besseren Fuß. Lorenz Pekry quälte Siebenbürgen mit verheerenden Streifzügen, am Aergsten in den Stühlen sächsischen Gesammtheit wüthend, weil diese den Beitritt zur Conföderation verweigerte. Bevor noch Rabutin [illegible]

dem Rákóczy die Aufnahme in Siebenbürgen hinlänglich vorbereitet. Die Stände waren bereits zu Maros-Vásárhely versammelt, als Rákóczy einzog, um sich auf den Fürstenstuhl erheben zu lassen. Am 5. April 1707 wurde er feierlich dahin eingeholt. Vor der Huldigung legten ihm die Stände den Wahleid des Fürsten Michael Apaffy zur Unterschrift vor, aber er verwarf denselben, als die fürstliche Gewalt zu sehr beschränkend, und sie mußten sich gefallen lassen, daß er nur den Wahleid seines Großvaters, Georg's II., unterzeichnete. Sein entschiedenes Auftreten erweckte gleich Anfangs Unzufriedenheit und Widerstand gegen ihn, und grollend verließ er ein Land, zu dessen Herrscher er sich aufgeworfen, welchem er keinen Segen, und das ihm keine Befriedigung brachte.

Nach Ungarn zurück gekehrt, hielt er eine Ständeversammlung auf dem Körömer Felde bei Onod, die von ein und dreißig conföderirten Gespanschaften beschickt wurde, und welcher er selbst mit fürstlicher Pracht beiwohnte. Rákóczy rieth hier, besonders nachdem Ludwig XIV. sich geweigert hatte, mit den Conföderirten, so lange sie Unterthanen des Kaisers wären, in ein Bündniß zu treten, zur Aussöhnung mit dem Kaiser. Die Versammlung ward sehr stürmisch, und Rákóczy war nahe daran, auf seine Fürstenwürde zu verzichten; mit Gewalt mußte man ihn nöthigen, sie zu behalten. Endlich drang die von ihm nicht mehr zurück zu haltende Partei der Exaltirten durch, und in der fünften Sitzung (9. Juni) wurde der österreichischen Herrschaft abgesagt, der Thron für erledigt, Joseph für entsetzt, die Preßburger Artikel für aufgehoben, und die Ungarn für eine freie Nation erklärt. Das darüber abgefaßte Decret wurde von Rákóczy erst nach achtzig Tagen (28. August) zu Terebes bestätigt, auch gedruckt an sämmtliche Gespanschaften und alle europäischen Höfe versendet, und so der offenen Rebellion eine diplomatische Form gegeben. Paul Eszterházy protestirte in einem eigenen gedruckten Manifeste gegen diesen rebellischen Gewaltstreich der Onoder Versammlung, und machte Jene namhaft, welche mit ihm dem Kaiser treu anhingen und dem Onoder Decrete feierlich widersprachen; es waren zwei Erzbischöfe, acht consecrirte, zwölf ernannte Bischöfe, eilf Reichsbarone, sechs und zwanzig Obergespane, sechs Domkapitel, vierzig Magnaten, dreizehn königliche Freistädte, ganz Kroatien und Slavonien mit ihrem Ban. Dagegen bestand nach der Onoder Versammlung die Kriegsmacht Rákóczy's und der Conföderirten aus fünf und fünfzig Legionen, bei welchen auch ein Haufe Tataren und Kosaken

von dem eifrigen Franciscanermönche Niklas Andrási geführt, sich befand. Aber ungeachtet dieser Stärke von mehr als sechs und sechzig tausend Mann, erlitten Rakoczy und seine Feldherren von da an eine Niederlage nach der anderen. In Siebenbürgen machte Rabutin durch seinen Einmarsch, der Herrschaft Rakoczy's ein Ende. Das Glück schien Denselben für den verlorenen Fürstenstuhl durch einen Thron entschädigen zu wollen: denn nach der Entthronung August's II. durch Karl XII., bot eine polnische Partei, auf geheimen Antrag des Czars Peter, ihm die Krone Polens an, die aber Rakoczy [illegible] Selbstbeherrschung ablehnte.

[illegible] im März 1708 [illegible] zu Preßburg eröffneten [illegible] gepflogenen Unterhandlungen zu einer Einigung [illegible] Stück auf Stück, [illegible] Am 4. August [illegible] Sieghart [illegible] tausend [illegible] Mann [illegible] die [illegible] sechs [illegible] Mann [illegible] Truppen [illegible] Mann, [illegible] in [illegible] machte [illegible] der [illegible] Sommer. [illegible] zur Bewilligung [illegible] Stimmung von der

Gerichtsbarkeit ihrer Herren und von allen öffentlichen Laſten; den Witwen und Kindern der in Schlachten Gefallenen Verpflegung aus dem öffentlichen Schatze zugeſichert. Der tapfere Emerich Bezerédy und ſein Oberſtwachtmeiſter Adam Bodea wurden, weil ſie zu Heiſters Fahnen hatten übergehen wollen, enthauptet.

Zu Anfang des folgenden Jahres (1709) nahm Johann Pálffy, bei ſtrengſtem Froſte, Roſenberg ein, und führte, außer dem Freiherrn Kaſpar Revay mit der Beſatzung, noch zwei hundert Edelleute der Liptauer Geſpanſchaft zur Unterthänigkeit gegen den Kaiſer zurück; Neuhäuſel, den feſteſten Platz der Rebellen, hielt er das ganze Jahr hindurch geſperrt. Der Kaiſer, durch ſeine Siege nur noch milder geſtimmt, ließ (14. Juli) durch ein Edict abermals allen Mißvergnügten, welche in Monatsfriſt der Conföderation entſagen und ihm huldigen würden, Verzeihung, Gnade und Wiedereinſetzung in ihre Güter, ankündigen, mit alleiniger Ausnahme der Häupter der Empörung, Rákóczy und Bercſényi. Dies bewirkte ſtarken Abfall unter den Verbündeten, und erleichterte dem Feldmarſchall Heiſter die Einnahme der feſten Sümegher Burg. Bei Földvár nahm Letzterer den Ladislav Fodor mit mehren vornehmen Conföderirten gefangen, und belagerte dann Simontornya, das ſich ihm auf Capitulation ergab. Auf gleiche Weiſe mußte (8. September) ihm auch Weszprim die Thore öffnen, wo Heiſter die ſieben vornehmſten Hauptleute hinrichten ließ. Hiermit waren die zwölf Geſpanſchaften Niederungarns dem Kaiſer unterworfen. Unterdeſſen war auch Bercſényi's Verſuch auf die Liptauer Geſpanſchaft abgeſchlagen worden, und bald darauf wurden durch Heiſter und den Grafen von Sickingen, Szécſén und Gács überwältigt, bei Rima-Szombath ein Heerhaufen der Rebellen geſchlagen, die Geſpanſchaften Neográd ganz, Gömör und Heves zum größeren Theile für den Kaiſer zurück gewonnen, was viele Befehlshaber der Mißvergnügten bewog, der Conföderation zu entſagen und dem rechtmäßigen Herrſcher zu huldigen. Gleichwohl waren die Empörer noch immer im Beſitze von Kaſchau, Erlau, Eperies, Bartfeld, Leutſchau, Käsmark, Zips und Neuhäuſel, welch letztere Feſtung Johann Pálffy bisher vergeblich zu nehmen ſich bemüht hatte. Aber das nächſte Jahr (1710) brachte noch entſcheidendere Nachtheile für die ſinkende Conföderation. Leutſchau ging (22. Januar) verloren, und am nämlichen Tage lieferte der Graf Damian von Sickingen, aus ſeinem Winterlager bei Vadkert an der Eypel, dem Rákóczy und Bercſényi bei Romhány

eine große Schlacht; die letzte, in welche die Conföderirten sich einlassen konnten, und die, als sie nach bereits erfochtenem Siege voreilig der Beute nachjagten, sich für sie in die schmählichste Niederlage verwandelte. Später ergaben sich Neuhäusel und Bartfeld den kaiserlichen Feldherren; Szolnok wurde nach kurzer Belagerung genommen, mehre Streifcorps der Empörer aufgerieben. In der Gömörer Gespanschaft gingen Krasznahorka und andere feste Schlösser über, und der Abfall des Adels von der Conföderation war dort allgemein.

Je siegreicher der Kaiser Joseph der Empörung gegenüber stand, desto weniger verletzte es seine Würde, desto höher ehrte es sein Gefühl, daß er auch jetzt noch den Mißvergnügten auf die mildesten Bedingungen Frieden und Aussöhnung bot. Diesmal wurde von ihm Johann Pálffy mit diesem Geschäfte betraut. Derselbe war alle Forderungen der Conföderirten zu bewilligen ermächtigt: nur auf dem Erbfolgerechte des österreichischen Hauses und auf Aufhebung der bekannten, berüchtigten Klausel in dem Decrete Andreas II. sollte er, wie billig, fest und unwiderruflich bestehen. Pálffy unterzog sich seinem Auftrage mit Eifer und Umsicht; er lud Alexander Károlyi zu Friedensunterhandlungen ein, und führte unterdessen seine Truppen vor Erlau, welches die dortigen conföderirten Befehlshaber (29. November) ihm überlieferten. Nachdem (10. December) auch Eperies übergegangen war, ließ er die verschiedenen Heeresabtheilungen bei Patak, Eperies und Göncz das Winterlager beziehen, wodurch zugleich Kaschau, der wichtigste Platz der Conföderirten, eingeschlossen wurde.

Am 30. Januar 1711 hatte Pálffy in dem Dorfe Vaja in der Szabolcser Gespanschaft eine persönliche Zusammenkunft mit Rákóczy, der, durch Niederlagen gebeugt, sich geneigt zeigte, die ihm dargebotenen Gnaden und Vortheile anzunehmen, dagegen seinen Ansprüche auf Siebenbürgen zu entsagen, und dem Kaiser seine Unterwerfung brieflich zu bezeugen. Rákóczy erklärte bei den Unterhandlungen, Nichts, als was Ungarns Wohlfahrt fordere, erlangen zu wollen, aber ohne vorläufige Berathschlagung mit dem ihm beigeordneten Staatsrathe und den conföderirten Ständen, Nichts zum Vortrage zu bringen. Hierauf meldete er seinen Anhängern den Zweck und Inhalt seiner Unterredung mit Pálffy, verbürgte ihnen des Kaisers Aufrichtigkeit, und forderte sie auf, sich Demselben zu unterwerfen, um dem schlimmeren Wechsel der Dinge zu entgehen. Dann schrieb er den verabredeten Brief an den Kaiser, obwohl in stolzeren Ausdrücken, als in seiner Lage ihm geziemt

hätte, und legte dann zu Munkács den verſammelten ungariſchen und ſiebenbürgiſchen Staatsräthen zwei wichtige Punkte zur Entſcheidung und Beantwortung vor; erſtens: was von dem Tyrnauer Vertrage, ohne Gefährdung der Nationalfreiheit nachgelaſſen werden könne? Sie erklärten einſtimmig, daß auch nicht eine der Tyrnauer Bedingungen erlaſſen werden dürfe. Hiermit unzufrieden, ſtellte er die zweite Frage: ob er ſich in der Munkácser Burg einſchließen, oder nach Polen ziehen ſolle, um dort mit dem ruſſiſchen Czar wegen Waffenbeiſtandes zu unterhandeln? Nachdem ſie, wie er erwartet, ſich für das letztere entſchieden, erklärte er den ſiebenbürgiſchen Staatsräthen: nach Pálffy's Verſicherung ſey der Kaiſer bereit, den Ständen Siebenbürgens Alles, was ſie begehrten, nur nicht die Beſtätigung ſeiner (der Rákóczy'ſchen) Fürſtenwahl zu gewähren. Er wolle ferner ihrer Ruhe nicht im Wege ſtehen, ſondern ſey bereit, ihnen das Wahldiplom zurück zu geben, und den ihm geleiſteten Huldigungseid ihnen zu erlaſſen, unter der Bedingung, daß auch ſie ihn von der eidlich angelobten Pflicht, ohne Einwilligung der Stände von dem Fürſtenſtuhle nicht abzutreten, losſprächen. Dazu hatten ſie keine Vollmacht, und nahmen daher auch das Wahldiplom nicht zurück, ſtimmten aber dafür, daß er nach Polen reiſen und, mit einem ruſſiſchen Heere verſtärkt, zurück kehren möchte. Allein Rákóczy wußte wahrſcheinlich recht wohl, daß von dem Czaren, dem damals die Pforte den Krieg erklärt hatte, vor der Hand keine Hilfe zu erwarten ſey, und nahm dieſe Reiſe nur als ſchicklichen Vorwand zu ſeiner, von ihm beſchloſſenen Entfernung; er übergab dem Karolyi Vollmacht und Oberbefehl über das Heer, ſeinem Reichskanzler Sennyey die Munkácser Burg, und ſchied (12. Februar) aus Ungarn, ohne es jemals wieder zu betreten.

Unterdeſſen drang der Kaiſer eifrig in Pálffy, das Friedensgeſchäft zu beendigen, und ſendete ihm den Hofkriegsreferendar Karl Locher von Lindenheim zu, um zu jenem Zwecke mitzuwirken. Auf Beider Zureden, und gedrängt durch die Noth der Conföderation, leiſtete Karolyi dem Kaiſer den Eid der Treue, und reiſete dann nach Polen, um Rákóczy zur Genehmigung der mit den kaiſerlichen Bevollmächtigten eingegangenen Punkte zu bewegen. Rákóczy war dazu geneigt; aber ſeine Umgebung ſo ſehr dagegen, daß er mit Mühe Karolyi's Perſon gegen ſie ſchützte; er ſendete Letzteren mit dem Beſcheide zurück, daß er eheſtens ſich bei der nach Huszt ausgeſchriebenen Ständeverſammlung einfinden, und, nach allgemeiner Uebereins-

ſtimmung die Bedingungen des Vertrages vollziehen werde. Dies wollte Pálffy nicht abwarten, ſondern forderte, daß Karolyi, in Rákóczy's und Bercſényi's vorſätzlicher Abweſenheit, die vornehmſten Mitglieder der Conföderation eiligſt von Huszt zu ſich nach Groß-Karoly abrufe, und ihnen die Punkte des Vertrages vorlege. Es geſchah, und nicht Einer der Berufenen verweigerte die Annahme. Rákóczy wurde noch einmal mit einer Geſandtſchaft beſchickt, um ihn zur Rückkehr, zur Annahme des Vertrages und der königlichen Gnade einzuladen, bei beharrlicher Weigerung aber ihn um Losſprechung ſämmtlicher Conföderirten von dem ihm geleiſteten Huldigungseide zu erſuchen. Die Sendung war vergeblich; denn mit der bereits in ſich zerfallenen Conföderation wollte Rákóczy Nichts mehr zu thun haben, und von der Rückkehr hielt ihn ſein Mißtrauen gegen des Kaiſers Räthe ab. Kaiſer Joſeph erlebte den völligen Abſchluß dieſes Friedens nicht mehr, den er mit ſo großmüthiger Selbſtverläugnung und Ausdauer betrieben hatte. Seinen Tod wußte Pálffy auf einige Zeit den Conföderirten zu verhehlen, und brachte, am zehnten Tage nach des Kaiſers Hintritte (27. April), durch Ladislav Ebergényi die Befehlshaber von Kaſchau, Daniel Eszterházy und Johann Nyáry, dahin, daß ſie die Stadt überlieferten, und mit der ganzen Beſatzung und Bürgerſchaft dem Könige huldigten. Die minder wichtigen Feſtungen Száthmar, Sarkad, Ecſed, Somlyo und Kövár, waren ſchon früher übergeben. Am 30. April wurden auf freiem Felde bei Száthmar, in zahlreicher und glänzender Verſammlung, von Lindenheim die Friedensbedingungen in urkundlicher Ausfertigung vorgetragen, und von den Conföderirten feierlich angenommen. Ihre Feldherren und Mannſchaft ſchwuren dem Könige den vorgeſchriebenen Eid der Treue, und überlieferten Fahnen und Waffen. Am anderen Tage (1. Mai) wurde die Friedensurkunde von beiden Theilen, für die Ungarn und Siebenbürger von vier und vierzig Magnaten, Herren und Edelleuten unterzeichnet, und am 26. Mai von der Kaiſerin Mutter Eleonore, als bis zur Ankunft des Thronerben Karl aus Spanien verordneter Reichsverweſerin, beſtätigt.

Durch dieſen Friedensvertrag war dem Fürſten [redacted]ákóczy völlige Verzeihung, Wiedereinſetzung [redacted] Aemter, [redacted] Güter, Freilaſſung ſeiner, in kaiſerli[redacted]lich [redacted]ung und Georg, zugeſichert, unter [redacted] weder in Perſon oder Na[redacted]

Könige den Eid der Treue ſchwöre, in ſeine Burgen und Schlöſſer auf des Königs Koſten königliche Beſatzung einnehme; er ſollte, nach Belieben, in Ungarn oder im Auslande, von ſeinen Einkünften leben. Auch den übrigen Magnaten, Herren und Edelleuten, ſelbſt den Erben der bereits Verſtorbenen, war, nach geleiſtetem Eide der Treue, Zurückſtellung ihrer Güter, ſogar der ſchon in fremden Beſitz gekommenen, verſprochen; die gemeine Mannſchaft ſollte ſtraflos und frei nach Hauſe ziehen können. Die Siebenbürger ſollten nach ihren Geſetzen, Rechten und Gewohnheiten behandelt werden. Die kaiſerlichen Beſchwerden, die Angelegenheiten der Kumaner, Jazyger und freien Haiduckenſtädte, wurden auf den nächſten Landtag verwieſen; dort ſollten auch die Stände befugt ſeyn, von dem Könige zu verlangen, was ſie für nöthig finden würden, um ſich zu überzeugen, daß er die Rechte und Freiheiten Ungarns und Siebenbürgens aufrecht erhalten, Staats- und Kriegsämter nur an eingeborene Ungarn vergeben, und den Evangeliſchen ungefährdete Kirchenfreiheit verſtatten wolle. Bei ſchwerer Strafe war verboten, irgend Jemand ſeine Theilnahme an der Conföderation vorzuwerfen, und allen königlichen Feldherren, Obergeſpanen, Reichs- und Landrichtern nachdrücklich anbefohlen, die Geſetze und Vorrechte der ungariſchen Völker ohne Anfrage zu vollziehen und zu beſchützen.

Uebrigens war, nachdem Johann Pálffy (23. Juni) auch Munkács und Unghvár eingenommen, und die ſogenannte ſchwediſche Legion, einen Haufen ſchwediſcher, polniſcher, ruſſiſcher, türkiſcher und deutſcher Ueberläufer, ausgerottet hatte, der achtjährige, letzte bürgerliche Krieg, welcher über fünf und achtzig tauſend Menſchen aufgezehrt hatte, beendigt. Rákóczy, ſeinen früheren Anhängern ob der, nach ſeiner Meinung übereilten, Annahme jenes Friedens grollend, verließ mit einigen ſeiner vertrauteſten Freunde Polen, lebte ſechs Jahre in Paris von der Gnade des dortigen Hofes, dann achtzehn Jahre in Konſtantinopel, und ſtarb, ſechzig Jahre alt, (8. April 1735) zu Rodoſto in Beſſarabien.

Kaiſer Joſeph ſtarb am 17. April 1711 zu Wien an den Pocken, noch nicht drei und dreißig Jahre alt. Seine Gemahlin, Wilhelmine Amalie, Tochter des Herzogs Johann Friedrich von Braunſchweig-Lüneburg, und der pfalz-ſimmeriſchen Prinzeſſin Benedikte Henriette, ſtiftete als Witwe (1717) das Kloſter der Saleſianerinnen in der Wiener Vorſtadt Rennweg, und beſchloß in demſelben, in einem Alter von ein und ſiebzig Jahren (10. April 1742)

ihr Leben. Der Kaiser hinterließ zwei Töchter: Maria Josepha Elisabeth, geboren 8. December 1699, und Maria Amalie, geboren 22. October 1701. Erstere wurde (20. August 1719) mit dem Kurprinzen Friedrich August von Sachsen, nachmaligem Könige von Polen, vermält, und starb am 17. November 1755 zu Dresden, — die zweite ward (5. October 1722) die Gemahlin des Kurprinzen Karl Albrecht von Baiern, nachherigen Kaisers Karl VII., und starb zu München am 11. December 1756.

Kaiser Joseph hatte eine treffliche Erziehung genossen. Seine Hofmeister und Lehrer waren: der Fürst Karl Theodor Otto von Salm, ein gemüthreicher, erfahrener Mann; der Freiherr von Wagenfels, der durch Beispiele der Geschichte den Blick und das Urtheil des hohen Zöglings schärfte, und der fromme, aber vorurtheilsfreie Franz Ferdinand Freiherr von Rummel, welchen Joseph später (1706) zum Bischof von Wien erhob. Die Neigung seiner Jugend war der Krieg und das Leben im Felde, und bei der Belagerung von Landau bewährte er Erfahrenheit und Tapferkeit im gleichen Grade. Gleichwohl brachte er jene Lieblingsneigung edelmüthig zum Opfer, als er bei dem Heere sich durch Ludwig von Baden und durch Eugen von Savoyen ersetzt wußte, dafür aber seine Mitwirkung im Staatsrathe und in den Geschäften des Friedens desto nöthiger fand. Er war mittelgroß, seine Gestalt kräftig und von edlen Verhältnissen, seine Züge einnehmend, sein blaues Auge feurig und durchdringend. Er hatte eine hohe Stirne, blonde Haare, eine zarte, weiße überaus blühende Gesichtsfarbe, die erst durch Jagd und Sonnenhitze einem dunkleren Colorit wich. Sein heißes Blut wallte leicht auf, war aber eben so schnell wieder zu beruhigen; im Zorne übte er eine imponirende Würde; versöhnt war er von bezaubernder Güte und Herablassung; seine Unterhaltungsgabe und sein Witz belebten die Gesellschaft. Durch ihn wurde zuerst das bis dahin sorgfältig beobachtete burgundische Ceremoniel entfernt, die [illegible] Mantelkleid abgelegt und der Zwang der Etiquette gemildert. Er [illegible] Gesandten; doch seine Frömmigkeit [illegible] gegen Bekenner anderer Lehren [illegible] Protestanten [illegible] besonders die Musik [illegible] spielte, und auch componirte [illegible] und die Baukunst [illegible] seine Neigung zu einer oder

das andere, jemals seinem Herrscherberufe einen Augenblick zu entziehen. Sein Verstand war ungemein praktisch gebildet; sein Blick im Erfassen des Wahren und Wesentlichen eben so glücklich, als geübt. Er besaß ausgebreitete und gediegene Kenntnisse in der Geschichte und der Rechtsgelehrsamkeit; merkwürdig erfahren war er in den Verhältnissen seiner einzelnen Erbstaaten, und zur Verwirklichung seiner Entwürfe wußte er immer die geeignetsten Personen, die tauglichsten Mittel aufzufinden. Seinen Räthen schenkte er ein edles Vertrauen, doch ohne sich von ihnen beherrschen zu lassen. Er redete und schrieb mit Fertigkeit die deutsche, lateinische, französische, italienische, ungarische und böhmische Sprache. Nur einem solchen Geiste ward es möglich, selbst die Dauer einer kaum sechsjährigen Regierung durch bleibende und segenvolle Spuren zu bezeichnen, und es läßt diesem schönen Leben sich kein anderer Vorwurf machen, als daß es zu kurz gewesen.

Siebzehntes Buch.

Vom Regierungsantritte Kaiser Karl's VI., bis zu dessen Tode und dem Erlöschen des habsburgischen Mannsstammes; von 1711 bis 1740.

Weil Kaiser Joseph I. ohne Hinterlassung männlicher Sprößlinge aus dem Leben schied, so fielen seine Erbstaaten seinem jüngeren Bruder, dem Könige Karl III. von Spanien, zu. Diesen hielten damals die Angelegenheiten seines pyrenäischen Reiches von Oesterreich entfernt; daher bestätigte er die Kaiserin Mutter in der Regentschaft der österreichischen Erblande, und der Prinz Eugen von Savoyen, im Rathe des Friedens eben so gemäßigt und besonnen, als im Felde gewaltig und unwiderstehlich, stand ihr mit seinem erprobten Rathe zur Seite. Am 20. August 1711 wurde die deutsche Wahlversammlung zu Frankfurt eröffnet, wo mehr als Ein Bewerber auftrat. Der ehrgeizige und prachtliebende König von Polen und Kurfürst von Sachsen, Friedrich August, strebte für seinen gleichnamigen Sohn die deutsche Kaiserkrone an, ließ aber seine stolze Hoffnung alsbald wieder fallen. Ludwig XIV. brachte, aus Eifersucht gegen Oesterreich, den König von Preußen in Vorschlag, der jedoch die zugedachte Würde entschieden ablehnte. Dagegen erhoben mehre Kurfürsten ihre Stimme zu Gunsten Oesterreichs; auf die

Protestationen der geächteten Kurfürsten von Baiern und Köln wurde keine Rücksicht genommen, und auch die Bestrebungen Frankreichs, die Wahlfähigkeit jener Fürsten zu erzwingen, scheiterten. Hierüber erbittert, beorderte Ludwig den Marschall Villars, aus Flandern gegen Frankfurt zu rücken; aber Prinz Eugen beschützte die bedrohte Wahlstadt, und am 12. October wurde König Karl III. als Karl VI. einstimmig zum deutschen Kaiser erwählt. Dieser hatte in Barcelona eine Regentschaft unter dem Vorsitze seiner Gemahlin Elisabeth Christine ernannt, und war (26. September) von dort nach der genuesischen Küste abgesegelt. Nach seiner Landung bei Vado, begab er sich nach Mailand, empfing daselbst, aus den Händen des Pfalzgrafen Philipp von Neuburg das Wahldecret, reis'te von da durch das Gebiet von Venedig und durch Tirol an den Main, und wurde am 22. December in Frankfurt feierlich gekrönt.

Im Sommer 1711 stellte der Prinz Eugen einen Theil der vorher in den Niederlanden verwendeten Truppen, unter General Vehlen, in die Linien von Etlingen, und die Reichsarmee im Lager bei Mühlburg, am Oberrheine auf: Diese Truppen beobachteten die französischen Marschälle Harcourt und Bezons — deren Ersterer in den Linien von Weissenburg, der Zweite bei Offenbach hinter der Kintzing lagerten — und die drei übrigen, bei Stollhofen, Seltz und Breisach aufgestellten feindlichen Corps. Im August führte Eugen das Hauptheer von Mühlburg bei Philippsburg über den Rhein, in das Lager nächst Speyer, während französische Truppen in das Breisgau übersetzten; bei welchen Bewegungen es bis zum Einrücken beider Heere in die Winterquartiere blieb. In Italien verdrängte der Herzog Victor Amadeus mit seinen, zum Theil aus Oest erreichern unter dem Feldmarschall Daun bestehenden Heere, die Franzosen aus Savoyen, bedrohte die Dauphiné mit einem Einfalle, zog sich jedoch im Herbste wieder nach Piemont zurück. In Spanien erhielt Graf Guido Starhemberg dem König Karl die, noch in dessen Macht befindlichen Plätze, und entsetzte (22. December) die von den Franzosen belagerte Citadelle von Cardona. In den Niederlanden durchbrach Marlborough die feindlichen Linien zwischen Bouchain und Arras, und der General Fagel eroberte (12. September) Bouchain selbst.

Der Hintritt des Kaisers Joseph und der um drei Tage früher erfolgte Tod des französischen Dauphins machte der neuen herrschenden Partei in England den Abschluß ein [illegible] werther, da sie jetzt

die Macht des Kaisers Karl zu fürchten begann, der nicht nur die deutsche Krone trug und alle österreichischen Reiche und Länder beherrschte, sondern auch die ganze spanische Monarchie sein eigen nennen sollte. Die Unterhandlungen wurden, Anfangs zwischen Frankreich und England allein, mit erneuerter Lebhaftigkeit fortgesetzt, dann aber, als Ludwig's XIV. Erklärung über die stäte Trennung Frankreichs von Spanien die Friedenshoffnungen zu begünstigen schien, auch dem Kaiser mitgetheilt, welcher jedoch auf die von Frankreich modificirten Grundlagen, an der Unterhandlung Theil zu nehmen sich weigerte. Am 8. October 1711 wurden die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und England unterzeichnet, woran sich der Plan reihte, im Januar 1712 eine allgemeine Friedensversammlung in Utrecht zu eröffnen. Wegen dieser geheimen Verhandlungen und ihren, den zeitherigen Forderungen so widersprechenden Ergebnissen, erhoben die Verbündeten laute und bittere Klagen; ja, Marlborough und seine Freunde waren wohl geneigt, selbst gewaltsame Mittel für Zwecke anzuwenden, denen sie ihr ganzes Leben geweiht hatten. Aber Marlborough's völliger Sturz und seine Entlassung von allen Aemtern, schnitt die Wege hierzu ab. Prinz Eugen, der im Januar 1712 nach London reis'te, fand zwar eine ehrenvolle Aufnahme, richtete aber weder für Marlborough Etwas aus, noch bewirkte er eine Abänderung der neuen politischen Grundsätze. Den durch die Generalstaaten (29. Januar 1712) zu Utrecht wirklich eröffneten Congreß beschickte, nebst den übrigen Alliirten, auch der Kaiser mit seinen Bevollmächtigten; aber die Forderungen aller diese Mächte waren so hoch gespannt, und berührten einander auf so vielen Seiten, daß es bald zu Reibungen kam, und die gegenseitige Ausgleichung sich immer schwieriger gestaltete.

Nach dem Sturze Marlborough's hatte der Herzog von Ormond das Commando über die englische Armee in den Niederlanden erhalten, während Prinz Eugen die kaiserlichen und holländischen Truppen befehligte. Doch wurde, wegen der schwebenden Unterhandlungen, von englischer Seite der Krieg mit vieler Lässigkeit geführt, und jedes entscheidende Unternehmen absichtlich vermieden. Daher hielt Ormond im Mai 1712 den Prinzen Eugen ab, die vortheilhafte Gelegenheit zu einem Siege über Villars bei le Quesnoy zu benutzen, blieb auch während der folgenden Monate unthätig, und publicirte am 17. Juli einen zweimonatlichen Waffenstillstand, wodurch das englische Heer sich ganz von den Verbündeten trennte. Zwei Tage später

räumten die Franzoſen, in Folge der Unterhandlungen, den Engländern Dünkirchen ein; Ormond beſetzte Gent und Brügge. Unterdeſſen nahm Eugen (6. Juli) le Quesnoy, und belagerte Landrecy. Aber Villars rückte mit überlegenen Streitkräften heran, ſchlug (24. Juli) den holländiſchen General Albemarle bei Denain, und eroberte (1. Auguſt) Marchiennes, das Hauptdepot der Lebensmittel und Kriegsvorräthe Eugen's, wodurch Letzterer gezwungen war, die Belagerung von Landrecy aufzuheben. Villars überwältigte nun auch noch Douai, le Quesnoy und Bouchain. — Am Oberrhein befehligte der Herzog Eberhard von Würtemberg die in den Linien bei Etlingen und Mühlburg aufgeſtellte Reichsarmee, und ging zu Ende Juni's bei Philippsburg über den Rhein, in das Lager von Langenkandel; es kam nur zu wenigen und unerheblichen Gefechten. In Spanien mißlangen die Angriffe der Alliirten auf Venasco und Cervera. Zwar trat, zufolge der Utrechter Verhandlungen, im September die Waffenruhe ein, aber der Feldmarſchall ſetzte die Blockade von Girona und Roſas fort. In Italien ſtanden die beiderſeitigen Heere faſt in voller Unthätigkeit, an den piemonteſiſchen Gränzen einander gegenüber; höchſtens fielen kleine Streifzüge und Verheerungen einzelner Orte vor.

Am 5. November 1712 entſagte Philipp V. für ſich und ſeine Erben allen Anſprüchen auf die franzöſiſche Krone, und eine gleiche Verzichtleiſtung gaben die franzöſiſchen Prinzen (19. und 24. November) hinſichtlich Spaniens von ſich. England, das um keinen Preis Spanien mit einer anderen mächtigen Monarchie vereinigt wiſſen wollte, wurde durch dieſe Erklärungen ſehr beruhigt, und hiermit dem Kriege noch mehr entfremdet. Bereits am 19. Auguſt war zu Paris noch ein viermonatlicher Waffenſtillſtand für England, Holland und Spanien mit Frankreich zu Stande gekommen, der nachmals bis zum Frieden verlängert wurde. Am 29. Januar 1713 wurde zu Utrecht der „Barrieretractat" unterzeichnet, vermöge deſſen Holland das Beſatzungsrecht in den ſpaniſch-niederländiſchen Feſtungen Furnes, Fort Knocke, Ypern, Menin, Tournay, Mons, Charleroi, Namur, im Schloſſe zu Gent und in den Forts Perle, Philipp und Damme, ſo wie das Eigenthum der Schanze St. Donans erhielt. England verbürgte mit zehn tauſend Mann und zwanzig Kriegsſchiffen dieſe Barriere; Holland mit zwanzig Schiffen und ſechs tauſend Mann die proteſtantiſche Thronfolge in England. Der Kaiſer leiſt am 14. März zu Utrecht einen Tractat über die Räumung Spaniens,

dann, zugleich mit dem Herzoge von Savoyen, für Italien und Südfrankreich einen Waffenstillstand bis zum künftigen Frieden abschließen. Catalonien wurde im Juli von den österreichischen Truppen verlassen. Doch setzte diese Provinz, und besonders die Stadt Barcelona, den Widerstand gegen Philipp V. noch bis 1714 fort, und wurde erst nach blutigen Kämpfen bezwungen. Die Catalonen und andere Landschaften, welche Anhänglichkeit an Oesterreich gezeigt hatten, wurden dieserhalb später hart gestraft, und verloren den geringen Ueberrest ihrer Freiheiten.

Am 11. April 1713 kam zwischen Frankreich und England der lange vorbereitete Friede von Utrecht zu Stande, und alle Mächte — Spanien, Portugal, Holland, Savoyen und Preußen — schlossen, mit Ausnahme des Kaisers, sich zu derselben Zeit ihrem Beispiele an. Der Hauptinhalt aller jener Vorträge war: die protestantische Erbfolge in England wird anerkannt, und von Seite Frankreichs dem Prätendenten keine Unterstützung gewährt; Frankreich und Spanien bleiben für alle Zeit getrennt; Dünkirchen wird geschleift; Cap Breton bleibt französisch; die Hudsonsbai, Neuschottland oder Akadien in den alten Gränzen, Portroyal nebst Zubehör und Terreneuve kommen an England; Engländer und Franzosen gestehen einander in Bezug auf den Handel alle Rechte der begünstigtsten Nationen zu, und bewilligen sich gleiche Abgaben; die Unterthanen beider Staaten können (ohne Rücksicht auf die Eigenthümer der geladenen Waaren) nach den Häfen einer Macht schiffen, welche mit England oder Frankreich in Krieg gerieth, oder schon im Kriege ist. Die Schiffahrt von feindlichen zu neutralen, und selbst von feindlichen zu feindlichen Häfen ist erlaubt. Freie Flagge macht frei Gut, von welcher Regel nur die als Contrebande bezeichneten Gegenstände ausgenommen sind. Der König von Preußen wird als solcher anerkannt, und Obergeldern ihm abgetreten; er entsagt den Ansprüchen auf Orange, und behauptet die auf Neuburg und Valengin. Der Herzog von Savoyen erhält seine Besitzungen, nebst Exiles, Fenestrelles und einigen anderen Thälern; ihm wird die Insel Sicilien abgetreten. In Hinsicht auf Handel und Schifffahrt, wird sich Frankreich für Spanien und Amerika keine größeren Vorrechte, als die früheren, bewilligen lassen. Gibraltar und Minorka werden von Spanien den Engländern abgetreten, und ihnen auf dreißig Jahre das Recht eingeräumt, die spanischen Colonien mit Negern zu versorgen. Den vereinigten Niederlanden wurde der gedachte Barrierevertrag bestätigt.

Die Anträge, welche Frankreich, von seinen übrigen Gegnern befreit, jezt dem Kaiser und Reiche in Bezug auf die Grundlagen zum Frieden machte, waren so übertriebener Art, daß die kaiserlichen Gesandten Utrecht verließen, und der Kaiser, obgleich jezt vereinzelt, den Krieg fortzusezen genöthigt war. Das Waffenglück neigte sich jedoch auf die Seite der Franzosen. Der Marschall Villars brandschazte die deutschen Länder am linken Ufer des Rheins, eroberte (20. August) Landau, und, nachdem er im September über den Rhein gegangen, auch Freiburg (16. November). Prinz Eugen war durch die Uneinigkeit der deutschen Fürsten und deren Unzuverlässigkeit in Stellung ihrer Contingente, gehindert zur Rettung dieser Pläze einzuschreiten. Der Kaiser fand sich hierdurch bewogen, seine Zustimmung zu Eröffnung neuer Unterhandlungen zu geben, zu welchem Zwecke Prinz Eugen und der Marschall Villars von ihren beiderseitigen Monarchen die nöthigen Vollmachten erhielten, und am 27. November 1713 zu Rastadt ihre Unterhandlungen begannen, die jedoch zu an den von Frankreich gestellten harten Bedingungen zu scheitern drohten. Endlich wurden (6. März 1714) die Friedenspräliminarien vorläufig abgeschlossen und von den beiden Bevollmächtigten unterzeichnet. Frankreich [illegible] auf den Grundlagen der Friedensschlüsse von [illegible] Nimwegen und Ryswick [illegible] Eroberungen in Deutschland, und [illegible] an den Kaiser, Kehl an das Reich zurück zu geben, und die am Rhein auf deutschem Gebiete angelegten Befestigungen [illegible] Frankreich [illegible] Kurfürsten von Baiern und Köln in [illegible] Würden und [illegible] die sie vor dem Kriege besessen, wieder eingesetzt werden sollten. Das [illegible] den [illegible] Theil der [illegible] über den [illegible] und [illegible] Bevollmächtigten [illegible] wurde dem Kaiser [illegible] und die [illegible] und Pläze an der [illegible] An [illegible] der Kaiser [illegible] einen Be[illegible] Die Unterhandlungen wurden [illegible] zu Baden im [illegible] und [illegible] am [illegible] der [illegible] am [illegible] der [illegible] unterzeichnet.

[illegible]

neuen Königs Georg I. wurde der Barrieretractat zwischen dem Kaiser und Holland am 15. November 1715 in Antwerpen zu Stande gebracht. Das Haus Oesterreich trat hierdurch endlich in den Besitz der gesammten spanischen Niederlande. Die beiden Mächte wollten im Frieden fünf und dreißig tausend, in Kriegszeiten vierzig tausend Mann in diesen Provinzen halten, wovon zwei Fünftheile aus holländischen, drei Fünftheile aus österreichischen Truppen bestehen würden. Dendermonde sollte eine, aus Beiden zusammen gesetzte, gemeinschaftliche Besatzung erhalten. Namur, Tournay, Menin, Furnes, Warneton, Ypern und Fort Knocke aber sollten nur allein von Holländern besetzt werden, deren Befehlshaber jedoch auch dem Kaiser den Eid der Treue leisten mußten. Der Kaiser trat an Holland einen Landstrich und einige Schanzen in Flandern, die Stadt Venlo, die Festungen St. Michael und Stewensward, und die Ammanie Montfort gänzlich ab. Mit Einschluß der Einkünfte der in Flandern abgetretenen Bezirke, sollte der Kaiser alle Jahre fünfmal hundert tausend Reichsthaler zum Unterhalte der holländischen Besatzungen, und der Festungswerke in den Barriereplätzen, beitragen. Die im westphälischen Frieden aufgestellten Verhältnisse des Handels zwischen den beiderseitigen Unterthanen, wurden bestätigt; die Schleifung der Festungswerke vom Schlosse zu Lüttich und von Huy, zugesichert.

Hiermit erreichte der langwierige und verheerende spanische Erbfolgekrieg sein Ende. Allen Staaten, welche daran Theil genommen, hatte Derselbe unzählige Leiden, Verluste an Menschen und Gütern, große Lasten und drückende Schulden auferlegt. Die dem Kaiser zugefallenen Länder lagen zerstreut, durften aber doch wohl für einen größeren Gewinn gelten, als wenn ein Nebenzweig die spanische Monarchie geerbt hätte. Den Spaniern brachte die Verkleinerung ihres Reiches weder so großen und wesentlichen Verlust, als Viele fürchteten, noch diejenigen Vortheile, auf welche Einige hofften. Das Land blieb unter den ersten Bourboniden ungefähr auf demselben Wege, wie unter den letzten Habsburgern. Frankreich würde durch den zweiten Theilungsvertrag für seine eigene Macht besser gesorgt haben, als durch die Gründung einer zweiten bourbonischen Herrscherfamilie; auch wirkten die Folgen des schweren Krieges dort am längsten und empfindlichsten. England durfte als Gewinn betrachten: daß sein Handel und Einfluß sehr erweitert, die Revolution von 1688 und die protestantische Erbfolge anerkannt, und Wilhelm's III. Plane im Wesentlichen erreicht wurden. — Holland, dessen

politisches Gewicht durch ein glückliches Zusammentreffen von Umständen und Thatsachen, mehre Jahre hindurch weit größer war, als man seiner äußeren Macht nach erwarten sollte, verkannte den rechten Augenblick, dasselbe geltend zu machen; und so war die sogenannte Barriere ein geringer Ersatz für die mit übereilter Aufopferung vergeudeten Kräfte und Schätze.

Der Tod des kriegerischen Königs Ludwig XIV. (1. September 1715) schien unter den obwaltenden Verhältnissen neue Gefahren für den kaum geschlossenen Frieden zu bringen; denn der neue König Ludwig XV., Urenkel seines Vorgängers, zählte noch nicht sechs Jahre, stand daher unter der Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans, und war überdies von schwächlicher Leibesbeschaffenheit; im Falle seines Todes ohne Hinterlassung von Leibeserben aber, würde der Regent, nach Philipp's V. Verzichtung, die nächsten Ansprüche auf den französischen Thron gehabt haben. Dieser befürchtete nun, daß Philipp, trotz seiner Entsagung, in jenem Falle Ansprüche auf die Krone Frankreichs erheben könnte, und dies bewirkte, daß er sich fester an die Seemächte anschloß, weil er von ihnen Beistand gegen seinen Nebenbuhler zu erhalten hoffte. Daher erneuerten die vordem gegen Frankreich und Spanien alliirten Mächte jetzt zum Theil ihre alten Verbindungen; indem England und Holland am 17. Februar 1716 zu Westminster einen Bund, der Kaiser und England am 5. Juni ebendaselbst eine Defensivallianz schlossen. Endlich wurde am 4. Januar 1717 im Haag das Defensivbündniß zwischen England, Frankreich und Holland unterzeichnet, welches den Utrechter Frieden bestätigte, dessen Ausführung verbürgte, und eine wechselseitige Truppenhilfe der drei Mächte festsetzte.

Durch die ungarischen Stände kurz nach seinem Regierungsantritte zur baldigen Krönung nach Preßburg eingeladen, schrieb Kaiser Karl auf den 3. März 1712 einen Landtag dorthin aus, nachdem er kurz zuvor den Szathmárer Frieden bestätigt hatte. Bald darauf stellte Karl den Ungarn auch ihre geheiligte Reichskrone zurück, welche seit neun Jahren, bei dem Ausbruche der Rákóczy'schen Unruhen, ihnen entnommen und in der Wiener Schatzkammer aufbewahrt worden war; hierauf wurde (22. Mai) im hohen Dome bei St. Martin zu Preßburg die feierliche Krönung vollzogen. Die kroatischen Stände hatte schon vorher auf dem Tage zu Agram (9. März) sich auch zur Anerkennung der weiblichen Erbfolge bereitwillig erklärt nach beendeten Krönungsfeierlichkeiten die Stände der Ungr

ſchweizeriſchen Confeſſion ihre Beſchwerden vorbrachten, erklärte der Kaiſer: es ſolle bei den Oedenburger und Preßburger Artikeln verbleiben; keine Partei auf ältere Geſetze ſich berufen; gegenſeitige Eingriffe wider jene Artikel, durch verordnete katholiſche und evangeliſche Commiſſäre abgeſtellt werden.

Seit 23. April 1708 war Kaiſer Karl mit Eliſabeth Chriſtine, des Herzogs Ludwig Rudolf von Braunſchweig-Lüneburg Tochter, vermält, und noch immer war dieſe Ehe nicht mit Kindern geſegnet worden. Um ſo mehr hielt der jetzt erſt acht und zwanzigjährige Kaiſer ſich verpflichtet, die Erbfolgeordnung in Oeſterreich durch ein ausdrückliches Geſetz gegen jeden Streit und Anſpruch feſtzuſtellen. Er that dies durch die von ihm am 19. April 1713 zu Wien in einem geheimen Staatsrathe gegebene pragmatiſche Sanction. Kraft dieſer berühmten Urkunde wurde nicht nur die, durch ältere Grundgeſetze eingeführte Untheilbarkeit der öſterreichiſchen Erbſtaaten beſtätigt, ſondern auch die Erbfolge der regierenden Dynaſtie nach den in jeder Linie derſelben damals vorhandenen Perſonen beſtimmt. Es wurde nämlich feſtgeſetzt, daß, in Ermangelung männlicher Descendenten, die Nachfolge fallen ſolle: erſtens, auf die Erzherzoginnen, Kaiſer Karl's Töchter; zweitens, auf die Erzherzoginnen, Kaiſer Joſeph's hinterlaſſene Töchter, Kaiſer Karl's Nichten; drittens, auf die Erzherzoginnen, Kaiſer Leopold's hinterlaſſene Töchter; viertens, auf alle abſtammenden Erben beiderlei Geſchlechts, durchaus nach den Grundſätzen der Primogenitur und Linealſucceſſion. Durch die pragmatiſche Sanction wurde eigentlich nichts Neues eingeführt. Was den Punkt der Unzertrennbarkeit der Erbſtaaten betrifft, ſo war dieſelbe in Oeſterreich ſeit dem Privilegium Kaiſer Friedrich's I. (ſ. Band I. S. 50), in Ungarn und Böhmen aber durch uralte, ununterbrochene Gewohnheit hergebracht, und durch Ferdinand's II. Teſtament beſtätigt, welche Beſtätigung in der pragmatiſchen Sanction eigentlich nur wiederholt wird. Die von Kaiſer Karl erklärte Erbfolgeordnung war ebenfalls den ohnehin beſtehenden Grundſätzen gemäß; denn ſelbſt in Ungarn war das unter Leopold's I. Regierung 1687 anerkannte Erſtgeburtsrecht der Erzherzoge Oeſterreichs auf die Krone Ungarns ein urſprüngliches Recht des regierenden Stammes, und die von Karl VI. feſtgeſetzte Erbfolgeordnung mit der in den erſten Jahrhunderten des ungariſchen Reiches gewöhnlichen durchaus gleich. Bei Einführung der Königswürde wurde daran Nichts geändert; nur ſtatt der, bis dahin gebräuchlichen Huldigungsfeier der Erhebung auf dem Schilde, kam nun die

Salbung und Krönung auf, ohne daß die Staatsverfassung selbst dadurch eine Veränderung erfuhr. Die Thronfolge war auch nach König Stephan's des Heiligen Zeiten erblich, und die hergebrachte Successionsordnung, die schon in der Tradition von Alom's Grundvertrag angedeutet erscheint, dieselbe geblieben. Nach den Zeugnissen der ungarischen Geschichte, der Urkunden und der beständigen Observanz, welcher die gesetzwidrigen Wahlen Wladislaw's I., Mathias I. und Johann Zápolya's keinen Abbruch thun, folgte immer der Sohn dem Vater. Unter mehren Söhnen hatte der Erstgeborene den Vorzug; die Verwandten der Seitenlinien wurden nur erst dann zur Thronfolge berufen, wenn der letztverstorbene König gar keine thronfähigen Erben hatte: thronfähig aber waren, in Ermangelung männlicher Erben, auch die Töchter. Ausdrücklich setzte die pragmatische Sanction fest, daß der Erbansprecher sich zur katholischen Religion bekennen müsse.

Die kroatischen Stände hatten, wie schon erwähnt, bereits auch für die weibliche Erbfolge sich erklärt, und auch in Ungarn wurde, wenn auch nur allmälig, die Stimmung für die Sanction gewonnen. Auf dem Preßburger Landtage (1714—1715) wurde wieder lebhaft über persönliche, kirchliche und bürgerliche Nationalbeschwerden berathen und gestritten. Aber bald wurde die Aufmerksamkeit wieder durch auswärtige Gefahren in Anspruch genommen. Die Pforte hatte im Karloviczer Frieden der Republik Venedig den Peloponnes zugesichert, konnte aber den Verlust desselben so wenig verschmerzen, daß sie neuen Krieg begann. Binnen fünf und vierzig Tagen eroberte der Großwesir ganz Morea, dazu noch die Festungen Suda und Spinalonga, das einzige noch übrige Eigenthum der Venetianer auf der Insel Candia. Weil hierdurch der Karloviczer Friede verletzt war, der Großwesir auch Ungarn zu bedrohen schien, und die Vermittelungsversuche des Kaisers fruchtlos blieben, so beschloß Derselbe, nachdem er am 13. April 1716 ein Schutz- und Trutzbündniß mit Venedig wider die Türken geschlossen, den Krieg. Der Großwesir erließ auf des Kaisers Vorstellungen ein sehr leidenschaftliches Antwortschreiben, worin es heißt: „es ist kein Zweifel, daß das von beiden Seiten zu vergießende Blut nicht nur über euch, sondern über eure Kinder und Kindeskinder bis an den jüngsten Tag Fluch und Untergang bringen wird: das Verderben kor[illegible] euren Hals!“ Der Kaiser rüstete mit Macht: die ungarischen [illegible] befestigt u[illegible] verstärkten Besatzungen [illegible] wesir

gegen die Donau, überschritt (28. Juli) die Save, und lagerte sich, Peterwardein bedrohend, zwischen Semlin und Banowcze; während das kaiserliche Heer, unter Anführung des Prinzen Eugen von Savoyen, sechzig tausend Mann stark im Lager bei Futak die Bewegungen des Feindes beobachtete. Bei Karlowicz, dem Orte des nun gebrochenen Friedens, entbrannte (1. August) ein lebhaftes Vorgefecht, in welchem Johann Pálffy sich tapfer gegen die türkische Uebermacht behauptete. Zwei Tage darauf setzte der Großwesir den Marsch gegen das, nur zwei Stunden von Karlovicz entfernte, Peterwardein fort, wo Eugen in den vormals von den Türken bei der Belagerung Peterwardeins angelegten Verschanzungen sich befestigt hatte. Am 5. August mit Sonnenaufgang rüsteten sich beide Heere zur Schlacht. Von Salankemen und Karlovicz ordnete Eugen hundert sieben und achtzig Reitergeschwader und zwei und sechzig Schlachthaufen Fußvolkes zum Treffen, der linke Flügel durch einen Morast, der rechte durch steile Anhöhen gedeckt. Die Türken, anderthalb hundert tausend Mann stark, vierzig tausend Janitscharen, dreißig tausend Sipahi, die übrigen: Tataren, Walachen, Arnauten und Aegypter, stellten der, von Pálffy, Mercy, Falkenstein, Martigni, Patre und Nádasdy befehligten deutschen Reiterei, auf dem rechten Flügel die ihrige entgegen. Um sieben Uhr Morgens begann die Schlacht. Schon neigte sich der Sieg den Deutschen zu, als die Janitscharen auf dem linken Flügel das deutsche Fußvolk zurück warfen. Waldstein, Lanko und Bonneval versuchten umsonst, die Ordnung herzustellen; die beiden Ersten fielen; der Letzte vertheidigte sich mit zwei hundert Mann, und als diese auf fünf und zwanzig zusammen geschmolzen, schlug er sich mit denselben durch. Eugen befehligte die Reiterei vom linken Flügel, und den Rückhalt der Nothhilfe zur Unterstützung des weichenden rechten Flügels. Prinz Alexander von Würtemberg, mit Starhemberg, Wallis, Thurn im Mittelpunkte des Treffens, hielten wacker aus; die türkische Reiterei, von der deutschen verhindert, den Janitscharen zu Hilfe zu kommen, ergriff die Flucht. Als der Großwesir Ali seine flüchtigen Schaaren nicht mehr halten konnte, sprengte er an der Spitze seiner Aga mitten unter die Feinde, und fiel, von einer Kugel getroffen, in tapferer Vertheidigung. Mit Mühe retteten die Türken ihre heilige Fahne. Nach fünf Stunden, um Mittag, war die Schlacht entschieden; die Deutschen hatten nur drei tausend Mann, die Türken das Doppelte verloren. Die christlichen Sieger erbeuteten hundert vierzehn Kanonen, anderthalb

hundert Standarten, fünf Roßschweife, drei Paar Pauken, und das Zelt des Großwesirs mit wichtigen Briefschaften.

Von dem Siege bei Peterwardein wendete sich Eugen gegen Temesvár, das letzte Bollwerk des Islams in Ungarn, ging bei Zenta über die Theiß, und stand am 25. August vor jener, damals noch mehr durch ihre natürliche Lage mitten in Morästen der Temes und Bega, als durch ihre Werke festen Hauptstadt des Banats, die zu jener Zeit aus der Stadt, dem Schlosse und der Palanke bestand. Sechzehn Regimenter Reiterei, von Pálffy, zehn Bataillone Fußvolk, vom Prinzen Alexander von Würtemberg befehligt, machten das Belagerungsheer aus. Der Versuch Kurd Pascha's, zwölf tausend Mann Janitscharen, Sipahi und Tataren mit Mundvorrath in die Festung zu werfen, mißlang; vier tausend blieben auf dem Platze. Nach vierstündigem Sturme wurde die Palanke mit dem Verluste von vier hundert Todten, vierzehn hundert Verwundeten, genommen. Der Prinz Emanuel von Portugal, und der von Bevern, mit dem Würtemberger, die Generale Langlet, Wallis, Liebenstein, leiteten den Sturm der Palanke und die Arbeiten der Belagerung so erfolgreich, daß die Festung nach vier und vierzigtägiger Belagerung, am 13. October capitulirte, und Temesvár der hundert fünf und sechzigjährigen türkischen Sclaverei entrissen wurde. Zwölf tausend Mann der Besatzung durften frei mit ihrem Gepäcke ausziehen; Waffen, Geschütz und Kriegsvorrath blieben dem Sieger; die Armenier, Griechen, Rascier und Albaneser, welche nicht abziehen wollten, ließ Eugen ungehindert in der Stadt. Mit Temesvár kam die ganze Gränzgegend zwischen der Maros, der Theiß, der Donau, Siebenbürgen und Walachei, an die ungarische Krone zurück, nachdem Eugen schon mit Beginn dieses Feldzuges Einverständniß mit den Christen in Serbien und Albanien durch Zusicherungen von Hilfe zur Befreiung vom türkischen Joche, unterhalten hatte. Zwölf hundert Serbier, von dem Baier Stephan Dettini befehligt, unternahmen einen glücklichen Ueberfall auf Bukarest, plünderten die Stadt, und führten den Hospodar der Walachei, Niklas Maurocordato, mit seinen Kindern und Räthen gefangen nach Kronstadt. Der Bruder und Nachfolger Desselben, Johann Maurocordato, ging im April 1717 einen geheimen Vertrag ein, kraft dessen er des Kaisers geheimer Lehensmann, und des Sultans offener Vasall seyn, in ersterer Beziehung dem Kaiser einen Jahreszins von hundert Beuteln (41,025 Reichsthalern) entrichten sollte.

Unterdeſſen hatte Eugen Alles zu dem nächſten Feldzuge vorbereitet. Außer den ungariſchen Reiterhaufen, und den von dem letzten Feldzuge übrig gebliebenen zwanzig tauſend Mann, welche unter Mercy's Führung, einige Wochen nach Temesvár's Eroberung, Pancſova und Uj-Palanka überwältigt hatten, ſtanden vierzig tauſend deutſche Söldner in Waffen. Futak war der Sammelplatz für die neuangeworbene Mannſchaft. Neun große, wohlbemannte Kriegsſchiffe, mit Achtpfündern ausgerüſtet, ſegelten die Donau hinunter gegen Peterwardein. Den Oberbefehl übernahm in dieſem Feldzuge wieder Eugen, der am 21. Mai 1717 das Lager bei Futak bezog, und nach Muſterung des Heeres gegen Belgrad aufbrach. Von der Waſſerſeite ſchien dieſer Platz unbezwinglich. Der Feind hatte die Donau und die Save mit ſeinen Schiffen beſetzt, und auf beiden Strömen ſich die Zufuhr geſichert. Darum ging Eugen über die Theiß und die Bega, und lagerte ſich bei Pancſova, wo die Dunavicza ſich wieder in die Donau ergießt, bis er ſeine geſammte Heeresmacht auf das rechte Donauufer überſetzen konnte. Glücklich leitete und vollbrachte Mercy den Uebergang im Angeſichte der Feinde. Das Lager wurde aufgeſchlagen, und eiligſt mit Umſchanzungen und Befeſtigungslinien von der Save bis an die Donau geſichert, an beiden Enden von den Kriegsſchiffen beſchirmt. Die Prinzen von Baiern, Würtemberg und Heſſen, Bevern, Kulmbach, Anhalt-Deſſau und Liechtenſtein, die franzöſiſchen Prinzen Dombes, Marſillac, de Pons, und andere deutſche und franzöſiſche Herren, befanden ſich bei dem Belagerungsheere. In der erſten Linie befehligten die Generale Montecuculi, Starhemberg, Bonneval, Brown, Daun, Windiſchgrätz, Dalberg; in der zweiten Nádasdy, Mercy, Harrach, Lobkowicz, Arenberg, Holſtein, Friedrich von Würtemberg, und Emanuel von Savoyen, der Neffe Eugen's; der Freiherr von Petraſch, welchem nicht gelungen war, Sabacz durch Ueberfall zu nehmen, ſtellte ſich zwiſchen dieſem Orte und Mitrovicz auf. Am 19. Juli waren die Werke vollendet, Belgrad eingeſchloſſen, und der Stadt faſt jede Hoffnung des Entſatzes abgeſchnitten; denn die Ankunft des Großweſirs mit geſammter Heeresmacht hatte ſich verſpätet, und ſeine Flotte war von Schwendimann, Alois Marſigli, Rudolf Heiſter, Migli und Maldefeld bereits geſchlagen
d zerſtört. Am 1. Auguſt endlich erſchien das türkiſche Heer auf den Hö-
n Crnjka oder Hiſsardſchik; achtzig tauſend Janitſcharen, zehn tauſend
n ſo viele europäiſche Lehenstruppen, zwanzig tauſend Sipahi

und Freiwillige, und dreißig tausend Tataren; auch war die türkische Besatzung Belgrads noch gegen dreißig tausend Mann stark. Statt mit so überlegener Macht wider das, auch durch die Belagerungsarbeiten von achtzig tausend Mann um Vieles herunter gebrachte christliche Heer sogleich einen entscheidenden Schlag zu führen, verlor der Großwesir seine Zeit in Berathungen. Vierzehn Tage lang beschossen sich die beiden Lager gegenseitig auf das Lebhafteste, die Türken aus hundert vierzig Kanonen und fünf und dreißig Mörsern, indem jeder Theil auf den Abzug des anderen wartete. Als endlich der Mangel an Fütterung dennoch nicht, wie Eugen gehofft, den Großwesir abzuziehen nöthigte, und er zuletzt den Angriff des Letzteren als unvermeidlich voraus sah, wollte er denselben lieber selbst unternehmen, als ihn abwarten. So kam es denn am 16. August zur Schlacht, eine der ruhmvollsten, in welcher Führer und Truppen des kaiserlichen Heeres an Muth und Tapferkeit wetteiferten. Die Baiern stürzten sich am linken Flügel auf einen Stuckwall von achtzehn Kanonen, welchen zwanzig tausend Janitscharen und vier tausend Tataren vertheidigten; die leichte Reiterei und das Fußvolk des Prinzen Alexander von Würtemberg unterstützten den Angriff, und der eroberte Stuckwall eröffnete jetzt sein Feuer wider die Türken. Der Niederlage des linken feindlichen Flügels folgte die des rechten, und eine allgemeine Flucht. Zehn tausend Türken wurden getödtet, fünf tausend verwundet und eben so viele gefangen; auf christlicher Seite waren noch nicht zwei tausend gefallen, über drei tausend verwundet. Unter den Todten des kaiserlichen Heeres waren der Feldmarschallieutenant Graf Hauben, der General Dalberg, ein junger Graf Pálffy, ein Fürst Thurn und Taxis, die Marchesen Clerici und Villette; unter den Verwundeten: Fürst Lobkowicz, Prinz Friedrich von Würtemberg, die Generale Rottenhahn, Locatelli, Arigoni, der Feldmarschall Graf Pálffy, welchem Eugen allein das Geheimniß der zu liefernden Schlacht sammt dem Plane derselben anvertraut hatte, und Eugen selbst. Hundert ein und dreißig Kanonen von Erz, fünf und dreißig Mörser, deren einige Bomben von zwei Zentnern warfen, zwanzig tausend Kanonenkugeln, drei tausend Bomben, dreißig tausend Granaten, sechs hundert Fässer mit Pulver, drei hundert mit Blei, ein und fünfzig Fahnen, neun Roßschweife, vier Trompeten, eine große Janitscharentrommel, eine große Pauke der Sipahi, und zwei Paar kleine, wurden erbeutet. Am zweiten Tage der Schlacht wurde die Uebergabe Belgrads unterschrieben, dessen

Beſatzung mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele abzog. Die Zahl der in der Stadt, auf den Donauinſeln, und auf der Tſchaikenflotte eroberten Kanonen, betrug über ſiebenthalb hundert.

Nach Belgrads Falle unterwarfen ſich auch Semendra, Szabacs, Orſova, Mehadia mit der Hälfte von Serbien, ohne Widerſtand. Die türkiſchen Einfälle in Siebenbürgen, in das Banat und Oberungarn, rächte der Statthalter Siebenbürgens, Stephan von Stainville, durch die Brandſchatzung Jaſſy's und die Zerſtörung der Reſidenz des Hoſpodars. In Dalmatien fochten die Venetianer unter Alois Mocenigo mit Glück gegen die Türken. Dieſe Niederlagen mäßigten den Trotz der Pforte. Zu Paſſarovicz wurde, unter engliſcher und holländiſcher Vermittelung, durch die Bevollmächtigten des Kaiſers und Venedigs einer-, und der Pforte andererſeits, ein Congreß eröffnet, und durch Eugen's drohende ſchlagfertige Stellung bei Belgrad der Großweſir noch mehr zur Nachgiebigkeit geſtimmt. Am 21. Juli 1718 wurde der Friede auf fünf und zwanzig Jahre geſchloſſen und unterzeichnet. Kraft desſelben behielt der Kaiſer die Walachei bis an das rechte Ufer des Altfluſſes, das Temesvárer Banat, die Feſtung Belgrad, Serbien bis an den Timok und an das Gebirge Bujukdaſch, von Bosnien den ſchmalen Landſtrich längs der Save hinauf bis an die Unna; die freie Schiffahrt auf der Donau, und, gegen mäßigen Zoll, freien Handel in den Ländern des Großherrn.

König Philipp V. hatte, nach dem Tode ſeiner erſten Gemalin, Maria Louiſe von Savoyen, ſich 1714 mit Eliſabeth Farneſe, der Tochter des Herzogs Odoardo von Parma, vermält, einer ſtolzen, unternehmungsluſtigen und gewandten Frau, die in Gemeinſchaft mit dem Kardinal und Premierminiſter Julius Alberoni, ſich eine vollſtändige Gewalt über den ſchwachen König anmaßte. Die noch nicht verſchmerzte Theilung der ſpaniſchen Monarchie erfüllte viele Spanier mit Wünſchen und Entwürfen über Erweiterung und Herſtellung ihrer alten Macht, und dieſe ziemlich allgemeine Stimmung benutzte die Königin Eliſabeth für den Hauptplan ihres Lebens: ihren, vom ſpaniſchen Throne zunächſt ausgeſchloſſenen Kindern in Italien, wo bekanntlich ſeit dem Jahre 1713 ein, von allen dort intereſſirten Mächten angenommener Neutralitätsvertrag beſtand, eine unabhängige Herrſchaft zu begründen. Alberoni, der Anfangs für eine längere Erhaltung des nothwendigen Friedens ſtimmte, betrieb, nach gefaßtem Entſchluſſe, die Kriegs-

plane in größter Stille, und zugleich verstärkte er mit der höchsten Thätigkeit und Geschicklichkeit binnen kurzer Zeit die Land- und Seemacht Spaniens dergestalt, daß, hätten alle übrigen Voraussetzungen sich erfüllt, seine Plane wahrscheinlich gelungen wären. Die Oesterreicher wußte er durch den Türkenkrieg anderwärts beschäftigt, und eine Partei in Italien gegen sie gestimmt. Die Engländer hoffte Alberoni durch den Prätendenten und einen neuen, zwischen dem Könige Karl XII. von Schweden und dem Czaren Peter von Rußland abzuschließenden Bund, hinlänglich zu beschäftigen, und Frankreich, welches vierzehn Jahre lang für Erhaltung und Erweiterung der spanischen Monarchie gekämpft hatte, mußte, so glaubte Alberoni, seine Plane billigen und ihnen glücklichen Erfolg wünschen. Also seine Hoffnungen und Berechnungen. Aber Oesterreich erhielt durch den Frieden von Passarovicz die Hände frei; Karl XII. blieb Anfangs in Norwegen beschäftigt, und fand dann seinen Tod vor Friedrichshall; Peter war dem Kaiser zu Danke verpflichtet, und England betrachtete mit Eifersucht den Anwachs der spanischen Flotte. Ja, selbst in Bezug auf Frankreich sah Alberoni sich in seinen Erwartungen schwer getäuscht; denn der Regent mochte, bei der Erschöpfung Frankreichs, ohne erheblichen Grund keinen allgemeinen Krieg für das ihm ohnmächtig erscheinende Spanien beginnen, und sein Minister, Guillaume Dubois, der des Kaisers Stimme für seine Kardinalswahl zu gewinnen wünschte, bewog den Regenten sogar, dem Bunde wider Spanien beizutreten. Endlich mußte Philipp V. sich über seine großen, nicht mehr zu verbergenden Rüstungen aussprechen und verlangte: daß Sicilien und Sardinien an Spanien komme, Kaiser Karl den verlierenden Herzog von Savoyen im Mailändischen entschädige, die Forderungen der italienischen Fürsten befriedige, nur eine bestimmte Zahl von Soldaten in Italien halte, sich in die Erbfolge Toscana's nicht einmische, keine Forderungen an Reichslehen mache u. s. w.

[illegible]

Grundlagen der Verträge von Utrecht und Baden, und des neuen Friedensprojectes, nur daß Oesterreich Sardinien an Savoyen überlassen, und dafür Sicilien erhalten sollte; auch sicherten sie einander gegenseitig eine Unterstützung von zwölf tausend Mann zu, die nach Umständen vermehrt werden sollte. An Spanien und Savoyen erging die Aufforderung, binnen drei Monaten dieses Friedensproject anzunehmen. Im Falle der Verweigerung sollte Spanien die für Don Carlos, den Sohn der Königin Elisabeth, bei Eröffnung der Mannslehen Toscana, Parma und Piacenza angebotene dortige Erbfolge; Savoyen die bereits erhaltenen Bezirke von Mailand und Montferrat verlieren. In Vollzug jenes Projectes stellte der Kaiser zu Wien am 16. September 1718 den Verzicht auf Spanien und Amerika, zu Gunsten Philipp's V. und seiner Nachkommen, dann des Herzogs von Savoyen, aus, welch Letzterer am 18. October mit seinem neuen Titel: als König von Sardinien, der Allianz beitrat. Nur Spanien verweigerte nachzugeben auch war die Zeit der Erörterung über Recht und Unrecht bereits vorüber und der Krieg von Seite dieser Macht begonnen. Eine spanische Flotte, angeführt vom Marquis von Lede, war am 22. August 1717 auf Sardinien gelandet, und hatte sich dieser Insel bemächtigt. Am 2. Juli 1718 landete der Marquis von Lede auf Sicilien, und eroberte, bei der günstigen Stimmung des Volkes, fast die ganze Insel, selbst Palermo und Messina. Aber am 11. August zerstörte der englische Admiral Byng die spanische Flotte im Kanale von Malta, und nach diesem Unfalle war das letzte Schicksal des Landheeres voraus zu sehen.

Eine Verschwörung, welche Alberoni jetzt durch den spanischen Gesandten Cellamare in Paris, wider den Regenten anzetteln ließ, mißlang. Als nun Frankreich (8. Januar 1719) förmlich den Krieg an Spanien erklärte und mit Glück führte, machten die wider Alberoni gerichteten Vorstellungen des Regenten, des Herzogs von Parma, und nicht minder der Amme der Königin, den größten Eindruck auf Philipp und dessen Gemalin, und Alberoni wurde (5. December) entlassen. Holland unterzog sich der Vermittelung. Nach längeren Verhandlungen trat Philipp V. endlich durch eine Erklärung vom 26. Januar 1720 der Quadrupelallianz bei, die neue Acte wurde im Haag (17. Februar) von den Bevollmächtigten der fünf Mächte unterzeichnet; zu Cambray sollte ein Congreß Statt finden, und dort sodann der förmliche Friede geschlossen werden. Inzwischen ließen jene Mächte und der

König von Sardinien im Haag (2. April) einen Waffenstillstand unterzeichnen. Die spanischen Truppen räumten Sardinien und Sicilien. Ersten Insel wurde durch kaiserliche Bevollmächtigte an den Herzog von Savoyen übergeben; Sicilien aber huldigte am 30. September dem Kaiser. Der König von Spanien hatte bereits am 22. Juni auf alle, durch den Utrechter Frieden und die Quadrupelallianz von Spanien getrennte und an Oesterreich überlassene Länder, urkundlich Verzicht geleistet. Das deutsche Reich bewilligte, auf des Kaisers Veranlassung, am 9. December 1722 die Anwartschaft und vorläufige Belehnung des Infanten Don Carlos mit Toscana, Parma und Piacenza. Dagegen verlangte der päpstliche Stuhl, daß die Länder Parma und Piacenza, als von den Päpsten dem Hause Farneſe verliehene Mannslehen, nach dessen Absterben wieder dem Kirchenstaate anheim fallen sollten, und auch die Herzoge von Toscana und Parma weigerten sich, die ohne ihr Wissen über ihre Länder getroffenen Verfügungen anzuerkennen.

Die Hoffnung des Kaisers, männliche Nachkommen zu hinterlassen, wurde durch die Geburt eines Sohnes, des Erherzogs Leopold Johann Joseph, am 13. April 1716, freudenvoll gehoben, aber durch dessen schnellen Tod am 4. November desselben Jahres doppelt schmerzlich niedergeschlagen. Neue Vaterfreuden tilgten den betrübenden Eindruck. Am 13. Mai 1717 wurde dem Kaiser die Erzherzogin Maria Thereſia, am 14. September 1718 die Erzherzogin Maria Anna, am 5. April 1724 die Erzherzogin Maria Amalia geboren. Die beiden hinterlassenen Töchter Kaiser Joseph's I., Maria Josepha und Maria Amalia, hatten vor ihrer, weiter oben gedachten Vermälung, auf das Feierlichste und eidlich allen Rechten und Ansprüchen auf die österreichische Erbfolge, zu Gunsten der Töchter des Kaisers, ihres Oheims, und im strengsten Sinne der pragmatischen Sanction, entsagt, gleiche Verzichte die mit beiden verlobten Prinzen von Sachsen und Baiern ausgestellt. Die, bis nach dem Abschluße des Passarowitzer Friedens, in den Erbländern des Kaisers geheim gehaltene pragmatische Sanction war nun den Ständen der verschiedenen österreichischen Staaten und Provinzen vorgelegt, und Diese zur Bestätigung jener Erbfolgeordnung aufgefordert worden, wonach zuerst im April 1720 die österreichischen, und dann die böhmischen Stände zusammen. Die Stände [illegible] auf dem Herrenhause am 30. März 1722 bei, und am 30. Juni [illegible]

ein Gleiches die ungariſchen Stände auf dem Landtage zu Preßburg, mit großer Bereitwilligkeit und Begeiſterung. Nicht minder erkannten auf dem Prager Landtage 1723 die Böhmen die neue Erbfolgeordnung als Grundgeſetz ihres Königreiches an. Auch wurde daſelbſt am 3. September die Krönung Karl's und der Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine vollzogen, worauf am 6. December des folgenden Jahres die Stände der öſterreichiſchen Niederlande der pragmatiſchen Sanction beiſtimmten. Am 11. Januar 1732 ertheilte das deutſche Reich ſein Gutachten, kraft deſſen alle drei Reichscollegien die Bürgſchaft der pragmatiſchen Sanction übernahmen; ein kaiſerliches Decret vom 3. Februar genehmigte dieſes Gutachten, welches hierdurch zu einem allgemeinen Reichsgeſetze erhoben wurde. Ungeachtet deſſen, und trotz der Verzichtleiſtungen der Töchter Joſeph's I. und ihrem Gemale, widerſprachen die Kurfürſten von Baiern und Sachſen, proteſtirten gegen jenes Reichsgutachten, und ſchloſſen zu Dresden am 4. Juli 1732 ein Defenſivbündniß auf drei Jahre.

Derſelbe Preßburger Landtag, auf welchem die Annahme der pragmatiſchen Sanction verfaſſungsmäßig beſtätigt, und in das Reichsdecret eingetragen wurde, war auch noch durch andere heilſame Maßregeln bezeichnet. Um die proteſtantiſchen Bewohner der den Türken abgenommenen Landesbezirke kräftiger gegen die Bedrückungen des römiſchen Clerus zu ſchützen, zögerte der Kaiſer, jene Ländereien ſogleich dem ungariſchen Reiche förmlich einzuverleiben. Vielmehr übertrug er weislich die Verwaltung des Krajover Banates dem, blos von ihm abhängigen, oberſten Kriegsbefehlshaber in Siebenbürgen; das Temeſer Banat dem General Claudius Mercy; Belgrads und Serbiens dem Herzoge Alexander von Würtemberg. Dieſe Länder blieben von Ungarn abgeſchnitten, und ſtanden unter der oberſten Leitung anfänglich des öſterreichiſchen Hofkriegsrathes, dann der Wiener Hofkammer; dem Secteneifer des Clerus war daſelbſt aller Einfluß abgeſchnitten, und ungehindert konnte der Kaiſer ganze Schaaren proteſtantiſcher Anſiedler aus Deutſchland mit ihren Kirchen- und Schullehrern dahin rufen, um die, durch Türkenwuth und Krieg in Wüſteneien verwandelten Krajover, Temeſer und ſerbiſchen Gebiete anzubauen.

Andere wichtige Gegenſtände, ſowohl die Vertheidigung, Cultur und Beſteuerung des Landes, als auch die geſetzliche Ordnung und Rechtspflege [illegible] waren von der letzten ungariſchen Reichsverſammlung auf den

nächsten Landtag verwiesen worden. Diesen schrieb jetzt der Kaiser auf den 1. März 1728 nach Preßburg aus. Abgehalten, ihn, wie er Anfangs gehofft, persönlich zu eröffnen, ernannte er die Grafen Franz Ferdinand Kinsky und Johann Ferdinand von Nesselrode zu seinen Stellvertretern. Mancherlei Streitigkeiten verlängerten diesen Landtag bis zum 20. November des folgenden Jahres. Der Kaiser hatte durch seine Bevollmächtigten eine höhere Besteuerung des Landes verlangt, um die Heermacht, so wie des Reiches Bedürfniß und die Lage der europäischen Angelegenheiten es forderten, vermehren zu können. Die Last der erhöhten Steuer sollte auf den Grund und Boden gelegt, und um dabei auf sichere Bestimmung und billige Vertheilung zu kommen, sollte alles urbare Land vermessen und der Ertrag desselben geschätzt werden. Dem widersetzte sich jedoch der Adel, so daß der Kaiser von seiner, obwohl gerechten, Forderung abstand, indem er verfügte, daß ein anderer Weg, die schlechterdings nothwendige Steuer aufzubringen, ausgemittelt werde. Der Landtag wurde endlich geschlossen, und das Reichsdecret dem Kaiser zur Bestätigung unterbreitet, doch der Beschluß, welcher die Steuer bis zur nächsten Reichsversammlung auf dritthalb Millionen Gulden bestimmte, von den Ständen aus dem Decrete absichtlich weggelassen. Nach dem Tode des Palatins Niklas Palffy wurde die Wiederbesetzung dieser ersten Reichswürde bis zum nächsten Landtage (1732) aufgeschoben, wo dann die Ernennung des Herzogs Franz Stephan von Lothringen zum königlichen Statthalter in Ungarn große Freude erregte, und alle Gemüther mit [illegible] Zufriedenheit erfüllte. Dabei ging auch die Meinung [illegible] in allen [illegible] Familien die [illegible] Raizier ohne [illegible]. Schon hatten im April 1735 [illegible], und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Rebellen, welche beinahe alle im Gefechte blieben, bis auf wenige, die durch die Flucht sich retteten. Die vier Häupter des Aufstandes wurden eingeholt, mit vierzehn hundert Schuldgenossen gefangen genommen, die vier ersten gerädert, acht andere enthauptet, die übrigen theils zu mehrjähriger Zwangsarbeit verurtheilt, theils nach körperlicher Züchtigung entlassen. Hiermit hatte der kurze Aufstand ein Ende.

Schon im Sommer 1721 hatte die Versammlung der von den verschiedenen Mächten zu den Unterhandlungen in Cambray bevollmächtigten Gesandten, begonnen. Doch die Mängel ihrer Instructionen und andere, sich häufende Schwierigkeiten bewirkten, daß jener Congreß erst im April 1724 wirklich eröffnet wurde. Die gar nicht hieher gehörigen, zum Theile sehr übertriebenen Forderungen des Herzogs von Parma, und die Unterstützung, welche er bei den Ministern der vermittelnden Mächte fand, veranlaßten die kaiserlichen Bevollmächtigten zu nachdrücklichen Erklärungen, welche in ähnlicher Weise beantwortet wurden. Die Aussicht einer Annäherung trat immer weiter zurück. Ungeduldig über die Nichtigkeit der Versammlung von Cambray, und den Vortheil ihres Sohnes Don Carlos im Auge, wünschte die Königin Elisabeth von Spanien eine völlige Aussöhnung mit dem Kaiser und die Bewilligung der Erbfolge in Parma und Piacenza; wogegen dem Kaiser die Beförderung einer am 19. September 1722 in Ostende gestifteten Handelsgesellschaft und die Bürgschaft für sein neues Erbfolgegesetz sehr am Herzen lag. Diese Doppelstimmung beförderte die geheimen Unterhandlungen des spanischen Bevollmächtigten, Baron Ripperda's, am Wiener Hofe außerordentlich. Bald darauf, im April 1725, beleidigte Ludwig XV. von Frankreich den spanischen Hof dadurch, daß er die 1721 ihm verlobte und seitdem in Frankreich erzogene Infantin Maria Anna Victoria, ihrem Vater, Philipp V., zurück schickte und sich mit Maria Lesczinska, Tochter des ehemaligen Königs von Polen, vermälte. Dieser Vorfall beschleunigte den Abschluß der Unterhandlungen mit Oesterreich, und so wurde am 30. April 1725 der Friede zwischen dem Kaiser und dem Könige von Spanien in Wien unterzeichnet. Die Quadrupelallianz wurde demgemäß bestätigt. Die beiden Monarchen garantirten einander ihren damaligen wirklichen Länderbesitz. Der Kaiser verzichtete auf die spanische Monarchie, und erkannte Philipp V.

Nachkommen als rechtmäßige Besitzer derselben; wogegen Phi-

Ansprüchen nicht nur auf den französischen Thron, sondern

auch auf die ehemals ſpaniſchen Niederlande, die Lombardie, Neapel und Sicilien entſagte. Der Kaiſer beſtätigte dem Infanten Don Carlos die Anwartſchaft auf Toscana, Parma und Piacenza, welche, bei deſſen Todesfalle, auf deſſen männliche Nachkommen, oder, bei deren Abgang, auf Carlos nächſtjüngeren Bruder übergehen ſollte; er verbürgte ferner die durch den Frieden von Utrecht angenommene ſpaniſche Succeſſionsordnung, Philipp V. dagegen des Kaiſers pragmatiſche Sanction. Am nämlichen Tage wurden für die beiden Mächte ein Handelsvertrag und ein Vertheidigungsbündniß abgeſchloſſen. Der Kaiſer verſprach, ſich für die Zurückſtellung von Gibraltar und Minorca bei England zu verwenden. Spanien verpflichtete ſich, auf jedesmaliges Begehren, den Kaiſer mit zwanzig tauſend Mann und fünfzig Kriegsſchiffen zu unterſtützen, und der Kaiſer ſagte dagegen dem König Philipp eine Hilfe von dreißig tauſend Mann zu. Ebenfalls zu Wien, am 7. Juni 1725, ſchloß der Kaiſer den Frieden mit Spanien für das deutſche Reich ab, welcher Vertrag am 20. Juli durch ein Gutachten der Reichsverſammlung gebilligt wurde. Hiermit endigten Habsburgs Herrſchaft in Spanien und ſeine Anſprüche an dieſes Reich.

Die eben geſchilderten, zu Wien gepflogenen Unterhandlungen waren ſo ſorgfältig geheim gehalten worden, daß der Friedensſchluß die übrigen Höfe nicht wenig überraſchte. Der hiermit überflüſſig gewordene Congreß zu Cambray, welcher, wie Friedrich II. beißend bemerkte, nur den Gaſtwirthen und Weinſchänken genützt hatte, löſ'te ſich jetzt auf. Ueber die Zwecke der zwiſchen Oeſterreich und Spanien geſchloſſenen Verbindung wurden mancherlei Gerüchte in Umlauf geſetzt, und dadurch den übrigen Mächten Unruhe und Beſorgniß eingeflößt. Um dieſen eingebildeten Gefahren zu begegnen, ſchloſſen Frankreich, England und Preußen am 3. September 1725 zu Herrenhauſen ein Schutzbündniß auf fünfzehn Jahre: die ſogenannte hannöverſche Allianz, wodurch ſie ſich wechſelſeitig den damaligen Beſitz ihrer Länder, die beſtehenden Verhältniſſe ihres Handels, den weſtphäliſchen und olivaiſchen Frieden garantirten. Im Falle eines Reichskrieges gegen Frankreich, ſollten Hannover und Preußen ihre Reichscontingente zurück zu halten ſuchen. Der Landgraf von Heſſen-Kaſſel ging (12. März 1726) einen Subſidienvertrag mit England ein, für welches er zwölf tauſend Mann in Sold halten ſich anheiſchig machte. Am 9. Auguſt traten die Bundesſtaaten der hannöverſchen Allianz bei.

Schutz ihres ostindischen Handels, und Ausschließung der österreichischen Niederlande von demselben, zugesichert.

Der Kaiser seinerseits entwickelte, um jene Vereinigung für seine Staaten unschädlich zu machen, eine bewundernswürdige Thätigkeit. Zu Ende dieses Jahres 1725 schloß er einen Vertrag mit Portugal, welcher der Handelscompagnie von Ostende den freien Handel nach Brasilien einräumte, und trat am 16. April 1726 dem zwischen Rußland und Schweden 1724 zu Stockholm eingegangenen Defensivbündnisse bei. Am 6. August 1726 unterzeichnete Rußland zu Wien auch ein Schutzbündniß mit dem Kaiser, zur wechselseitigen Hilfe mit dreißig tausend Mann, trat dem Wiener Frieden mit Spanien bei, und garantirte die pragmatische Sanction. Diesem Bündnisse schlossen sich noch in demselben Jahre die Kurfürsten von der Pfalz, von Köln, Baiern und Trier an. Gleichzeitig trennte sich der König von Preußen von der hannöverschen Allianz, ließ insgeheim zu Wusterhausen am 12. October 1726 ein Vertheidigungsbündniß mit dem Kaiser abschließen, trat dem Bunde Oesterreichs und Rußlands bei, und übernahm ebenfalls die Bürgschaft der pragmatischen Sanction, wogegen der Kaiser, Preußen die Erbfolge in Jülich, Berg und Ravenstein zuzuwenden versprach. Der wechselseitige Waffenbeistand wurde auf zehn bis zwölf tausend Mann festgesetzt. Ein kaiserliches Commissionsdecret vom 17. März 1727 beabsichtigte, das deutsche Reich gegen den hannöverschen Bund zu bewaffnen, und wirklich erneuerten der kurrheinische, österreichische, fränkische, schwäbische und oberrheinische Kreis zu Frankfurt am 31. Mai 1727 ihre bestehende Association, und verdreifachten die Zahl ihrer bundesmäßig bereit gehaltenen Truppen.

Unterdessen betrieben England und Holland ihre Kriegsanstalten mit großem Ernste. Drei englische Flotten liefen, nach Westindien, nach der spanischen Küste und nach der Ostsee, aus. Die Spanier schritten im Februar 1727 zur Belagerung Gibraltars, und die englische Flotte wurde angewiesen, gegen die spanischen Schiffe feindlich zu verfahren. Der Papst Benedikt XIII. trug zuerst seine Vermittelung an; dann ließ der Kaiser den im Kampfe begriffenen Mächten Eröffnungen machen, welche die Einstellung der Feindseligkeiten und einen Präliminarvergleich zur Folge hatten, welch' am 31. Mai 1727 zu Paris von den Bevollmächtigten des Kaisers, Englands und Hollands; am 13. Juni zu Wien von

dem spanischen Gesandten unterzeichnet wurde. Der Kaiser bewilligte eine siebenjährige Unterbrechung seiner ostendeschen Handelscompagnie. Ein binnen vier Monaten zu Aachen abzuhaltender Congreß sollte das Weitere ordnen und schlichten. Philipp V. trat jedoch, nach längerem Besinnen, erst am 6. März 1728, zu Pardo unweit Madrid, dem Präliminarvergleiche bei und demgemäß rief England seine Kriegsflotten zurück, so wie Philipp die Einschließung von Gibraltar aufhob.

Der verabredete Congreß wurde, statt in Aachen, in Soissons im Juni 1728 eröffnet, und von den meisten europäischen Mächten beschickt. Holland forderte die Aufhebung der ostendeschen Handelscompagnie, und eine Erklärung über den österreichischen Handelstractat mit Spanien von 1725; England von Spanien die Anerkennung der protestantischen Thronfolge, die Bestätigung der Abtretung von Gibraltar und Port Mahon, und die genaue Beobachtung der dem englischen Handel mit Amerika eingeräumten Vortheile. Die kaiserlichen und die spanischen Bevollmächtigten erklärten sich auf eine annehmbare Art über jene Forderungen. Gleichwohl gediehen die Unterhandlungen nicht vorwärts, und der Kardinal Fleury, der im Namen Frankreichs vermittelte, fand sich hierdurch bewogen, einen vierzehnjährigen Stillstand zu beantragen. Doch auch dieser Vorschlag fand keinen Anklang, und der Congreß löste sich noch im Spätherbste 1728 auf. Am 23. December wurde zu Berlin durch einen geheimen Vertrag das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen bestätigt: letzteres anerkannte nochmals die pragmatische Sanction und versprach jener Macht bewaffneten Beistand.

Mittlerweile [illegible]

welcher alle zwiſchen dieſen Mächten früher geſchloſſenen Friedens- und Handelstractate beſtätigte, und worin ſie ſich zur wechſelſeitigen Unterſtützung mit zwölf tauſend Mann verpflichteten. Spanien widerrief die, 1725 den öſterreichiſchen Unterthanen eingeräumten Handelsverbindungen. Um dem Infanten Don Carlos die Erbfolge in Toscana, Parma und Piacenza zu ſichern, ſollten ſechs tauſend Spanier ſogleich nach Italien überſchiffen, und Livorno, Porto Ferrajo auf der Inſel Elba, Parma und Piacenza beſetzen, ohne das Abſterben der damaligen Beherrſcher jener Länder abzuwarten. Die Generalſtaaten ſchloſſen, nachdem die Alliirten ihnen verſprochen, die Aufhebung der kaiſerlichen oſtendeſchen Handelscompagnie zu bewirken, ſich am 21. November 1729 dieſem Bündniſſe an.

Es war jetzt einleuchtend, daß die, dem Kaiſer theils durch die Quadrupelallianz, theils durch den Wiener Vertrag verpflichteten Mächte, nur ſo lange, als es ihr nächſter Vortheil erheiſchte, ſich auf Oeſterreichs Seite geſtellt hatten. Weil ſie überdies, ohne des Kaiſers Vorwiſſen, über die deutſchen Reichslehen in Italien eigenmächtig verfügt hatten, forderte Karl mit Recht (22. März 1730) die Reichsverſammlung zu ſolchen Maßregeln auf, welche die Wahrung der Rechte des Reiches wider ähnliche Anmaßungen gebot. Dies bewirkte, daß die aſſocirten fünf deutſchen Kreiſe (17. Juli) ihre Verbindung erneuerten, und den baieriſchen und weſtphäliſchen Kreis zum Beitritte einluden. Der Kaiſer entſendete indeſſen, um einer Landung der Spanier an den tusciſchen Küſten vorzubeugen, Truppen nach den Herzogthümern Mailand und Mantua, und ließ Porto Ercole und mehre kleinere Häfen jener Gegend durch ſie beſetzen, auch nach dem Tode des letzten Herzogs von Parma und Piacenza, Antonio Farneſe (20. Januar 1731), im Namen des Reiches und als Oberlehensherr, ſogleich beide Herzogthümer durch ſeine Truppen in Beſitz nehmen.

Inzwiſchen waren die Alliirten von Sevilla in gegenſeitige Zerwürfniſſe gerathen. Der König von Spanien war ungehalten, daß die Seemächte ihr Verſprechen, jene ſechs tauſend Spanier nach Italien überzuſchiffen, bisher unerfüllt gelaſſen hatten. Aber die Alliirten ſcheuten ſich vor einem Kriege mit dem Kaiſer, und ſuchten vielmehr, deſſen Einwilligung durch gütliche Unterhandlungen zu erlangen. Der Kaiſer, die große Aufgabe ſeines Lebens, die Aufrechthaltung der pragmatiſchen Sanction, überall in den Vordergrund ſtellend, forderte auch diesmal vor Allem, die Garantie derſelben durch Eng-

land, Frankreich und Holland. Endlich, zu Wien am 16. März 1731, schloß England, für sich und für Holland, einen Freundschaftsvertrag mit dem Kaiser, und erklärte sich als Bürgen der pragmatischen Sanction. Der Kaiser aber gab seine Einwilligung zur Einrückung der sechs tausend Spanier in Italien, und versprach, auch die Zustimmung des Reiches zu bewirken, was wirklich geschah; er verpflichtete sich ferner, die Handelscompagnie von Ostende und allen Handel der Niederländer nach Ostindien aufzuheben, und räumte den Engländern und Holländern den, früher bestandenen, freien Handel mit Sicilien, wieder ein. Spanien, hierdurch vollkommen zufrieden gestellt, trat (22. Juli) diesem Wiener Vertrage in allen Punkten bei. Dagegen sah Frankreich, zu nicht geringem Verdrusse, sich bei diesen Verträgen gänzlich unberücksichtigt, und hielt durch seine Umtriebe die Holländer ein ganzes Jahr ab, das Wiener Bündniß zu ratificiren, bis endlich, am 20. Februar 1732 im Haag, auch Letztere ihren Beitritt erklärten, und die Garantie der pragmatischen Sanction übernahmen, der Kaiser aber hierauf die Handelsgesellschaft von Ostende wirklich aufhob. Der Großherzog Johann Gaston von Florenz schloß (25. Juli 1731) mit Spanien einen Familientractat, und ernannte Don Carlos zu seinem Erben, worauf (17. October) der Kaiser den Großherzog und die verwittwete Herzogin Dorothea von Parma zu des Infanten Vormündern bestellte, und diese (im December) Parma und Piacenza für Don Carlos übergeben ließ. Dieser schlug, nachdem im Herbste die spanischen Truppen in Toscana gelandet, und die festen Plätze Livorno, Pisa und Siena besetzt hatten, im März 1732 seinen Sitz in Florenz auf.

Spanien verfuhr hierbei nicht so [illegible], wie der Kaiser. Während [illegible] der geschlossenen Verträge, einen Theil seiner Truppen [illegible] im Juni 1732 [illegible]

das schon früher Spanien von jenen Schritten abgerathen, suchte zu vermitteln, und wirklich wollte der Kaiser 1733 den Infanten mit Toscana belehnen, und zur Ausgleichung der übrigen Streitpunkte die Hand bieten; doch der spanische Hof, entschlossen, sich Neapels und Siciliens für Don Carlos zu bemächtigen, verschmähte jede Annäherung, und schloß in dieser Absicht (13. September) mit dem König von Sardinien und (25. October) mit Frankreich Bündnisse, an welche sich entschiedene Angriffsplane knüpfen.

August II. (als Kurfürst von Sachsen Friedrich August I.) hatte endlich die mit Gold und Blut theuer bezahlte polnische Krone gegen Schweden und innere Factionen behauptet. Nach seinem Tode (1. Februar 1733) bewarben sich sein Sohn, Kurfürst Friedrich August II. von Sachsen, und der ehemalige Regent Polens, Stanislaus Lesczinsky, Schwiegervater des Königs Ludwig XV. von Frankreich, um jenen Thron, welchen Lesczinsky schon früher einmal durch mehre Jahre (1704 — 1709) eingenommen hatte. Für diesen verwendete sich Frankreich mit größtem Eifer; aber der Kaiser Karl, die Kaiserin von Rußland und der König von Preußen waren noch bei August's II. Lebzeiten (31. December 1731) zu Berlin überein gekommen, den Infanten Emanuel von Portugal auf den polnischen Thron zu erheben. Als nun, nach August's Hintritt, Karl VI. und die Kaiserin Anna von Rußland ihren früheren Ansichten entgegen, jene Krone dem Kurfürsten von Sachsen zuzuwenden trachteten, blieb Preußen bei der Neutralität stehen. Um gegen den etwaigen Wechsel der Dinge gerüstet zu seyn, ließen am 27. Mai 1733 zu Kopenhagen der Kaiser Karl, die Kaiserin Anna und der König von Dänemark ein Vertheidigungsbündniß unterzeichnen, und im Juli schloß der Kurfürst von Sachsen mit dem Kaiser und mit Rußland Verträge, welche ihm den Beistand dieser Mächte sicherten, wogegen er der pragmatischen Sanction beitrat. Gleichwohl rief, unter französischem Einflusse, eine mächtige Partei in Polen (12. September) auf dem Wahlfelde den Stanislaus Lesczinsky zum Könige aus. Doch die sächsische Partei verließ das Wahlfeld, ging über die Weichsel, und schritt, während ein österreichisches Corps sich an den polnischen Gränzen aufstellte, und ein eingerücktes russisches Heer den Stanislaus mit seinem Anhange zur Flucht nach Danzig zwang, am 5. October zu einer neuen Wahl, vermöge deren der Kurfürst von
sen zum Könige unter dem Namen August III. ausgerufen wurde.
und Sachsen 1734 in Danzig belagert, rettete sich Stanislaus

nach Königsberg unter preußiſchen Schutz, und ſtarb zwei und dreißig Jahre ſpäter, als Herzog von Bar und Lothringen, ohne daß Auguſt III. von jener Seite im Beſitze der Krone Polens weiter angefochten wurde. — Ludwig XV. grollte heftig über die ſeinem Schwiegervater durch den Kaiſer widerfahrene Feindſeligkeit, und erklärte Letzterem durch ein am 10. October 1733 zu Fontainebleau erlaſſenes Manifeſt, den Krieg. Sardinien, das am 14. October von Turin aus ſeine Kriegserklärung erließ, berief ſich darin auf das, angeblich bei der ſavoyiſchen Belehnung ihm widerfahrene Unrecht; Spanien in ſeinem Manifeſte vom 7. December auf die Art, wie die Erbangelegenheit des Don Carlos von dem Kaiſer behandelt worden ſey. Die kaiſerliche Gegenerklärung entkräftete vollkommen jene Vorwürfe, und wies auf die wahren und eigentlichen Beweggründe der Gegner hin.

Am 12. October überſchritten die Franzoſen bei Straßburg den Rhein, und eroberten unter dem Marſchall Berwick (28. October) Kehl, während ein anderes Corps unter dem Grafen Belleisle Lothringen beſetzte. Der Herzog von Braunſchweig-Bevern mußte mit dem, nur halb ſo ſtarken, kaiſerlichen Heere, ſich auf die Beobachtung der Feinde beſchränken. Der Marſchall Villars und der König von Sardinien überſchwemmten mit ihren vereinigten Truppen die Lombardei, und eroberten während des Winters Pizzighetone, das Caſtell von Mailand, Navarra, Tortona, die Schlöſſer von Cremona und Serravalle, dann die feſten Punkte Arona, Trezzo, Lecco, und Fort Fuentes. Die Alliirten nahmen ihre Winterquartiere in der Lombardei, und beobachteten die in und um Mantua ſich ſammelnden kaiſerlichen Truppen. Der Graf von Montemar ſchiffte mit einem Heere nach den toscaniſchen Küſten. Don Carlos maßte ſich (im December) die wirkliche Regierung in Parma und Piacenza an, und führte dann ein Heer von vierzig tauſend Spaniern gegen Neapel.

Vergebens hatte der Kaiſer ſchon im Juli England und Holland an die, für den Fall eines franzöſiſchen Angriffs, ihm durch den Wiener Vertrag zugeſicherte Hülfe erinnert. Weder die eine, noch die andere dieſer beiden Mächte ſtanden jetzt eine Unluſt, dieſer Verpflichtung nachzukommen; ja ſchloß Holland (24. November) im Haag mit Frankreich einen Neutralitätsvertrag für die, der Neutralität zur Barriere [illegible] Oeſterreichiſchen Niederlande. Auch das [illegible] der zur [illegible]

monatlicher Berathung einen, den Wünschen Karl's entsprechenden Beschluß, erließ — ungeachtet der Protestationen der Kurfürsten von Köln, Baiern und Pfalz, welche diesen Krieg als nur die polnische Königswahl betreffend, und daher den Reichsinteressen fremd erklärten — am 13. März 1734 die Kriegserklärung gegen Frankreich, Sardinien und deren Helfer, und bewilligte die Aufstellung einer dreifachen Reichsarmee von hundert zwanzig tausend Mann, und die Entrichtung verhältnißmäßiger Geldbeiträge in die Reichs-Operationscasse. Der Papst, die Republik Venedig und der Herzog von Modena, so wie diesseits der Alpen die schweizerische Eidgenossenschaft, erklärten sich für neutral.

Die deutsche Armee am Rheine, durch das vertragsmäßige preußische Contingent von zehn tausend Mann verstärkt, aber, nach ihrer Zusammenziehung in den Linien bei Ettlingen, an kaiserlichen und Reichstruppen im Ganzen nur fünf und dreißig tausend Mann stark, wurde vom Prinzen Eugen angeführt. Der Marschall Berwick nahm im April 1734 Speyer, Worms, Trier und Trarbach und ging dann mit der Hauptmacht bei Kehl und Fort Louis über den Rhein, welchen später auch ein zweites Heer unter dem Marquis d'Ahsfeld überschritt. Eugen verließ (7. Mai) die Linien von Ettlingen, und bezog, um seine Verstärkungen zu erwarten, die Stellung bei Heilbronn. Der Marschall Berwick, der seit 24. Mai Philippsburg belagerte, fiel am 12. Juni in den Laufgräben durch eine Kugel. Eugen rückte mit seinem, mittlerweile auf siebzig tausend Mann angewachsenen Heere, über Bruchsal und Weissenthal zum Entsatze der Festung, umschloß das Lager des Belagerungsheeres, und beschoß dasselbe, ohne jedoch die starken französischen Verschanzungen mit Sturm angreifen zu können. Am 18. Juli mußte Philippsburg capituliren; worauf Eugen mit seinem Heere nach Bruchsal zurück ging, und später durch seine zweckmäßigen Bewegungen die Franzosen sowohl von einem Einfalle nach Würtemberg und Schwaben, wie von einer Ueberrumpelung der Festung Mainz, abhielt.

In Unteritalien hatte Don Carlos bereits am 15. Mai die Stadt Neapel besetzt; Montemar durch seinen Sieg bei Bitonto (25. Mai) die [redacted] des Königreichs so ziemlich vollendet. Gaeta ergab sich am 7. Au[redacted] bis 24. November Widerstand. Im August zog Mon[redacted] in Palermo Don Carlos zum Könige ausrufen dieser Insel. Syracus, Trapani und die Cita-

delle Gonzaga von Meſſina, wurden blockirt. — In Oberitalien erlitt der kaiſerliche Feldmarſchall Graf Mercy bei Parma (29. Juni) Niederlage und Tod. Sein Nachfolger im Commando, der Feldmarſchall Graf Königsek, führte zwar am 15. September einen meiſterhaften Ueberfall auf das Lager des Marſchalls Broglio, an der Secchia bei Quiſtello aus, wurde jedoch am 19. September bei Guaſtalla zurück geſchlagen, und bezog die Winterquartiere im mantuaniſchen Gebiete.

Die durch die Alliirten erkämpften Vortheile, und das gefährliche Uebergewicht, welches für das Haus Bourbon daraus hervor zu gehen drohte erweckten Englands und Hollands Beſorgniſſe, und veranlaßten dieſe beiden Mächte, nicht nur ihre Vermittelung anzubieten, ſondern auch (Ende Januars 1735) zu Landau und im Haag ihren Friedensentwurf vorzulegen, deſſen Grundlage war: daß der Kaiſer Neapel und Sicilien an Don Carlos abtreten, dafür aber, nebſt der Lombardei, noch Parma, Piacenza und Toscana erhalten ſollte; Stanislaus Leszinsky ſollte, zu Gunſten Auguſt's III, dem polniſchen Throne entſagen. Aber Frankreich und ſeine Alliirte, hiermit nicht begnügt, verwarfen dieſen Vorſchlag und den angetragenen Stillſtand. Vergebens forderte der Kaiſer die Seemächte zu bewaffnetem Einſchreiten auf; ihre ausweichende Erklärung und die neuen Nachtheile, welche der Feldzug des Jahres 1735 für die kaiſerlichen Waffen mitbrachte, bewogen ihn, den geheimen Anträgen des Kardinals Fleury gemäß, mit Frankreich in Separatunterhandlungen zu treten.

Eugen hatte ſein Heer am Oberrhein, zwiſchen Bruchſal und Heidelberg, ſo vortheilhaft aufgeſtellt, daß die Franzoſen weder in Deutſchland einzudringen, noch die beabſichtigte Belagerung von Mainz oder Breiſach zu unternehmen vermochten. Nach der Ankunft des Feldmarſchalls Lacy mit zwanzig tauſend Ruſſen am Rheine, ſchickte Eugen zu Ende September den Feldmarſchall Seckendorf an die Moſel, der im October bei Kloſter Klauſen und am Salmbache Vortheile erfocht. —, Die Spanier vollendeten jedoch unterdeſſen die Eroberung der feſten Plätze Siciliens, [illegible] Carlos ließ ſich (3. Juli) in Palermo als Kö[illegible]r Sicilien [illegible]le Franzoſen und Spanier unter Noailles und [illegible]hängten [illegible]igseck befehligte kaiſerliche Armee, aus dem M[illegible]ach Ti[illegible]erten Mirandola, und ſchritten zur Block[illegible]ämpfenden wogen ſich ſo ziemlich auf.

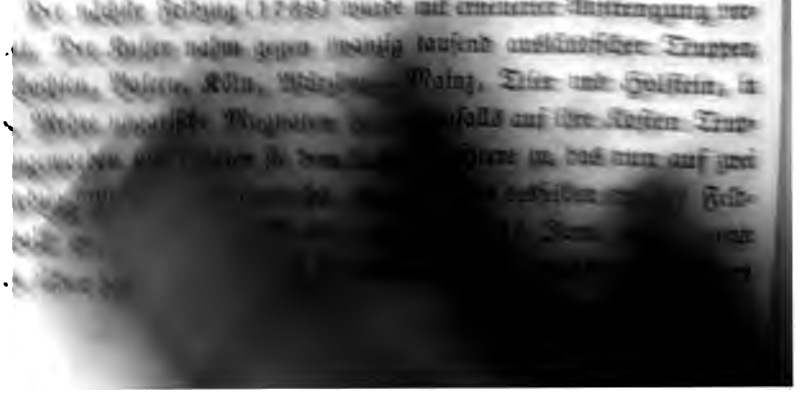
Unterdeſſen wurden am 3. October 1735 zu Wien die Friedenspräliminarien zwiſchen den Bevollmächtigten Oeſterreichs und Frankreichs unterſchrieben, und am 11. October vom Kaiſer ratificirt. Stanislaus Leszczinsky entſagte, zu Gunſten Auguſt's III., dem polniſchen Throne, und erhielt dafür auf ſeine Lebenszeit Lothringen und Bar, welche Herzogthümer nach ſeinem Tode auf immer mit Frankreich vereinigt werden ſollten. Dem Herzoge Franz von Lothringen ſollte das Großherzogthum Toscana zufallen. Don Carlos behielt Neapel und Sicilien, die Plätze an den toscaniſchen Küſten, und Porto Longone auf der Inſel Elba. Dem Könige von Sardinien wurden aus den drei Landſchaften Novara, Tortona und Vigevano, zwei nach ſeiner eigenen freien Auswahl, dann die langhiſchen Reichslehen und vier andere Herrſchaften zugetheilt. Die Lombardie und das Herzogthum Mantua fielen an den Kaiſer zurück, auch wurden ihm Parma und Piacenza eingeräumt. Der König von Frankreich verbürgte die pragmatiſche Sanction. Nach ausgeſprochenem Waffenſtillſtande wurden die Unterhandlungen mit den übrigen Mächten begonnen. Die Seemächte thaten keinen Einſpruch, und ſchienen das Geſchehene anzuerkennen. Der König von Sardinien wählte ſich von jenen drei Landſchaften Novara und Tortona aus. Nur Spanien zögerte, bis ernſte Ermahnungen Frankreichs es nachgiebiger ſtimmten. Am 15. April 1736 nahm der König von Spanien, am 1. Mai der neue König von Sicilien, die Präliminarien an. Stanislaus Leszczinsky trat am 27. Januar; Rußland und Polen am 15. Mai den ſie betreffenden Artikeln bei. Am 18. Mai erklärte auch das deutſche Reich; am 16. Auguſt der König von Sardinien, die Annahme der Präliminarien.

Am 28. Auguſt 1736 wurde zu Wien zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich ein beſonderer Vertrag geſchloſſen, und darin feſtgeſetzt, daß Lothringen und Bar ſogleich dem Titularkönige Stanislaus Leszczinsky übergeben, in die toscaniſchen Feſtungen kaiſerliche Truppen gelegt werden, und der Herzog Franz von Lothringen, bis zum Tode des Großherzogs Johann Gaſton und zur wirklichen Beſitznahme Toscana's, eine Jahresrente von fünfthalb Millionen Livres von Frankreich als Entſchädigung erhalten ſollte; auch übernahm dieſe Macht die Staatsſchulden der Herzogthümer Lothringen und Bar. Nach dem Tode des Großherzogs Johann Gaſton (9. Juli 1737) nahm Franz von Lothringen — ſeit 12. Februar 1736 mit des Kaiſers älteſter Tochter, der Erzherzogin Maria Thereſia, vermält — als nunmeh-

[illegible] zurück, und ernannte ihn zum Fürsten von Siebenbürgen und Herzog von Ungarn. Aber weder die Zusicherung der Pforte, noch Rákóczy's Einladungen, machten in Ungarn und Siebenbürgen Eindruck. Nirgends fand Lepleret einen Anhang; der Kaiser setzte einen Preis auf Einbringung Rákóczy's oder seines Kopfes; Papst Clemens XII. that ihn in den Bann, und das ganze Project zerrann, als Joseph Rákóczy (9. November 1738) zu Czernavoda in der Bulgarei plötzlich von der Pest hingerafft wurde.

Für den nächsten Feldzug (1738) übernahm wieder Franz von Lothringen den Oberbefehl, der Graf Lothar Joseph von Königseck wurde ihm beigegeben. Ehe aber noch die Kaiserlichen von ihrem Lager an der Save aus, Etwas zu unternehmen vermochten, war der Pascha von Bulgarien mit zwanzig tausend Mann in das Temeser Banat eingefallen, hatte, trotz Piccolomini's tapferer Vertheidigung, die Festung Mehadia weggenommen, Alt-Orsova eingeschlossen und seine übrige Mannschaft dem anrückenden kaiserlichen Heere entgegen geführt, welches, nach langem Umwege, bei Kornia, [illegible] Mehadia das Lager aufschlug. Schon am folgenden [illegible] am [illegible] zum Treffen. Nach dreistündigem Gefechte wichen [illegible] durch unordentliche Flucht ihr Hauptheer in Verwirrung. [illegible] Mehadia nahm diese Festung zurück. [illegible] Als aber der Großwesir selbst mit überlegener [illegible] Fußvolk vor Belgrad geworfen; die [illegible] Semlin. Mehadia wurde [illegible] Semendra und [illegible] des Banats unter [illegible] Herrschaft [illegible] Zeit [illegible]

Der nächste Feldzug (1739) wurde mit erneuerter Anstrengung vor[illegible]. Der Kaiser nahm gegen zwanzig tausend ausländischer Truppen, [illegible] Köln, [illegible] Mainz, Trier und Holstein, in [illegible] Magnaten [illegible] auf ihre Kosten Trup[illegible] [illegible] das nun auf zwei [illegible] Feld[illegible]



ſtark, ſtand ſchon bei Krozka, drei Meilen unterhalb Belgrad; die türkiſche Hauptmacht bei Paſſarovicz. Wallis wollte bei Krozka ſchlagen, griff (23. Juli) an, und wurde, was er nicht vermuthet hatte, bald mit dem ganzen Heere der Türken in Kampf verwickelt. Nach ſiebenſtündigem Kampfe entſchied ſich der Sieg für den Großweſir; ohne Neipperg's rettende Ankunft würde das kaiſerliche Heer vielleicht aufgerieben worden ſeyn. Mit einem Verluſte von mehr als zehn tauſend Mann zog ſich Wallis hinter die Linien von Belgrad, und von da, durch des Großweſirs Bewegungen getäuſcht, immer weiter zurück.

Der Großweſir, dem dieſes Zurückweichen des Wallis das Vorrücken erleichterte, brach am dritten Tage der Krozkaer Schlacht, längs der Donau über Wiſchniza nach Belgrad auf, und verbrannte die Vorſtadt dieſer Feſtung, vor welcher er ſogleich die Laufgräben eröffnen ließ. Mittlerweile war der Serasker, Tos Mohammed Paſcha, von Orſova aufgebrochen, und lagerte zuletzt am Ufer der Temes, unfern von Pancſova, zwei Stunden vom Lager des Großweſirs. Der Großweſir forderte (30. Juli) Belgrad auf, mit dem Verſprechen, die zwanzig tauſend Mann ſtarke Beſatzung bis Ofen geleiten zu laſſen; aber die Belagerten antworteten mit Kanonenſchüſſen. Das kaiſerliche Heer, von den Grafen Wallis und Neipperg, und dem Fürſten Lobkowicz angeführt, zog dem türkiſchen in Schlachtordnung entgegen, und erwartete dasſelbe bei Pancſova. Fünf hundert Türken, welche ſich in das aufgeſtellte Viereck wagten, wurden getödtet. Zum Unglück beſaß der Befehlshaber von Belgrad, Succow, nicht die nöthige Umſicht und Ausdauer. Er ſendete an Wallis faſt täglich übertriebene Berichte über den unhaltbaren Zuſtand Belgrads, und ſtimmte dadurch des Feldmarſchalls Muth und Hoffnungen herab. In dieſer Stimmung ſendete Wallis (15. Auguſt) den Oberſten Groß an den Großweſir, um ihm Belgrad, doch von allen Feſtungswerken entblößt, als Grundlage des nächſtens zu unterhandelnden Friedens, anzubieten. Gleichzeitig traf der franzöſiſche Geſandte, Marquis von Villeneuve, als Friedensvermittler im türkiſchen Lager ein. Der Großweſir, durch des Gegners Zuvorkommenheit zu größeren Anſprüchen ermuthigt, forderte Belgrads unbedingte Uebergabe. Erſt nachdem Wallis die Nothwendigkeit, die geſammte

[illegible]macht nach Peterwardein zu verlegen, und, an Succow's Stelle, den

[illegible] Belgrad dem Feldmarſchalllieutenant Samuel von Schmettau

[illegible]geſtellt, Succow's ungegründete Nachrichten von Belgrads

Unhaltbarkeit als Wahrheit, und ſein eigenes voreiliges Anbieten der Feſtung an den Großweſir als unumgänglich nothwendige Maßregel, an den Kaiſer berichtet hatte, ſendete er Schmettau's Bruder, Chriſtoph, nach Belgrad, um den dortigen Zuſtand der Dinge zu unterſuchen und dem Succow, für den Fall feindlichen Sturmes, Verhaltungsbefehle zu überbringen. Chriſtoph von Schmettau fand Belgrad im beſten Vertheidigungsſtande, und ganz anders, als der furchtſame Succow es geſchildert. Zugleich langte der vom Kaiſer aus Wien geſendete Samuel von Schmettau (21. Auguſt) in demſelben Augenblicke im Lager bei Szurduk an, als Wallis mit dem, auf zwei und zwanzig tauſend Mann zuſammen geſchmolzenen Heere nach Peterwardein hinauf ausziehen wollte, was, auf Schmettau's dringende Abmahnung, nun unterblieb. Letzterer übernahm am anderen Tage den Befehl über Belgrad, fand, wie ſchon früher ſein Bruder, die Feſtung im beſten Zuſtande, und hatte nur Succow's Fehler in den Vertheidigungsanſtalten zu verbeſſern. Aber vier Tage früher (18. Auguſt) war der Graf Wilhelm Reinhard von Neipperg im Lager des Großweſirs angekommen, verſehen mit kaiſerlicher Vollmacht: einen ehrſamen; mit der geheimen Weiſung der Erzherzogin Maria Thereſia und ihres Gemals: unter jeder Bedingung einen eiligen Frieden zu unterhandeln. Graf Wallis war hiermit von dieſem Geſchäfte ausgeſchloſſen, und ſein dadurch beleidigter Ehrgeiz, ſeine gereizte Eiferſucht gegen Neipperg bewirkte, daß nicht nur ein eiliger, ſondern auch ein höchſt unvortheilhafter Friede geſchloſſen wurde. Denn abgeſehen, daß Neipperg, weil er allein, ohne Bedeckung, und ohne Geißeln zu verlangen, in das türkiſche Lager ſich begeben hatte, von dem Großweſir Anfangs roh behandelt worden war, unterſchlug Wallis auch alle, von Schmettau dem Neipperg zugeſendeten Nachrichten über Belgrad's uneinnehmbaren Zuſtand, und ſelbſt den Befehl des, durch Schmettau beſſer unterrichteten Kaiſers, demzufolge er Belgrad's Uebergabe ſtandhaft verweigern ſollte. So ſich ſelbſt überlaſſen, ganz in des Großweſirs Gewalt, von Villeneuve überredet und irre gemacht, ſchloß Neipperg am 1. September 1739 die unerbaulichen Präliminarien, vermöge deren der Pforte Belgrad und Sabacs, mit Schleifung der neuen Feſtungswerke, dazu Serbien, die ganze öſterreichiſche Walachei, die Inſel und Feſtung Orſova und die Eliſabethſchanze zuerkannt wurde. In Bosnien ſollten die Gränzen nach Maßgabe des Karloviczer Friedens beſtimmt werden. Dagegen blieb dem Kaiſer das Temeſer Banat und die geſchleifte Feſtung

Mehadia. Am fünften Tage nach Unterzeichnung der Präliminarien ſollte die Schleifung der neuen Belgrader Feſtungswerke beginnen, und bis zu deren Vollendung das benachbarte Thor von den Türken beſetzt werden. Ohne die Genehmigung des Kaiſers über dies Alles abzuwarten, und ungeachtet aller Gegenvorſtellungen Schmettau's, ließ Neipperg mit der Schleifung der neuen Feſtungswerke Belgrads am 4. September den Anfang machen, und vierzehn Tage darauf (18. September) ſchloß er im Lager von Belgrad, unter Frankreichs Gewährleiſtung, nach dem Inhalte der Präliminarien, den förmlichen Friedensvertrag auf ſieben und zwanzig Jahre. Mit ſchwerem Herzen unterzeichnete Kaiſer Karl am 2. October den unvortheilhaften Frieden, und erklärte dann in einem Umlaufſchreiben an ſeine Geſandten bei auswärtigen Höfen: „Graf Neipperg habe ſeine Vollmacht überſchritten, ſich ohne kaiſerlichen Befehl und ohne Anfrage in's türkiſche Lager begeben. Er, als Kaiſer, habe von der Friedensunterhandlung nicht eher Etwas erfahren, als bis die Präliminarien ſchon berichtigt geweſen, und ſey, durch die übereilte Vollziehung derſelben, ganz außer Stand geſetzt worden, Dasjenige, was ſeine Diener wider die ihnen ertheilte Vollmacht zugeſtanden hätten, zu mißbilligen.“ Die kaiſerlichen Bevollmächtigten büßten ihre Uebereilung mit, wiewohl nur kurzer, Haft zu Glatz und Brünn. Die im Belgrader Frieden feſtgeſetzte Gränze zwiſchen Oeſterreich und der Pforte iſt, nur mit einigen unbedeutenden, durch die Convention von Siſtow beſtimmten Abänderungen an der Czerna und Unna, dieſelbe bis auf den heutigen Tag. Das deutſche Reich war von dem Kaiſer zum Beiſtande in jenem Türkenkriege aufgefordert worden, hatte auch fünfzig Römermonate bewilligt, aber mit gewohnter Saumſeligkeit ſeine Leiſtungen ſo lange verſchoben, bis darüber der Friede eintrat.

Die Ruſſen hatten in dieſem Kriege Aſow, Oczakow und Chozim erobert, und die Moldau beſetzt. Gleichwohl ließ die Kaiſerin Anna ebenfalls, und zwar durch Villeneuve, als ihren Bevollmächtigten, Frieden, ohne Beſtimmung der Dauer, alſo wahrſcheinlich einen ſogenannten ewigen, ſchließen. Die Auswechſelung der Urkunde erfolgte am 28. November; dieſelbe hob die in Betreff der Gränzen ſich widerſprechenden Ausdrücke der voran gegangenen Tractate, beſtimmte die Schleifung von Aſow binnen drei Monaten, die Räumung Chozims und der in der Moldau durch die Ruſſen beſetzten Plätze, und ſicherte beiderſeitigen Unterthanen völlige Amneſtie wegen der, während des Krieges ergriffenen Partei zu.

Seit jenem, wider Willen und Ueberzeugung eingegangenen Friedensschlusse war Kaiser Karl's Lebensfreudigkeit dahin; er selbst nannte die Stunde, in welcher er ihn unterzeichnet, die unglücklichste seines Daseyns. Er suchte die Einsamkeit, bald in seinem Kapuzinerkloster auf dem neuen Markte, bald auf seinem Lustschlosse zu Halbthurn in der Wieselburger Gespanschaft. Hier verbrachte er auch den letzten Monat seines Lebens, an der Jagd sich zerstreuend. Auf einer solchen zog er, durch den Genuß von Früchten und kaltem Getränke nach voran gegangener heftiger Bewegung, sich eine Erkältung zu, welche alsbald einen entzündlichen Charakter annahm. Unheilbar krank kam er nach Wien zurück, und verschied daselbst in der sogenannten Favorite (dem nunmehrigen Theresianum) am 20. October 1740, im fünf und vierzigsten Jahre seines Alters.

Karl war von mittlerer Größe, aber ungemein stark und ausdauernd. Er hatte im Aeußeren viele Aehnlichkeit mit seinem Bruder Joseph, doch lag, statt der feurigen Lebendigkeit desselben, mehr Ernst und Gemessenheit in seinen Zügen und seinem Wesen. Das Leben in Spanien, zu dessen Thron er berufen war, hatte ihm eine gewisse abgegränzte Würde angeeignet; auch kehrte unter ihm die durch Joseph ganz aus der Uebung gekommene strenge spanische Hofordnung, die frühere Etiquette und die spanische Tracht zurück. In dem Kampfe um Spanien zeigte Karl hohen Muth, getragen von der Kraft der Jugend. Dieselbe Standhaftigkeit blieb ihm auch in den späteren Jahren treu; aber er beherrschte nachmals die Verhältnisse weniger mit dem eigenen Geiste, und die einander oft widerstrebenden fremden Einflüsse, die seitdem in den Staats- und Kriegsangelegenheiten sich geltend machten, führten Nachtheile herbei, die des Kaisers sicherer Blick, wenn er demselben nur mehr hätte vertrauen wollen, vermieden haben würde. Schmerzlich rief er nach dem kampflosen Verluste Belgrads: „ist denn mit Eugen alles Glück von meinen Adlern gewichen, habe ich denn gar keinen General mehr?“ Durch den ernsten, aber gebildeten Fürsten Anton Florian von Liechtenstein und den Jesuiten Braun erzogen, war Karl fromm, aber allem übertriebenen Eifer in Religionssachen fremd, duldsam und gemäßigt. Er selbst that wiederholt dem harten Verfahren einiger Bischöfe und der gewaltthätigen Proselytenmacherei unter den ungarischen Protestanten Einhalt, und gab neue Amortisationsgesetze wider die allzu große Ausbreitung der geistlichen Güter und deren Exemtionen. Oesterreich wurde unter ihm kirchlich verherrlicht, denn auf

seinen emsigen Betrieb erhob Papst Innocenz XIII. am 1. Juni 1722 das Wiener Bisthum zum Erzbisthume. Im Vollzuge der Justiz war Karl eben so gelind, wie sein Vater; nicht nur ließ er, wo immer möglich, Gnade für Recht widerfahren, sondern kaufte auch viele Schuldner, welche Unglück, nicht Schuld in bedrängte Lage gestürzt, mit eigenem Gelde los. In allen ritterlichen Uebungen besaß Karl große Fertigkeit; Scheibenschießen, Reiherbeizen, und andere Jagden dienten ihm zur Zerstreuung und zur Stählung seines Körpers. Aber er war auch hochgebildet und erfahren in Künsten und Wissenschaften; ein trefflicher Zeichner, ein Kenner und feuriger Verehrer der Musik. Die meisten lebenden Sprachen waren ihm geläufig, und vornehmlich mit den römischen Classikern war er innig vertraut. An dem Studium der Numismatik hing er dergestalt, daß er selbst im Felde immer ein Schränkchen seltener Münzen bei sich zu führen pflegte. Sein Urtheil erhob sich über die Einseitigkeit und den beschränkten Gesichtspunkt damaliger Wissenschaft; mit dem großen Leibnitz correspondirte er über die Errichtung einer erbländischen Akademie der Wissenschaften, die, mit Verbannung aller scholastischen und speculativen Streitfragen, blos der Historie und deren Hilfswissenschaften, der Verbesserung der deutschen Sprache, und gemeinnützigen Künsten, gewidmet seyn sollte. Wie sehr auch Kriege und andere Zeitbedrängnisse seinen Schatz erschöpft hatten, für Gelehrsamkeit und Künste hatte Karl stets eine freigebig offene Hand, und seine Großmuth wurde hier nie vergebens gesucht. Sowohl durch Oeffnung der Archive, als durch Pensionen und Würden, begünstigte er die Forschungen. Er darf als der zweite Stifter der Hofbibliothek gelten, die er mit Eugen's ungeheurem Bücherschatze, mit der auserlesenen Sammlung seines Generaladjutanten von Hohendorf, mit den griechischen Handschriften des von ihm hochgeschätzten, und als Hofdichter nach Wien berufenen Venetianers, Apostolo Zeno, [illegible] mit allem Schönen und Seltenen, was ihm auf seinen weiten Reisen [illegible] Holland, England, Portugal, Spanien und Italien vorkam, bereicherte. — Welchen Aufschwung die Baukunst unter ihm genommen, was er für Handel und Industrie gethan, werden wir in dem folgenden Culturabschnitte sehen.

Mit Kaiser Karl VI. endete der habsburgische Mannsstamm. Er hinterließ: Maria Theresia, vermält mit dem Großherzoge [illegible], und Maria Anna, welche 1744 an den Bruder

des Großherzogs, den Herzog Karl von Lothringen, vermält wurde und noch im nämlichen Jahre starb. Karl's Lebensaufgabe war die künftige Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction gewesen, und unermüdlich brachte er die größten Opfer, um ihr durch Verträge mit fremden Mächten die Gewährleistung zu bewirken, hierin abweichend von der Ansicht und dem in anderen Fällen ihm so werthen Rathe Eugen's, der nur eine vollzählige, wohlgeübte Armee, und eine gefüllte Schatzkammer als einzig sichere Garantie der pragmatischen Sanction gelten lassen wollte; ein Ausspruch, dessen Wahrheit sich nur zu bald auf verhängnißvolle Art heraus stellen sollte. Wenn Karl sonach in dem Mittel sich vergriff, so war dieses Irren nur die Folge seines biederen, offenen Sinnes, der bei Verträgen die eigene Worttreue auch an Anderen zu finden hoffte, und dem Wagnisse ertrotzender kriegerischer Maßregeln den Weg friedlicher Uebereinkunft, freiwilliger Zusage vorzog. Lauter, als mißtrauische Klugheit, spricht diese schöne Täuschung für die Tugend und Herzensreinheit des letzten Habsburgers, mit welchem würdig ein Stamm endete, der durch vier hundert acht und fünfzig Jahre seine Zweige schützend und segenreich über Oesterreich ausgebreitet hatte, und welcher nun in einem neuen kräftigen Triebe, gleich ihm aus Eiche's eilfhundertjährigem Urstamme entsprossen, sich verjüngte, um die erlauchten Namen Habsburg und Lothringen in dem Namen Oesterreich zu verschmelzen.

Innere Verhältnisse und Culturzustände von 1657 bis 1740.

Der Charakter der Zeit und ihr inneres Wesen hatte seit der letzten Epoche sich nicht sowohl verändert, als von dem damaligen Uebergange zu entschiedenerer Formen heraus gebildet, und die dort noch schwankenden Züge in ein festeres Bild gesammelt. [illegible] rissen sich immer mehr von dem durch [illegible] des Verworrenen [illegible] und gestaltete [illegible] Grunde [illegible] Justizpflege [illegible] vorhande-

nen wieder durchgemuſtert und nach dem Bedürfniſſe der Zeit verbeſſert. Mehre einzelne Provinzen, Städte und Corporationen erhielten Gerichtsordnungen, Handfeſten und Rechtsprivilegien, und 1704 erſchien, in Wien gedruckt, der für den Rechtsgang jener Zeit ſo wichtige Codex austriacus, eine Sammlung von Generalien, Patenten, Ordnungen, Reſcripten, Reſolutionen, Edicten, Decreten, Mandaten ꝛc., anfänglich in alphabetiſcher Ordnung, welche ſpäter der chronologiſchen wich. Auch die allgemeine Polizei wurde, unter Leopold I., in der Theorie und in der Ausübung vervollkommnet. Auch unter Joſeph's I. kurzer Regierung geſchah Weſentliches zur Vervollkommnung der Juſtizpflege in Oeſterreich, Böhmen u. ſ. w.; mehr noch unter der längeren Regierung Karl's VI., der für die öffentliche Sicherheit und das Gemeinwohl eine große Anzahl Polizei- und Sittengeſetze erließ, Spitäler ſtiftete und überall wohlthätig eingriff.

In Ungarn gab Karl VI. der ganzen bürgerlichen Verfaſſung des Reiches eine neue Geſtalt durch die Einſetzung des königlichen Statthaltereirathes (consilium regium locumtenentiale), welcher am 21. März 1724 auf dem Preßburger Schloſſe eröffnet wurde. Die Hauptbeſtimmung dieſer, unmittelbar von dem Könige abhängigen Behörde iſt: die Vollziehung der Reichsgeſetze und die Sorge, daß des Königs Befehle überall bekannt und befolgt werden; ſie iſt befugt, Verordnungen, Rathſchläge und Entwürfe dem Könige zu unterlegen, und nach erlangter königlichen Genehmigung ſie auszuführen. Nur Juſtiz- und Kameralſachen liegen außerhalb ihres Geſchäftskreiſes; dagegen iſt ihr die ſämmtliche Staats- und Landespolizei und die Leitung aller unteren Civilbehörden anvertraut. Dieſe ſind angewieſen, über alle, das Allgemeine betreffende Vorkommenheiten, fortlaufende Berichte an ſie zu erſtatten; denn ſie hat zu ſorgen für des Landes Bevölkerung, für der Einwohner Leben und Geſundheit, für die Verbeſſerung der Landwirthſchaft, Aufnahme aller Gewerbe, und Beförderung des Handels. Sie entſcheidet über Urbarialrechte und Pflichten, und nach ihrer Anleitung wird das im Lande ſtehende Waffenvolk vertheilt und vom Unterthan verpflegt. Alle Steuerrechnungen werden von ihr erhoben, geprüft und berichtigt. Sie leitet den öffentlichen Unterricht und die Büchercenſur, führt die Aufſicht über Kirchen, hohe und niedrige Schulen und alle frommen Stiftungen, und auch die Verwaltung des Grundvermögens derſelben iſt ihr übertragen.

Karl erneuerte und vermehrte auch die ungarische Hofkanzlei, durch welche der König Alles, was die Verfassung seiner Macht ausschließend überläßt, entscheidet, und durch welche er die obersten Souverainetätsrechte, die oberste Aufsicht und alle Befugnisse der vollziehenden Macht ausübt; die, unabhängig von jeder anderen Hofbehörde, über die Würde und die Vorzüge der Krone wacht, und deren Ausfertigungen der König als seine unmittelbaren Entscheidungen unterschreibt.

In Bezug auf die bürgerliche Verwaltung in den Gespanschaften verordnete Karl: daß die Obergespane, wenn sie nicht in allgemeinen Reichsangelegenheiten oder in königlichen Diensten, zur Entfernung aus ihren Amtsbezirken genöthigt sind, in ihren Gespanschaften beständig wohnen sollen. Damit allen Unordnungen in der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten in den Gespanschaften vorgebeugt, oder, wenn dergleichen eingeschlichen wären, abgeholfen werde, sollen sie alle drei Jahre, im Nothfalle auch früher, die Insassen ihrer Gespanschaft zu etwa nöthig gewordener Beamtenwahl versammeln, wobei sie im Einverständniß mit ihren Vicegespanen für jedes Amt vier taugliche Candidaten aus dem Adelsstande vorzuschlagen haben. Die Vicegespane und alle anderen Beamten der Gespanschaften sollen echte Edelleute, in der Gespanschaft ansässig, in keinem eigenen Interesse befangen seyn, und mit den Grundherren des Bezirkes durchaus in keiner Verbindlichkeit stehen. Die Gespanschaftsangelegenheiten sollen frei, öffentlich, mit Anstand und Mäßigung verhandelt; die Beschlüsse treu und genau zu Protokoll genommen, und vor dem Beschlusse der Versammlung öffentlich vorgelesen werden. Dergleichen Protokollen wird öffentliche und allgemeine Glaubwürdigkeit zuerkannt. Was in allgemeinen Comitatsversammlungen beschlossen worden, darf nicht von besonderen Versammlungen, noch viel weniger von Ober- oder von Vicegespanen verändert werden. Alle Beschlüsse sind durch Mehrheit der freien Stimmen zu fassen, und sind auch für die Abwesenden verbindlich.

Die zur Erleichterung und Beschleunigung der Rechtspflege, anstatt der wandernden und der Octavalgerichte, von Karl (1723) verordneten beharrlichen Bezirkstafeln, zu Tyrnau für den Bezirk diesseits, zu Güns jenseits der Donau; zu Eperies für den Bezirk diesseits, und zu Debreczin jenseits der Theiß, bestehen jede aus dem Präsidenten, vier Beisitzern, welche der König ernennt, und einem beeidigten Notar. Vor diese Gerichte gehören

nur Civilrechtssachen, mithin Prozesse wegen Vollziehung der Testamente und Verträge, wegen Theilung und Erbschaft, wegen Berichtigung der Theilungen, wegen Schuldforderungen von ein tausend bis zu höheren Summen, wegen Depositen u. s. w. Von diesen Tafeln geht der Rechtszug an die königliche, und weiter an die Septemvirtafeln.

Durch die fast zwei hundertjährige Herrschaft der Türken in Ungarn waren viele Familien aus dem rechtmäßigen Besitze ihrer Güter verdrängt worden. Um diesen, nach Zurückeroberung der von den Türken eingenommenen Gebiete, wieder auf rechtliche Weise zu ihrem Eigenthume zu verhelfen, wurden zu Preßburg, zu Kaschau und zu Agram gerichtliche Behörden zur Untersuchung der Besitztitel und anderer Rechtsansprüche auf streitige Güter, eingesetzt. Wer sich als rechtmäßigen Besitzer durch rechtliche Beweisführung erprobt hatte, gelangte zum Wiederbesitz, gegen Entrichtung einer, dem Werthe des Gutes angemessenen Summe an die Krone, zum Ersatze der Kosten, welche dieselbe zur Wiedereroberung Ungarns verwendet hatte. Diese besonderen gerichtlichen Behörden, Tummelplätze nie zu beendender Streitigkeiten, wurden später, auf Verlangen der Stände, von Maria Theresia aufgehoben, und die streitenden Parteien an die ordentlichen Gerichtshöfe verwiesen*).

Oesterreichs Länderbestand, durch die Erwerbung der Niederlande, Mailands ꝛc. im Frieden zu Rastadt (1714), den Rückfall Gradisca's nach dem Aussterben der Fürsten von Eggenberg (1717), die Erwerbung der Banate Temesvár und Krajova, eines Theiles von Serbien und Bosnien, im Frieden zu Passarovicz (1718), betrug, nach den mittlerweile wieder vorgefallenen Abtretungen einzelner Gebiete, bei Karl's VI. Tode 10,431,29 geographische Quadratmeilen.

Die fast unausgesetzten Kämpfe, welche Oesterreich im Osten und Westen zu bestehen hatte, das lebhafte Vorwärtsstreben in der Kriegskunst wiesen schon damals auf das Bedürfniß von Militärschulen hin, von Anstalten, in welchen junge Leute zum Kriegsdienste herangebildet werden sollten. Nur konnte man sich nie über die Art und Weise vereinigen, wie dergleichen Anstalten gegründet, fundirt und eingerichtet werden sollten. Mehre Vorschläge wurden der Regierung vorgelegt, aber keiner

*) Fessler X., 205, 210, 214, 258.

konnte durchdringen, weil man zuletzt immer die, damit nothwendig verbundenen, großen Ausgaben scheute. Ein ähnlicher Entwurf, bezeichnend für die damaligen Ansichten vom Kriegswesen, wurde von dem kaiserlichen Hauptmanne Ulrich Kolbmann verfaßt, und 1699 in Klagenfurt gedruckt. Unter den zwölf Kapiteln, in welche dieser Entwurf zerfällt, ist besonders der fünfte bemerkenswerth, wo es heißt: „ist die Frage, woher die Zöglinge genommen werden sollen, so ist hierauf die unvorgreifliche Meinung, daß man alle Jungen von vierzehn bis achtzehn Jahre hinweg nehmen soll: als welche betteln, bei keinem Bauer bleiben, sonst entlaufen, und nur dem Müßiggange und Schlenken nachgehen, alle Spitzbüberei und andere Leichtfertigkeit treiben, den armen Leuten auf dem Halse liegen, und zu Nichts Lust haben; item Kellnerjunge die feirend herum ziehen oder spielen und Schulden halber gefangen sitzen, item Handwerksburschen so den Meistern entlaufen und ihrer [illegible] wegen in Zuchthäuser kommen; arme Studenten die nur betteln und [illegible] zum Studiren sind [illegible] Handwerk oder andere [illegible] [illegible] arme Leute [illegible] [illegible]

halben Pike, dann wie jeder Einzelne mit der Muskete und Pike, auf die Erde geſtellt, ſtehen, dieſelben auf und von der Achſel nehmen, wie er die Muskete laden, anſchlagen und Feuer geben ſoll. Schlüßlich ſollen ſie auch unterwieſen werden, mit Steinen und Granaten zu werfen, auch wie man ſoll Brücken bauen auf unterſchiedliche Art, Holzbrücken, Blenden, Fallgitter, Schranken und Schlagbäume, ſpaniſche Reiter, Wege verhauen und die verhauenen zu eröffnen, in Summa, Alles lernen, was in Kriegszeiten die Noth erfordert. Ingleichen ſollen ſie unterrichtet werden, mit Stücken umzugehen, Schiffe und Flöße zu regieren, wie nicht weniger im Schanzen, Miniren und Approchiren. Es könnte auch nicht ſchaden, wenn man etliche gute Talente und Subjecte die Ingenieur-, Artillerie- und Feuerwerkskunſt lehrte; allein da bereits rechte Akademien, in denen man dergleichen Künſte docirt, errichtet werden, will ich es dahin geſtellt ſeyn laſſen" *).

In Ungarn hatte zwar die allgemein veränderte Kriegsweiſe das Sigismund'ſche Regeſtum ſo ziemlich außer Gebrauch geſetzt; gleichwohl blieb den Ungarn eine Vorliebe für ihre alte Wehrverfaſſung eigen; daher gaben die dortigen Stände auf Karl's VI. erſtem Landtage (1715) wohl der Forderung desſelben: — ein ſtehendes Heer geübter Truppen, aus In- und Ausländern geworben, zu halten, und dasſelbe im Kriege, wie im Frieden, von der auf jedem Reichstage zu bewilligenden Steuer zu bezahlen und im Lande zu verpflegen — nach, wollten aber dennoch die altungariſche Pflicht des Adels: perſönlich aufzuſitzen, nicht für aufgehoben betrachten. Um den Zwiſtigkeiten, welche ehedem zwiſchen dem Kriegsvolke und den Unterthanen ſo häufig eintraten, abzuhelfen, ſetzte Karl (1723) für Ungarn das General-Wehrverpflegamt ein. Der Director desſelben ſollte jederzeit aus dem Magnatenſtande ernannt werden, und dem Statthaltereirathe mit Sitz und Stimme beiwohnen. Ihm waren vier Provinzialcommiſſarien für eben ſo viele Landesbezirke untergeordnet. Dieſe hatten dafür zu ſorgen, daß die auf dem Lande und in Städten liegenden, oder von einem Orte an den anderen ziehenden Truppen gehörig verpflegt und mit Vorſpann verſehen würden, damit weder dem Soldaten durch den Landmann, noch dieſem durch Jenen Unrecht, Ge-

*) Entwurff Gymnasii militaris, oder vnvorgreiffliches Dafürhalten, wie ein hocher Potentat vnd Kriegs-Fürſt, ſowohl in Fried- als Kriegs-Zeiten, mit ſchlecht vnd geringen Vnkoſten, etlich tauſend junge vnd wol exercirte Mannſchaft auffbringen, erhalten — kann ꝛc. Klagenfurt, 1699. 4.

walt oder Schaden zugefügt, und, wenn es geschehen, sogleich billiger Ersatz geleistet werde. Wechselseitige Geschäfte und Streitigkeiten zwischen dem Civil- und Militärstande gehörten vor die oberste Kriegsbehörde, wo sie vom einem verordneten gemischten Gerichte (Judicium delegatum militare mixtum) unter dem Vorsitze des obersten Befehlshabers abgemacht wurden. Maria Theresia vermehrte später (1771) die Zahl der Provinzialcommissarien in Ungarn, und führte sie auch in Slavonien und Kroatien ein.

Wie früher nie, und später erst wieder unter Joseph II., war nach der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in Oesterreich eine industrielle Bewegung entstanden, die in der Ausdehnung, welche sie gleich Anfangs gewann, und die ihr allenthalben entgegen kommende Theilnahme, zu den größten Erwartungen berechtigte, auch nicht ohne nachhaltigen Einfluß blieb. Mit großem Erfolge wirkten hier die Bestrebungen eines Mannes ein, der durch zahlreiche Schriften und einzelne Proben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Johann Joachim Becher (geb. 1625 zu Speyer, † 1682 zu Güstrow), Doctor der Medicin und später kaiserlicher Commerzienrath, der in der That für seine Zeit ungewöhnlich große naturhistorische Kenntnisse besaß, und dessen rascher, nie müder Geist nach allen Seiten ausgriff, hatte bereits in Baiern mehre zweckmäßige Einrichtungen veranlaßt und begründet. Nun lenkte er sein Augenmerk auf Oesterreich, und wies in einer besonderen Abhandlung an Kaiser Leopold I. nach, wie durch Manufacturen und Handel die staatsökonomischen Verhältnisse der Erblande gehoben werden könnten und müßten. Seine guten Gründe leuchteten dem Kaiser ein; er beschloß daher die Errichtung eines selbständigen Collegiums „zu Einführung der Manufacturen und Vermehrung der Commerzien," und am 20. Februar 1666 wurde Becher zum zweiten Rathe desselben ernannt; erster Rath ward der Hofkammerrath Johann Gabriel von Seld. Die von Becher für das neue Collegium verfaßte, und vom Kaiser (22. Februar) unterzeichnete Instruction bestimmte unter anderen: „Die vornehmste Verrichtung unserer Commerzienräthe soll sein, daß sie sich über den Zustand und die Beschaffenheit des Handels und Wandels, die rohen Waaren und Manufacturen, so herein als hinaus gehen, in unseren kaiserlichen Erblanden erkundigen, die Ursachen der Auf- und Abnahme gründlich erforschen, auf den Lauf und die Veränderung des Preises und die Consumtion der Güter aufmerken, und auf alle und jede, sowohl in- als ausländische Handels- und Handwerksleute

der Compagnien und Zünfte ein wachendes Auge haben, damit die schädlichen Monopolia, Polypolia und Propolia abgeschafft, und die Commerzien, unseren Landen und Leuten zum Besten, in besseren Stand und Flor gesetzt und darin erhalten werden. — In allen Actionen und Vorkommenheiten sollen sie, so viel immer möglich, dahin colliminiren, daß in unseren Landen das Geld verbleibe, und für solche Sachen an Fremde nicht gegeben werde, welche man in unseren Landen selbst haben und machen kann. Weswegen sie trachten sollen, daß die fremden Manufacturen im Lande verarbeitet, und die Leute in bessere Nahrung gesetzt werden. Welches auch zu verstehen ist von den rohen, aus unseren kaiserlichen Erblanden gehenden Waaren, welche mit größerem Nutzen derselben in Gestalt der Manufacturen, als wie rohe, hinaus gehen werden, wo sie fremde Unterthanen ernähren und hernach die Unserigen von ihnen selbst wieder kaufen müssen, nicht mit geringem Schaden unserer kaiserlichen Erblande und Unterthanen. — Da einige fremde Waaren, die man in unseren kaiserlichen Erblanden nicht haben kann, aus der Fremde müssen gebracht werden, so soll unser Commerzienrath allezeit daran seyn, daß dann unsere Unterthanen solche Waaren selbst und an dem ersten wohlfeilsten Orte holen, und nicht, wie bisher geschehen, sich theurer durch die dritte und vierte Hand von Fremden und bereits in Manufacturen verarbeitet, bringen lassen. — Auch sollen unsere Unterthanen und Handelsleute Waaren, so viel möglich, roh und in natura kaufen, und hernach in unseren kaiserlichen Erblanden verlegen und verarbeiten lassen, in der Fremde aber, so viel es sich immer thun läßt, solche rohe Waaren nicht um baares Geld, sondern mit in unseren kaiserlichen Erblanden gemachten Manufacturen vertauschen und vertreiben, damit auf alle Weise und Wege das Geld in unseren Erblanden erhalten, aus der Fremde noch ein Mehres herein gebracht werde. — Zu welchem Ende unser Commerzienrath nicht allein auf die Commerzien in unseren Erblanden, sondern auch auf den Zustand derselben, erstlich in den benachbarten, hernach aber auch in den weiter entlegenen Orten und Ländern ein wachsames Auge und Obsicht haben soll, damit, was daselbst unseren Erbländern vortheilhaft und schädlich vorfallen und seyn kann, alsobald attendirt, zuwegegebracht oder verhütet werde. — Auch sollen die Räthe auf die Kaufhäuser und Niederlagen in unseren Erblanden fleißig Acht haben, und so viel möglich dieselben fördern helfen, und darauf bedacht sein, wie in unseren kaiserlichen Erblanden eine rechte, versicherte, wohlfundirte

Bank könne aufgerichtet werden, beinebens, wie für den gemeinen Mann einige Werkhäuser anzustellen seyen, damit die Bettelleute von den Straßen ab, und zu ehrlicher Nahrung gebracht werden 2c.*

Unstreitig finden sich in dieser Instruction überraschend tiefe und wahre Ansichten, wie sie zum Theil noch in unseren Tagen entweder praktische Anwendung, oder doch ihre Verfechter gefunden haben; doch wurde Becher damals nicht von Allen gewürdigt, und weil die von ihm begründeten oder veranlaßten Unternehmungen zu keinen erheblichen Resultaten führten, auch Manches dabei einigermaßen auf die Spitze gestellt war, so wurde er von einzelnen seiner Zeitgenossen als ein Schwindelkopf verlästert. Seine Haupttendenz war: Errichtung von Fabriken, besonders von solchen, für deren Erzeugnisse große Geldsummen alljährlich in's Ausland gingen. Ein Verein von Kaufleuten, unter dem Namen: die „Wienerische Niederlage," hatte insbesondere das ganze Geschäft mit ausländischen Seidenwaaren in seiner Gewalt; [illegible]

daß auf die herein gehende rohe Seide innerhalb der nächsten zehn Jahre kein Zoll geschlagen, auch hernach ein Billiges genommen werde; daß die aus dem Lande gehenden Seidenmanufacturen, sie werden nun ausgeführt von wem sie wollen, nur den halben Zoll im Land und an den Gränzen geben; daß der Zoll, so auf die im Land bleibenden Seidenmanufacturen gesucht, in Verkaufung der Waare von der Compagnie wieder möge darauf geschlagen werden; die Waaren sollen sie in den kaiserl. Erblanden verlegen, daß daran kein Mangel sey, nämlich Stepp- und Nähseide, seidene Bänder, Seidenzeug, ganz und halb mit Wolle oder Leinen vermischt, Sammt, Taffet, seidene Strümpfe und was nur von Seide gemacht oder erdacht werden kann, ausgenommen seidene Schnüre, Fransen, Knöpfe und Borden, welche Manufactur bereits in den Erblanden ist. In diesem Verlage soll sie allein privilegirt seyn, und soll neben ihr dergleichen Niemand verlegen, heimlich noch öffentlich, noch sich ihrer Invention gebrauchen, bei Strafe tausend Reichsthaler. Falls sie auch Seide in den kaiserlichen Erblanden ziehen könnte, soll es ihr freistehen, doch nicht, daß sie in diesem Punkt privative privilegirt wäre, soll gleichwohl nicht schuldig seyn, von den Bäumen einige Inposten zu geben." (Die alten Maulbeerbäume, die man noch hin und wieder bei Schlössern und Pfarrhöfen findet, stammen aus jener Zeit; auch wurden über deren Pflanzung und Cultur damals in Wien viele Abhandlungen gedruckt.)

Nach Bestätigung der Statuten erhielt Becher den Auftrag, Theilnehmer für die Compagnie zu werben, und, um so schnell als möglich zu einer vorläufigen Probe schreiten zu können, Handwerksleute, als: Seidenfärber, Weber, Stricker, Seidenbereiter u. s. w. aufzunehmen. Das Sinzendorf'sche Schloß Walpersdorf wurde zum Fabriksgebäude angewiesen. Die angestellte Probe fiel gut aus, und es bildete sich hierauf eine Gesellschaft, welche entschlossen war, das Werk zu übernehmen und weiter zu führen. Becher unternahm mehre Reisen im Interesse der Compagnie, deren Gebrechen er später in einer freimüthigen Darlegung beleuchtete, und er hatte nachmals die Befriedigung, folgendermaßen über günstige Resultate berichten zu können: „die Seidencompagnie in Oesterreich betreffend, so steht solche gegenwärtig in unterschiedlichen Filadorien, welche bereits laut Aussage der Herren Directoren so viel erwarten, daß alle Spesen, so darauf gegangen, und der Schaden man darauf gehabt, wieder gänzlich ersetzt, und die Capitalien sich interessirt, solchergestalt, daß die Compagnie weder Parti-

cipanten noch Intereſſenten mehr annehmen will, angeſehen ſich die gegenwärtigen Participanten ſehr wohl dabei befinden."

In nächſter Beziehung zu jener, in Walpersdorf errichteten, erſten Seidenfabrik Oeſterreichs ſtehen die Verſuche, die Fabrikation ſeidener Bänder ſowohl, als ſeidener Strümpfe einzuführen. Beide geſchahen auf Koſten des damaligen Kammerpräſidenten, Georg Ludwig Grafen von Sinzendorf, deſſen Bemühungen und Verdienſte um Hebung der vaterländiſchen Induſtrie, auch bei ſeiner ſpäter erfolgten Abſetzung, anerkannt werden müſſen. In demſelben Augenblicke, als er namhafte Summen vorſchoß, um die von Becher projectirte Seidencompagnie zu Stande zu bringen, unternahm er es auf ſeine eigene Gefahr, die beiden genannten Zweige der Seidenmanufactur ebenfalls nach Oeſterreich zu verpflanzen. Aus mehren Gründen war jedoch der Erfolg in keiner Beziehung günſtig.

Die zweite Richtung, welche das gedachte Commerz-Collegium nächſt der Seidenmanufactur verfolgte, war die Gründung einer occidentaliſchen Compagnie, deren Aufgabe es ſeyn ſollte, inländiſche Producte auszuführen. Das Hauptaugenmerk ging dabei auf Holland. Unterhandlungen wurden begonnen, und Verſuche angeſtellt; Becher ſelbſt machte eine Reiſe dahin, um nähere Erkundigung einzuziehen. Sein Bericht hierüber ſtellte die günſtigſten Ausſichten, und namentlich hoffte er mit Zuverſicht jährlich einen bedeutenden Abſatz von Branntwein aus Ungarn, Oeſterreich und Tirol, von gutem, ſtarkem öſterreichiſchen und ungariſchen Hauptweine, von Eiſen-, Stahl-, Meſſingdraht und Blech, von Häuten, allerlei zubereitetem Leder, feiner böhmiſcher geſponnener Wolle, und ländleriſcher Leinwand, in Holland zu machen; was wenigſtens in Beziehung auf den Wein ſich einigermaßen verwirklicht zu haben ſcheint. Zu dieſen Artikeln kam ſpäter noch Queckſilber, als von beſonderer Wichtigkeit. Eine natürliche Folge dieſer Speculationen war die Frage: auf welchem Wege die Ausfuhr bewerkſtelligt werden ſollte. Becher, welcher in dieſem Punkte mehre Vorſchläge that, dachte mit beſonderer Vorliebe an eine Vereinigung der Donau mit dem Rhein, durch die Dauber und Wirnitz, und wies auf deren Wichtigkeit für ganz Deutſchland mehrmals und ſtets mit Nachdruck hin*).

*) Auſtria 1842, S. 120; 1843, S. 149; 1844, S. 33 u. f.

Auch in anderer Beziehung wurde unter Leopold's Regierung kräftig für die Industrie gewirkt. Die Privilegien der Großhändler wurden erweitert, in den Provinzen Fabriken angelegt, das Münzwesen und das Zollsystem regulirt, einige Theile des öffentlichen Verkehrs durch besondere Gesetze geordnet, eine Girobank in Wien gegründet u. s. w. Die Staatseinkünfte wurden durch Einführung einiger indirecten Abgaben bedeutend erhöht. Auch Joseph's I. kurze Regierung war in jenen Beziehungen von dem wohlthätigsten Einflusse. In seine Zeit fallen die Begründung der Wiener Staatsbank, die Verbesserung der Finanzen durch Einführung zweckmäßiger indirecter Auflagen. Als im Jahre 1710 der Bechiner Kreishauptmann, Freiherr Woraczizky von Babienitz, in Begleitung eines Ingenieurs die Moldau von dem Markte Unterwaldau abwärts bereisete, geschah dies wahrscheinlich zu keinem anderen Zwecke, als weil die Regierung schon damals beabsichtigte den Salztransport auf der Achse von Linz und Mauthausen durch die Schiffbarmachung der Moldau möglichst abzukürzen. Mit noch größerer Ausdauer und Liebe pflegte und schützte Karl VI. den Handel. Er sah die Kraft und den Reichthum der Seemächte auf den Grundlagen desselben gebaut, und da bei seinem Regierungsantritte sich die Finanzen des Staates im Verfalle befanden, so richtete er eine verdoppelte Aufmerksamkeit auf die großen Hilfsquellen, welche Handel und Credit dem Staatsleben in allen seinen Richtungen eröffnen. Er erhob Triest und Fiume zu Freihäfen; auf seinen Wink und durch seine Opfer entstanden die herrlichen Straßen, welche, trotz aller unübersteiglich scheinenden Hindernisse, zwischen dem adriatischen Küstenlande, Kroatien und Dalmatien, durch Kärnten und Tirol sich aufthaten, und den Transit auf eine nie gesehene Höhe hoben; von ihm gingen die verbesserten Hafenanlagen von Buccari und Porto Ré aus. An der Schiffbarmachung der Save wurde thätig gearbeitet. Wien sollte zum Mittelpunkte des Handels nach der Levante erhoben, und daher die Donauschiffahrt in den größten Flor gebracht werden. Diese zu schützen, ließ Karl eine Kriegsflottille bei Wien erbauen. Auch in Böhmen, Schlesien, Mähren, blühte der Handel mit den Erzeugnissen der Landesindustrie; es wurden eine Menge [illegible] theils begründet, theils durch neue Privilegien in größeren Schwung

[illegible]t. Sein Lieblingsproject, die Gesellschaft zum Handel in die übrigen

[illegible]elt, zu Ostende, mußte Kaiser Karl, nach dem lebhaftesten

[illegible]n neidischen Einspruche der Engländer und Holländer opfern,

die ſich mit Unrecht auf die Stipulation des weſtphäliſchen Friedens beriefen, in welchem der König von Spanien, unter ganz anderen Verhältniſſen, den Rechten ſeiner Unterthanen entſagte, nach Aſien, Afrika und Amerika Handel zu treiben.

Die Bierbrauerei wurde damals in Oeſterreich eifrig betrieben, genügte aber kaum dem inneren Bedürfniſſe und der Trinkluſt des Zeitalters. In Wien beſtanden im Jahre 1732 ſieben Brauhäuſer; außer den Linien gab es noch ſieben und dreißig, welche ihr Erzeugniß nach Wien führten, in Simmering, Ebersdorf, Schwechat, Mannswörth, Fiſchament, Lanzendorf, Zwölfaxing, Pottendorf, Schwadorf, Baden, Ortha, Schwida, Schellenhof, Hochau, Solenau, Trumau, Bittermannsdorf, Loibersdorf, Waltersdorf, Himberg, Hütteldorf, Stadt-Enzersdorf, Horn, Troſt und Stockerau; Orte, welche zum Theil noch heutzutage in der Bierbrauerei einen Namen haben. Trotz dieſer Productivität wurde noch aus Breslau, Prag, Regensburg, Vilshofen und anderen baieriſchen Städten Bier nach Wien geführt. Vom Weizenbier gab es dreierlei Gattungen, nämlich: das gemeine Weißbier, das Doppelbier und das Weinbier. Das letzte jedoch, ſchon außer Gebrauch gekommen, wurde nur noch auf Befehl des Hofes gebraut; zu jedem Eimer Bier kamen vier Maß gekochter gährender Wein. Gerſtenbiere zählte man fünf: das Weiß-Gerſtenbier; das Braunbier; das Märzenbier; das Luftbier, welches bleichfärbig, und zu welchem die Gerſte in der Luft getrocknet wurde, und endlich den Einbock. Letzter gehörte zu den zuſammen geſetzten, aromatiſch-mediziniſchen Bieren, indem dazu Honigtrank und gährende Gewürzſäfte gegeben wurden. Einige miſchten zu dem Luftbier Ingwer, Lorbeeren, Rosmarin u. ſ. w., ſo daß es dem Einbock ähnelte, der jedoch dichter und geſättigter war. Haferbier wurde in Wien nicht erzeugt, wohl aber zu Horn und Troſt; daher auch Horner- und Troſterbier genannt. Die erſte Dampfmaſchine in Wien wurde, nach der Angabe des Engländers Iſaak Porter, im Jahre 1722 von dem k. k. Hofarchitekten Fiſcher von Erlau, für den fürſtlich Schwarzenbergſchen Garten verfertigt, um das aus dem hochliegenden Reſervoir in die Fontainen fallende Waſſer wieder hinauf zu treiben, und ſo durch eine beſtändige Circulation die Fontainen ſtets ſpringend zu erhalten.

Wir haben ſchon [illegible], daß unter Kaiſer [illegible]old I. die Etiquette ſehr ſtreng, und nicht ſo [illegible]lich, als die ſpä[illegible]. Aus gleichzei-

tigen Relationen vernehmen wir hierüber Folgendes: Der Kaiser Leopold hält seine gewissen Stunden, die an einem Tage wie an dem anderen eingetheilt bleiben und, wenn nicht sonderliche Verhinderungen dazwischen kommen, genau in Acht genommen werden. Er steht nämlich alle Tage zu einer gewissen Zeit auf, hält Messe und betet, hält Tafel, geht spazieren, gibt Audienz, läßt den geheimen Conferenzrath zusammen kommen, und legt sich zu einer gewissen Stunde nieder. Ferner hat er bestimmte Festtage, an denen er die Kirchen und Klöster besucht, sich in die Favorite und nach Lachsenburg begibt, an denen er, es mag gutes oder schlechtes Wetter seyn, jagt u. s. w. — Bei den Audienzen pflegt es folgendergestalt gehalten zu werden. Die Gesandten, welche bei dem Kaiser feierliche Audienz suchen, geben ihr Creditiv dem Oberstkämmerer, und Dieser führt sie zur Audienz ein und aus. Andere aber, die ohne feierliche Audienz Etwas vorzutragen haben, liefern ihre Namen dem Kammerherrn, der dieselbe Woche die Aufwartung hat; hiernach passen sie zur bestimmten Zeit in der kaiserlichen Anti-Camera auf. Der Kaiser gibt dem Kammerherrn die Liste, und informirt ihn auch wohl vorher von dieser oder jener Sache Beschaffenheit. Wenn nun Dieser sagt: „Polen," „Münster" ꝛc., macht der Kammerherr die Thür auf, und ruft in die Anti-Camera: „Polen;" alsdann geht der polnische Gesandte hinein, und hält, nach drei gemachten spanischen Reverenzen vor dem Kaiser, der gewöhnlich an einem Tische zu stehen pflegt, seinen Vortrag. Wenn dieses geschehen, geht der Gesandte wieder in die Anti-Camera hinaus, oder auch ganz weg. Der Kammerherr aber macht sich nicht eher wieder hinein, als bis der Kaiser wieder läutet und von seinem Zettel einen anderen herliest, den er hinein kommen lassen soll. Bisweilen hält sich der Kaiser in Discursen auf, so daß nur etwa drei oder vier Personen Audienz bekommen, und die anderen bis auf eine andere Zeit zurück stehen müssen. — Der Oberstkämmerer bleibt des Abends bei dem Kaiser so lange, bis Dieser zu ihm sagt: „morgen um acht oder neun" (soll er wieder kommen); darauf geht er fort. Des Morgens kommt er um die bestimmte Zeit wieder, klopft mit dem Finger vor des Kaisers Kammer, und setzt dieses zu allen Viertelstunden fort, deswegen er immer nach der Uhr sieht, ob wieder eine verlaufen, bis die Kammerfrau die Thür aufmacht. Alsdann die Kaiserin, so in einem besonderen Bette, nicht weit von des Kaisers Bette, zu schlafen pflegt, schon in ihr Zimmer gegangen ist. Dem Kaiser gibt der Oberstkämmerer ein neues Hemd, das Jener im Bette anzieht, und Dieser geht

ſodann wieder heraus. Wenn nun der Kaiſer ſeinen Schlafrock angezogen, und vor dem, in der Kammer ſtehenden Altar gebetet, geht er in die erſte Retraite heraus, wo an die eilf Perſonen beſchäftigt ſind, ihn anzuziehen. Der Kammerdiener muß ſechs bis ſieben Kleider immer bereit halten, und erwarten, was für eines der Kaiſer herzugeben befiehlt, welcher ſich dann in einen Armſeſſel ſetzt, wo ihm der Oberſtkämmerer die Schlafmütze abnimmt, und einen Haarmantel zum Barbieren umthut. Darauf kommt der Barbier, und kämmt oder barbiert den Kaiſer. Wenn dieſes geſchehen, läßt er ſich von einem Kammerherrn, dem die Kleider von dem Kammerdiener ſtückweiſe auf einem ſilbernen Lavoir gereicht werden müſſen, Hoſen, Strümpfe und Alles anziehen, legt auch keinen Finger ſelbſt an, ausgenommen, wenn er die Beinkleider ſelbſt zuknöpft. Wenn der Kaiſer angekleidet, und ſich bisweilen mit dem Leibarzt beſprochen, geht er in die andere Retraite hinaus, allwo die Miniſter und Cavaliere ihre Aufwartung machen. Wenn eine Kaiſerin im Kindbette liegt, oder der Kaiſer Witwer iſt, ſchläft allezeit der Oberſtkämmerer in deſſen Gemache. Die Kammerdiener wiſſen ſich viel damit, daß ſie allemal vor des Kaiſers Gemache ſchlafen, auch ein Glöckchen über ihrem Kopfe haben, welches der Kaiſer in ſeinem Bette anziehen kann, daß ſie es außen hören, alsdann ſie Macht haben, auch im Schlafrocke in's Schlafgemach zu gehen, z. B. wenn etwa der Kaiſer unpäßlich wäre oder dgl. Die Kammerherren ſchlafen hingegen weit davon in dem ſogenannten Kammerherrnzimmer. Die Kammerdiener und Alle, die mit der Kammer zu thun haben, müſſen allemal einen Eid ſchwören, daß ſie Nichts von dem, was ſie in der Kammer hören oder ſehen, ausſchwatzen wollen. — Der Kaiſer und die regierende Kaiſerin heißen einander Ihre Majeſtät. Die älteſte Erzherzogin wird allezeit die „große Frau" genannt (auch ſogar die älteſte Erzherzogin der regierenden Kaiſerin, Maria Joſepha, obgleich ſie damals nur ſieben Jahre alt war). Jede andere Erzherzogin nennt man, wenn man ſchreibt, redet, Frau Erzherzogin, und die Kammerdienerinnen pflegen zu ſagen: Frau," wenn ſie im Geſpräche ihrer gedenken. — Am erſten pflegt der Kaiſer Mittags öffentliche Tafel zu halten, wobei alle ſches Lied, auf dieſe Zeit ſich ſchickend, von Caſtraten geſungen geſchieht auch am erſten Oſtertage. Die Oeſterreicher wünſch Oſterfeſte ein fröhliches Alleluja. — Im Carneval, wenn kaiſe ſogenanntes Festa di Camera, in maskirter Geſtalt, dahin

kommen, anſtellen und einige fremde Miniſter, oder denen Sie ſonſt gnädig ſind, mit dabei haben wollen, pflegen Sie ihnen ſagen zu laſſen, daß ſie in Mänteln, ohne Masken, dabei erſcheinen und zuſehen mögen, daß heißt ſo viel, als wenn ſie incognito da wären. Wenn der Kaiſer oder die Kaiſerin Medicin nehmen, muß Alles in Galla bei Hof erſcheinen. Die Perſonen, ſo mediciniren, laſſen ſich nicht früher, als des Abends ſehen, da dann à l'honneur de la santé Alles in Parade ſeyn muß. Die vornehmen Damen pflegen auch nach der Operation Abends bei den Gemalinnen der erſten Miniſter zuſammen zu kommen, um ſich darüber zu freuen. — Eine kaiſerliche Hofdame braucht zu ihren Kleidern und Einrichtung wohl an die zehn tauſend Kaiſergulden. Ihr Dienſt iſt ermüdend, denn ſie lebt unordentlich, muß lange ſtehen, und zwar den ganzen Tag in geſchnürten und geſteiften Kleidern, bekommt kalte Speiſen, und geht ſpät zu Bette. Kurz, wenn ſie gleich ſchön und eine Zeitlang dabei iſt, wird ſie von dem unordentlichen Leben unſcheinbar. — Das Amt des Guardadamas iſt, daß er, wenn die Oberſthofmeiſterin der regierenden Kaiſerin ausfährt, ihr die Hand bietet, indem ſie aus der Kutſche ſteigt. — Geht der Kaiſer auch nur aus der Favorita in die Stadt, ſo geſchieht es in vollem Gefolge, unter Trompeten- und Paukenſchall, und in Begleitung der Hatſchiere. Die Glocken werden alle in der Stadt geläutet, beſonders wenn er eine Kirche beſucht, gleich als wenn er lange nicht da geweſen. Auch wenn er in der Stadt iſt und nur eine Kirche in der Vorſtadt beſucht, geſchieht es immer im gewöhnlichen Aufzuge, unter Trompeten und Paukenſchall und Begleitung der Hatſchiere zu Pferde. Beſucht er aber aus der Burg in der Stadt eine Kirche, ſo gehen die Trabanten und Hatſchiere an den beiden Seiten der Kutſche zu Fuße, und hinter dem ganzen Zuge folgt eine Compagnie Musketiere von der Stadtgarde, welche ſo lange im Kloſter, wo der Kaiſer ſpeiſt, Wache hält, bis ſie ihn wieder in die Burg begleitet. Reitet er in der Stadt an den Ort, wohin er will, ſo ſitzen alle Cavaliere mit zu Pferde, welche mit Waldtrappen belegt ſind, wobei der Sattel keine Piſtolen hat.

In der Kleidung iſt der Kaiſer Leopold nicht verſchwenderiſch, jedoch trägt er ſich dem höchſten Stande gemäß prächtig. Die Kleider werden nach beſonderen Gelegenheiten unterſchieden: erſtlich in Hofkleider, die in ordinäre Tracht, in Galla- oder in Trauerkleider zerfallen, und dann in Campagnekleider, wenn er die ſieben bis acht Monate auf den drei Luſthäuſern zubringt.

Ordinär iſt die Tracht ſchwarz, ein ſeidener Mantel bis zur Hälfte der Waden, ein kurzes Wämmschen mit ſehr kurzen Schöſſen, welche kaum bis an die halben Schubſäcke reichen, unter den Knien zugebundene Hoſen, ziemlich große Kniebänder, auch ſind die Schuhe mit dergleichen Schuhroſen geziert, und das Kleid mit dem Mantel mit Spitzen friſirt. Der Degen, welchen er beſtändig, wie den Mantel, trägt, iſt ohne Bügel, der Hut an drei Orten ſeicht aufgeſtülpt, um den ganzen Kopf des Hutes ſteigen Federn empor, welche ſich gegen den Rand des Hutes wieder überſchlagen und ein beſonderes Anſehen machen. An dem Halſe trägt er an einem ſchwarzen Bande das goldene Vließ, welches gewöhnlich nicht anders als ein von Gold formirtes Widderfell iſt, ganz und gar ohne Edelſteine. Die Galla zerfällt in die ſchwarze und goldene. In der ſchwarzen trägt er ſich, wie eben erwähnt worden, nur daß die Kleider etwas prächtiger ausgemacht ſind. Oefter trägt er auch zu einem ſchwarzen Kleide verſchiedene Aermel, roth, grün, blau, golden; dann aber müſſen die Strümpfe von derſelben Farbe, wie die Aermel ſeyn. Sind nämlich die Aermel roth, ſo ſind die Strümpfe auch roth, und die Federn desgleichen. Um den Hals trägt er einen Ueberſchlag von Spitzen, womit die Handkrauſen überein kommen, die aber nicht über die Hände fallen, ſondern gegen die Aermel des Rockes zurück ſtehen. Das goldene Vließ iſt an einem Gallatage, je nachdem die Galla prächtig oder außerordentlich, mit Edelſteinen rings um den goldenen Widder beſetzt, daß es gleichſam vorn ein prächtiges Bruſtſtück macht. Bei der ſogenannten goldenen Galla, in der Alles in goldenen Kleidern erſcheint, trägt auch der Kaiſer einen Habit von lauterem Drap d'or, mit eben ſolchem prächtigen Stoffe gefüttert, über und über mit goldenen Spitzen friſirt, welche an den Mantel bis faſt an die Schultern übereinander geſetzt ſind. Auf dieſe Art trägt ſich nicht nur der Kaiſer, ſondern alle Cavaliere, und das heißt „al Imperiale.“ — Wenn der Kaiſer auf dem Lande iſt, trägt er keinen Mantel-Habit, ſondern ein auf altfranzöſiſche Weiſe gemachtes f[illegible]ges Kleid, welches, ganz weit um den Leib, lange Taſchen, nicht [illegible] Aermel mit runden Aufſchlägen hat, dabei ein langes Wehrg[illegible]chſel, das von Gold oder von Silber nach Art des Kleide[illegible] [illegible]Ueberſchlages ein Halstuch mit einem Edelſtein, hat. Dann dürfen auch alle Ca[illegible] bei ihrer Aufwartung ſonſt nicht,

auch in franzöſiſchen Kleidern ihren Dienſt verrichten. Fügt es ſich, daß der Kaiſer auf dem Lande einen Mantel tragen muß, nämlich wenn er etwa zu Kloſterneuburg das Hochwürdige genießt, trägt er über dieſem franzöſiſchen Kleide einen Mantel mit langen Aermeln, welchen man Brandenburg nennt, und der ordinär braun mit Gold geſtickt iſt. Die Edelknaben tragen auf dem Lande eine beſondere Uniform. Da ſie in der Stadt ſchwarzſammtene Wämmſer mit gelben Schnüren, ſilberfarbene Aermel und ſilberfarbene Hoſen tragen, haben ſie auf dem Lande braune, doch al Imperiale gemachte Kleider, mit goldenen oder ſilbernen Treſſen chamerirt. Der Kaiſer fährt dann in einer Chaiſe, nämlich in einer Kutſche auf Balken geſetzt, und der Kutſcher ſitzt oben auf dem Sitze, während er, wenn der Kaiſer in der Stadt wohnt, auf dem Pferde reiten muß. An Gallatagen wird allezeit den Miniſtern angeſagt, was für ein Galla ſey. Nichts iſt ſo ſubtil, als die Galla in Trauer, welche in verſchiedene Grade eingetheilt iſt. In der tiefen Trauer trägt der Kaiſer ein Wamms bis an die Hüften mit zugemachten engen Aermeln; um den Leib geht eine Schürze bis auf die Erde, daß es einem Schlafpelz nicht unähnlich ſieht. Darüber legt er einen langen Mantel um, und von dem Hute hängt ein Rock bis etwa an die Gürtelſtätte.

Bei der Tafel herrſcht zwar eine ſtandesmäßige Pracht, aber kein Ueberfluß. Speiſ't der Kaiſer Leopold in ſeinen Zimmern und zu Mittag, ſo wird er von lauter Grafen oder Kammerherren bei der Tafel bedient; ſpeiſ't er auf der Kaiſerin Seite, d. i. in den Zimmern der Kaiſerin, oder des Abends, ſo bedienen ihn lauter Gräfinnen und Hofdamen; ſpeiſ't er aber in einem Kloſter, was im Jahre öfter geſchieht, ſo werden die Speiſen von Kammerdienern aufgetragen, wenn es anders in einem Mönchskloſter iſt; denn in einem Nonnenkloſter wird nur die kaiſerliche Familie zugelaſſen. Oeffentlich ſpeiſ't er des Jahres ſehr ſelten, und nur an hohen Feſttagen; doch wird keinem Anſtändigen verwehrt, ihn ſpeiſen zu ſehen, beſonders wenn er auf der Kaiſerin Seite ſpeiſ't. Auf dieſer Seite wird auch manchesmal Reichsfürſten erlaubt, mit dem Kaiſer zu ſpeiſen, was auf des Kaiſers Seite ſelbſt Kurfürſten nicht vergönnt iſt, es ſey denn im Felde. Ordentlich aber ſpeiſen alle kaiſerlichen Kinder mit ihm, und wenn ein Prinz vom Geblüte kommt, [illegible] dieſe Ehre vergönnt, doch nicht als Fürſten, ſondern als —

Die Kaiſerin pflegt öfters in ihrer Küche dem Kaiſer mit [illegible] Gerichte zu bereiten, die ganz beſonders nach

dessen Geschmacke sind. Der Kaiser trinkt meistens nur fünfmal bei Tische, anfangs pures Wasser, dann puren Wein*).

Die Jagd gehörte zu den vorzüglichsten Belustigungen des Hofes. Unter Leopold I. waren bei der kaiserlichen Falknerei vier und zwanzig Personen angestellt, deren Gehalt sich auf 13,665 Gulden belief; unter Karl VI., im Jahre 1731, betrug die Zahl der Angestellten neun und vierzig, und zwar: ein Obersthoffalkenmeister; ein Hoffalknereiamts-Secretarius; vier Falkenmeister; zwei Ausponknechte zu Larenburg; sechs Knechte bei der Raigerpartei; drei Knechte bei der Krähenpartei; vier Knechte bei der Millanpartei; vier Knechte bei der Revierpartei; zwei Raigerwärter zu Larenburg und Neustadt, sammt zwei Jungen; zehn Falknerjungen, so die Vögelkästen zu tragen hatten; ein Hetzer; zwei Hundsjungen, welche die Wind- und Wachtelhunde führen mußten; sieben Provisoner.

Unter Karl VI. war auch die Lust am Scheibenschießen am höchsten gestiegen. Außer der bürgerlichen Schießstätte, die vom Hof und Adel besucht wurde, bestand noch eine kaiserliche in der Favorita, zu welcher nur der Adel des ersten Ranges Zutritt erhielt. Da gab es jährlich eine große Reihe von Gesellschaftsschießen, und die betreffenden Statuten erschienen wiederholt im Drucke. Ueber Befolgung der letzteren wurde streng gewacht, und so war verordnet: „wofern einer oder der andere unter den Herren Schützen dieser aufgerichteten Ordnung, nach verwirkter Strafe, nicht pariren, und zu derselben Beschimpfung den Schützenmeistern sich widersetzen würde, soll er Ihrer kaiserlich- und königlich-katholischen Majestät zur gebührenden Strafe angezeigt und namhaft gemacht werden.“ Ein solches Kränzelschießen, welches der Geheimrath und Oberstlhofmarschall Fürst Adam Prinz von Schwarzenberg, und der Geheimrath und Kämmerer Volkra, 1719 in der Favorita veranstalteten, und welchem auch der Kaiser Karl beiwohnte, war folgendermaßen ausgestattet. Auf beiden Rennscheiben war in der Mitte eine Kasteluhr auf einem kleinen Tischlein stehend; das dunkle Zifferblatt formirte das ordinäre große Schwarze. Die Ueberschrift lautete: Omnia tempus habet. Beide Stechscheiben repräsentirten linker Hand den geschlossenen römischen Tempel des Friedens; vor demselben auf einer freien Säule stand der Kopf des Janus, als Centrum dienend, und mit der Ueberschrift: Au-

*) Austria 1844, S. 82 u. f.

gusti tempora. In beiden Kranzſcheiben war das Alterthum in Geſtalt eines grauen Mannes mit einem Lorbeerkranze in der rechten Hand zum Centrum, mit der Ueberſchrift: Redeunt felicia regna. Die Ritterſcheibe, eine alte römiſche Figur, auf einem Handpferd ganz flüchtig reitend, hatte die Ueberſchrift: Non unum regit. Die ſechzehn gewöhnlichen Eſtandarten oder Fahnen waren von Blumen und ſonnenfarbigem Doubinet zuſammen geſetzt, auf welchen durchgehends das fürſtlich ſchwarzenbergiſche und gräflich volkraiſche Wappen gemalt waren. Dieſe waren eben ſo auf den verſilberten Krönlein eingeſtochen, und die Stangen zierverſilbert. Die fünfte Hauptfahne war um und um mit ſilbernen Franſen reichlich eingefaßt, und von den anderen unterſchieden. Die Beutel, welche nach den Fahnen als Preiſe vertheilt wurden, waren von genanntem ſonnenfarbigen Doubinet und mit Geſperren verſehen, und auf beiden Seiten ſtanden die Namensbuchſtaben der beiden Beſtgeber, mit Silber geſtickt.

Die Vorliebe für die Tonkunſt, welche den Kaiſern aus dem habsburgiſchen Hauſe eigen war, veranlaßte auch eine ſtäte Vermehrung der muſikaliſchen Kapelle. Unter Rudolf II. waren ſieben und fünfzig, unter Ferdinand II. ſieben und ſiebzig, unter Joſeph I. hundert neun Hofmuſiker angeſtellt geweſen; unter Karl VI. ſtieg ihre Zahl auf hundert ſieben und vierzig, nämlich: ein Hofkapellmeiſter (Johann Joſeph Fux), ein Vicekapellmeiſter (Anton Caldara), fünf Compoſitoren, acht Sängerinnen, ſechs Sopraniſten, neun Altiſten, ſechs Tenoriſten, neun Baſſiſten, ſechs Organiſten, ein Thiorbiſt, ein Cymbaliſt, zwanzig Violiniſten, ein Balletgeiger, ein Gambiſt, ſechs Violoncelliſten, vier Violoniſten, zwei Cornetiſten, vier Poſauniſten, vier Fagotiſten, ſechs Hautboiſten, ein Jägerborniſt, zwei Concertdispenſatoren, ſechs Muſici Jubilati, vier Penſioniſten, dreizehn muſikaliſche Trompeter, zwei Heerpauker, neun Scholaren, zwei Copiſten, zwei Inſtrumentendiener, drei Orgel- und zwei Lautenmacher.

Ferdinand's III. Witwe, die Kaiſerin Eleonore, ward die Stifterin zweier weiblichen Orden. Im Jahre 1662 ſtiftete ſie einen „Orden der Sklavinnen der Tugend.“ Die Zahl der Ordensdamen war nur auf dreißig beſtimmt, welche ſämmtlich aus großen Familien und von tadelfreiem Wandel ſeyn mußten. Das Ordenszeichen, welches an einem ſchwarzen Bande am linken Arme getragen wurde, beſtand aus einer emaillirten, mit goldenen Feſſeln umgebenen. Ueber dieſem Sinnbilde der Tugend ſtand: Sola ubique trium-

phat. Die Mitglieder hießen Damen-Sklavinnen, und mußten den Orden ſtets, bei hundert Thaler Strafe, tragen. Ein beſonderes Ordenskleid, nebſt Kette, trug man nur an hohen Feſttagen, beſtimmt aber allemal am Stiftungstage des Ordens, an welchem man, ohne ſolchen Schmuck, vor der Ordensmeiſterin nicht erſcheinen durfte. Bei Todesfällen wurde die Kette dem Orden zurück-, das Zeichen am Arme aber mit in den Sarg gegeben. Die Ertheilung des Ordens geſchah in den Gemächern der Kaiſerin. Die Ordensregeln waren: erſtens, man ſoll im Unglücke niemals das Herz ſinken laſſen, noch ſich im Glücke allzu übermäßig erfreuen; ſich in keinem Zufalle verlieren, und nach Anweiſung der Vernunft ſich allezeit bequemen; zweitens, man ſoll ſich in äußerlichen Geberden allezeit, wie es einem edlen Gemüthe wohl anſteht, und ſeinem Stande gemäß verhalten; drittens, man ſoll im Geſpräche Acht haben auf den Inhalt, wovon man redet, auf Ort, Zeit und Perſonen.

Als am 2. Februar 1668 in der kaiſerlichen Burg Feuer ausbrach, wurden vor allen die Gemächer der Kaiſerin Mutter, Eleonore, von den Flammen ergriffen und zerſtört. Unter den bei dieſer Gelegenheit zu Grunde gegangenen Koſtbarkeiten befand ſich auch ein kleines Crucifix, welches ſchon Maximilian I. beſonders geehrt und immer bei ſich getragen hatte, und das von je her als ein ſeltenes Kleinod des Hauſes betrachtet wurde. Die Kaiſerin beklagte dieſen Verluſt auf das Lebhafteſte; da fand ſich aber nach fünf Tagen, bei Wegräumung des Schuttes, das Crucifix ganz unverſehrt, und dieſes Ereigniß beſtimmte die fromme Fürſtin zur Gründung des noch jetzt beſtehenden hochadelichen „Sternkreuz-Ordens.“ Nachdem ſie die Bewilligung des Papſtes und des Biſchofs von Wien eingeholt, und die Beiſtimmung ihres Sohnes Kaiſer Leopold's I. erlangt hatte, ſtellte ſie am 18. September 1668 die Stiftungsurkunde aus, mit Angabe des Zweckes, nämlich der Aufrichtung einer „Verſammlung, ſowohl an großem Herkommen, als auch an Frömmigkeit hochanſehnlicher, adelicher Frauenzimmer, welche ein geweihtes Kreuz, ſo ihnen mit gewöhnlichen Ceremonien und Gebrauch in dero Einverleibung öffentlich dargereicht, an ihrer Bruſt trügen, und hierron Crociere, oder Frauen vom Sternkreuz genannt, ſich unterſchiedlicher Uebungen gottſeliger, chriſtlicher Andacht zu Ehren des heiligen Kreuzes, nach Ausweiſung ihrer, ihnen vorgeſchriebenen Regel und Satzungen befleißen.“

Die Putzſucht war in dieſem Zeitraume bei Alt und Jung ſo hoch [illegible] in's Raffinirte gediehen, daß von den Kan-

zeln oft und heftig dagegen geeifert wurde. Die frommen Eiferer gingen dabei ganz auf das Einzelne ein, und aus ihren Reden laſſen ſich manche Details der damaligen Mode erkennen. „Ich ſehe" — heißt es in der Predigt eines Prager Domherrn von 1697 — „ein altes, ausgemerkeltes, erblichenes, runzliges und augentriefendes Mütterlein; das läßt ſich herzubringen von ihren Menſchern ihren Schmuck und einen überaus ſchönen Aufputz, läßt ſich damit zieren, läßt ſich falſche Haare wohl gekrauſt, voll mit Puder, anbinden, ſchwarze Flecklein, ausgeſchnittene Figuren, in dem Geſichte hin und her aufkleben, leget an prächtige Kleider, zieht an wohlriechende Handſchuhe, geſtickte Schuhe u. ſ. w." — „Nun herbei, ihr adelichen jungen und ſchönen Frauenzimmer mit euren prächtigen Kleidern; richtet in Ordnung eure Krauſen, und von wohlriechendem Puder erfüllten Haare, zwiſchen welchen die köſtlichen Edelſteine heraus glänzen und ſpielen; laßt eure alabaſterne Stirne, eure purpurfarben Roſen auf den Wangen blinken, ſpielt mit euren kryſtallglänzenden Augen, leget aus eure elfenbeinenen Zähne zwiſchen den korallenen Lefzen, behängt auch mit Gold und koſtbaren Edelſteinen, laßt hervor blicken eure Fontaſchen (Fontangen) auf dem Haupte. — Kommt auch her, ihr jungen, ſchönen und adelichen Cavaliere, mit euren neuen Moden, goldgeſtickten Kleidern, gekrauſten Paroken (Perrücken), in gold- und ſammtenen Wagen, mit vielen Dienern umgeben; erzeiget eure ſchöne Zierde und Leibesgeſtalt" ꝛc. In ähnlicher, noch derberer Weiſe, heißt es in einer Predigt von 1687: „Seht nur an das Putzweſen, Thun und Schmücken der Weiber! Seht, wie ſie ihre Haare bleichen, hängen den Schädel über einen Gang in die Sonne, waſchen ſich mit ſonderlicher zugerichteter Lauge, ſchmieren, ſchmücken und ſtreichen mit dieſem und jenem Wäſſerlein, mit dieſem und dem ſpaniſchen Kleiſterwerk. Eine will klar und weiß ſeyn, die andere glühend und roth, und machen's oft ſo grob, daß man das Geſchmiere hinter den Ohren kleben ſieht, oder der Safran in den Haaren klebt. Des Spiegels können ſie gar nicht entbehren, und ſtehen ſtets vor demſelben. So tragen ſie auch die Spiegel nicht nur täglich in den Beuteln, ſondern auch auf ihren Nähekiſſen. Ja Spiegel haben ſie ſogar in den Büchern, die ſie mit in die Kirche nehmen; wenn man nun meint, ſie ſind andächtig und leſen in den Büchern, ſo ſchauen ſie ſich und andere in dem Spiegel. Eine Schande iſt es mit den großen, ungeheuren Ochſenköpfen und großen Zöpfen von gelben Haaren, die ſie um die Köpfe herum legen, wie

große Waſch-Pläuel, daß man Pferde darauf tummeln möchte. Auch will es bei uns Deutſchen aufkommen, daß an Weibsperſonen große Ueppigkeit ſich erzeigt in dem ſchändlichen Erblößen; das geſchieht nun beſonders von den Mädchen. So machen es aber auch heutiges Tages die männerſüchtigen Weibsſtücke, ehe ſie noch von einem Freier oder Bräutigam wiſſen, ranzen und laufen, und bieten ſich gleichſam ſelbſt zum Kauf an. Das kommt auch daher, daß viele in ſolche Komödien gehen, wie welche jetzt agirt werden." Eben ſolche ſtrafende Worte erſchollen von den Kanzeln auch gegen das übermäßige Tanzen.

Der Stand der Bildung war im Allgemeinen noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe, und ſelbſt die beſſeren Stände mit einem kindiſchen Aberglauben behaftet. In Ungarn ließen ſelbſt Gerichtsbehörden ſich durch den Glauben an Vampyre — Todte, welche des Nachts ihr Grab verlaſſen und Lebenden das Blut ausſaugen — ängſtigen. In Krumau wurde 1707 ein Mann peinlich vernommen, der in Leipzig einen Spiritus familiaris (in ein Gefäß verſchloſſenen dienſtbaren Geiſt) gekauft haben ſollte. Bei dem Gerichte Lienz und Heimfels in Tirol wurde (1679—1680) ein merkwürdiger Hexenprozeß wider Emerenziana Pichler und deren vier Kinder geführt. Auf die Ausſage eines wegen Giftmord und Zauberei nachmals verbrannten Mannes wurde die Pichler eingezogen, läugnete Anfangs ſtandhaft jede Schuld, bis die Schrauben der Tortur ihr nach und nach die grauſig-abenteuerlichſten Geſtändniſſe erpreßten. So bekannte ſie, durch ausgeſtreutes Queckſilber Leute und Thiere krumm gemacht, auch gezaubert und Wetter mit Donner und Schauer hervor gebracht zu haben. Sie ſey auch als Hexe auf einem, unter dem Zauberſpruche: „Obenaus und nirgendsan," mit einer eigenen Salbe beſchmierten Stäbchen, über die Berge in die Reichenau bei Lienz gefahren, habe mit Anderen Wetter gemacht, getanzt, gegeſſen und Wein getrunken, wobei Katzen ſervirten. Beim Tanze hätten Teufel Muſik gemacht; der Böſe ſey dabei in wechſelnden Geſtalten erſchienen, habe aber ſeine Pferdefüße nie verbergen können. Einer von ihren Geſellen habe hierbei auch eine heilige Hoſtie gebracht, und ſelbe mit Meſſern durchſtochen, geſchlagen und mit Füßen getreten. Sie bekannte, einigen in der Hexengeſellſchaft verübten Ermordungen ganz kleiner Kinder beigewohnt zu haben, deren Leiber verbrannt, und die Aſche von den Mördern zu, ihr unbekannten, Zwecken aufbewahrt worden ſey; ſelbſt einiger Verbrechensacte wider noch Ungeborene klagte ſie ſich an. So oft ſie widerrufen wollte, kam die Tortur ihrer Con-

sequenz zu Hilfe, und durch immer neue Qualen mürbe gemacht, gab sie ihrer leiblichen Mutter Hexerei Schuld, und gestand endlich die förmliche Verschreibung ihrer eigenen Kinder an den Bösen mit deren eigenem Blute zu. Die unglücklichen Kinder, durch Vorzeigung der Folterwerkzeuge geschreckt, bekannten ebenfalls ihr unfreiwilliges Begleiten der Mutter auf die Hexentänze. Der Prozeß endete damit, daß, nach geschöpftem und von der oberösterreichischen Regierung im Wesentlichen bestätigten Urtheile, die Pichler erdrosselt, die beiden älteren Kinder enthauptet, die Leichen Aller verbrannt wurden. Die zwei jüngsten Kinder mußten der Execution beiwohnen, und kamen mit Ruthenstreichen davon *).

Salzburg verbrannte 1679 sieben und neunzig Zauberer, welche, einem damals erschienenen Berichte zufolge, das einstimmige Bekenntniß abgelegt haben sollen, daß sie alle Heiligen verläugneten, sich verpflichteten, keine guten Werke in oder außer der Kirche zu thun, ohne vorher gegangene Ohrenbeichte zum Abendmahl gingen, und die Hostie verunehrten, aus welcher jedoch, wenn man sie durchsteche, häufiges Blut heraus laufe **).

Auch in Ungarn dampften die Scheiterhaufen steißig. Zu Szegedin wurden 1728 sechs Hexenmeister, darunter der gewesene Stadtrichter, ein achtzigjähriger Greis, und sieben Hexen auf dem Scheiterhaufen an der Theiß lebendig verbrannt. Man wendete dabei die Probe mit der Wage an: eine jener Hingerichteten, eine große und starke Frau, sollte ein Gewicht von anderthalb Quentlein (!) nicht überstiegen haben ***). Eilf Jahre später (1739) wurden um Arad und um Gyula herum, die Hexen noch der Wasserprobe unterworfen, und wenn sie obenauf schwammen, hingerichtet †).

Die den Hexenprozeß betreffenden Paragraphen der peinlichen Gerichtsordnung Joseph's I. für Böhmen, Mähren und Schlesien, athmen, wie aufgeklärt und mild auch im Uebrigen jener Monarch dachte, doch noch so ziemlich den Geist des Hexenhammers ††). „Die Zauberei," lesen wir dort —

*) Pfaundler: Ueber die Hexenprozesse des Mittelalters, mit spezieller Beziehung auf Tirol (Innsbruck, 1843); S. 32 u. f.

**) S. des Salzburger Advocaten Koller Observationes magicae bei Hauber Bibl. mag. Th. III., S. 306.

***) Horst's Zauberbibliothek (Mainz, 1821—1826), Bd. VI., S. 134.

†) Fessler, Bd. X., S. 271.

††) Der Römischen Kayserl. ꝛc. Majestät Josephi des Ersten Neue Peinliche Halsordnung, vor das Königreich Böheim, Marggrafthumb Mähren, und Hertzogthum Schlesien (Freiburg, 1711; publicirt den 16. Juli 1707), Art. XIII. u. f.

(worunter auch Wahrsagen, Aberglauben, Topfeingraben, Schlösser an Bäume verschließen, solche in Brunnen oder Wasser werfen, Schüssen, Knipfen ꝛc. gezogen werden) — „ist eine mit ausdrücklich oder heimlich bedungener Hilfe des Teufels begangene Unthat. — Auf wahrhafte Zauberei, sie geschehe mit ausdrücklich oder verstandener Verbündnuß gegen den bösen Feind, dadurch denen Leuten, Viehe oder Früchten der Erde Schaden zugefügt wird, oder auf diejenige, welche neben Verlaugnung des christlichen Glaubens sich dem bösen Feind ergeben, mit demselben umgegangen ꝛc., wenn sie auch sonsten durch Zauberei Niemand Schaden zugefügt hätten, gehört die Straf des Feuers, obschon solche, aus erheblichen Ursachen, und wenn Inquisitus oder Inquisita dazu gekommen, jung an Jahren, einfältig, in der Wahrheit bußfertig, oder der Schaden nicht so groß, mit vorher gehender Enthauptung gelindert, und nur der Körper verbrannt werden kann; hingegen die Wahrsager, abergläubische Seegen-Sprecher und Bock-Reiter, welche ohne ausdrückliche Verbündnuß mit dem bösen Feinde dieses verüben, mögen, nach Erheblichkeit des Verbrechens, zum Schwert, jedoch nicht ohne Unterschied, sondern nur wann solches durch des bösen Feindes Hülf wissentlich beschehete, sondern aber zu einer Extra-Ordinari Straf verurtheilet, oder wann der Schaden und Umstände nicht gar groß, nach abgelegtem Eid und öffentlicher Absagung, derlei Unthaten nicht mehr zu verüben, mit einem ganzen oder halben Schilling belegt, und zugleich des Landes auf ewig verwiesen, oder, falls sie unterthänig wären, oder andere wichtige Ursachen solches erforderten, mit einem, zwei- auch dreijährigen opere publico, und eben also diejenigen, welche sich bei derlei bösen und so bekannten Leuten Raths erhoben, bestraft werden. Und obgleich in vollständiger Zauberei, wegen Größe des Lasters kein lindernder Umstand kann erfunden werden, so seynd doch genugsame Ursachen, warum die Strafe zu verschärfen seye, besonders wofern zu der Zauberei annoch eine gotteslästerliche That, als Mißbrauch heiliger Hostie, oder anderer Gott geheiligten Sachen zugesetzet wird." In manchen Punkten zeigt sich in diesen Vorschriften gleichwohl eine größere Mäßigung und Vorsicht; namentlich wird angeordnet: „auf die Aussagung der Complicum allein, sie seye beschaffen, wie sie immer wolle, wegen so vielfältig unterlassenen Betrugs, und durch List des Satans angespunnenen Unwahrheit, nicht alsogleich weder die Tortur vorzunehmen, weder zur Strafe zu schreiten." — Erst der Weisheit und Milde einer Maria Theresia war es vorbehalten,

den letzten Rest jener unseligen Verblendung des Gesetzes auf immer zu verbannen.

Wie in den Hexenprozessen, so pflegten auch in anderen Dingen, z. B. gegenüber den Juden, Habgier und Eigennutz mit Aberglauben und Vorurtheil gemeinschaftliche Sache zu machen. Das Schicksal der Juden blieb immerdar ein schwankendes: aller Augenblicke mußten sie der Ausweisung gewärtig seyn, die oft auch wirklich bei den geringsten Anlässen gegen sie ausgesprochen, dann bisweilen auf bestimmte oder unbestimmte Zeit vertagt, in schlimmen Fällen aber wohl auch schleunig und ohne Schonung vollzogen wurde. Mancherlei Gründe wirkten zu dieser Härte bei. Dahin gehörte unter anderen die aufgeregte Stimmung der Städte, welche unablässig auf Entfernung der Juden drangen; der Neid ob ihres Reichthumes und die Eifersucht auf ihre glücklichen Geschäftsunternehmungen, auch wohl die Erbitterung über drückenden Wucher, den sich Manche von ihnen erlaubten. Gräuliche Verbrechen wurden ihnen schuld gegeben; sie sollten im verrätherischen Einvernehmen mit den Türken stehen, christliche Kinder stehlen oder von armen Eltern an sich kaufen, um sie zu beschneiden und zu Juden zu erziehen u. s. w. Die ungarischen Protestanten beriefen sich in ihren Supplíken darauf, daß man mit den Feinden Christi erträglicher, als mit ihnen, verführe, und Jenen in Wien selbst freien und sicheren Aufenthalt und eine Synagoge verstattete, worin doch so viele Lästerungen gegen den Heiland ausgestoßen würden; auch führte der Bischof von Neustadt dem Kaiser in einer Predigt zu Gemüthe, welche Frevel von den Juden begangen, wie von ihnen unterschiedliche Christen heimlich ermordet, und allerlei Diebereien getrieben würden, wie in dem Schweden- und Türkenkriege viele feindliche Offiziere und Soldaten sich in jüdischer Kleidung in die Stadt prakticirt hätten ꝛc. Kurz, was nur Vorurtheil, Leichtgläubigkeit oder Haß ihnen nachsagte, versuchte jetzt als Beweis aufzutreten. Dazu kam, daß Kaiser Leopold's erste Gemahlin, Margaretha Theresia, den Juden von Spanien her sehr abgeneigt war. Alle diese Anlässe schlugen endlich zum höchsten Nachtheile der Juden aus. Am 4. Februar 1670 wurde unter Trompetenschall ausgerufen: daß alle Juden aus Wien weichen und keiner bei Leib- und Lebensstrafe sich am Abend Corporis Christi allda blicken lassen sollte. Kein Hinweisen auf Freibriefe und Verdienste, keine Bitten und Versprechungen halfen; selbst der Weg der Bestechung, auf welchem die Juden schon manchmal

ihren Aufenthalt gefristet, blieb diesmal verschlossen. An vierzehn hundert Köpfe stark, mußten sie Wien verlassen; ihre zwei Synagogen wurden zu Kirchen, dem h. Landespatron Leopold und der h. Margaretha, eingeweiht. Die harte Maßregel kam jedoch bald wieder in Vergessenheit; denn schon im Jahre 1677 wurden Samuel Oppenheimer und Samson Wertheimer als Hoffactoren angenommen, und 1697 bildeten die Juden bereits wieder eine kleine Gemeinde.

Keine Kunst nahm unter Karl VI. einen so außerordentlichen Aufschwung, als die Baukunst, und kein deutscher Kaiser hat so viele, großartige und bewundernswürdige Baue vollführt, als er. Wiens schönste architektonische Denkmale rühren von ihm her, und fast bei jedem derselben gesellt sich ein erhabener Zweck zu der Vollendung der Ausführung. Zwar ist bei den meisten derselben, im Geschmacke der Zeit, der schon ausgeartete italienisch-französische (Rococo-) Baustyl vorherrschend; doch hat derselbe sich nicht solchen Ueberladungen, so willkührlichen Unterbrechungen der geraden Linie gefügt, wie an anderen Orten, und mitten durch manche Verschnörkelung blickt der alte, edlere Geist der Renaissance (wieder aufgenommenen Antike). Unter den Kunstwerken, womit Karl seine Residenz schmückte, nehmen die kaiserliche Hofbibliothek, der mit dem Namen der Reichskanzlei belegte Flügel der k. k. Hofburg, die kaiserliche Reitschule, die Karlskirche, das Zeughaus, die Favorita (das Theresianum), die kaiserlichen Stallungen, mehre Kasernen und einige Denksäulen und Springbrunnen auf den Hauptplätzen, den ersten Rang ein. Dieser Geist, der von oben ausging, [illegible] in den übrigen Kreisen fort. In den österreichischen Ab[illegible] [illegible] dem Willen auch die Mittel zur Seite standen, [illegible] allgemeine Lust zu herrlichen [illegible]. Der Propst von Kloster[illegible] das Escurial überbieten [illegible] von Göttweih, Gottfried [illegible] wie man sagt, seine Ab[illegible] um sie pra[illegible]

[illegible] Baukunst zugleich wuchs [illegible] [illegible]hende S[illegible] [illegible] Schon im sechzehnten J[illegible] [illegible]tte in O[illegible] [illegible] Pflanzen und Blumen derge[illegible] [illegible] vor allen Fenstern im Inn[illegible] [illegible] häufig Pflanzen des [illegible]

Oriente begünstigten diese Neigung. Mehre österreichische Botschafter hielten sich Jahre lang in Konstantinopel auf, und sammelten dort, nebst Handschriften, Münzen ꝛc. — auch Pflanzen. Dadurch kam, vor allen anderen Städten des christlichen Europa, Wien in den Besitz der herrlichsten Zwiebelgewächse Asiens, und Liebhaberei und Ehrgeiz wetteiferten, hierin das Schönste, Neueste und Seltenste zur Schau zu tragen. Allmälig entstanden auch auf den Gründen der jetzigen Wiener Vorstädte Gärten; doch erst unter Leopold I. nahm diese Neigung unwiderstehlich überhand, und nun folgten nach allen Richtungen Anlagen auf Anlagen, so daß man im Jahre 1725 allein innerhalb der Linien Wiens nicht weniger als siebzehn hundert vier und fünfzig Gärten zählte, jene ungerechnet, welche Klostergebäuden zur Einfassung dienten. Die Technik solcher Anlagen gestaltete sich überdies so systematisch, daß für die Garteninspectoren eigene umständliche Instructionen gegeben wurden *).

Die begeisterte Liebe Karl's VI. zu den Wissenschaften, und wie viel Hohes und Schönes er und seine Vorgänger dadurch theils unmittelbar, theils mittelbar gewirkt, ist schon an seinem Orte erwähnt worden. Tiefer einzugehen, mangelt hier der Raum. Kaiser Leopold I. berief auch den berühmten Abraham a Sancta Clara (mit seinem Familiennamen Ulrich Megerle geheißen, geb. 1642 zu Krähenheimstetten bei Möskirch in Schwaben, gest. 1709 in Wien) zum kaiserlichen Hofprediger. Noch jetzt, wo manche Zeitbeziehungen in den Hintergrund getreten, fesselt uns Pater Abraham's blühende, Bilder und Gedanken sprudelnde Sprache, erheitert uns sein in kecken Absprüngen unermüdlicher Witz und Humor, ergreift uns der tiefe Sinn, der hinter oft profanen Wendungen liegt, nimmt uns seine Gewalt über die damals noch so ungelenke deutsche Sprache Wunder, die ihn die Originalität seines Wesens in den eigenthümlichsten und kühnsten Redeformen, in den gewagtesten, aber meist gelungenen Wortspielen ausströmen läßt. — Karl's VI. italienische Hofdichter, Apostolo Zeno und Metastasio, lenkten zwar durch ihre Art und Weise theilweis von den classischen Mustern ihres Vaterlandes ab, vermehrten aber doch das poetische Drängen und Leben der Zeit; des Letzteren Opern waren Muster einer lyrisch-gefälligen Fassung der Sprache, und dienten zugleich ausgezeichneten Musikern als

*) S. 82.

Texte, so daß die in Wien damals dargestellten Opern sich zu vorher nie gesehenen Meisterstücken erheben konnten. Zum Historiographen wählte Karl den gefeierten Muratori, Geschichtschreiber des Hauses Este, und Herausgeber herrlicher Quellen. Des Kaisers Räthe und Vertraute theilten seine Neigung, und dem großen Eugen — welcher in Wien die erste, vollständige, geschmackvolle Bibliothek errichtete, kostbare Handschriften, Kupferstiche, Münzen und Antiken sammelte, herrliche Gebäude, unter ihnen das großartige Belvedere, aufführte — ward in dem Tumult der Schlachten der Sinn für die edelsten Kinder des Friedens, Kunst und Wissenschaft, nicht untreu. Der Staatskanzler Sinzendorf erschien auf keinem Congresse, ohne einige österreichische Gelehrte und Künstler bei sich zu haben. Die Herzogin von Pignatelli-Belriguardo, vermält an den „spanischen Althann," war eine der größten Beförderinnen der Künste, namentlich der Dichtkunst und Malerei.

Alles zusammen genommen zeigt sich, bei manchem, von der Vergangenheit angeerbten Reste, doch ein fruchtreiches Ringen und Entfalten in dieser Periode, wodurch dieselbe sich zur entscheidenden lezten Phase des Uebergangs vom Mittelalter zur neuen und neuesten Zeit gestaltet.

DL
38
M4
v.(
pt

Stanford University Libraries
3 6105 013 891 580

Stanford University Librarie
Stanford, California

Return this book on or before date due.